

Zhidong Yang (Hg.)

朱白芷

# Klara Blum

Kommentierte Auswahl edition



böhlauWien

Klara Blum wurde 1904 als Tochter jüdischer Eltern in Czernowitz geboren. Sie wuchs in Wien auf, wo sie bis 1934 journalistisch und literarisch tätig war. Mit dem Gedicht „Ballade vom Gehorsam“ gewann sie den Literaturpreis der „Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller“, eine zweimonatige Studienreise in die Sowjetunion. Aus zwei Monaten wurden elf Jahre. In Moskau lernte sie den chinesischen Kommunisten und Theaterregisseur Zhu Xiangcheng kennen. Als dieser spurlos verschwand, vermutete sie, daß er von der kommunistischen Partei nach China zurückberufen worden sei. Um ihn zu finden, schlug sie sich durch die halbe Welt durch, bis nach Shanghai, seine Heimatstadt. Aus der Dichterin Klara Blum wurde in China die Professorin Zhu Bailan. Mehr als 30 Jahre suchte sie unbeirrbar und hartnäckig nach ihrem verschollenen Geliebten, doch dieser war bereits 1943 in einem sibirischen Lager gestorben. Vier Kulturen sind in der Biographie und in den Werken Klara Blums vereinigt. Das Geflecht des Jüdischen, des Alt-Österreichischen, des Sowjetischen und des Chinesischen kreuzen einander. Drei ideologische Perspektiven treffen hier zusammen: die zionistische, die sozialistische und die feministische. In ihren vielfältigen literarischen Arbeiten reflektiert sie das galizische Stetl mit seinen Märchen und Mythen, das Rote Wien der 20er und beginnenden 30er Jahre, Moskau während des Zweiten Weltkriegs sowie die kommunistische Machtübernahme in China. Die einzigartigen Erfahrungen, die sie als Europäerin im Reich der Mitte machte, sind in Blums Roman „Der Hirte und die Weberin“ dokumentiert.





Zhidong Yang (Hg.)

# Klara Blum

Kommentierte  
Auswahledition

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · WEIMAR

Gedruckt mit Unterstützung durch den  
Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Umschlaggestaltung: Andreas Burghardt

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Der Titeldatensatz für diese Publikation ist bei  
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-205-99152-4

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte,  
insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von  
Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder  
ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet  
und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben,  
auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2001 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H und Co. KG,  
Wien · Köln · Weimar  
<http://www.boehlau.at>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier.

Druck: Obersteirische Druckerei, A-8700 Leoben

# Inhalt

Vorbemerkung .....	II
Hinweis .....	12
Einleitung .....	13

## Roman

### Der Hirte und die Weberin

I. TEIL	
Der Träumer von Schanghai .....	31
II. TEIL	
Ein Splitter Glück .....	69
III. TEIL	
Zwei Sternbilder führen Tagebuch .....	97
IV. TEIL	
Die Leuchtende Wolke .....	147
V. TEIL	
Die Achtbaren Hundert Namen .....	181

## Kommentare zum Roman

I. Teil: Der Träumer von Schanghai .....	225
II. Teil: Ein Splitter Glück .....	244
III. Teil: Zwei Sternbilder führen Tagebuch .....	253
IV. Teil: Die leuchtende Wolke .....	269
V. Teil: Die Achtbaren Hundert Namen .....	276

Lyrik

Venezianische Sonette .....	283
Mädchen im Büro .....	285
Ein Arbeiterjunge liest Romane .....	286
Ein Arbeiter lernt .....	288
Die Ballade vom Gehorsam .....	289
Mutter .....	292
Czernowitzer Ghetto .....	294
Der Wunderrabbi von Sadagura .....	298
Der Erntekranz .....	299
Das Nationale Lied .....	301
Ringstraßencafé .....	303
Melodie der Feigheit .....	304
Erst recht! .....	306
Mit meinem Trotz .....	308
Stummer Abschied .....	315
Nju-Lang .....	316
Brief nach Schen-Si .....	317
Melodie der Zuversicht .....	318
Der schönste Tod .....	320
Meister und Narr .....	322
Zwei Dichter .....	324
Der Dichter und der Krieg .....	327
Professor Knöpfelmacher .....	328
Verstummte Melodie .....	330
Die Hungerdoina .....	331
Herkunft .....	333
An einen jungen deutschen Soldaten .....	334
Der Tod Stefan Zweigs .....	335
Grimmiger Lebensbericht .....	337
Liebesgedicht an einen alten Mann .....	339

## Inhalt

### Epik

Warum ich meine Braut nicht bekommen habe .....	343
Kol Nidre .....	348
Die seidenen Zures .....	354
Wassilka, die Bäuerin .....	357
Chanukahlichter und Klassenbewußtsein .....	361
Judenszene .....	363
Herrendämmerung .....	366
Das Lied von Hongkong .....	371

### Publizistik

Was erwarte ich vom Leben? .....	435
Die Tochter Zions .....	437
Die Frauen und die bürgerliche Revolution .....	440
Sozialismus und Persönlichkeit .....	443
Artur Schnitzler, ein Pionier des Frauenrechtes .....	446
Schulbuben von heute .....	448
Frauen des Ostens: Fünf rumänische Photographien .....	451
Es war einmal eine Salondame ... ..	454
Auf jüdischer Erde .....	457
Stefan Zweigs unbekannte Leser .....	462
Der Chinese und die Wirklichkeit .....	465
Der Tod einer Negerin .....	469

### Nachdichtungen

#### Chinesisch

Ai Tssjin (Ai Qing): Aus dem Poem „Zur Sonne“ .....	473
Das Lied Mulan .....	475
Li Dji: Wang Gue und Li Hsiang-hsiang (Auszug) .....	478

## Inhalt

### Ukrainisch

Taras Schewtschenko: Katherina . . . . . 481

### Russisch

Konstantin Simonow: Wart auf mich . . . . . 487

Konstantin Simonow: Drei Brüder . . . . . 489

Semjon Gudsenko: Wir sind erst zwanzig Jahre alt . . . . . 490

### Lachisch

Óndra Lysohorsky: Venezianische Brücken . . . . . 491

Óndra Lysohorsky: Die Fessel reißt . . . . . 492

### Jiddisch

Leib Kwitko: Erquickung . . . . . 495

Leib Kwitko: Kinderlied . . . . . 496

Aaron Wergelis: Die neue Stadt . . . . . 496

David Hofstein: Ukraine . . . . . 497

Samuel Halkin: Hörst du? . . . . . 498

Samuel Halkin: Der Erwählte . . . . . 498

Abram Sutzkewer: Aus dem Hitlerdeutschen Ghetto . . . . . 499

### Englisch

W. H. Auden: Spanien . . . . . 501

### Lebenszeugnisse, Briefe

An Gregor Gog . . . . . 507

An Manfred George . . . . . 514

An American Joint . . . . . 515

An Josef Luitpold . . . . . 516

An Karl Dietz . . . . . 516

An Dora Wentscher . . . . . 542

An Clara Weininger . . . . . 550

An Simon Weininger . . . . . 555

Erläuterungen

1. Lyrik .....	561
2. Epik .....	569
3. Publizistik .....	577
4. Nachdichtungen .....	585
5. Lebenszeugnisse, Briefe .....	593

Zur Quellenlage .....	630
-----------------------	-----

Zur Textauswahl und Gestaltung .....	634
--------------------------------------	-----

Abkürzungen .....	635
-------------------	-----

Kurztitel .....	635
-----------------	-----

Bibliographie von Klara Blum

1. Buchpublikationen .....	636
2. Herausgegebene Bücher .....	636
3. Einzelveröffentlichungen .....	636
4. Nachdichtungen .....	641

Verzeichnis der Briefe .....	643
------------------------------	-----

Register .....	645
----------------	-----



## Vorbemerkung

Die Geschichte von Klara Blum erfuhr ich etwa 1990. Sie weckte mein Interesse an dieser eigensinnigen Schriftstellerin, an ihrem Leben, ihrem Werk und vor allem daran, was sie eigentlich nach China geführt hatte.

Meine Begegnung mit Klara Blum überschneidet sich mit meiner Begegnung mit Professor Helmut Kreuzer (Universität Siegen). Daraufhin begann ich, mich mit der jüdischen Tradition, mit dem Ostjudentum, mit dem modernen Zionismus, zu denen ich durch die Forschung über Klara Blum Zugang gefunden habe, zu befassen, und schließlich erkundete ich die Begegnungen Klara Blums mit der chinesischen Kultur.

Ich kontaktierte Professor Helmut Kreuzer und schlug ihm eine Dissertation über Klara Blum vor. Damals wußte ich nicht, daß auch er an der Autorin interessiert war. Einige Jahre zuvor hatte er versucht, den einzigen publizierten (autobiographischen) Roman Blums, „Der Hirte und die Weberin“, neu zu edieren. Professor Kreuzer unterstützte mein Vorhaben in jeder Hinsicht. Über seine Vermittlung kam ich 1994 nach Klagenfurt, zuerst als Lise-Meitner-Stipendiatin und später als Forschungsmitarbeiterin – im Rahmen eines FWF-Projekts (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) – am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt, wo ich die Monographie und dann die Auswahledition fertigstellte und publizierte.

Die vorliegende Werkauswahl ist eine Folge und eine Ergänzung zu meiner bereits 1996 erschienenen Monographie über die Schriftstellerin Klara Blum. Für die Bereitschaft, mir die Familienfotos, Manuskripte und Briefe zu kopieren, und für die Erlaubnis, sie zum Teil zu veröffentlichen, danke ich besonders Eliezer Maschler (Petah Tiqwa) und Professor Michael Maschler (Jerusalem), den Neffen von Klara Blum. Für Hinweise und Hilfe bei der Materialbeschaffung und Quellensuche bin ich Dr. Christoph König (Marbach/Neckar), Dr. Thomas Lange (Darmstadt), Prof. Clara Weininger (Jerusalem) dankbar. Für ihre Unterstützung und Hilfe danke ich besonders Prof. Friedbert Aspetsberger (Klagenfurt), Prof. Albert Berger (Klagenfurt), Prof. Franz Kuna (Klagenfurt), Karl-Markus Gauß (Salzburg), Prof. Jakob Hessing (Jerusalem), Prof. Dieter J. Schneider (Klagenfurt), der Forschungskommission der Universität Klagenfurt, der Dr. Manfred Gehring Privatstiftung und dem Land Kärnten. Ferner bin ich den Damen und Herren des Deutschen Literaturarchivs, Marbach am Neckar, der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, des Wiener Stadt- und Landesarchivs, des Universitätsarchivs

## Vorbemerkung

Wien, des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands Wien, des Archivs der Jewish National and University Library, Jerusalem, des Archivs Yad Vashem, Jerusalem, und allen meiner Freunden, die meine Arbeit mit Rat und Tat begleitet haben, dankbar. Mein besonderer Dank gilt Dr. Armin A. Wallas (Universität Klagenfurt), der das Projekt leitet, für seine wissenschaftliche Anregung, seine unerschöpfliche Hilfsbereitschaft und seine Geduld, die die Fertigstellung der Monographie und der Auswahl-edition wesentlich erleichterten.

## Hinweis

Für alle chinesischen Namen (Personen- und Ortsnamen) und Begriffe – mit wenigen Ausnahmen (wie z. B. Sun Yat-sen und Tschiang Kai-shek, die in der gebräuchlichen Schreibweise wiedergegeben werden – wird die amtliche Umschrift der Volksrepublik China (Hanyu Pinyin) verwendet. Die chinesischen Namen und Ausdrücke in alter Transkriptionsordnung, die Klara Blum in ihren Büchern benutzt hat, werden im Text beibehalten, die amtliche Umschrift (Hanyu Pinyin) wird teilweise in Klammern hinzugefügt.

# Einleitung

„... etwas Ausgefallenes oder gar nichts“

– Klara Blum

Als Herausgeberin der vorliegenden Werkauswahl von Klara Blum möchte ich versuchen – basierend auf meinen zahlreichen Reisen, die ich zu Recherchezwecken unternahm, und Quellenstudien –, das bewegte Leben der Autorin – die einzelnen Stationen ihrer Biographie – zu rekonstruieren. Um diese authentisch darzustellen, arbeite ich in die folgende Darstellung meinen eigenen Zugang und wesentliche Ergebnisse meiner Quellensuche ein.

Geboren wurde Klara Blum in Czernowitz als Tochter jüdischer Eltern. Sie wuchs in Wien auf, wo sie bis 1934 journalistisch und literarisch tätig war. Mit dem Gedicht „Ballade vom Gehorsam“ gewann sie den Literaturpreis der „Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller“, eine zweimonatige Studienreise in die Sowjetunion. Aus zwei Monaten wurden elf Jahre. In Moskau lernte sie den chinesischen Kommunisten und Theaterregisseur Zhu Xiangcheng kennen, verliebte sich in ihn und verbrachte vier glückliche Monate mit ihm. Dann verschwand er spurlos und für immer. Sie vermutete, daß er von der kommunistischen Partei nach China zurückberufen worden sei. Um ihn zu finden, fuhr sie um die halbe Welt, ging nach Shanghai, seiner Heimatstadt. Doch sie fand ihn auch in China nicht und beschloß trotzdem, in seinem Land zu bleiben. Aus der Dichterin Klara Blum wurde die Professorin Zhu Bailan. Mehr als 30 Jahre suchte sie unbeirrbar und hartnäckig nach ihrem verschollenen Geliebten. Ihre Suche mußte jedoch vergeblich bleiben, denn dieser war vom Sicherheitsdienst Stalins wegen Spionage verhaftet worden und bereits 1943 in einem sibirischen Lager gestorben, was Klara Blum nie erfahren sollte.<sup>1</sup>

Die Spuren von Klara Blum führten mich zuerst nach Czernowitz, einst eine Vielvölkerstadt mit überwiegend deutsch-jüdischer Kulturtradition, die in ihrer Vergan-

1 Zum Leben und Werk Klara Blums vgl.: Zhidong Yang: Klara Blum – Zhu Bailan (1904–1971). Leben und Werk einer österreichisch-chinesischen Schriftstellerin. Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main-Berlin-Bern-New York-Paris-Wien 1996 (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. Hrsg. v. Helmut Kreuzer und Karl Riha, Bd. 55), 245 S.

genheit bedeutende Dichter der deutschsprachigen Literatur wie Paul Celan und Rose Ausländer hervorbrachte, denn „Märchen und Mythen lagen in der Luft, man atmete sie ein“<sup>2</sup>. Heute ist sie eine unbedeutende Provinzstadt im Süden der Ukraine. Ich konnte dort leider nur wenig finden, denn die meisten Materialien der jüdischen Gemeinde und ein Teil des Bestandes des Stadt- und Landesarchivs sind in der Zeit des Holocaust verloren gegangen.

Klara Blum wurde am 27. November 1904 als österreichische Staatsbürgerin in Czernowitz geboren. Ihr Vater, Josef Blum (1850 Czernowitz – 1934 Czernowitz), war Großgrundbesitzer und langjähriger Landtagsabgeordneter der Bukowina. Er engagierte sich schon früh für die zionistische Idee des Aufbaus eines jüdischen Staates in Palästina. Die Mutter, Cipe Maschler-Blum (1876 Stanislaw – 1937 Jerusalem), geborene Kaner, war jung verwitwet, hatte einen kleinen Sohn und wurde von ihren Eltern mit dem 26 Jahre älteren Josef Blum verheiratet. Sie war ebenfalls zionistisch orientiert. Die zionistische Gesinnung der Eltern und die Ideenwelt der zionistischen Bewegung der Bukowina wirkten prägend auf die junge Klara Blum.

Über ihre Kindheit gibt es wenig authentische Informationen. Wie aus dem Familienalbum und aus dem Gespräch mit Blums Neffen Eliezer Maschler zu entnehmen ist, war die Familie Blum sehr wohlhabend und die Mutter mit ihrer Tochter oft auf Reisen. Die Ehe der Eltern war nicht glücklich und wurde später geschieden. Nach der Scheidung ging Cipe Blum mit ihrer Tochter nach Wien. Ihr Sohn aus erster Ehe, Oskar Maschler (1896 Tarnów – 1971 Jerusalem), lebte und studierte in Wien, bevor er 1928 nach Palästina auswanderte. Cipe erlitt wenige Jahre nach ihrer Übersiedlung einen Nervenzusammenbruch und mußte sich mehrmals in einer Nervenheilstation in Behandlung begeben.

Von Czernowitz führte mich meine Spurensuche weiter nach Wien, wo Klara Blum die Schule besuchte, studierte und als Journalistin und Dichterin wirkte. Es gibt kaum noch Zeitzeugen, die sie gekannt haben. Aus den Meldezetteln kann man ersehen, daß sie häufig in Hotels und Pensionszimmern logierte und sehr oft umgezogen ist. Das ist vielleicht ein Beweis dafür, daß sie sich in Wien nicht wohl gefühlt hat.

Die journalistischen Arbeiten Klara Blums entstanden zum größten Teil in ihrer Wiener Zeit. Anfang der 20er Jahre begann sie, als Journalistin und Lyrikerin zu publizieren. Die meisten dieser frühen Arbeiten sind in verschiedenen jüdischen Zeitungen erschienen, wie „Ostjüdische Zeitung“ (Czernowitz), „Jüdische Rundschau“ (Berlin), „Menorah“ (Wien) oder „Wiener Morgenzeitung“. Blum befaßte sich hauptsächlich

2 Zit. nach Klaus Werner (Hrsg.): Fäden ins Nichts gespannt. Deutschsprachige Dichtung aus der Bukowina. Frankfurt/Main-Leipzig 1991, S. 9.

mit jüdischen Themen und versuchte, einerseits von der zionistischen Bewegung beeinflusst, andererseits in Abwehr des radikalen Wiener Antisemitismus, eine eigene jüdische Identität zu finden und zu behaupten. Als überzeugte Zionistin war sie eine Zeitleitung Mitarbeiterin der Czernowitzer „Ostjüdischen Zeitung“, des offiziellen Organs der zionistischen Landesorganisation der Bukowina. Sie engagierte sich für die Ziele des Zionismus und berichtete begeistert über die Fortschritte der zionistischen Bewegung.

1929 vollzog sich eine Wende in Klara Blums Leben. Sie trat in die Sozialdemokratische Partei Österreichs ein und schrieb für das Parteiorgan „Arbeiter-Zeitung“, bis sie 1934 aus Österreich emigrierte. Die Berührung mit dem Sozialismus und insbesondere mit der sozialistischen Frauenbewegung hatte Blum davon überzeugt, daß allein der Sozialismus die vollständige Gleichberechtigung der Frau erreichen könne. In dieser Zeit lenkte sie ihre Aufmerksamkeit stärker auf Frauenthemen und pädagogische Probleme und versuchte, über die allgemeine Situation der Frauen aufzuklären, die sie dadurch bestimmt sah, daß es den Frauen noch an Selbstbewußtsein fehle und selbst in sozialistisch orientierten Organisationen die Gleichstellung der Geschlechter noch nicht erreicht sei. Ihr Stil war, bei allem emotionellen Engagement, zu dieser Zeit noch „leitartikelhaft“, entsprechend den neusachlichen Tendenzen der zeitgenössischen Literatur und der journalistischen Orientierung ihres Schaffens. 1933 hieß es in der „Arbeiter-Zeitung“:

„Viele der Gedichte von Klara Blum tragen einen lehrhaften Zug und erwecken den Eindruck, daß verstandesmäßige Überlegung den Anteil des Gefühls überwiegt; doch daß die sprachgewandte Dichterin auch Töne findet, die unmittelbar vom Herz zum Herzen überspringen.“<sup>3</sup>

Von Wien führten mich meine Recherchen weiter nach Moskau, wo Blum elf Jahre als Emigrantin lebte, den größten Teil ihrer Lyrik publizierte und ihren chinesischen Geliebten kennenlernte. Im Moskauer Zentralen Literaturarchiv ist ein Teil des Nachlasses von Klara Blum aufbewahrt, der zum Teil in russischer Sprache verfaßt ist.

Die meisten lyrischen Texte Klara Blums entstanden in der Zeit ihrer Moskauer Emigration. Da sich die historisch-politische Situation und auch ihr eigenes Leben völlig geändert hatten, fand sie zu anderen Themen und zu einem anderen Stil. Dies hing auch mit ihren Arbeits- und Publikationsmöglichkeiten zusammen. Die Judenverfolgung, der Widerstandskampf gegen den Nationalsozialismus und das Emigrantenleben in Moskau bestimmten nun ihr Engagement. Die jüdische Tradition und das Judentum rücken nun wieder ins Zentrum ihrer Dichtung.

3 Anonym: Sozialistische Dichtung von heute. In: Arbeiter-Zeitung, 13. 12. 1933.

Das Jahr 1937 war für Klara ein Wendepunkt. Sie lernte in Moskau den chinesischen Kommunisten Zhu Xiangcheng kennen und verliebte sich leidenschaftlich in ihn. Zhu war zunächst Theaterregisseur in Shanghai und leitete dort das linksorientierte Laientheater „Xinyou“. Als ihm die Verhaftung drohte, verließ er seine Frau und drei Kinder und ging nach Paris. Von dort kam er schließlich mit einem Wanderzirkus nach Moskau. Das Glück, das Blum mit ihm erlebte, war jedoch von kurzer Dauer, da Zhu nach vier Monaten plötzlich verschwand, spurlos und für immer. Klara vermutete, daß er von der kommunistischen Partei nach China zurückberufen worden sei und traf den Entschluß, ihm zu folgen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte sie über Warschau, Prag, Bukarest, Budapest, Wien, Zürich und Paris – nach einer zweijährigen Abenteuerreise – Shanghai. Es gelang ihr jedoch nicht, Zhu Xiangcheng wiederzusehen, der bereits dem Stalinismus zum Opfer gefallen war – schon zu einer Zeit, als sie noch in Moskau lebte.

Die Liebesgeschichte mit Zhu Xiangcheng führte dazu, daß von 1939 an auch chinesische Motive Eingang in ihr Werk finden. Beispiele hierfür gibt es in den Lyrikbänden „Erst recht!“ (Kiew 1939), „Die Antwort“ (Moskau 1939), „Wir entscheiden alles“ (Moskau 1941) und „Schlachtfeld und Erdball“ (Moskau 1944). Diese Gedichte mit chinesischen Motiven gehören zu ihren besten.

Sie analysierte – etwa in Form einer lyrischen Ansprache an ihren chinesischen Geliebten – ohne Hochmut Ähnlichkeiten wie Unterschiede zwischen dem jüdischen und dem chinesischen Volk:

Mein Volk liebt zärtlich und mit schwerem Blut,  
Die Sinne liegen wie im tiefsten Kerker,  
Wird endlich frei die lang verhaltne Glut,  
Der Geist bleibt wach, der Geist glüht stets noch stärker.

Dein Volk liebt weise und mit alter Kunst,  
Trägt Sturm und Stille in den leisen Händen.  
Es taucht die schwarze Nacht in goldnen Dunst,  
Und läßt die Einsamkeit in Jubel enden.<sup>4</sup>

Im Sinne ihres Internationalismus sah Blum ihre Aufgabe auch darin, die Verständigung der Völker zu fördern. Sie besang die Völkerfreundschaft in der Sowjetunion sowie den

4 Klara Blum: Das nationale Lied. In: Dies.: Die Antwort. Moskau 1939, S. 68-69; hier S. 301.

Freiheitskampf in China, Afrika und Europa. Aber zu ihren größten Verdiensten gehören die zahlreichen Nachdichtungen, die vor allem in den letzten Jahren ihres Moskauer Aufenthaltes entstanden und in der „Internationalen Literatur“ erschienen sind. Blum übersetzte Gedichte aus dem Jiddischen, Lachischen, Russischen, Ukrainischen, Chinesischen, Litauischen, Georgischen, Ungarischen, Englischen und Französischen ins Deutsche, wie z.B. die lachische Poesie von Óndra Lysohorsky und die chinesische Verserzählung „Wang Gui und Li Xiangxiang“ von Li Ji.

1947 kam Klara Blum in Shanghai an und geriet nochmals in die Wirren des Emigrantenlebens. Sie wurde von einem jüdischen Hilfskomitee empfangen und bekam ein Zimmer in einem Flüchtlingsheim. In den Kriegsjahren fanden mehr als 20.000 jüdische Flüchtlinge aus Europa in Shanghai Zuflucht. Als Blum nach Shanghai kam, hatte ein Teil der Emigranten die Stadt bereits wieder verlassen. Die übrigen warteten auf Möglichkeiten für eine Weiterreise oder für die Rückkehr. Blum konnte das Emigrantenleben in Shanghai genau beobachten und schilderte es häufig kritisch in ihren Werken.

Ihr Ziel in China war die Suche nach Zhu. 1948 eroberte die Volksarmee die meisten Gebiete im Nordosten Chinas und rückte nach Beijing vor. Um Zhu zu treffen, fuhr Blum der Volksarmee entgegen. Mittellos, krank und fast verhungert langte sie in Beijing an, aber Zhu war nicht zu finden. Trotzdem beschloß sie, für immer in China zu bleiben, auch wenn sie ihren Geliebten nicht wiedersehen sollte. 1949 kehrte sie nach Shanghai zurück und arbeitete zuerst als Bibliothekarin an der Hochschule für Fremdsprachen und dann als Professorin an der Fudan Universität. Auch ihre literarische Tätigkeit setzte sie nun fort. 1951 erschien ihr autobiographischer Roman „Der Hirte und die Weberin“ in der DDR. 1952 beantragte sie die chinesische Staatsbürgerschaft, die sie 1954 erhielt, und nahm einen chinesischen Namen an: Zhu Bailan. Als Familienname wählte sie den ihres chinesischen Geliebten Zhu. Der Vorname Bailan bedeutet „Weiße Orchidee“, er symbolisiert die Reinheit und die Treue. Im September 1952 wurde sie an die Universität Nanjing versetzt, wo sie bis 1957 deutsche Literatur unterrichtete.

Von 1957 an arbeitete Klara Blum als Professorin an der Zhongshan (Sun Yat-sen) Universität in Guangzhou. Das Fach deutsche Sprache und Literatur war an dieser Universität neu eingerichtet worden, so daß Blum mit großem Engagement Lehrmaterial auswählen, einen Studienplan entwerfen und Lehrkräfte ausbilden konnte. Das populärste „Deutsch-Chinesische Wörterbuch“ enthält zahlreiche Beiträge von ihr. Neben ihrer Lehrtätigkeit wirkte sie weiterhin als Schriftstellerin. Ihr Novellenband „Das Lied von Hongkong“ (Rudolstadt 1959), der Gedichtband „Der weite Weg“ (Berlin 1961) und der unveröffentlichte Roman „Schicksalsüberwinder“ entstanden in dieser Zeit. Bis

1962 konnte sie in der DDR publizieren; nach dem Bruch Chinas mit dem europäischen Ostblock war ihr dieser Publikationsraum jedoch versperrt. Seither wurde sie von Kritik und Germanistik in „West“ und „Ost“, aber auch in China übersehen (da sie auf Deutsch schrieb, war ihr literarisches Werk chinesischen Lesern nicht zugänglich).

1963 wurde Klara Blum Mitglied des „Allchinesischen Schriftstellerverbandes“. Danach publizierte sie in chinesischen Zeitungen und Zeitschriften, hat in dieser Periode aber kaum etwas Bedeutendes geschrieben. Als die Kulturrevolution begann, war sie anfangs sehr begeistert und ging mit den Studenten auf die Straße. Aber die Situation änderte sich: Schlägereien, Verleumdungen und Denunziationen standen auf der Tagesordnung. Auch Blum wurde verdächtigt, eine ausländische Spionin zu sein. Ihre Arbeitskollegen und Studenten wollten mit ihr nichts mehr zu tun haben, und auch ihre Freunde zogen sich von ihr zurück. Sie lebte in ihren letzten Jahren einsam und isoliert.

Am 4. Mai 1971 starb Klara Blum an einer Leberkrankheit im Klinikum der Zhongshan Universität in Guangzhou. Eine Woche später fand eine Trauerfeier statt, bei der der Rektor ihre Tätigkeit für die Universität würdigte. Die Suche nach Zhu hatte sie niemals aufgegeben. Sie mußte vergeblich bleiben: 1990 erhielt Zhus Tochter eine Mitteilung des Obersten Sowjet der UdSSR; darin hieß es, Zhu sei 1938 vom NKWD verhaftet und nach Sibirien deportiert worden; 1943 sei er in einem Arbeitslager gestorben; 1989 beschloß der Oberste Sowjet, ihn zu rehabilitieren.

Klara Blums Spur verfolgend gelangte ich schließlich nach China, dem letzten Wirkungsfeld ihres Lebens. Dort traf ich die meisten Zeitzeugen, die ich interviewen konnte. Aus den Aussagen ihrer Bekannten lassen sich folgende unverkennbare Charakterzüge von Klara Blum herauslesen: kämpferisch, überspannt, taktlos, aggressiv, neurotisch bis leicht hysterisch, überempfindlich.

In Shanghai traf ich die Tochter von Blums Geliebtem, Zhu Kechang. Von ihr erfuhr ich ein Detail ihrer Familiengeschichte. Sie beschrieb einen dramatischen Besuch Blums bei ihrer Mutter Wang Jifeng: Es war ungefähr 1948/49. Blum kam zu Frau Wang zu Besuch, um sich nach Zhus Befinden zu erkundigen. Sie stellte sich als Zhus Frau vor und sagte, sie habe Zhu in Moskau geheiratet. Dann sei er nach China zurückberufen worden. Sie sei nach Shanghai gekommen, um ihn zu suchen. Frau Wang konnte das nicht glauben und erklärte, daß Blum sich irren müsse, denn sie sei mit Zhu verheiratet und habe drei Kinder von ihm. Er sei ins Ausland gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Die beiden hätten sich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Um zu beweisen, daß es sich um eine Verwechslung handeln müsse, zeigte Frau Wang Blum ein Foto von Zhu. Blum rief begeistert aus, daß er derjenige sei, den sie suche.

Daraufhin bat sie Frau Wang, ihr dieses Foto zu schenken. Obwohl Frau Wang durch

das plötzliche Auftauchen Blums irritiert war und sich über deren „Unverschämtheit“ ärgerte, kam sie ihrer Bitte nach. Dieses Foto stand jahrzehntelang auf Blums Schreibtisch. Sie zeigte es ihren Studenten und Arbeitskollegen. Wenn sie verreiste, ließ sie das Foto zu Hause und wies ihre Haushälterin an, jeden Besucher genau anzusehen und mit dem Foto zu vergleichen. Wenn Zhu erscheine, sollte sie sie sofort benachrichtigen. Das Foto verschwand im Laufe der Zeit von ihrem Schreibtisch. Irgendwann war ihr wohl klar geworden, daß Zhu nie mehr zurückkommen würde. Aber bis zu ihrem Tod hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn einmal wiederzusehen.

In China ging Klara Blum zur Erzählprosa über. Der Hintergrund ihrer Werke ist die Epoche des Übergangs vom Guo-Min-Dang-Regime zur kommunistischen Herrschaft. Keine andere deutschsprachige Autorin teilt diese Erfahrungen und kann aus eigener Anschauung über diese Zeit erzählen. Das relativ gesicherte und stabile Leben in China ermöglichte es Klara Blum, sich ganz auf ihre literarische Tätigkeit zu konzentrieren. So verfaßte sie in den ersten Jahren (bis 1962) eine Vielzahl von Werken mit chinesischen Themen und Motiven, die in Buchform erschienen sind: „Der Hirte und die Weberin“ (Rudolstadt 1951), „Das Lied von Hongkong“ (Rudolstadt 1959), „Der weite Weg“ (Berlin 1960) und zahlreiche kleine Beiträge, die unter anderem in „Neue Deutsche Literatur“ und im „Greifenalmanach“ veröffentlicht wurden. Der Roman „Schicksalsüberwinder“, den Blum 1961 abgeschlossen hatte, blieb wegen der politischen Auseinandersetzungen zwischen China und der DDR unveröffentlicht. Dieser Roman beruht ebenfalls auf Erlebnissen und Erfahrungen der Autorin im neuen China.

Der autobiographische Roman „Der Hirte und die Weberin“ gilt als ihr Hauptwerk. Die Autorin erzählt darin eine merkwürdige Geschichte: Die aus Galizien stammende Jüdin Hanna Bilkes lernt in Moskau den chinesischen Kommunisten Nju-Lang kennen. Die beiden erleben vier Monate der Liebe und des Glücks. Dann verschwindet Nju-Lang spurlos. Die Jüdin schlägt sich durch die halbe Welt nach China durch, um ihren Geliebten unter Millionen Chinesen zu finden. Nach jahrelangen Bemühungen findet sie ihn schließlich in Peking. Aber sie darf ihn nur für eine Nacht treffen: „Da stand sie nun, am Ziel und doch nicht am Ziel, eingeschlossen im köstlichen Ring der Umarmung, den sie elf Jahre lang entbehrt hatte und morgen wieder entbehren sollte, vielleicht monatelang, vielleicht jahrelang und vielleicht bis ins Alter und vielleicht bis in den Tod.“<sup>5</sup>

„Dünne Wolken wob die Frau, / Ferne Sterne wob sie ein, / Spitzer Blitze Flammenschein, / Seidnen Wind, kristallinen Tau ...“ Mit diesem Titellied der chinesischen Oper „Niulang he Zhinü“ (Der Hirte und die Weberin) beendet die Autorin ihren Roman.

5 Klara Blum: Der Hirte und die Weberin. Rudolstadt 1951, S. 297.

Ihr Schicksal ähnelt dem des Märchens von den beiden Sternbildern „Niulang“ und „Zhinü“. Niulang und Zhinü sind ein Liebespaar und wohnen auf den beiden Seiten der Milchstraße. Nur einmal im Jahr können sie sich treffen, nämlich am siebenten Tag des siebenten Monats nach dem chinesischen Mondkalender. Das ganze Jahr warten die beiden auf diesen Tag, an dem die Elstern eine schwingende Brücke bilden und sie sich treffen können. Die Autorin verbindet ihre eigene Liebesgeschichte mit dem Märchen und gibt ihr dadurch eine spezifisch poetische Gestalt. Den Hintergrund bilden zeithistorische Ereignisse: die Judenverfolgung in Europa, das Emigrantenmilieu in Moskau und Shanghai, der Bürgerkrieg in China. Lion Feuchtwanger fand darin „die schönsten Schilderungen des heutigen China, mit Liebe und mit Einfühlung gemalt [...], sie machen mit ihrer immer wechselnden Belichtung das gewaltige Land überaus deutlich. Ich wüßte kein zweites Werk, das mir ein so klares Bild der inneren Landschaft des heutigen China verschafft hätte“.<sup>6</sup>

Die Spurensuche führte mich schließlich auch in verschiedene Archive: Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Deutsches Exilarchiv, Frankfurt/Main, Greifenverlagsarchiv, Rudolstadt, und Yad Vashem und The Jewish National and University Library in Jerusalem. Am Institut für Fremdsprachen der Zhongshan Universität in Guangzhou fand sich der Nachlaß Klara Blums, den diese ihrem Adoptivsohn Zhang Penggao anvertraut hatte, der ihn aber aus Angst nach ihrem Tod 1971 dem Institut übergab. Da sich niemand darum gekümmert hatte, verschwanden im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte die wichtigsten Materialien. 1992 fand ich dort bloß einen verrosteten Eisenkoffer mit dem Rest der Hinterlassenschaft Blums, der bedauerlicherweise nicht zugänglich war.

Klara Blum hat einen Roman, sechs Gedichtbände, fünf Novellen, zahlreiche Gedichte, Reportagen, Buchbesprechungen und Nachdichtungen aus verschiedenen Sprachen publiziert. Zwei unveröffentlichte Romane fanden sich im Nachlaß. Ein Teil ihrer Lyrik und Prosa ist in Zeitungen und Zeitschriften mehrerer Länder und Kontinente verstreut. Ihre Schriften sind im allgemeinen schwer zugänglich, was mit ihrem bewegten und ungewöhnlichen Leben zusammenhängen mag.

Vier Kulturen sind in der Biographie und in den Werken Klara Blums vereint. Jüdisches, Altösterreichisches, Sowjetisches und Chinesisches treffen aufeinander. Drei ideologische Perspektiven treffen hier zusammen: die zionistische, die sozialistische und die feministische. In vielfältigen literarischen Gattungen – Lyrik, Publizistik und Erzählprosa – werden verschiedene Epochen reflektiert: das galizische Shtetl mit seinen Mär-

6 Lion Feuchtwanger: Der Hirte und die Weberin. In: Greifenalmanach 1958, Rudolstadt 1957, S. 187.

chen und Mythen, das Rote Wien der 20er und beginnenden 30er Jahre, Moskau vor, in und nach dem Zweiten Weltkrieg, die kommunistische Machtübernahme in China. Die einzigartigen Erfahrungen, die Blum als Europäerin im Reich der Mitte machte, verbunden mit ihrer authentischen Liebesgeschichte, sind in Blums Roman „Der Hirte und die Weberin“ dokumentiert.

Klara Blum änderte nicht nur häufig ihre Wohnorte, sondern auch mehrmals ihre Staatszugehörigkeit: von der altösterreichischen zur rumänischen, von der sowjetischen zur chinesischen. Doch an ihrer jüdischen Identität hat sie immer festgehalten, wenn auch die Zeitströmungen sie in verschiedene Richtungen trieben. In einem Gedicht aus der Moskauer Zeit bringt sie ihre ständige Exilsituation und ihr gleichzeitiges Festhalten am Judentum prägnant zum Ausdruck: „Ich bin nicht heimatlos. Ich bin zuhaus / In Ost und West, in jeder Judengasse.“<sup>7</sup>

<sup>7</sup> Klara Blum: Herkunft. In: Dies.: Schlachtfeld und Erdball. Moskau 1944, S. 8.

Klara Blums Mutter Cipe  
Blum, geb. Kaner

Klara Blum mit Mutter  
Cipe und Onkel  
Nathan Kaner



Rechts:

Klara Blum mit dem Halbbruder  
Oskar Maschler (ca. 1910)

Klara Blum (ca. 1914)

Cipe und Klara zu Besuch bei  
Verwandten in Galizien







Auf dem Zionistenkongreß in Karlsbad (1924)



Zhu Xiangcheng, Klara Blums  
Geliebter (ca. 1930)

Klara Blum (ca. 1955)





Klara Blum mit Studenten, 1961  
Blum auf einer Lesung in Rudolstadt, 1959

**Roman**



## Der Hirte und die Weberin



## Der Träumer von Schanghai

– 1. Kapitel –

„Nü dshe-dso tssji Yün ... (Nu zhi duo xi yun).“<sup>1</sup>

Drei Mädchen standen auf der Szene. Die rechte in lichtblauer Seide war der Morgenstern. Die linke in tiefblauer Seide der Abendstern. Und die mittlere, ganz in Silber glitzernd, war die Milchstraße. Mit hohen, ausdruckslosen Stimmen sangen sie:

„Dünne Wolken wob die Frau ...“

Das Nan-Hsing (Nanxing)-Theater<sup>2</sup> führte eine uralte Legende auf, nach uraltem Gebrauch für die Bühne bearbeitet, nach uralten Traditionen der Schauspielkunst dargestellt. Handlung, Sinn und Charaktergestaltung waren bis zur Unkenntlichkeit in Rhythmus und Farbenwirkung, Akrobatik und Symbolik zerfasert.

Nju-Lang (Niulang) und Dshe-Nü (Zhinü)<sup>3</sup> – der Hirte und die Weberin – zwei Sternbilder und zugleich ein mythisches Liebespaar – wurden von berühmten Bühnenkünstlern gespielt. Im Publikum waren hohe Beamte und sogar einige Ausländer anwesend. Sie verstanden nichts, aber sie waren von der exotisch reizvollen Bilderfülle unwillkürlich mitgerissen.

Ein stark stilisierter Webstuhl erschien vor dem gestirnten Hintergrund. Davor bewegte sich rhythmisch ein zierliches Geschöpf, das nach einigen abgezielten Gebärden kunstvoll zu klagen anfang:

„Schachfigürchen sind wir nur,  
In den alten Götterhänden ...“

„Ja“, sagte ein junger Chinese, der neben seinem Gefährten in der fünften Parkettreihe saß, „Schachfigürchen – das stimmt! Wollen wir gehen, Kai-Men? Ich kann das Zeug nicht mehr vertragen.“

Anstatt erstaunt oder entrüstet zu sein, folgte ihm Fu Kai-Men<sup>4</sup> mit sichtlicher Be-

reitwilligkeit, ohne auch nur noch einen Blick auf das entzückende Bild zu werfen, das soeben die Szene beherrschte: ein Jüngling, verkleidet als goldgefiederter Hahn, der Begleiter des männlichen Prinzipes Yang, tanzte vor einem Mädchen, das eine silberweiße, langohrige Pelzmütze auf dem Kopfe trug und die Mondhäsinn darstellte, die Begleiterin des weiblichen Prinzipes Yin<sup>5</sup>. Er vollführte seine akrobatischen Sprünge mit so beschwingter Grazie, daß er buchstäblich zu fliegen schien.

„Ich habe mich überhaupt gewundert“, sagte Fu Kai-Men, als sie auf die Straße traten, „daß du heute plötzlich wieder dieses traditionelle Gefunkel und Geleier und Gehopse sehen wolltest. Warum eigentlich? Weil du selbst Nju-Lang heißt?“

„Mein geringer Name hat wenig damit zu tun“, erwiderte Tschang Nju-Lang<sup>6</sup>. „Die Legende dieser beiden Sternbilder hat schon größere Leute beschäftigt. Es ist doch merkwürdig, was für Einfälle unsere Landarbeiter in ihren Kummernächten in den Himmel hineinphantasieren und zwischen die Sterne malen. Und es ist abscheulich, wie unser offizielles Theater dieses schlichte, tief sinnige Bauernmärchen verzerrt und verflacht.“

Sie gingen nebeneinander über die breite durchlärmte Edward-VII-Road. Es war eine warme Sommernacht des Jahres 1929.

Tschang (Chang) Nju-Lang trug einen lang hinabfließenden chinesischen Anzug von unauffälligem Dunkelblau, aber aus kostbarstem Seidenstoff. Er war groß und schlank und hatte ein feines Gesicht mit länglich schrägen Augen und einem suchenden Zug um den Mund, einem Zug von sanfter Hartnäckigkeit.

Fu Kai-Men dagegen war europäisch, aber nicht sehr elegant gekleidet, klein und schmal, das Gesicht flachnäsiger mit einem Zug von trockener Ironie.

„Wundert dich das?“, fragte er. „Was weiß unsere offizielle Kunst vom lebendigen Chinesen? Sie will auch lieber nichts wissen. Besonders nichts von den Lao-Bai-Hsing (Lao bai xing)?“

Sein Gesicht wurde ernst, und in seine Stimme kam ein Ton von politischer Feierlichkeit, als er diese drei Silben aussprach. Sie bedeuteten wörtlich „die achtbaren hundert Namen“, die hundert chinesischen Familiennamen, die, auf das Riesenvolk verteilt, sich unaufhörlich wiederholen, wie Müller und Schulze, Hinz und Kunz, so daß man in jeder Hütte und an jedem Straßeneck einem Hsü oder Fu, einem Wang oder Tschang, einem Tschen oder Li begegnet. Aber Lao-Bai-Hsing, die chinesischen Hinz und Kunz, trugen keinen Beigeschmack von Geringschätzung. Sie drückten Ehrgefühl und Selbstbewußtsein des kleinen Mannes aus: „Wir, die achtungswerten Menschen aus dem Volk! Wir, die chinesische Gesamtheit! Wir, die achtbaren hundert Namen!“

„Man müßte ein neues Theater<sup>8</sup> schaffen“, träumte Nju-Lang. „Das Theater des heutigen Chinesen.“

„Ich fürchte, das Volk hat dringendere Sorgen“, meinte Kai-Men trocken.

„Alles ist dringend“, beharrte Nju-Lang. „Es ist nun ein Jahr her, seit wir unsere Abendschule eingerichtet haben. Kommen nicht täglich mehr Leute? Lernen sie nicht täglich mit größerem Eifer?“

Sie hatten den Whang-Pu-Fluß<sup>9</sup> erreicht und gingen nun an seinem Ufer. Nju-Lang's Wohnung lag in der entgegengesetzten Richtung, aber je später er nach Hause kam, desto lieber war es ihm.

„Ich muß gestehen“, sagte Kai-Men, „daß ich am Anfang sehr skeptisch war. Ich dachte, die Leute würden bestenfalls Lesen und Schreiben lernen für die Wareninventur, aber ich glaubte nicht, daß sie für Geschichte und Soziologie, für Literatur und Fremdsprachen etwas übrig haben würden. So ein Geschäftskommis ist meistens ein typischer Schanghaier, geldgierig bis dahinaus, moralisch tief unter dem Niveau eines Arbeiters oder Bauern.“

„Sei nachsichtig“, lächelte Nju-Lang, „auch wir zwei sind Handelsangestellte.“

„Nun, du – du bist vor allem ein Sohn der Tschangseidenfirma.“

„Um so schlimmer für meine Moral.“

„Warum eigentlich verwendet man dich nicht im väterlichen Geschäft?“

„Ich glaube, der Erhabene will nicht, daß ich mit ansehe, wie er seine Leute behandelt. Und dann ist es ihm auch sehr recht, daß ich dem Fontenay die Korrespondenz führe.“ Nju-Lang's Stimme wurde gläsern von verhaltenem Zorn. „Ist es nicht eine hohe Ehre für einen Chinesen, seinen Sohn bei einem fremdländischen Unternehmer arbeiten zu lassen?“

„Und außerdem eine gute Protektion beim Zollamt“, ergänzte Kai-Men.

„Aber, um auf unsere Schule zurückzukommen, wir haben nicht nur Handelsangestellte unter den Schülern. Wir haben auch Arbeiter.“

„Ja, Wang Po-Tscheng<sup>10</sup>.“

„Eh! Er ist dir aufgefallen?“

„Wer kann diesen energischen Kopf übersehen?“

„Wie er lernt!“, sagte Nju-Lang. „Ich bin gar nicht wert, ihn zu unterrichten, ich, der Autodidakt. Der berühmteste Professor wäre gerade gut genug für diesen Transportarbeiter. Wie er lernt! Ich wollte, mein Söhnchen würde einmal so lernen.“

„Das wird er gewiß. Dein kleiner Tjen-To (Tietuo) ist ein prächtiges Kind.“

„Du übertreibst“, versetzte Nju-Lang mit dem üblichen Kichern der Bescheidenheit. „Immerhin – Mee-Tssjing (Meiyin)<sup>11</sup> ist eine ausgezeichnete Mutter und wird ihn sicher musterhaft erziehen.“

„Und nebenbei auch eine schöne Frau“, erinnerte Kai-Men.

„Ja“, sagte Nju-Lang müde, „sie ist und bleibt das schöne, stolze, wohlerzogene Fräulein Tang – Tochter einer der ersten Familien von Peking.“

„Sie ist nicht nur ein geborenes Fräulein Tang, sondern auch eine verheiratete Madame Tschang, und dies bereits seit sieben Jahren.“

„Ja. Aber glaubst du, daß sie mich während dieser sieben Jahre auch nur einmal beim Namen genannt hat? Sechs Jahre lang, bevor das Kind kam, vermied sie jede direkte Anrede. Und jetzt – jetzt sagt sie eben: Vater des Tjen-To!<sup>12</sup> Und sie hat nicht unrecht. Schließlich hat sie mich nur auf Befehl der Eltern geheiratet – wie ich sie.“

„Ich glaube, du unterschätzt Mee-Tssjing. Sie hat Tzai-Yün (Caiyun)<sup>13</sup> nicht im Stich gelassen, obwohl die Tangs das Mädchen in Grund und Boden verdammt.“

„Tzai-Yün ist immerhin ihre Schwester.“

„Nur ihre Halbschwester und Tochter einer Konkubine.“

Nju-Lang ahnte längst, daß sein Freund in die zweiundzwanzigjährige drollig-hübsche Frauenrechtlerin heimlich verliebt war. Er sprach nicht davon, er versagte sich jede Frage. Aber Nju-Lang wußte, daß es ihm sehr wohl tun würde, etwas über sie zu hören.

„Tzai-Yüns Mutter“, erzählte er, „war ein schönes Mädchen von einfacher Herkunft. Sie soll die Tochter eines Schuhputzers gewesen sein. Sehr bald merkte die arme Konkubine, daß der Gebieter ihrer überdrüssig war. Mein erhabener Schwiegervater hatte nämlich noch deren acht. Er konnte es ja bezahlen.“

Sie waren am Broadway angelangt, den die Bevölkerung metaphorisch den Weg der Blumen und Weiden<sup>14</sup> nannte. Unmetaphorisch hieß das: Bordellweg.

„Die Frau sah ihrer Niederkunft entgegen“, erzählte Nju-Lang. „Du kennst das Haus der Tangs in Peking mit dem goldviolettten Drachen vor dem Tor. Es reicht von der Tji-Chua-Men-Straße bis zum Schao-Tssjü-Gäßchen. In diesem Prachtgebäude wies man der Wöchnerin irgendeine Rumpelkammer zu – ohne Fenster, ohne Bett. Auf dem Fußboden liegend, gebar sie keinen Knaben, wie sie ängstlich gehofft hatte, sondern nur ein Mädchen. Damit schwand auch die letzte Aussicht, ihre Position in der Familie Tang zu verbessern. Es war ein warmer Sommerabend. Durch das offene Mondtor sah sie meine Schwiegermutter vorübergehen, die vierjährige Mee-Tssing an der Hand. Sie rief sie an, und mit erschöpfter Stimme bat sie, ihr eine der Dienerinnen zu schicken. Aber die Herrin winkte ab. Sie erwarteten Gäste, daher wären alle Amahs<sup>15</sup> beschäftigt.“

„Und so etwas nennt sich eine Chinesin!“ stieß Kai-Men zwischen den Zähnen hervor.

„Reiche Leute sind keine Chinesen“, behauptete Nju-Lang. „Reiche Leute sind eine Nation für sich.“

„Mit einigen Ausnahmen“, korrigierte Kai-Men trocken.

„Gut, mit einigen Ausnahmen. – Die arme Schuhputzerstochter gab also ihrem Kind

die Brust, bis es einschließ. Dann erhob sie sich mit ihren letzten Kräften, breitete einen alten Seidenschlafrock, der vergessen an einem Nagel hing, über einen abgeschabten Tisch und legte das nackte Kind darauf zurecht, so daß es in der sanften Wärme des Abends wohligh weiterschlie. Es dämmerte. Der häßliche Raum versank vor den Augen der Erschöpften in immer dichtere Finsternis, nur das Kinderkrperchen schimmerte schwebend und dunkelgolden über ihr. Da begann sie sich das zukünftige Wesen ihrer Tochter auszumalen, ein Wesen, fahigh, sich über alles Gemeine und Häßliche zu erheben, ein Wesen, das einst hoch über den Verächtern seiner Mutter schweben und sie alle mit dem Glanze seines Wertes verdunkeln würde. Und so nannte sie das Kind Tzai-Yn, die leuchtende Wolke.“

Lange schwieg Fu Kai-Men und Nju-Lang ehrte seine Schweigsamkeit. Sie waren nun in einem ärmlichen Stadtteil angelangt, der Hongkow<sup>16</sup> genannt wurde und das Lebensmittelgeschäft des alten Fu beherbergte. Hier an der Ecke der Kung-Ping-Road stand auch das graue zweistöckige Haus eines Geschäftsfreundes, der ihnen einige Räume für ihre Abendschule vermietet hatte.

Im Herbst versuche ich es mit einer Theatervorstellung, ging es Nju-Lang durch den Kopf. Der große Raum fat ungefähr zweihundert Menschen.

Kai-Men wohnte wenige Straßen entfernt in der Ward-Road hinter dem väterlichen Geschäft mit Eltern, Geschwistern und Frau, der Tochter des benachbarten Eisenhandlers. Auch er war, wie Nju-Lang, noch vor seinem zwanzigsten Lebensjahr und ausschließlich nach dem Wunsch der Familie verheiratet worden. Nju-Lang beschloß, den Freund bis nach Hause zu begleiten. Vielleicht wollte er nun doch über Tzai-Yn und über seine Liebe sprechen. Sehr wahrscheinlich war das freilich nicht.

„Wir lassen uns heutzutage viel zu sehr von unseren persönlichen Gefühlen beherrschen“, brach Kai-Men plötzlich los, nicht sehr logisch, aber Nju-Lang begriff den Zusammenhang.

„Das ist eine durchaus natürliche Reaktion“, begtigte er. „Der Konfuzianismus<sup>17</sup> hat uns lange genug geknebelt. Gehorsam, Selbstbeherrschung, Schicklichkeit und wieder Schicklichkeit und wieder Selbstbeherrschung. Es war einfach nicht mehr auszuhalten. Waren wir nicht wie erlöst, als die Übersetzung von Goethes Werther<sup>18</sup> erschien, weil wir endlich das Beispiel eines Jünglings vor uns sahen, der seine Leidenschaften in keine Etikette zwängen ließ?“

„Zwei Jahre sind es her, daß die Gewerkschaften in Schanghai<sup>19</sup> die Oberhand hatten“, sagte Kai-Men mit gedämpfter Stimme. „Von heute auf morgen glaubten wir uns von den fremden Blutsaugern befreit, glaubten die Revolution am Ziel. Und dann – verraten und niedergeknppelt. Ist es nicht erbärmlich, da noch Liebesschmerzen nachzuhängen?“

„Unser Volk sagt: Im Kleinen sieh das Große“, widersprach Nju-Lang.

„Unsere jungen Schriftsteller“, meinte Kai-Men, der seine trockene Ironie wiedergefunden hatte, „lassen jetzt mit Vorliebe ihren Überschwenglichkeiten freien Lauf.“ Und er zitierte: „Wissen begehre ich nicht, noch Ruhm. Könnte ich nur eine Frau finden, ob schön oder häßlich, aber mit einem glühenden und überströmenden Herzen...“<sup>20</sup>

„Er hat nicht so unrecht“, beharrte Nju-Lang.

„Freilich“, lächelte Kai-Men, „ich kenne auch einen jungen Kavalier aus gutem Hause, der ein Gedicht im klassischen Stil der Le-Sse (Lü shi)<sup>21</sup> verfaßt hat:

„Meine Eltern haben Nju-Lang mich genannt,  
Meinen Liebestraum zwischen die Sterne gebannt.  
Zwischen Sternen such ich mein Liebesglück  
Und finde nur schwer auf die Erde zurück.  
Vom Himmel leuchtest du, Weberin, mir  
In ewiger, zarter, versponnener Pracht.  
Da weiß ich: es kommt die erwartete Nacht,  
Und endlich auf Erden begegne ich dir.“

„Ja, Kai-Men, ich habe aber noch ein anderes Le-Sse geschrieben:

„Meine Eltern haben Nju-Lang mich genannt  
Und doch nicht den Sinn dieses Namens erkannt:  
Ich gehöre zum Volk, das weidet und webt  
Und Eisen hämmert und Schächte gräbt.  
Von des Hirten und Handwerkers Schweiß und Blut  
Ward die seidene Welt meiner Ahnen ernährt.  
Ihre seidene Welt hat mich denken gelehrt.  
Und nun denk ich: wie mach ich das Unrecht gut?“

Sie waren an Kai-Mens Haustüre angelangt. Und als wären sie nach dem allzulangen Gespräch des Redens müde geworden, gingen sie wortlos auseinander.

Im Herbst versuche ich es, dachte Nju-Lang. Soll ich mit einem ausländischen Theaterstück beginnen? Tschchow?<sup>22</sup> Oder Gogol?<sup>23</sup> Lieber wäre mir ja ein chinesisches Revolutionsstuck, aber das hieße die Polizei herausfordern, noch bevor wir uns durchgesetzt haben. Oder vielleicht...?

„Wohin möchte der Herr fahren?“

Aus seinen Gedanken aufschreckend, blickte Nju-Lang in das unterernährte Gesicht eines Rikschakulis, dessen fragendes Lächeln eine Reihe von schadhafte[n] Zähnen sehen ließ und doch von verblüffendem Charme war. Neulich, beim Geschichtsunterricht, hatte Nju-Lang den Opiumkrieg<sup>24</sup> durchgenommen, er hatte geschildert, wie Großbritannien China mit Militargewalt zum Ankauf des verderblichen Narkotikums zwang. Da war in Wang Po-Tschengs Gesicht das gleiche Kuligrinsen erschienen mit den schwarzen Zahnlücken des Unterernahrten und dem Ausdruck unzerstorbbarer Intelligenz: „Und was sagten die britischen Missionare zum Opiumkrieg?“

„Wieviel bis zur Albi-Lu?“ fragte Nju-Lang zerstreut und seinen Erinnerungen nachhangend.

Der Kuli nannte einen ziemlich hohen Preis. Nju-Lang hatte Geld genug, um ohne weiteres Ja zu sagen, aber er wußte, der arme Teufel würde sich dann mit bitterem Selbstvorwurf quälen, weil er nicht mehr verlangt hatte. So handelte er eine Kleinigkeit herunter und stieg ein.

Mit den Händen die beiden Deichseln des zweirädrigen Sessels haltend, lief die magerere Gestalt vor ihm her. Ein merkwürdig beschwingter Lauf war das, leichtfüßig, mit zuruckgeworfenem Kopf und wiegenden Hufte[n].

Er hat Opium genommen, dachte Nju-Lang. Er konnte nicht mehr, er mußte seine Kräfte aufpeitschen. Großonkel Tschang Ming-Tjen<sup>25</sup> ist an Opiumvergiftung gestorben. Die Armen rauchen, weil sie im Elend ersticken, die Reichen, weil sie im Luxus ersticken. Großonkel Ming-Tjen hat mich sehr geliebt. Er hat mich gelehrt, Gedichte im klassischen Stil zu schreiben. Zu seiner Zeit waren solche Gedichte noch eine Vorbedingung für das Staatsexamen, aber niemand unter der Beamtschaft von Hang-Tschou<sup>26</sup> konnte so schön und elegante Le-Sse verfassen wie er. Wann ist er eigentlich gestorben? Einen Monat ungefähr, bevor wir nach Schanghai übersiedelt sind.

Die Rikschabog in die schöne, breite Avenue Joffre. Die Wirkung des Opiums hatte sichtlich nachgelassen, der Kuli ging mit schlaffen Schritten und hustete kläglich.

„Dao-la!<sup>27</sup> Da sind wir!“ rief Nju-Lang unvermittelt. Er stieg hastig aus, drückte ihm

den vollen Fahrpreis in die Hand und erklärte: „Ich will doch lieber noch eine Strecke gehen, ich bin ein geübter Fußgänger.“

Der Kuli betrachtete eingehend den seidenen Kavalier, der ihm ein Viertel der Fahrt schenkte und sich noch obendrein entschuldigte. „Der Herr ist gut“, bemerkte er mit Autorität. Er sagte es ohne jede Demut, eher philosophisch gewissenhaft. Dabei ließ er sich auf der linken Deichsel nieder, als wäre sie ein Klubfauteuil, zog ein Schao-Ping (Shaobing),<sup>28</sup> ein rundes ungesüßtes Gebäck, aus der Tasche und fing genußreich zu kauen an.

Nju-Lang war tatsächlich ein geübter Fußgänger und auch ein geübter Schwimmer und Turner. Sein Chef, Monsieur Fontenay, der ihn vor seinen ausländischen Geschäftsfreunden wie eine Ware herauszustreichen pflegte, lobte seine Sportlichkeit nicht weniger als seine Bildung und nannte sich selbst einen Künstler, weil es ihm gelungen war, aus einer „minderwertigen“ Rasse ein so vollendetes Exemplar herauszufischen. „Äußerste Festigkeit, meine Herren, bei äußerster Feinheit. Ich sage Ihnen, dieser junge Mann ist echte Tschangseide.“ Nju-Lang betrat eine luxuriöse Gartenstraße der Französischen Konzession,<sup>29</sup> Avenue Roi Albert, von den Eingeborenen Albi-Lu genannt. Es kostete seinem Vater irrsinnig hohe Steuern, daß man ihn, den Chinesen, hier wohnen ließ. Sein Haus war ebenerdig, breit angelegt, von zierlichen Höfen durchbrochen. Im Empfangsraum hing ein seidener Wandschmuck mit einem Gedicht aus dem siebenten Jahrhundert von Wang Tschü:

„Gern sähe ich tagtäglich Freunde bei mir,  
Über Philosophie diskutierten wir.  
Gern hätt' ich den Steuereinnahmer verjagt,  
Daß er nicht mehr mit Taxen und Faxen mich plagt.  
Gern sähe ich Söhne und Töchter vermählt  
In Familien, vornehm und auserwählt.  
Wenn solche Freude mein Leben mir bot,  
Dann brauchte ich kein Paradies nach dem Tod.“<sup>30</sup>

Darunter stand eine schlanke Porzellanvase, mit Vögeln und Blumen bemalt. Rechts davon eine silberne Miniaturpagode, ein schwarzlackiertes Kästchen mit grünem Tee und ein gestickter Fächer, links eine elfenbeingeschnitzte Miniaturpagode, ein grünlackiertes Kästchen mit schwarzem Tee und ein bemalter Fächer.

Porzellan, dachte Nju-Lang, und Elfenbein und Seide und Lack. Und man schlägt im Kotau mit der Stirne auf den Boden und man nimmt eine Frau auf Befehl der Eltern und man spielt mit ihr das Spiel der monddurchleuchteten Stürme auf Befehl der

Eltern und noch einmal Seide und noch einmal Elfenbein und die Regierung schließt ungleiche Verträge und die Weißen lassen sich herab, an uns reich zu werden und uns dafür Fußtritte zu geben, körperliche oder moralische, je nach Rang und Stand, und noch einmal Seide und noch einmal Lack. Ich hab es satt, ich hab es gründlich satt.

Er überquerte ein zweites Hofquadrat. Die beiden halbkreisförmigen Mondtorflügel seines Zimmers waren offen. Mit gekraustem Näschen schlief der kleine Tjen-To. Mee-Tssjing erhob sich und begrüßte den Gatten mit einer altmodischen, aber sehr graziösen Verbeugung.

„Der Erhabene ist noch wach“, berichtete sie. „Er will mit dir sprechen.“

Nju-Lang dankte höflich und überquerte ein drittes Hofquadrat. Durch die mond-förmige Öffnung sah er den Vater Hieroglyphen von vollendeter Schönschrift in seine Geschäftsbücher eintragen. Tschang Da-Dshin (Chang Dajin),<sup>31</sup> Inhaber der Tschang-Seidenfabrik und der Tschang-Export-Import-Firma, war ein echter Schanghaier geworden, und dieses Wort war in den oberen Klassen beinahe gleichbedeutend mit Großkaufmann und Großverdiener. Aber sein Geburtsort war Hang-Tschou (Hangzhou), das chinesische Florenz, erfüllt von Erinnerungen an berühmte Dichter und Staatsmänner, und er selbst war der Sproß einer alten schöngeistigen Beamtenfamilie. Er bemühte sich, diesen Vorzug zu wahren: durch seine kalligraphische Schrift, seine manchmal etwas preziöse Sprechweise, seinen Respekt vor geistigen Werten.

Nju-Lang räusperte sich wohlherzogen und trat ein. Kurz aufblickend befahl der Vater:

„Setz dich hierher. Ich habe dringend mit dir zu sprechen.“

Allein er unterbrach sich mit einem plötzlichen Ausruf des Wohlgefallens, der nicht ganz frei von Absicht schien:

„Wenn ich dein Gesicht sehe! Onkel Tschang Ming-Tjen wie er lebte und lebte.“

Nju-Lang schwieg.

„Das freut dich nicht?“

„Diese Frage, mein Vater, erfordert eine langwierige Antwort.“

„Gut, so verschieben wir es auf ein anderes Mal. Ich will dich nur erinnern, was du ihm verdankst. Er hat mit dir die Klassiker gelesen. Ohne ihn hättest du nie die Gelehrtensprache erlernt. Ich konnte dich an keine Universität schicken. Ich bin nun einmal ein Kaufmann und brauche einen Sohn mit kaufmännischer Erfahrung. Aber als ich sah, wie du in deinen freien Stunden die Klassiker selbständig weiterstudierst und dazu noch Geschichte und Englisch und Französisch, habe ich dir da nicht reichlich meine väterliche Ermutigung zuteil werden lassen?“

„Das ist richtig, Vater“, bestätigte Nju-Lang.

„Ich habe sogar geduldet, daß du Dinge unternahmst, die in diesen politisch ge-

spannten Zeiten reichlich anrühlig waren – ich meine deine Abendschule für Handelsangestellte. Ich war stolz und glücklich, daß mein Sohn unter all diesen Schanghaiern Materialisten, diesen flachköpfigen Dollarjägern umherging als ein echter, geistbegnadeter Tschang, auch wenn sein Geist ihn auf Abwege führte. Aber länger kann es nicht so weitergehen. Du meinst es gut. Aber du richtest den schwersten Schaden an.“

„Schaden, Vater?“

„Wir beschäftigen achtzehn Lastenträger, um die Ballen von der Fabrik ins Geschäft zu transportieren oder in den Godown, in den Warenspeicher am Hafen. Einer von ihnen war lungenkrank, fiel auf dem Weg zusammen und spuckte Blut. Da verlangten die andern siebzehn sofortige Änderung der Arbeitsbedingungen und einen einmaligen Krankenzuschuß für den Verunglückten. In aller Heimlichkeit hätte ich dem armen Teufel gerne geholfen. Aber mit welchem Recht durfte ich öffentlich einen solchen Präzedenzfall schaffen? Jeder zweite Kuli ist lungenkrank. Beginnen wir sie erst alle zu pflegen, so hört jedes Geschäft auf.“

„Und die Arbeitsbedingungen?“ fragte Nju-Lang.

„Zehn Prozent Lohnhöhung und einstündige Mittagspause.“

„Wieviel Mittagspause hatten sie bisher?“

„Komische Frage! So viel natürlich, als einer braucht, um seine Schale Reis zu verzehren. Verzehrt er sie nicht flink genug, so mahnt man ihn eben zur Eile... Mit einem Wort, sie streiken nun. Ich könnte sie ja leicht davonjagen. Achtzehn Lastenträger bekommt man in Schanghai an jedem Straßeneck. Aber bei uns in Hang-Tschou war es nicht üblich, allzuoft seine Knechte und Mägde zu wechseln. Das ist kein feiner Ton.

Heute also kam ihr Wortführer zu mir, und er scheint auch ihr Anstifter zu sein, ein gewisser Wang Po-Tscheng. Er war reichlich unverschämt, zum Beispiel warf er mir vor, daß ich in der Fabrik achtjährige Mädchen beschäftige, um die Seidenkokons aus dem kochenden Wasser zu fischen. Ich bin doch nicht der einzige! Und überhaupt, wie kommt er dazu? Ich kann es ihm noch verzeihen, daß er seine eigenen Interessen vertritt. Aber darf sich so ein dreckiger Kerl zum Beschützer anderer Leute aufwerfen? Ist er Konfuzius? Ist er ein Mandarin?“

„Unser Volk sagt: Alle menschlichen Sorgen sind auch meine Sorgen“, zitierte Nju-Lang.

Tschang Da-Dshin ging taktvoll über diese Entgleisung hinweg. Ein Vater diskutiert nicht mit seinem Sohn.

„Ich werde gewiß keine Reformen einführen, bevor nicht auch andere Geschäftsleute damit anfangen. Ich bin ein reicher Mann, aber schließlich bin ich doch nur ein Chinese. Ohne Fontenays Protektion wäre ich überhaupt machtlos.

Dieser Kuli wird also frech und ich werde ungeduldig und sage: ‚Vor allem hört auf

zu faulenzten. Mit Gewalt und Trotz hat ein Mensch in deiner Stellung noch nie etwas erreicht. – ‚Im Gegenteil‘, grinste er, und beginnt aufzuzählen, wann und wo die Arbeiter gestreikt haben. Nicht nur in China, auch im Ausland, das alles wußte dieser Bandid. Von einem britischen Bergarbeiterstreik<sup>32</sup> wußte er und von irgendeinem Generalstreik in Deutschland oder anderswo ... Und da kam mir ein dringender Verdacht ...“

„Dein Verdacht ist begründet, Vater. Ich bin sein Lehrer.“

„Aber wie kam dieses Schildkrötenei<sup>33</sup> denn überhaupt auf die Idee, Geschichte zu studieren?“

„Das ist meine Schuld, Vater. Er kam, um Lesen und Schreiben zu lernen. Aber ich sah seine ungewöhnliche Intelligenz und da –“

„Ich tadle dich nicht, mein Sohn. Das Wissen gilt dir höher als alles, so willst du es überall verbreiten. Aber sieh nun selbst: was für den einen Labsal ist, ist Gift für den andern.“

„Bei solchen Zuständen ein durchaus notwendiges Gegengift.“

„Die Position deiner Familie ist mit diesen Zuständen verknüpft. Vergi das nicht. Du magst ein Philosoph sein, ein Trumer, vielleicht sogar ein Reformator – in erster Linie aber bist du ein Tschang.“

„Es ist mir egal, daß ich ein Tschang bin. Ich bin ein Mensch. Ich bin ein Chinese. Und ich bin ich.“

„So kannst du sprechen, du, der von Kindheit auf die Zierde der Familie vor Augen hatte!“

„Großonkel Ming-Tjen? Er sollte mir als Beispiel dienen? Dieser Dekadent, der an Opium gestorben ist!“

Noch während seine Lippen die drei Silben A-Pen-Yon (Ya pian yan)<sup>34</sup> formten, wußte er, daß er zu weit gegangen war.

Die Hand des alten Herrn traf sein Gesicht, als wäre er ein ungezogener Schuljunge, er, der selbst schon Vater eines kleinen Sohnes war.

Blind starrte er in ein offenes Geschäftsbuch, dessen kalligraphische Hieroglyphen den Warenumsatz der letzten Monate bezifferten.

„Mein erhabener Vater hat wohl keine Befehle mehr für mich?“ Die altmodische Ehrfurchtsformel knallte wie ein Gegenschlag. Dann ging er, ohne eine Antwort abzuwarten.

In seinem Zimmer war es still. Mee-Tssjing schlief oder stellte sich schlafend.

Nur fort, dachte Nju-Lang und bohrte den Kopf in sein Kissen. Nur fort aus diesem Gespensterland.

– 3. Kapitel –

Monsieur Fontenay, Inhaber der Fontenay-Export-Import-Firma, ließ sich von Nju-Lang einen Geschäftsbrief aus dem Chinesischen übersetzen. Er hatte dünnes Haar und einen gefärbten Schnurrbart. Seine Gattin lebte in Singapur und besuchte ihn nur sporadisch. Das wäre an sich vielleicht nicht so übel, wenn nur in Schanghai kein so deprimierender Mangel an weißen Frauen geherrscht hätte...

„Was, fünf Prozent mehr verlangt er?“ erboste sich Fontenay. „Diese Geldgier! Echt chinesisch!“

„Und Sie, Monsieur? Sie verachten das Geld?“ fragte Nju-Lang mit leiser, ein wenig gläserner Stimme.

„Sie dürfen das nicht persönlich nehmen, monsieur“, begütigte sein Chef. „Ich bin kein Chinesenfeind. Es gibt auch anständige Chinesen.“

Nju-Lang sah auf die Uhr. Es fehlte noch eine halbe Stunde bis zum Büroschluß.

„Vielleicht haben Sie es eilig?“ fragte Fontenay, der seinen Blicken gefolgt war. „Dann lasse ich Sie frei.“

„Nein, nein“, versicherte Nju-Lang, wider Willen durch seine Zuvorkommenheit gerührt. „Aber ich wollte Sie fragen, Monsieur: ist es schwer, ein Visum nach Frankreich zu bekommen?“

„Sie wollen nach Frankreich? Ist das Ihr Ernst? Und was werde ich ohne Sie anfangen?“

„Aber Monsieur! Ich werde für Sie einen Ersatz finden, der wirklich gut arbeiten wird. Nicht so wie ich, der hundert andere Dinge im Kopf hat.“

„Gerade weil Sie hundert andere Dinge im Kopf haben, sind Sie mir recht.“

„Sie sind sehr liebenswürdig. Aber eines dieser hundert Dinge ist eben Paris, Ihr Paris.“

„Ja, Paris – ist Paris“, erklärte Fontenay, als verkünde er ein überraschendes Orakel. „Und haben Sie dort Verbindungen?“

„Ein Onkel mütterlicherseits hat ein chinesisches Restaurant auf dem Montmartre.“

„Gut, mein junger Freund. An mir soll es nicht fehlen. Ich gebe Ihnen eine Empfehlung an das Konsulat. Ich gebe Ihnen drei Empfehlungen an Pariser Geschäftsfreunde. Und ich gebe Ihnen eine Empfehlung an meine Frau, für den Fall, daß Ihr Schiff sich in Singapur aufhält. Ein Glück, daß Sie kein Weißer sind. Sonst könnte ich beinahe fürchten –“

„Ich danke vielmals. Ich komme noch darauf zurück. Jetzt, wenn es Ihnen recht ist, schreiben wir den Brief an Hsing-Hwa-Oriental Goods.“ –

Als Nju-Lang nach Burosclu aus dem Haustor trat, erwartete ihn eine zerlumpte Gestalt, den bäuerlichen Umhang aus Kokospalmrinde um die Schultern geworfen, denn es hatte vorhin geregnet.

„Wang Po-Tscheng“, rief Nju-Lang erfreut. „Das ist gut, daß du mich abholst.“

Der Kuli grinste. „Ich habe ja Zeit. Solange wir streiken, streiken wir.“ Er sprach den lispelnden Schanghaier Dialekt.

Sie gingen auf Hongkow zu, denn um sechs begann die Abendschule.

„Wie steht’s mit dem Lesen?“ erkundigte sich Nju-Lang. Wie ich dich kenne, hast du wieder solche Fortschritte gemacht, daß ich vor Verwunderung auf mein Pult schlagen werde.“

Po-Tscheng stieß ein dumpfes E aus der Kehle, das vielerlei Bedeutungen hatte. Diesmal drückte er bescheidene Abwehr aus, die aber mit selbstbewutem Optimismus verbunden war.

„Das lateinische Alphabet“, fuhr Nju-Lang fort, „hättest du bei deiner Begabung schon zehnmal im Kopf. Unsere Hieroglyphen freilich –“

Po-Tscheng zog eine Broschüre aus der Tasche, betitelt „Der Tai-Ping-Aufstand.“<sup>35</sup>

„Was? Das kennst du schon?“

„Noch nicht“, grinste Po-Tscheng, über den Doppelsinn vor Freude strahlend. „Aber bald.“

Nju-Lang lachte und lachte.

„Wenn ich ins Dorf komme“, fuhr der Kuli fort, „frage meine Mutter schon immer: ‚Wann wirst du mir aus den Büchern vorlesen?‘ – Sie wird sich wundern, die fromme Buddhistin, wenn ich ihr einmal vorlese.“ Selbst wenn er, nach Schanghaier Art und aller dörflichen Sitte entgegen, seine Mutter kritisierte, war ein Ton von zärtlicher Achtung in seiner Stimme.

„Macht sie noch immer so schöne Stickereien?“

„Ja, neulich hat sie wieder ein Kinderkleid gestickt, aber was hat man ihr dafür bezahlt? – Den Dreck einer Schildkröte. Und jetzt betet sie jeden Abend zu den Sternen und beklagt sich bei Dshe-Nü, der Schutzpatronin aller Webe- und Näharbeit. Die wird ihr viel helfen.“ Er spuckte aus.

„Nur fort aus China“, sagte Nju-Lang zusammenschauernd. „Nur fort aus diesem Gespensterland.“

Po-Tscheng schaute ihm neugierig auf den Mund und schien das Wort, das er noch nicht aufschreiben konnte, mit zwei scharfen Falten in seine Stirne zu notieren. Was hatte sein Lehrer doch für eine glänzende Ausdrucksweise!

„Gespensterland“, wiederholte er. „Ein goldenes Wort. E! Unser Nachbar im Dorf hat einen kleinen Jungen, und der hustet schon. Kriegen die Leute einen Schrecken, daß er sterben wird und beginnen den unsichtbaren Dämonen schön zu tun. Sie nennen den kleinen Sse-Erh,<sup>36</sup> der zweite Tod, das, denken sie, wird dem Tod besonders schmeicheln, und er wird ihren Sohn verschonen. Natürlich haben sie auch sein Haar geschoren, bis auf einen kleinen Fleck, damit ihm ein Zöpfchen wächst. Verstehst du? Eh! Das ist noch immer ein feines Mittel, um sich bei den bösen Geistern Liebling zu machen.“

Nju-Lang lauschte aufmerksam. Er hatte es gerne, wenn sein Schüler auf bäuerliche Art ins Geschichtenerzählen kam.

„Zu meiner Mutter kommt neulich spät nachts die Großtante. Meine Mutter verbeugt sich viele, viele Male und zittert vor Schreck. Was ist passiert, daß die alte Frau im Finstern den weiten Weg aus ihrem Dorf zu uns gemacht hat? – Mit einem Wort: es ist ihr eingefallen, daß sie sofort allen Verwandten, den nächsten und den entferntesten, das Versprechen abnahm, ihr vier papierene Kinder ins Grab zu legen.“

Mutter macht ihr natürlich am nächsten Tag einen Gegenbesuch. Sie nimmt meinen kleinen Bruder mit, diesen, der dir einmal erzählt hat, daß er Tischler werden will. Auf dem Rückweg erwischt sie ein Regen, und mein kleiner Bruder erkältet sich. Am nächsten Morgen hat er Fieber und ist bewußtlos. Anstatt ihn zu pflegen, läßt die Mutter ihn liegen, nimmt, obwohl die Sonne scheint, einen Regenschirm und eine brennende Kerze und macht sich keuchend auf den Weg. Denn der Junge ist bewußtlos, das heißt, seine Seele ist im Haus der Großtante zurückgeblieben, man muß sie abholen. Nach zwei Stunden ist die Mutter wieder da, ganz kaputt vom Laufen, aber mit aufgespanntem Schirm und brennender Kerze und laut vor sich hinredend. Denn sie bildet sich ein, daß sie die Seele meines Brüderchens auf den Armen hält und mit der Kerze anlockt und mit dem Schirm beschützt. Und wie sie nach Hause kommt, ist der Kleine wach und will ein S[t]ück Holz zum Spielen, und sie verbeugt sich bis zur Erde vor dem allmächtigen Buddha.“

Sie gingen am prachtvoll angelegten Brückenpark vorbei. Vor dem Tor hing in englischer Sprache die Aufschrift: „Hunden und Chinesen ist der Eintritt verboten.“<sup>37</sup>

Eine Pause war entstanden. Durch Po-Tscheng's magere, aber zähe Gestalt ging ein Ruck. In seinem breiten, backenknochigen Gesicht begann es heftig zu arbeiten.

„Du meinst? China ist ein Gespensterland? Eh! Gerade China?“

Ich habe einmal gesehen, wie ein Mann hier in Schanghai eine Schale Reis auf das Grab seiner Ahnen gestellt hat. Und plötzlich merkt er, daß zwei weiße Teufel, zwei Engländer, ihm zusehen und sich über ihn lustig machen: ‚Wann glaubst du, Tschinkie, werden deine Ahnen herauskommen, um den Reis zu essen?‘ – Und er, nicht faul, ant-

wortet ihnen: ‚Sobald Ihre geehrten Ahnen herauskommen werden, um an den Blumen zu riechen.‘“

„Ich verstehe, worauf du hinauswillst“, begann Nju-Lang, aber Po-Tscheng, im Strom seines Geschichtenerzählens, ruderte plötzlich einem neuen Gedanken nach.

„Vorgestern fahre ich über den Whang-Pu ins Dorf, da steigt ein spanischer Priester ein. Im letzten Augenblick kommt noch ein zweiter Auslands-mensch und setzt sich neben ihn. Er steht auf, das Boot stößt ab und schwankt, er steht noch immer, seine Füße verwickeln sich im langen Rock, ich bekomme Mitleid mit ihm. ‚No wantchie sittie?‘\* frage ich. ‚Why?‘ – ‚Ich will nicht neben einem Juden sitzen‘, erklärt er mit leiser Stimme auf Chinesisch. ‚Er hat Jesus Christus gekreuzigt.‘ – ‚Wann?‘ frage ich erstaunt. Und da sagt er: ‚Vor zweitausend Jahren.‘

Du willst fort aus China? Warum? Weil unser Volk noch an Gespenster glaubt und Zöpfe wachsen läßt und Kotau macht und Söhne und Töchter verheiratet, ohne sie zu fragen? Ma-Ma Fu-Fu,<sup>38</sup> ich pfeif darauf. Die fremdländischen Herren haben ärgere Gespenster. Und die ärgsten Gespenster – sind sie selbst.

Im vorigen Jahr ist ein Weißer in unsere Hütte gekommen, diese hohe Ehre. Damals hat die Mutter nämlich eine Nichte bei sich gehabt, Yueh-Niao (Yueniao)<sup>39</sup> hat sie geeien, vierzehn Jahre alt und hübsch und sehr tuch-tig. Die wollte er als Mui-Tzai (Meizai)<sup>40</sup> nach Singapur verkaufen. Fünfzehn amerikanische Dollar hat er uns ge-boten, denk einmal!“ Er grinste, wider Willen geschmeichelt.

Nju-Lang erinnerte sich, daß Madame Fontenay bei ihrem letzten Besuch erklärt hatte, sie wollte sich eine Mui-Tzai, ein Sklavenmadchen, für ihren Haushalt anschaf-fen, sie koste nur dreihundert amerikanische Dollar und man habe nach all dem Ärger mit den freien Boys und Amahs eine richtige Erleichterung für seine Nerven.

„Ich war nicht zu Hause“, erklärte Po-Tscheng. „Er hat meiner Mutter den Kopf voll-geredet: ‚Die Kleine kommt in ein vornehmes Haus, es ist ein Glück für sie!‘ Da reißt meine Mutter die Tür auf und schreit, daß das ganze Dorf zusammenläuft: ‚Wenn es ein Glück ist, du weißer Teufel, dann geh und verkaufe deine eigene Tochter!‘“

„Ja, wir haben Gespenster im Land“, schloß Po-Tscheng aufatmend. „Aber wir wer-den sie vertreiben. Wir Lao-Bai-Hsing. Wir Chinesen. Und schneller, das kann ich dir sagen, schneller als manches andere Volk.“

Sie hatten das graue, zweistöckige Haus an der Ecke der Kung-Ping-Road erreicht. Nju-Lang war es, als würden die Wände zu Glas, und er sah den großen Raum, der

\* Im sogenannten Pidgin-Englisch der asiatischen Völker: ‚Wollen Sie sich nicht setzen? – Warum‘ – (Anmerkung der Autorin)

zweihundert Menschen faßte, sah eine Bühne und auf ihr, zu buntbewegten Gestalten sich formend, Leid und Hohn und Stolz und Hoffnung ...

Ich gehe nicht nach Paris, dachte Nju-Lang. Noch lange nicht. Erst schaffe ich mein Theater. Hier in China. An keinem Ort der Erde lieber als in China.

Sie eilten nebeneinander die Treppen hinauf mit dem leichten Schritt ihrer Rasse, der zerlumpte Kuli und der seidene Kavalier, Po-Tscheng's Lehrer, der zugleich sein Schüler und Nju-Lang's Schüler, der zugleich sein Lehrer war.

Sie saßen einander gegenüber und tranken Tee, mit gemessener Grazie die eine und mit strahlender Lebhaftigkeit die andere, Mee-Tssjing und Tzai-Yün, die schöne Musik und die leuchtende Wolke. Das Schanghaier Stadtgespräch nannte sie „die ungleichen Schwestern Tang“.

Tzai-Yün hatte kürzlich im Studentinnenverein einen Vortrag über die Heldinnen der chinesischen Geschichte gehalten und ihre Hörerinnen bis zur Weißglut begeistert, vor allem durch ihre temperamentvolle Schilderung der mittelalterlichen Amazone Mu-Lan<sup>41</sup> und der republikanischen Märtyrerin Tssju-Dshing.<sup>42</sup> In einer Frauenzeitschrift war ihr Bild erschienen, das dunkelgoldene Madchengesicht mit der winzigen Nase und den großen Augen, deren äußere Winkel so schwungvoll aufwartsstrebten, daß ihre Brauen und Wimpern emporkliegenden Vogelschwingen ähnlich sahen.

Aber vom Ruhm konnte sie nicht leben. Die Tangs hatten sie mit starker Ent-rüstung verstoßen, und sie wäre längst verhungert, wenn nicht Mee-Tssjing für sie gesorgt hätte.

Sie studierte Deutsch und Englisch. Ihr Sprachentalent war verblüffend und doch mit einem sonderbaren Mangel behaftet. Sie war schlechterdings unfähig, in welcher Sprache immer, auf die Eigentümlichkeiten des chinesischen Stils zu verzichten. Sie korrespondierte mit Agnes Smedley,<sup>43</sup> Helene Stöcker,<sup>44</sup> Ricarda Huch,<sup>45</sup> aber, ob schreibend, ob sprechend, noch immer übersetzte sie, was sie chinesisch dachte, mit drolliger Wortwortlichkeit. Sie verkehrte mit den Amerikanerinnen der Schanghaier Young Women’s Christian Association<sup>46</sup> und erzählte ihnen mit bescheidenem Selbstbewußtsein von ihrer ausgedehnten Korrespondenz: „Ich bekomme täglich eine Falte Brief und manchmal auch viel-viel.“ Und mit dem gleichen bescheidenen Selbstbewußtsein warnte sie, wenn sie ausländische Gäste einlud, vor ihrer ärmlichen Wohnung: „Ich habe nur eine Fläche Tisch und drei Griffe Sessel.“

„Wie du wohnst“, sagte Mee-Tssjing, sich bekümmert umsehend. „Sei vernünftig, kleine Schwester, wir mieten dir ein Zimmer in der Französischen Konzession. Das hier ist wirklich keine Umgebung für dich.“

„Du willst noch mehr Geld für mich ausgeben!“ kicherte Tzai-Yün.

„Geld ausgeben? – Ich bin deine Schuldnerin, seit ich denken kann. Vier Jahre zählte ich damals, aber die Worte meiner Mutter klingen mir noch heute im Ohr: ‚Ich kann dir keine Amah schicken, neunte Schwester. Wir erwarten Besuch.‘ Hat sie so bei deiner Geburt das konfuzianische Gebot der Menschlichkeit verletzt, so muß ich es gut-

machen – mein Leben lang. Es ist vielleicht unmanierlich, daß ich so von meiner Mutter spreche. Aber wir sind ja unter uns.“

„Ich koste euch auch so genug“, klagte Tzai-Yün. „Und jetzt ist dein Mann mit seinem Vater in Streit geraten, und ihr werdet euch vielleicht einschränken müssen.“

„Du irrst“, lächelte Mee-Tssjing mit einem Schimmer von Geringschätzung. „Ein geschäftstüchtiger Schanghaier weist keinen Sohn aus dem Haus, der Englisch sprechen kann wie ein Engländer und Französisch wie ein Franzose.“

„Wenn du nur auf die Schanghaier schimpfen kannst, große Schwester.“

„Und ich staune, daß ihre Gesellschaft dir manchmal Freude macht, einem Mädchen wie dir! Wie sie den Fremden nachäffen und sich ihnen anpassen möchten! Heißt ein Mann Hsin-Mee, so nennt er sich Sidney, heißt ein Mädchen Mee-Ling, so nennt man sie Mary. Dieses würdelose Pack!“

„Das sind doch Äußerlichkeiten“, lachte Tzai-Yün.

„Und die sich taufen lassen, bilden sich ein, daß sie etwas Besseres sind und nennen uns Heiden. Nein, kleine Schwester, mir imponiert ihr Christentum nicht mit seinem Glauben an Gott und Paradies und Hölle. Was ist das für ein Mensch, der bei jeder guten Tat auf eine überirdische Belohnung spekuliert? Wir Konfuzianer üben die Tugend um der Tugend willen.“

„Die junge Generation“, sagte Tzai-Yün feurig, „braucht weder Christus noch Konfuzius. Sie braucht ihre eigene Gedankenwelt.“

„Wenn mein kleiner Tjen-To zu lernen anfängt, dann gebe ich ihm den Schülernamen Hsin-Lu,<sup>47</sup> der Neue Weg.“

„Was für ein schöner Einfall! Das mußt du deinem Mann erzählen.“

„Nein“, sagte Mee-Tssjing gelassen. „Er soll nicht glauben, daß ich ihm nach dem Mund rede.“

„Was weiß er von dir? Was kann er wissen, wenn du dich in deine Schweigsamkeit verschließt?“

„Ich bin keine neumodische Schanghaier Puppe, die sich abzappelt, um einem Mann zu gefallen“, betonte Mee-Tssjing.

„Also die Sache mit seinem Vater ist nicht so schlimm?“ fragte Tzai-Yün ablenkend.

„Sie vermeiden nach Möglichkeit miteinander zu sprechen. Aber wir gehören nach wie vor zum Haushalt, und der Haushalt ist wahrhaft fürstlich, und Nju-Lang kann alles, was er bei Fontenay verdient, in seine Ideen stecken: er hat die Abendschule erweitert, und jetzt gründet er ein Amateurtheater –“

„Ich weiß. Wir hatten vorgestern eine Besprechung zu viert. Nju-Lang, Li Ming-Fung<sup>48</sup> und ich und –“

„Wer ist Li Ming-Fung?“

„Ein Verkäufer vom Dshin-Lung (Jinlong)-Juwelenladen, der seit langem in der Abendschule Englisch lernt. Hast du ihn nie gesehen? Ein fahriger Bursche mit brennenden Augen. Nju-Lang hat sein Talent entdeckt. Wir werden im ersten Stück zusammen spielen.“

„Und du, Schwesterchen, du wirst dich so vor allen Leuten hinstellen?“

„Aber Mee-Tssjing! Seit fünf Jahren schon sind Schauspielerinnen gesetzlich zugelassen.“<sup>49</sup>

„Ja, du bist schließlich eine Frauenrechtlerin und sicher talentiert. Aber ich“ – sie unterdrückte ein nervöses Kichern – „ich würde sterben vor Scham.“

„Mir aber ist dabei zumute, als wäre ich doppelt und dreifach lebendig. Stell dir vor: wir brauchen keine abgezirkelten Bewegungen zu machen, wie die Schauspieler im offiziellen Theater, und kein Geleier und kein Gehopse, wir können wirkliche Menschen spielen und uns benehmen wie im wirklichen Leben. Nju-Lang erklärt uns das alles so wundervoll, als wäre er der erfahrene Regisseur.“

„Ja, seit Wochen studiert er nun diese Sachen. Auf seinem Tisch liegt ein Stoß Zeitschriften mit Artikeln über das Peking Theater und über die Dramatische Reformbewegung<sup>50</sup> und ausländische Bücher, eines davon mit Bildern von Männern und Frauen, die alle möglichen und unmöglichen Grimassen schneiden.“

„Der ‚Katechismus des Schauspielers‘<sup>51</sup> heißt es“, kicherte Tzai-Yün. „Ein veraltetes Buch, aber noch immer sehr nützlich.“

„Ja, und wer war also der vierte bei eurer Besprechung?“

„Wer? – Natürlich das Whang-Pu-Fischlein.“

„Whang-Pu-Fischlein? – Ach so, Fu Kai-Men.“

„Nun ja. Habe ich ihm nicht einen passenden Spitznamen gegeben? Ist er vielleicht kein Fischlein? – Klein, schmal, flink – und kaltschnauzig, aber ganz unverschämt kaltschnauzig.“

„Ein Schanghaier eben. Er will zeigen, wie modern er ist.“

„Gerät man in Begeisterung, gleich hat er eine kalte Dusche bereit. Wenigstens bei mir. Anscheinend findet er mich besonders überspannt und lächerlich. Mee-jo Fa-Dse,<sup>52</sup> da kann man nichts machen.“

Mee-Tssjing war aufgestanden. „Uberarbeite dich nicht, kleine Schwester“, warnte sie zärtlich. Tzai-Yün war tatsächlich um einen Kopf kleiner.

„Meine ältere Schwester, du hast meine kalte Hütte wunderbar erleuchtet.“ Sie redete abwechselnd altmodisch und modern, wie sie gerade Lust hatte. „Mein Körper bleibt hier, aber meine Seele begleitet dich. Zehntausendfaches Glück, zehntausendfaches Glück.“

– 5. Kapitel –

Das neue Amateurtheater nannte sich Mee-Chua (Meihua),<sup>53</sup> Pflaumenblüte, und begann seine Tätigkeit mit einem zeitgenössischen chinesischen Einakter „Nacht im Café“. Der Verfasser war ein junger Literaturprofessor<sup>54</sup> und, wie fast alle Talente dieses Landes, links eingestellt. Als sich die Schanghaier Polizei allzu nahe an seine Fersen gehaftet hatte, war er ins Ausland gegangen, und man hatte ihn ungehindert gehen lassen. Diese „Diktatur gemildert durch Schlamperei“ war eine altbekannte Tatsache, mit der Nju-Lang rechnen konnte, als er sein Stück inszenierte. Denn der kleine Einakter war unauffällig genug, um selbst einem dichteren Maschenwerk zu ent schlüpfen...

Die Idee war einfach. Der Mensch aus dem Volke sollte gezeigt werden, der Lao-Bai-Hsing, der den enttäuschten, deprimierten Intellektuellen zu neuer Lebenskraft erweckt. Nju-Lang, noch ganz erfüllt von jenem entscheidenden Gespräch mit Wang Po-Tscheng, hatte sich mit aller Inbrunst in das Zwillingerlebnis des Autors versenkt und die Darstellung einer dramatischen Miniatur so behutsam und begeistert ausgeformt, daß sie wie eine runde, glänzende Perle dem Publikum entgegenrollte.

Das Nachtcafé war schwach besucht. Tzai-Yün in der Rolle der Kellnerin Ai-Fees, vulgär geschminkt und in billige, pfirsichfarbene Seide gekleidet, ging mit spöttischer Miene zwischen den leeren Tischen umher.

Li Ming-Fung (Mingfeng) trat ein, im Personenverzeichnis kurzweg „der Gast“ genannt, und bestellte Schnaps. In seiner schlechten Haltung und zerstreuten Miene, seiner langhinwallenden, aber vernachlässigten Kleidung erkannte jeder Zuschauer sogleich die wohlbekannte Figur des erfolglosen Intellektuellen, der seine Enttäuschung betäuben will.

Die Kellnerin stellt Schnaps auf den Tisch. „Der Herr ist ein Gelehrter?“ fragte sie. „Möchte der Herr sein Herz verschwenden und mir einen Brief vorlesen, den meine Mutter heute bekommen hat?“

„Später, kleine Schwester“, sagte der Gast. „Mein Geist ist müde und muß eine Erfrischung genießen, die keiner andern gleicht.“

Das Mädchen begreift, daß der Fremde nicht nur den Alkoholrausch sucht. Mit mancherlei Metaphern gibt sie ihm zu verstehen, ihre Arbeit sei es, Speisen und Getränke zu reichen. Andere Dienste habe niemand von ihr zu erwarten.

Mit dem gleichen Aufwand an Metaphern erklärt der Mann, auch er habe früher an Redlichkeit und Reinheit, Strebbarkeit und Ehre geglaubt. Aber die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß all dies zwecklos sei. Ein Amt, das er angestrebt habe, sei einem unqua-

lifizierten, aber mit guten Familienbeziehungen gesegneten Konkurrenten zugefallen. So sei das Leben. Man müsse endlich lernen, leichtfertig zu genießen und skrupellos Geld zu verdienen.

Ihr Dialog windet ein Gespinnst von schönen, behutsam umschreibenden Worten, von Mondlicht, Windesrauschen, Blumenduft und Weidenschatten um zwei drastische Tatsachen: das soziale Elend und den bezahlten Sexualakt.

Zwischendurch entschuldigt er sich wegen der Unhöflichkeit seiner vorherigen Weigerung und liest ihr den Brief vor. Es ist eine an ihre Mutter gerichtete Kündigung. Die arme Alte hat im Café dreimal wöchentlich als Aufräumefrau gearbeitet. Ai-Fee (Aifei)'s Brotherr hat sie nun kurzerhand entlassen und deutet an, daß sie sich für dieses Mißgeschick bei ihrer Tochter bedanken könne.

Ai-Fee eilt ins Kontor. Der Gast bleibt allein und schreibt, laut skandierend, ein Gedicht auf die Tischplatte:

„Ich habe vergebens Betäubung gesucht  
Unter Weiden, im Mondwind, im Blumenstern.  
Schanghai, o du bunte, du üppige Frucht,  
Du birgst einen harten und seltsamen Kern.“

Die Kellnerin kommt zurück. Sie hat sich umgekleidet und trägt anstatt der grellfarbenen Pfirsichseide ein schlichtes, dunkelblaues Kattunkleid. Der Gast, ganz vertieft in seine inneren Fragen, bemerkt es nicht. Er begreift, daß ihre Zurückhaltung den männlichen Kunden gegenüber ihren Brotherrn gegen sie aufgebracht hat. Er will versuchen, ein Wort für die Mutter einzulegen und die Tochter mit ein paar frivolen Lügen zu verteidigen. Die Welt sei nun einmal so.

Sie dankt ihm lächelnd für seine gute Absicht. Sie wolle nicht bei diesem alten Kuppeler bleiben (höflich umschrieben sagt sie „Alter Mondgott“), sondern ihrer Mutter und sich eine andere Arbeit suchen. Am liebsten in einer Fabrik, da habe man einen festen Rückhalt an seinen Kollegen. Und ihn bittet sie, keine Betäubung zu suchen, sondern Klarheit. Die Welt sei nun einmal so, darum müsse sie anders werden.

Ihr Dialog hat eine überraschende Wendung genommen. Die Redeweise des Mädchens verliert die oberflächliche Feinheit, die man ihr für den Kundenverkehr eingedrillt hat und wird erfrischend derb und volkstümlich. Die Redeweise des Mannes verliert ihre etwas posierende Düsterteit und enthüllt eine aufrichtig grübelnde Seele. Der zynisch begehrende Lebemann ist ein verstehender Mitmensch geworden und das zynisch begehrte Freiwild eine mahnende Trösterin. Kellnerin und Gast verlassen das Lokal als Kampfgefährten.

Nju-Lang's Regie hatte dem Spiel im halbleeren Nachtcafé eine spöttisch-melancholische Stimmung verliehen, auf deren Grund überraschend eine jähe Zuversicht aufblitzte. Die Zuschauer – meistens Handelsangestellte, Studenten und Studentinnen – waren atemlos gefolgt. Ihr tosender Beifall verkündete neben ihrem Wohlgefallen auch sehr deutlich ihre politische Überzeugung.

Nju-Lang's größter Triumph aber waren die Worte eines älteren Mannes, des bekannten Kritikers Tschen Bo,<sup>55</sup> dessen scharfe Zunge in Chinas literarischer Welt bewundert und gefürchtet war. Über einen namhaften Schriftsteller, der sich gerühmt hatte, in seiner neugegründeten Zeitschrift jedes Thema zu umfassen, „sei es so weit wie das All oder so nichtig wie eine Fliege“, hatte Tschen Bo kurzerhand geurteilt: „Die Fliege hat er gefangen, aber das All ist ihm entwischt.“ – Und dieser Tschen Bo war an Nju-Lang herangetreten und hatte ebenso kurzerhand erklärt: „Jetzt haben wir endlich ein chinesisches Theater.“

Ein zweiter älterer Herr trat nun heran, um sich dem jungen Regisseur mit lebenswürdigem Eifer vorzustellen. Es war Professor Wu Hsien-Li (Wu Xinli),<sup>56</sup> der bekannte Goetheforscher, der in Deutschland studiert hatte und nun als Direktor der Mee-Lu-Mittelschule amtierte. Er beglückwünschte Nju-Lang und pries seine Inszenierung, die wie er sich ausdrückte, aus dem kleinen Einakter eine Art von umgekehrtem „Gott und die Bajadere“<sup>57</sup> herausgeholt habe. Dann beschrieb er eine Aufführung von Gorki's „Nachtasyl“ in München. „Das wäre etwas für einen Regisseur wie Sie. Wenn Sie es versuchen wollen – der große Saal der Mee-Lu-Schule steht Ihnen zur Verfügung.“

Nju-Lang verbeugte sich dankbar. Sein schmales Gesicht hatte einen suchenden Ausdruck von sanfter Hartnäckigkeit.

Wang Po-Tscheng und seine Kuli-Kollegen hatten fünf Prozent Lohnerhöhung durchgesetzt und ihre Arbeit wieder aufgenommen. Nju-Lang sah ihn mitunter auf der breiten, durchlarmten Edward-VII.-Road daherkommen, bunte Seidenballen auf dem Rücken schleppend und das uralte stöhnende Lied des chinesischen Lastentragers vor sich hinsingend. Die tiefe Geringschätzung, mit der er auf gelegentliche Anrempelungen der weißen Kolonialdandys reagierte, war für Nju-Lang eine ständige Quelle der Ermutigung. Nach Art chinesischer Proletarier beurteilte Po-Tscheng jeden Menschen als gut und daher hochstehend oder als schlecht und daher minderwertig. Eiserne Fäuste imponierten ihm nicht, selbst wenn er – vorläufig – nicht gegen sie aufkommen konnte.

Er war ernster und schweigsamer geworden. In der Abendschule stellte er nach wie vor seine temperamentvoll scharfsinnigen Fragen, aber sie verrieten nun eine bestimmte Regelung seines Denkens. Manchmal kam er zu spät zum Unterricht oder ging vor dem Ende fort. Nju-Lang vermied es, ihn zur Rede zu stellen. Er konnte sich denken, mit welchen Leuten Po-Tscheng zusammenkam.

Es galt nun Schauspieler für Gorki's rollenreiches „Nachtasyl“ zu finden. Fu Kai-Men war ein nüchterner und verläßlicher Organisator, Nju-Lang ein leidenschaftlich inspirierter Regisseur. Als Darsteller aber taugten beide nicht viel.

Tzai-Yün warb unter ihren Studienkollegen. Auch sie entdeckte ein auffallendes Talent, Ma Schu-Ping,<sup>99</sup> Absolvent der philosophischen Fakultät und Sohn eines namhaften Archäologen. Er war ein verkrampter und unbeliebter Bursche, dessen feurige Beredsamkeit aber auch jene hinri, die ihn im Alltag nicht ausstehen konnten. Andere Jünglinge und Mädchen schlossen sich an. In einer Reihe von schlaflosen Nächten hatte Nju-Lang, der kein Russisch verstand, den Text nach einer englischen Version ins Chinesische übertragen. Zwischendurch leitete er unermüdlich die wochenlang wiederholten Auffuhungen von „Nacht im Café“ und vertiefte sich zugleich in die Ideen der russischen Tragödie. Li Ming-Fung und Ma Schu-Ping besuchten sogar die Fontenay-Import-Export-Firma, wenn ihnen plötzlich die Auffassung ihrer Rollen Schwierigkeiten machte und Nju-Lang's nie versiegende Einfälle nötig waren. Fontenay ließ sie gewähren, stellte aber keine Fragen. Die Vorstellung, daß Chinesen – Chinesen! – ein modernes Theater schaffen konnten, lag außerhalb seiner Fassungskraft.

Nju-Lang, an der Schreibmaschine sitzend und mechanisch Geschäftsbriefe tippend, zog eine wohldurchdachte Parallele zwischen Gorki's Menschenachtung und Sun Yat-

Sen's Lehre<sup>60</sup> von der gleichen Souveränität aller Individuen, unbeschadet ihrer verschiedenen Fähigkeiten.

„Daß dieser Franzose uns so ohne weiteres in den Geschäftsstunden hereinkommen läßt?“ wunderte sich Ma Schu-Ping auf dem Rückweg.

„Er hat an Nju-Lang einen Narren gefressen“, lachte Li Ming-Fung. „Diese weißen Teufel sind fest davon überzeugt, daß wir gelbe Affen sind, und da entdeckt ihnen der Zufall in einem von uns ein paar menschliche Eigenschaften, und da beehren sie ihn plötzlich mit ihrer speziellen Zuneigung.“

„Und gerade an diesem Seidensöhnchen hat er einen Narren gefressen“, murrte Schu-Ping. „Und alle sind in ihn vernarrt. Auch Tschen Bo, auch Wu Hsien-Li. Was finden sie an ihm, diese verschlafenen Götzenbilder? Im Grunde ist er doch ein Kommiss.“

„Ich bin auch ein Kommiss“, erinnerte Ming-Fung.

„Du bist vor allem ein Kleinbürger mit deiner übertriebenen Empfindlichkeit“, dozierte Schu-Ping.

Der Saal der Mee-Lu-Schule faßte ungefähr vierhundert Menschen. Nju-Lang's Mee-Chua-Amateurtruppe, über Nacht berühmt geworden, konnte hier zwei weitere Triumphe verzeichnen. Der Grundgedanke von Gorki's „Nachtasyl“ – Menschenwert und seelische Schwungkraft auch noch im tiefsten Elend – war so recht nach dem Herzen der chinesischen Zuschauer. Schu-Ping als Ssatin war die stärkste Leistung, hämisch beserwissend, komplizierte Fremdwörter mit Feinschmeckeriene im Munde zerkauend, hochmütig und hilflos. Ming-Fung stellte den Schauspieler dar, Talent, das mit dem Tode ringt, und der Buchhalter der Dshin-Lung-Firma, Tschao Yung-Tssjang (Chao Yongxiang)<sup>61</sup>, einen weißen Bart vor dem saften Jünglingsgesicht, verlieh dem Pilger Luka die Schönheit der Güte. Die Wassilissa übernahm Schu-Ping's Tante Ma Dshin-Lan (Ma Jinlan),<sup>62</sup> die Herausgeberin der Frauenzeitschrift, eine wohlhabende Witwe von reifer Schönheit, und Lin Schu-Hsien (Lin Shuxin),<sup>63</sup> Schu-Ping's Studienkollegin und Braut, bewährte sich als Natascha. Wang Po-Tscheng saß mit flammenden Augen in der dritten Reihe: es war sein erster Theaterbesuch. Er hatte einen fremden, sehr schweigsamen Menschen mitgebracht, der sich gleich nach Schluß der Vorstellung verabschiedete. Po-Tscheng aber blieb und wollte alles Nähere über Gorki wissen und Nju-Lang erklärte und erklärte. Und dann politisierte man und besprach die ständigen Übergriffe der kleinen Inselteufel – so nannten sie die Japaner. Ob man nicht als nächstes ein Stück inszenieren sollte, das, mehr oder minder verschleiert, zur Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit aufrief? – Man beschloß aber noch zu warten, die Polizei der Kuo-Min-Tang-Regierung<sup>64</sup> sei jetzt äußerst scharf hinter jeder antijapanischen Propaganda her.

Besonders stürmisch verlangten die Zuschauer nach dramatischer Kritik an Familie und Gesellschaft. Die Chinesen des zwanzigsten Jahrhunderts waren in ihrer Art Ibsensche Menschen – nicht weniger als die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts. Nju-Lang hatte ein neues chinesisches Drama entdeckt, das den jungen Autor einige Jahre später an beiden Ufern des Stillen Ozeans berühmt machen sollte. Es hieß „Gewitter“<sup>65</sup> und war eine moderne Familientragödie. Gleich Ibsen’s „Gespenster“ zeigte es, wie alle Schönheit menschlicher Beziehungen – Elternliebe, Kindesliebe, Geschlechtsliebe – vom Gift des sozialen Unrechts durchtränkt, entarten und verwelken mußte.

Nju-Lang hatte sich so viel Arbeit aufgebürdet, daß es technisch undurchführbar schien. Er leitete die wochenlang wiederholten Aufführungen von „Nachtasyl“. Er übersetzte in seinen schlaflosen Nächten ein Tschechowsches Drama „Onkel Wanja“ ins Chinesische. Er studierte seiner Truppe das „Gewitter“ ein. Er mußte nicht selten Streitereien und Eifersüchteleien der Schauspieler beruhigen. Besonders in und um Schu-Ping knisterte es immer von kleinen Feindseligkeiten. Seine Unverträglichkeit war sprichwörtlich. Die schöne Tante Ma Dshin-Lan erzählte gerne, wie er als Siebenjähriger heulend zu ihr gelaufen war: „Der Dshu-Tze hat mich beleidigt, ich habe ihm gesagt, er ist ein Schildkrötenei, und er hat geantwortet, ich bin auauauch eines!“

Nju-Lang war ein Schiedsrichter wie kein anderer. Mit lächelnder Energie fand er den Ausweg, der beiden Parteien die Kränkung ersparte. Selbst Schu-Ping hatte keinen Vorwand mehr zum Sticheln, und das erbitterte ihn innerlich noch ärger gegen den „Kommis“.

„Nju-Lang“, sagte Kai-Men, „so geht das nicht weiter. Du reibst dich auf.“

„Je mehr ich arbeite“, entgegnete Nju-Lang, „desto weniger sehe ich von meiner hochgeehrten Häuslichkeit.“

„Bei aller Abneigung hast du deine Frau doch wieder schwanger gemacht“, bemerkte Kai-Men.

„Ja, Whang-Pu-Fischlein“, versetzte Nju-Lang mit melancholischem Kichern. „Aber wenn ich mit ihr das Spiel der monddurchleuchteten Stürme spiele, immer denke ich gleich nachher: Jetzt hast du wieder einmal das väterliche Gebot vollzogen.“ –

Das „Gewitter“ war die Höchstleistung der Mee-Chua-Truppe. Tzai-Yün als Proletenfrau Si-Ping, als ehemalige Geliebte des Großindustriellen Tssju Po-Yuan<sup>66</sup> und unfreiwillige Hüterin tragischer Geheimnisse, verwandelte und kristallisierte ihre ungestüme Jugend zu grauer Anmut und schmerzlicher Behutsamkeit. Im Zuschauerraum brachen durch den Panzer uralter Selbstbeherrschung stöhnende und schluchzende Laute, empörte Zwischenrufe und tosende Stürme der Bewunderung. Zwei Vertreter der Y.M.C.A. – der Young Men’s Christian Association<sup>67</sup> – boten Nju-Lang für seine nächste Premiere den Prachtsaal ihres Hauptgebäudes an.

Diese Hilfe kam wie gerufen. Die Polizei war endlich aufmerksam geworden. (Dank dem asiatischen Tempo eigentlich spät genug.) Unter dem Schutz einer mächtigen ausländischen Organisation fühlte sich die Truppe relativ sicherer.

Nju-Lang wollte nun „Onkel Wanja“<sup>68</sup> inszenieren. Kai-Men, der alle organisatorischen und technischen Fragen auf sich genommen hatte und umsichtig löste, sträubte sich sonst mit trockener Bescheidenheit, in literarischen und künstlerischen Dingen ein Urteil abzugeben, obwohl er mehr verstand als mancher andere. Diesmal aber mischte er sich ein und warnte dringend vor „Onkel Wanja“. Das Stück sei schwerfällig, nicht scharf genug umrissen, für den nichtrussischen Zuschauer teilweise unverständlich. Nju-Lang widersprach hartnäckig. Er hatte aus dem Tschechowschen Drama einen Gedanken herausgelesen, der ihm ungemein zusagte:

Du beklagst dich, Volk, daß die Reichen auf deine Kosten glücklich sind. Du irrst. Sie sind auf deine Kosten unglücklich.

Auch die Gestalt der Professorstochter Sonja, des häßlichen Mädchens mit dem rührend tapferen Herzen, hatte es ihm angetan. Er war übersättigt vom Schönheitskultus der altchinesischen Tradition, und es schien ihm eigenartig und reizvoll, auch einmal eine unschöne Frau in den Vordergrund zu stellen. Tzai-Yün griff diesen Gedanken mit Begeisterung auf und schmierte eine greuliche Fratze nach der anderen über ihr anmutiges Gesicht.

Es war ein kalter Januartag des Jahres 1930 – ein Sechskleidertag<sup>69</sup> wie die Chinesen es nannten. Nju-Lang's dunkelblau herabfließendes seidenes Oberkleid war inwendig mit Pelz gefüttert. Er ging mit schnellen Schritten durch die breite, imposante Sse-Tschuan-Road dem Y.M.C.A.-Gebäude zu. Einer seiner Darsteller, ein Student der Philosophie, war knapp vor der Premiere verhaftet worden. Er mußte für ihn einspringen.

Die Schauspieler, das Heranprallen der Verhaftungswelle im Ohr, waren verstört und bedrückt. Schu-Ping spielte den Onkel Wanja mit so krampfhafter Rührseligkeit, daß ihn die Zuschauer für einen heimlichen Schurken hielten. Tzai-Yün machte aus der sanften Sonja eine hyperenergische Volkstribunin. Nju-Lang verdarb die Rolle des Doktors von A bis Z. Nur Ming-Fung vergaß die Welt und spielte den kranken Professor mit eindringlicher Echtheit.

Der Saal war prunkvoll, aber allzu „ausländisch“, allzu stimmunglos. Nju-Lang hatte bisher nur ein nominelles Eintrittsgeld verlangt, das jeder Kuli aufbringen konnte. Die Y.M.C.A.-Leute aber hatten sich mit der Geschäftstüchtigkeit amerikanischer Missionare höhere und gestufte Preise ausbedungen. Auch das hatte einen schlechten Eindruck gemacht. Das Stück schien unklar, der Kontakt wollte sich nicht einstellen. Das Publikum blieb kalt vom Anfang bis zum Ende.

Nju-Lang stand mit Ming-Fung vor dem Tor. „Es ist aus“, sagte er. „Die Y.M.C.A.

macht es kein zweites Mal, und woanders riskiert es niemand mehr. Die Mee-Chua-Truppe beschließt ihr Dasein mit einer endgültigen Niederlage. In drei Wochen wird sie vergessen sein.“

„Geh nach Hause“, riet Ming-Fung, „und schlafe deinen Ärger aus.“

„Ich gehe nicht nach Hause. Ich gehe –“, er machte eine Kopfbewegung nach dem Broadway.

„Du schamst dich nicht? Du willst ein Revolutionär sein? – Ein dekadenter Lebemann bist du.“

„Warum nicht? Ich bin ein Nachkomme der dekadenten Genießer und aristokratischen Opiumraucher vom himmlischen Hang-Tschou. Ich bin der Groneffe Tschang Ming-Tjen's, ich sehe ihm zum Verwechseln ähnlich. Kluger Onkel! Er hat wenigstens nie etwas unternommen, was er nicht durchführen konnte.“

„Geh nach Hause“, bat Ming-Fung.

„Nach Hause? – Nach dieser Blamage vor das alte China hintreten?“ Er wandte sich kurz ab und ging zur Straße der Blumen und Weiden.

Schu-Ping hatte im Hof des Universitätsgebäudes eine glänzende Rede gegen die Übergriffe der japanischen Imperialisten gehalten und war zwei Tage später verhaftet worden. Auch seine Braut war verhaftet worden. Auch die schöne Tante Dshin-Lan, die politisch völlig ahnungslos war, aber im Sturmjahr 1927<sup>70</sup> zu einem linksgerichteten Schriftsteller in intimen Beziehungen gestanden hatte.

Ma Schu-Ping fühlte trotz seiner verlausten Pritsche ein seelisches Gleichgewicht, wie er es vorher nie erreicht hatte. An Stelle erbärmlicher Alltagskonflikte litt er rühmliche Leiden für eine mutige Tat. Und es war weniger kränkend von Gefängnismauern umgeben zu sein, als von Mißfallen und Unbeliebtheit.

Einen bitteren Tag hatte er aber, als die Nachricht zu ihm durchsickerte, Nju-Lang müsse nun ins Ausland gehen. „Jetzt wird er auch noch mit weißen Frauen schlafen“, murrte Schu-Ping, „dieser Kommis!“

Nju-Lang indessen, der nach wenigen Stunden der Entmutigung mit gewohnter Elastizität an die Arbeit gegangen war, bestand darauf, nicht eher abzureisen, als bis er den Mißerfolg von „Onkel Wanja“ wettgemacht hatte. Seine Verhaftung war fällig, aber man konnte, seiner Herkunft wegen, mit einer gewissen Verzögerung rechnen. Er hatte wieder ein chinesisches Stück entdeckt, ein schlichtes Familiendrama „Der Tiger kommt!“<sup>71</sup>

Die Schwierigkeiten waren groß genug. Weder in der Kung-Ping-Road, noch in der Mee-Lu-Schule konnte man die Aufführung wagen. Von den studentischen Schauspielern waren viele verhaftet worden, und die Freiheit der andern hing an einem Faden. Das Stück hatte zwei Frauenrollen, Mutter und Tochter. Aber die Studentinnen in ihrer bedrohten Lage fürchteten sich aufzutreten, und eine nichtstudentische Chinesin als Amateurschauspielerin zu gewinnen, schien ein Ding der Unmöglichkeit. Schauspielerinnen der offiziellen Theater kamen erst recht nicht in Betracht, denn sie hatten, obwohl sie erst seit fünf Jahren auftreten durften, die traditionelle Darstellungsweise übernommen, die Sinn und Inhalt in Rhythmus und Farbenwirkung, Akrobatik und Symbolik zerfaserte. Das von Nju-Lang eingeführte realistische Spiel galt ihnen, wie auch ihren männlichen Kollegen, als dilettantischer Unfug.

Nju-Langs Gesicht war noch schmaler geworden, und der suchende Zug hatte sich vertieft. Er ging zur Y.M.C.A. und überzeugte die Leute mit sanfter Hartnäckigkeit, daß auch ihr Prestige es erfordere, wenigstens noch eine Aufführung in ihren Räumen zu gestatten, um die vorherige Scharte auszuwetzen. Er überredete sie, die billigen, ungestuf-

ten Eintrittspreise zu akzeptieren, und ersetzte ihnen einen Teil der Differenz aus seiner eigenen Tasche. An Stelle der Studenten zog er Handelsangestellte heran, hielt ihnen unermüdlich Vorträge über Theaterkunst und Realismus, fesselte und vertiefte ihre flinke, aber profane Intelligenz mit seinen geistreichen Einfällen. Tzai-Yn studierte die Rolle der Tochter ein. Die Rolle der Mutter übergab Nju-Lang vorläufig und für den Notfall einem dicklichen Rosinenverkufer.

„So“, sagte Kai-Men, als sie einander in einem kleinen Restaurant der Route Vallon mit ihren E-Stäbchen gegenbersaen. „Du hast alles, aber auch alles getan. Nun mußt du endlich deine Reise vorbereiten. Bei der Premiere hast du im Zuschauerraum zu sitzen, wir lassen dich einfach nicht hinter die Szene. Du hast allen alles einstudiert, Ming-Fung wird die Aufführung leiten, er ist dein verlsslichster Schüler. Du hast dich in diesen letzten Monaten abgehetzt wie ein Tempelgespenst. Denke an deine Zukunft und halte endlich Maß.“

„Ich verspreche es“, lächelte Nju-Lang. „Und nun laß dir auch etwas sagen: Wir werden uns jahrelang nicht wiedersehen, vielleicht auch nie. So oft du an mich denkst, denke an meinen letzten Freundschaftsrat: Eine Scheidung ist keine Tragödie, und unser Volk reimt mit Recht:

„Die erste Frau – wie der Vater befahl,  
Die zweite Frau – nach eigener Wahl.“

Sie trennten sich mit stillen Gesichtern, die eine schwere Spannung verbargen.

Es war ein Tag der chinesischen Neujahrsfestlichkeiten, ein sanft-khler Schanghaier Vorfrhlingstag. Die Route Massenet entlang bewegte sich, über zehn Menschenkpfe gestülpt und von zwanzig Menschenfen getragen, ein riesiger goldvioletter Papierdrache. Kai-Men ging langsam hinter ihm her.

Vor dem Postamt begegnete ihm Tzai-Yn, die so eilig war, daß ihre Füße kaum den Boden berührten. Sie trug ein leuchtend dunkelblaues Plschmntelchen. In der Hand hielt sie einen Brief an die deutsche Schriftstellerin R. H.,<sup>72</sup> einen ihrer seltsamen fremdsprachigen Ergüsse:

„Ich habe von Ihnen eine Falte Brief bekommen und zwei Bände Buch. Ich danke Ihnen sehr. Sie verschwenden Ihr Herz, Sie verschwenden Ihr Herz. Bitte schreiben Sie mir, Ihr hochzuschtzender Körper gut, nicht gut? Ich wünsche Ihnen einen langen Weg. Eingegraben in meinem Herzen ist Ihr langes Leben von schöner Bedeutung.

In unserem Theater ist die Sache nicht gut. Mein älterer Bruder hat so viel gehofft, nun muß er Bitteres essen. Wir haben nicht mehr genug Schauspieler. Sehr viele kosten den Geschmack der vergitterten Fenster. In meinem Herzen inwendig ist kein Friede.

Aber ich bin ein Stück chinesisches Weib-Mensch, und ich beuge nicht.“

Tzai-Yün war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie Kai-Men erst erkannte, als sie dicht vor ihm stand.

„Whang-Pu-Fischlein!“ rief sie atemlos. „Was gibt es Neues?“

„Schicken Sie erst Ihren Brief ab“, mahnte Kai-Men, umsichtig wie immer. „Es ist dreiviertel sechs.“

„Die Tigerin kommt“, lachte sie, als sie wieder heraustrat.

„Eine Tigerin ist leider nicht genug. Ich bin von Tür zu Tür gegangen und habe nach einer Darstellerin der Mutter gesucht. Aber die Frauen und Schwestern unserer Handelsangestellten sind alle so schrecklich sittsam. Keine von ihnen will die Bühne betreten. Bei der bloßen Erwähnung einer solchen Möglichkeit beginnt ein Getue, als ob sie gleich in die Erde versinken wollten. Dabei ist es eine ganz kleine Rolle und beinahe stumm bis auf einen einzigen Satz.“

„Aber dieser Satz“, sagte Tzai-Yün, „ist treffend und bedeutsam und ein Wendepunkt. Und wenn ich einen Mann diese Rolle spielen sehe, so kommt mir das Ganze so unecht vor, daß ich glaube im Grab zu liegen und papierene Kuchen zu essen.“

„Auch mir verletzt es die Augen“, sagte Kai-Men. „Und dabei war es noch vor fünf Jahren eine Selbstverständlichkeit.“

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

„Und in zehn Tagen haben wir Premiere“, sagte das Mädchen bekümmert.

„Und einen Tag später fährt Nju-Lang nach Paris“, ergänzte ihr Begleiter.

Sie bogen in die Albi-Lu. Tzai-Yün wollte ihre Schwester besuchen.

Ein kleines Kaffeehaus stellte sich ihnen zierlich und düster in den Weg, und in wortlosem Einverständnis traten sie ein.

„Der Tiger kommt!“ ist so einfach, so aktuell, so volkstümlich“, schwärmte Tzai-Yün, mit aufgeregten Schlucken ihren Tee trinkend. „Diese Aufführung soll und darf nicht danebengelingen wie Onkel Wanja. Ich werde, ich werde einen Ausweg finden.“

Kai-Men ließ seinen Tee stehen und sah sie unverwandt an. In seinem Gesicht war ein starres Lächeln.

„Ich weiß, daß Sie mich nicht ernst nehmen“, grollte Tzai-Yün. „Ich weiß, daß Sie mich für eine überspannte Närrin halten. Mee-jo Fa-Dse (Mei you fa zi), da kann man nichts machen. Aber diesmal werde ich Ihnen beweisen –“

„Wir wollen nicht streiten“, bat Kai-Men leise. „Unser Leben ist auch so traurig genug.“

„Es ist gar nicht so traurig“, widersprach Tzai-Yün. „Wir kämpfen eben und wir wissen auch wofür. Freilich – ein kalter Whang-Pu-Fisch, der sich nur ja für nichts begeistern will ...“

Kai-Men 6ffnete schweigend seinen europäischen 7berzieher und zog aus einer inwendigen Tasche eine versteckte kleine Brosch7re hervor. Sie handelte vom Bauernaufstand in Hunan,<sup>73</sup> und ihr Verfasser hieß Mao Tse-Tung. Ein loses Blatt, aus einer Zeitschrift herausgeschnitten, diente als Lesezeichen. Es glitt Tzai-Y7n in die Hände und zeigte ihr ein dunkelgoldenes Madchengesicht mit winziger Nase und großen Augen, deren äußere Winkel schwungvoll aufwartsstrebten: ihr eigenes Gesicht.

Ein unsichtbares Leuchten von unerträglicher Sch6nheit f7llte den kleinen d7steren Raum.

„Ich muß gehen“, entschied Tzai-Y7n.

Kai-Men stand gehorsam auf, schob das Bild in die Brosch7re und versteckte sie mit umsichtiger Sorgfalt in der gleichen Manteltasche. Sie gingen manierlich nebeneinander her, kaum daß sich ab und zu ihre Schultern ber7hrten.

„Geben Sie heute Unterricht?“ fragte Tzai-Y7n.

„Ja, von acht bis neun.“

„Und morgen?“

„Morgen von sechs bis sieben.“

„Dann hole ich Sie um sieben von der Abendschule ab und erzähle Ihnen, ob mein Plan gelungen ist, Ihnen fr7her als allen andern. Nju-Lang darf es 7berhaupt erst näher erfahren. Und jetzt gehe ich zu meiner Schwester.“

Kai-Men nahm tastend ihre Hand, hielt die kleine Hand zwischen seinen schmalen Fingern und vergaß sie loszulassen. Tzai-Y7ns Wimpern und Brauen, die schmalen, schwarzen Vogelschwingen glichen, bewegten sich aufwärts, als wollten sie zu den Sternen fliegen.

Und damit hatten die beiden einander alles gesagt.

Glücklicherweise war Mee-Tssjing allein.

„Große Schwester“, begann Tzai-Yün ohne Umschweife. „Du mußt etwas für die gute Sache tun. Wir haben keine Schauspielerinnen mehr, alle sind verhaftet. Du mußt bei unserer Aufführung die Mutter spielen, es ist eine kleine Rolle, eigentlich nur ein einziger Satz...“

„Ich im Theater auftreten? Ich?“

„Es ist wirklich nichts dabei.“

„Konfuzius sagt –“

„Konfuzius hat vor zweieinhalb Jahrtausenden gelebt, und du lebst heute. Hinter der Etikette verkümmern deine schönsten Eigenschaften. Zeige deinem Mann, daß er dich sieben Jahre lang verkannt hat. Zeige, was du wirklich bist: eine Persönlichkeit, eine tapfere Kameradin.“

„Er wird glauben, daß ich mich ihm an den Hals werfe.“

„Er wird gar nichts glauben. Ming-Fung leitet die Aufführung. Nju-Lang wird es überhaupt erst bei der Abreise erfahren. Aber dir bleibt die Genugtuung und dein eigenes Selbstbewußtsein –“

„Ich bin im vierten Monat.“

„Du bekommst ein breites Altfrauengewand und dein Göttinnengesicht wird mit solchen Falten und Runzeln überschminkt, daß kein Mensch dich erkennt.“

„Und wenn mich doch jemand erkennt? Dann riskiere ich, daß es die Familie in Peking erfährt.“

„Du riskierst etwas anderes“, sagte Tzai-Yün, die den Stolz ihrer Schwester richtig einschätzte. „Du riskierst, daß die Polizei dich holt wie Dshin-Lan und Schu-Hsien.“

„Ich bin gewiß nicht ängstlicher als Dshin-Lan und Schu-Hsien. Aber ich finde es schamlos – schamlos!“

„Besser schamlos als herzlos. Weißt du, welcher Sache du deine Hilfe verweigerst? Soll die Welt ewig bleiben wie sie heute ist? Daß ein anständiger Mensch keine ruhige Stunde haben kann vor all dem Unrecht und Unrecht und Unrecht?“

„Das brauchst du mir nicht zu sagen. Ich war vier Jahre alt, da habe ich durch ein Mondtor den Jammer deiner Geburt gesehen, ich habe gesehen, wie meine vornehme Familie deine arme Mutter mißbraucht und verhöhnt hat. Ich verstehe mehr, als du glaubst.“

„Und also?“

„Also will ich dir folgen, Tzai-Yün“, sagte Mee-Tssjing, die kleinen Hände streichelnd und den Sinn des Namens betonend. „Also will ich dir folgen – Leuchtende Wolke.“

Zehn Tage später betrat Nju-Lang eine kleine Bauernhütte in Pu-Tung,<sup>74</sup> dem Nachbardörfchen von Schanghai. Der ärmliche Raum war durch blaue und grüne, rosa und lilafarbene Laternen verschönt, denn heute war der letzte der Neujahrsfeiertage. Eine große, fransengeschmückte Laterne aus bemaltem Papier und zartfarbiger Seide drehte sich bei jedem Luftzug und zeigte abwechselnd Kwan-Ying (Guanyin),<sup>75</sup> die Göttin der Barmherzigkeit, Hsiao-Lung (Xiaolong), den kleinen Drachensprößling, der die schöne Riesenperle hütete, Da-Lung (Dalong),<sup>76</sup> den großen Drachenonkel, dem ein Springteufelchen, bewaffnet mit einem leuchtenden Wunderpinsel, aus dem Rachen fuhr und Yüeh-Tai-Tai,<sup>77</sup> die Mondgöttin, begleitet von Yüeh-Tu, der kleinen silberweißen Mondhäsin.

„Also morgen geht dein Schiff nach Ma-Se-Le?“ fragte Po-Tscheng. In seinen backenknochigen abgezehrten Zügen kämpften Kummer und Optimismus einen stillen Kampf.

„Ja, morgen geht mein Schiff nach Marseille“, bestätigte Nju-Lang. Mit einer dreifachen Verbeugung begrüßte er Mutter Wang, die ein dunkelblaues Kinderkleid auf dem Schoß hielt und einen zartrosafarbenen Drachen quer über das Bäuchlein stickte. Ihre Seidensträhnen hingen an zwei geschnitzten Elfenbeinfigürchen, einem Jüngling, der eine Büffelkuh auf die Weide führte, und einem Mädchen, das am Webstuhl saß. Es war das göttliche und tragische Liebespäarchen der bäuerlichen Phantasie, Nju-Lang, der Hirte, und Dshe-Nü, die himmlische Weberin, die Schutzpatronin aller Webe- und Näharbeit. Auf einem Balken der Zimmerdecke prangten kalligraphisch die Namen der Wangschen Ahnenreihe. Über dem Kochherd war in einer winzigen Nische das Bild Tzao-Schens (Zaoshen),<sup>78</sup> des Küchengottes, angebracht. Die Mutter hatte papierne Goldmünzen in seine Hände geklebt und seine bärtigen Lippen mit Honig bestrichen, damit er den Göttern in süßen Worten über die Familie Bericht erstatte. Er schien dem achtjährigen Brüderchen zuzusehen, das mit Talent und Selbstbewußtsein Tische und Stühle aus Holzstücken zusammenstellte. Gegenüber verbarg ein Porzellanaltärchen zwei Buddhas hinter einem orangefarbenen Seidenvorhang.

„Dieser Fontenay“, konstatierte Po-Tscheng mit philosophischer Gewissenhaftigkeit, „ist ein guter Auslandsmensch. E! In seinem Büro hast du lernen können und den Schauspielern deine Gedanken erklären und alles. Und jetzt hat er dir noch das Visum verschafft.“

Nju-Lang starrte blind auf den Elfenbeinrücken seines himmlischen Namensvetters. „Du weißt“, sagte er, „wie es im Mittelalter die deutschen Fürsten machten? – Sie plünderten die Juden, beschimpften sie, traten sie mit Füßen. Aber so mancher von ihnen

hatte seinen Hofjuden, den er bewunderte und mit Gunstbeweisen überhäufte. Ich – siehst du – ich bin Fontenays Hofchinese.“

„Er hat aber wirklich viel für dich getan“, versetzte Po-Tscheng, der kein Unrecht leiden konnte.

„Er wird alles für mich tun“, beharrte Nju-Lang, „nur eines nicht: mich als gleichberechtigten Menschen anerkennen.“ Er brach kurz ab und wandte sich der Mutter zu: „Ich wollte die alte große Dame einladen, unsere schlechte Theatervorstellung zu besuchen.“

Das Sorgengesicht der frühgealterten Bäuerin fing schlitzäugig zu strahlen an: „Danke, danke. Zu viel Höflichkeit. Ich muß heute das Kleidchen fertigmachen. Vielleicht nächstes Mal.“

„Und du, Po-Tscheng?“

„Ich kann nicht. Ich habe Versammlung.“

„Sage deinen Leuten“, versetzte Nju-Lang leise, aber dringlich, „daß ich in die kommunistische Partei eintreten will.“

„Sss!“ mahnte Po-Tscheng, „das kannst du in Paris besorgen.“

Nju-Lang ließ den Kopf hängen.

„Tung-Tung velly goodie! Es ist alles in Ordnung!“ Po-Tscheng sprach Pidgin-Englisch, um den Freund zu erheitern. „Die Genossen halten große Stücke auf dich.“

„Sie sprechen von mir?“ fragte Nju-Lang geschmeichelt.

„Sehr oft. E! Aber vorsichtig, vorsichtig. Sie nennen dich nie beim Namen. Es heißt immer nur Schang-Chai Mong-Shen, der Träumer von Schanghai.“

„Und in Paris?“

„Es ist schon einer gefahren, der dort von dir berichten wird. Aber ich darf dir nichts aufschreiben. Keinen Namen, keine Adresse. Du mußt dich so lange auf der Hohen Schule umschauen, So-Bong-Nje<sup>79</sup> oder wie sie heißt, bis du ihn findest oder er dich. Vielleicht wird er dich auch bei deinem Onkel suchen, im Restaurant.“

„Und inzwischen“, fragte Nju-Lang zusammenschauernd. „Unter so vielen Fremden.“

Aber Po-Tscheng wußte schon wieder eine tröstende Geschichte zu erzählen: „Wenn dich die Fremden von oben herab anschauen“, sagte er, „dann denke an das, was mir neulich passiert ist. Ich hab mich mit den Seidenballen beim Zollamt anstellen müssen, eine lange Reihe, und sie wird immer länger, und ein paar Kerle drängen sich vor. Ma-Ma Fu-Fu, wir pfeifen drauf. Aber hinten stehen zwei Chauffeure vom amerikanischen Konsulat. Diese Chinesen, sagt einer zum andern, nicht einmal dazwischenfahren können sie, diese stumpfsinnigen Tiere! Und wieder drängen sich Leute vor. Den Amerikanern wird es zu dumm, und ein Geschrei geht los mit sonnie und bitchie und hellie und

dammie. Und da höre ich, wie ein Chinese zum andern sagt: „Diese Weißen! Nicht einmal beherrschen können sie sich, diese wilden Tiere.“

„Von dir, Po-Tscheng, bin ich noch nie in schlechter Stimmung weggegangen“, lächelte Nju-Lang.

Er lächelte noch, als er das Gebäude der Y.M.C.A. betrat. Es war knapp vor Beginn der Vorstellung. Wäre er eine halbe Stunde früher gekommen, er hätte seine Frau eintreten sehen.

Mee-Tssjing saß, als alte Bäuerin kostümierte und geschminkt, in der kleinen Bibliothek, die heute als Garderobe diente. Eine leise Übelkeit stieg aus ihrem schwangeren Bauch, und ein stechendes Schamgefühl spiete ihre Adern. Noch fünf Minuten, und sie mußte sich vor allen Leuten hinstellen, und alle Leute würden sie anschauen, und winzige Hände würden aus ihren Augen wachsen, wie aus den Augen der pestverbreitenden Dämonen. Es half nicht, daß man einer gotterlosen Vernunftreligion angehörte. Die gequälten Nerven schufen Geisterbild um Geisterbild.

Eine glatte Haut, am Körper festgewachsen, war die Etikette. Wer sie abstreifte, legte Fleisch und Knochen bloß, zuckende Unzulänglichkeit und peinlichen Jammer. Das konnte sie nicht verstehen, so klug sie war, die kleine Schwester, die Frauenrechtlerin, die Tochter der Konkubine, die Leuchtende Wolke, die losgelöst zwischen zwei Gesellschaftsklassen schwebte, Patrizierenkelin und Schuhputzerin zugleich.

Gut, gut war die Etikette. Würde und Sicherheit verlieh sie dem Glücklichen wie dem Glucklosen, dem Stummen wie dem Redegewandten, dem Begehrten wie dem Verschmahten. Hoch stand die Etikette im Reiche der konfuzianischen Tugenden. Aber höher stand die Großmut, und Großmut wollte sie üben an dem Mann, der unermüdlich für eine gerechtere Weltordnung kämpfte und zugleich ihr Gatte war, ihr gleichgültiger, aufgezwungener Gatte. –

Nju-Lang saß in der letzten Reihe. Heute war er nichts als Publikum, und das war, nach all der aufreibenden Arbeit, ein behagliches Gefühl.

Das Stück spielte im Sturmjahr 1927 in einem Dörfchen bei Han-Kou.<sup>80</sup> Der Gutsbesitzer, ein gerissener Wucherer, der die Kleinbauern in Schulden verstrickt, um sich ihr letztes Stückchen Land anzueignen, wird gehaßt und gefürchtet. Obwohl er alt und abstoßend häßlich ist, nimmt er immer neue Konkubinen und verjagt sie nach kurzer Zeit mit Schimpf und Schande. Man kann gegen ihn keine Beschwerde führen, denn der eine verantwortliche Beamte ist sein Schwager, und der andere ist sein Neffe.

Ein paar junge Burschen versammeln sich in der Hütte des Kleinbauernsohnes Li Tschao-Lin, der in einer städtischen Färberei arbeitet. Er erzählt von erfolgreichen Streiks in seiner und anderen Han-Kouer Fabriken und rät zum Aufstand. Sein greiser Vater, der vom Gutsherrn mit besonderer Härte verfolgt wird, ist dennoch tief entrüstet

über den rebellischen Sohn, nennt ihn einen wilden Tiger und verbietet ihm das Haus. Die alte Mutter ist anwesend, wagt aber kein Wort.

Ming-Fung als Vater ist wie immer auf der Höhe, dachte Nju-Lang, und auch die Neuen machen ihre Sachen gut. Aber wer spielt die Mutter? Das ist nicht der kleine, dicke Rosinenhändler. Das ist eine Frau, wie herrlich. Eine Anfängerin allerdings. Steif wie ein Stock. Aber es ist doch besser so.

Tschao-Lin nimmt Abschied von seiner schönen Schwester. Er möchte sie nach Han-Kou mitnehmen und dort als Dienstmagd unterbringen. Aber das Mädchen, zu strenger Keuschheit und Frömmigkeit erzogen, schreckt vor der großen Stadt zurück.

Der zweite Akt bringt den Höhepunkt. Der Gutsherr hat den alten Li durch Wucherzinsen, wie auch durch die Kniffe seines Neffen, des Steuereintreibers, in die Enge getrieben. Und nun bietet er ihm den vorherbedachten Ausweg: er will ihm seine schöne Tochter abkaufen.

In einer derb-komischen Szene beteuert der alte Fuchs der spröden Jungfrau, er werde sie nicht anrühren. Er brauche nur eine schöne Konkubine, um seinen städtischen Geschäftsfreunden zu imponieren. Das Mädchen erkrankt vor Grauen und Abscheu. Der Vater kämpft einen schweren Kampf. „Ich muß sie verkaufen“, sagt er schließlich. Und da durchbricht die Mutter die Schranken ihrer wortlosen Demut mit dem einen Satz: „Ja, es ist leichter, seine Kinder zu verkaufen, als sie zu verstehen.“ Und von diesen Worten ins Herz getroffen, stürzt der alte Mann in später Nacht mit weißem, wehendem Bart auf die Landstraße hinaus, um seinen verstoßenen Sohn heimzuholen.

Diese schwingende Glockenstimme, dachte Nju-Lang. Das könnte doch – nein, unmöglich.

Im dritten Akt begrüßt die Bauernjugend den heimgekehrten Sohn mit lautem Jubelruf: „Der Tiger kommt!“ Ein spontaner Aufstand vertreibt das mächtige Gaunertriumvirat: Gutsherr, Polizeikommissar und Steuererpresser.

Nju-Lang saß regungslos und genoß den Erfolg. Sein Theater lebte und würde weiterleben.

Er fuhr auf. Kai-Men und Ming-Fung standen vor ihm. „Du mußt sofort nach Hause. Mee-Tssjing ist krank. Eine Fehlgeburt.“

„Sie hat die Mutter gespielt. Sie hat unsere Aufführung gerettet und ist dabei verunglückt“, sagte Ming-Fung, nicht ohne Strenge. Er hatte Nju-Lang seinen Bordellbesuch noch nicht ganz verziehen.

Nju-Lang saß im Auto. Rote, grüne, blaue Kreise tanzten vor seinen Augen.

Mit fliegenden Schritten durchquerte er das Hofquadrat und stürzte vor dem Lager seiner Frau in die Knie: „Mee-Tssjing, du bist meine ältere Schwester! Oh, du bist meine Lehrerin!“

„Sei unbesorgt“, lächelte Mee-Tssjing. „Es ist nichts Gefährliches.“

„Du bist wert, geliebt zu werden wie keine andere Frau. Aber begreife: was zwischen uns steht, läßt Bewunderung zu und Verehrung, aber keine –“

„Ich begreife alles“, begütigte Mee-Tssjing.

Sie hob den schönen Kopf aus den Kissen. „Mein Leben lang war ich stumm, aber heute kann ich sprechen. Du fährst morgen in die Fremde. Du wirst eine andere Frau nehmen. Nimmst du eine von diesen ausländischen Puppen, die ihre Liebhaber nach der Mode wechseln, so werde ich sie und dich verachten. Findest du aber eine Frau, die deiner würdig ist, zu Ungewohnlichem fähig, mit offenem Geist und standhaftem Herzen, so werde ich sie, wenn ich ihr je begegne, als meine ältere Schwester ehren und lieben. Deinen Sohn werde ich so erziehen, daß er deine Gedanken versteht und verwirklicht. Und nun reise glücklich. Friede auf deinen Weg!“

„Friede auf deinen Weg!“ Die vier Silben seiner Sprache rauschten in den Wellen, umrauschten ihn bis zum Hafen von Marseille, schlossen geruhsam ein zierliches Quadrat um den Aufruhr seiner Gedanken. Eine schöne Musik war in ihnen, Madame Schöne Musik, die wohlherzogene Konfuzianerin, die ungeliebte Frau, die noch viel stolzer war, als er es geahnt hatte, und doch viel menschlicher:

„I Lu Ping-An (Yi lu ping an).“<sup>81</sup>



## Ein Splitter Glück

– 1. Kapitel –

Tschang Nju-Lang stand im Wartezimmer des Moskauer Büros der Internationalen Arbeiterhilfe.<sup>1</sup> Er war europäisch gekleidet, trug einen hübschen, braunen Wollswear und eine flache Kopfbedeckung, die sogenannte Leninmütze. Obwohl die zwanzigjährige Jubiläumsfeier der Oktoberrevolution schon seit fünf Wochen vorüber war, prunkten noch immer die roten Draperien an den Wänden mit ihrem goldgestickten „1937“. An einem langen Tisch lehnten wartend zwei polnische Juden und blätterten in Zeitschriften, ein Mann und eine Frau, beide etwa dreißigjährig, schlank, langnasig und schwarzhaarig.

Nju-Lang war vor wenigen Wochen mit zwei Genossen aus Paris gekommen. Alle drei hatten eine stolze, aber freudlose Zeit hinter sich. Nju-Lang hatte in der Aula der Sorbonne eine Rede gegen den Weltimperialismus gehalten und war verhaftet worden, was ihm Gelegenheit gab, festzustellen, daß auch hier die Pritschen sehr dreckig waren. Er saß fünf Monate lang, bis endlich die neue Volksfrontregierung<sup>2</sup> seine Freilassung verfügte. Mit einer angegriffenen Lunge wanderte er auf den Montmartre zurück, wo ihn sein Onkel, der Besitzer des chinesischen Restaurants „Zu den bunten Laternen“ empfing, nicht gerade unhöflich, aber mit einem gewissen demütigenden Unterton, der Nju-Lang veranlaßte, sich um jeden Preis materiell unabhängig zu machen. Er fand schließlich Arbeit als Szenenarrateur in einem Zirkus.

Vor seiner Haft war er viermal als politischer Kurier ins Ausland gefahren, zweimal nach Dresden, einmal nach Wien und einmal nach London. Seine Aufträge waren so konspirativ, daß er mit seinen Genossen nur dann zusammenkommen durfte, wenn dringende Fragen zu entscheiden waren. Im übrigen war sein alltäglicher Verkehr auf mehr oder weniger unpolitische Landsleute eingestellt, auf Studenten und Maler, Akrobaten und Jongleure. Bis an einem melancholischen Spätherbstabend mit verwirrender Plötzlichkeit die Erlösung gekommen war. Die beiden Genossen Li Tschin-Tschin<sup>3</sup> und Han Kiu-Bao<sup>4</sup> waren hinter den Kulissen erschienen mit der Nachricht, daß sie alle drei

nach Moskau eingeladen waren. Sie hatten dem verblüfften Zirkusdirektor die genaue Summe der Konventionalstrafe auf den Tisch gelegt und waren, ohne ein Wort zu verlieren, mit Nju-Lang abgezogen. Eingezwängt ins Gedränge der Metro mit den beiden kleinen, lebhaften Kantonesen, deren Dialekt er kaum verstand, die er nur viermal im Leben gesehen hatte und die ihm doch näher waren als Vater und Mutter, als Frau und Sohn, sagte sich Nju-Lang zum erstenmal im Leben: „Jetzt bin ich glücklich.“

Nach ein paar farbenleuchtenden November- und Dezemberwochen in der Krim, wo man sie gemeinsam mit Kollektivbauern, Professoren, Ingenieuren und Fußbodenwischern in einem konfiszierten Fürstenschloß zur Erholung untergebracht hatte, waren sie in ein internationales Gemeinschaftshaus für politische Emigranten eingezogen. Sie hatten ein Zimmer zu dritt, ein gutes Zimmer, bis auf die allzu weichen europäischen Kissen, die ihnen einen leisen Ekel verursachten. Jede Woche bekamen sie Geld von der Internationalen Arbeiterhilfe. Heute aber war die Sendung versehentlich ausgeblieben.

Der Beamte am Empfangstisch verstand weder Englisch noch Französisch, aber Russisch und Deutsch. So nahm Nju-Lang sein bißchen Deutsch zusammen und radebrechte lakonisch: „Keine Geld.“

Von ihrer Zeitschrift aufblickend, sagte die Jüdin halblaut zu ihrem Begleiter: „Der Chineser redt punkt wie a litwakischer Yid.“<sup>5</sup>

„Verzeihen Sie“, fragte Nju-Lang, bescheiden herantretend, „das war doch nicht Deutsch, was Sie eben gesprochen haben?“

„O nein“, erwiderte die Frau zuvorkommend in leidlichem Englisch. „Das war Yidisch – die Sprache des jüdischen Volkes.“

„Aber die Sprache der Bibel klingt anders“, behauptete Nju-Lang.

„Ganz recht“, bestätigte die Jüdin eifrig und nicht ohne Stolz. „Unser Volk hat nämlich zwei Sprachen.“

„Unseres auch“, ergänzte Nju-Lang. „Die Gelehrtensprache Wen-Yen (Wenyan)<sup>6</sup> und die Volkssprache Bai-Chua (Baihua).“<sup>7</sup>

„Das ist interessant! Das höre ich zum erstenmal! Und sagen Sie bitte, inwiefern –“

Eine Tür ging auf, und eine Stimme rief eintönig: „Hanna Samoilowna Bilkes!<sup>8</sup> Markus Gedaljewitsch Herzfeld!“

„Entschuldigen Sie“, sagte Hanna Bilkes. „Wir müssen ins Paßbüro. Ich hoffe, wir sehen uns noch.“

Im Paßbüro standen ein paar Menschen Schlange, und man ersuchte sie, einstweilen Platz zu nehmen.

„Da hätten Sie uns doch gleich draußen lassen können!“ protestierte Hanna mit unverhältnismäßiger Heftigkeit.

„Draußen oder drinnen, was ist da für ein Unterschied“, begütigte Markus Herzfeld.

Sie sprachen abwechselnd ihr angestammtes Yiddisch und ein studiertes, fast allzu sorgfältiges Buchdeutsch.

Endlich waren ihre Zertifikate fertig: Hanna Samoilowna Bilkes, geboren 1905 in Drohobycz, Polen (ehemals Österreich), Schriftstellerin, staatenlos, unverheiratet, aus Wien emigriert im Oktober 1937, und Markus Gedaljewitsch Herzfeld, geboren 1902 in Krakau, Polen (ehemals Österreich), Mittelschulprofessor, staatenlos, verheiratet, aus Wien emigriert im Oktober 1937.

„Sie sind also ein Wildwestgalizianer“, witzelte Hanna, über seine Schulter blickend.

„Ich bin vollkommen gezähmt.“

„Ihre Franja hat mir das Gegenteil versichert.“

„Ja, unseren Ehefrauen sind wir niemals zahm genug.“

Sie kamen plaudernd und gestikulierend die Treppe herunter. Im Toreingang stand regungslos Nju-Lang.

„Mir scheint“, bemerkte Markus Herzfeld leise, „der Chinese hat Feuer gefangen.“

„Das gehört sich so“, versetzte Hanna mit träumerischer Selbstverspottung. „Es wäre sehr kränkend, wenn es anders wäre.“

„Wohin gehen die Herrschaften?“ fragte Nju-Lang höflich.

„Zur Dimitrowka.<sup>9</sup> Sie auch?“

„Ich auch.“

„Dort hängt ein Plakat des jüdischen Theaters“,<sup>10</sup> sagte Hanna, ihre kurzsichtigen Augen zusammendrückend.

„Warum tragen Sie keine Brille?“ tadelte Markus.

„Aus Eitelkeit“, erklärte Hanna prompt.

„Sind die Frauen in China auch so eitel?“ wollte Markus wissen.

„Kein Mensch ist frei von Eitelkeit“, philosophierte Nju-Lang. „Aber nur wenige wollen es so freimütig eingestehen wie Frau Hanna.“

Sie standen vor dem Plakat. Nju-Lang stellte ein paar überraschend fachmännische Fragen.

„Sie wissen besser Bescheid als wir!“ staunte Markus.

„Ich habe in Schanghai ein Theater geleitet“, versetzte Nju-Lang mit einem Kichern der Bescheidenheit.

„Wir sollten uns dieses Stück einmal zu viert ansehen“, sagte Hanna eifrig. „Es ist von Scholem Alejchem<sup>11</sup> – dem jüdischen Mark Twain.“

Sie waren bei Markus Herzfeld's Wohnung angelangt. „Unsere Namen wissen Sie schon“, sagte er. „Dürfen wir nun auch –“

„Bitte nennen Sie mich – Nju-Lang“, erwiderte der Gefragte, mit unmerklichem Zögern seinen Familiennamen verschluckend.

„Die meisten chinesischen Namen sind besonders schön und sinnreich“, meinte Hanna.

„Mein geringer Name bedeutet einfach: Kuhhirte.“

„Kuhhirte?“ wiederholte Markus, der sich nie die Gelegenheit zu einer witzigen Grobheit entgehen ließ. „Dann kann ich mich ja empfehlen und Frau Hanna Ihrem Schutz überlassen.“

„Ich dachte, daß Sie nur Ihrer Gattin Hörner aufsetzen“, lachte Hanna hinter ihm her.

„Gehen Sie jetzt nach Hause?“ fragte Nju-Lang.

„Ich muß noch mit der Straßenbahn in den Verlag für Fremdsprachen fahren.“<sup>12</sup>

„Und ich ins Orientinstitut.“<sup>13</sup> Das ist derselbe Weg.“

„Sehen Sie das kleine Hotel in der Gasse drüben?“ fragte Hanna. „Da wohne ich. Zur gefälligen Kenntnisnahme.“

„Wenn ich darf –“, zögerte Nju-Lang.

„Sie müssen mir doch eine Menge erzählen“, sagte Hanna ungestüm, aber systematisch. „Erstens von den zwei Sprachen. Zweitens von Ihrem Theater. Drittens –“

Die Straßenbahn kam. Sie war wie immer vollgedrängt, worüber Hanna nach Art der weißen Barbaren endlos schimpfte und jammerte. Seltsamerweise belustigte es ihn, anstatt ihn abzustößen.

Sie standen mitten im Gedränge und sahen einander unfreiwillig nahe ins Gesicht, in zwei Gesichter, die ihnen gegenseitig unendlich fremdartig erschienen. Nju-Lang betrachtete ihre dichten Brauen und die weiße Strähne in ihrem schwarzen Haar, und Hanna entdeckte in den schrägen Chinesenaugen einen Zug von sanfter Hartnäckigkeit ...

Und dann fühlten sie die erstickende Enge nicht mehr.

Weit war die Welt wie nie zuvor.

Im Chinesenzimmer des Gemeinschaftshauses gab es ein tägliches Rätselraten: „Wird die chinesische Partei uns legale Arbeit geben oder illegale?“

Nach all den Jahren strenger Konspiration und geheimer Aufträge sehnte sich jeder von ihnen nach zwanglos gewählter Gesellschaft, nach öffentlicher Anerkennung seiner Leistungen, nach einer unbehinderten Liebesbeziehung.

Li Tschin-Tschi war zuversichtlich. Er hatte zeitweilig in einer Pariser Schuhfabrik gearbeitet und sah sich schon als zukünftigen Stachnowmann.<sup>14</sup> Aber Han Kiu-Pao blieb skeptisch. „Ihr werdet sehen“, prophezeite er. „Plötzlich heißt es wieder untertauchen.“

Vorläufig schien es, als ob Li's Vermutung bestätigt würde. Sie konnten Vorträge halten: im Orientinstitut, im Kulturpark,<sup>15</sup> im Klub ausländischer Arbeiter.<sup>16</sup> Man stellte ihnen die besten Lehrer für Kolonialgeschichte und Parteigeschichte zur Verfügung. Nju-Lang bekam von der Komintern<sup>17</sup> eine höchst schmeichelhafte Empfehlung an das Stanislawski-Theater,<sup>18</sup> mit der Bitte, den jungen, verdienten Regisseur hospitieren zu lassen, und den ebenso schmeichelhaften Auftrag, ein Buch über das Sowjettheater zu schreiben – das erste in chinesischer Sprache. Li wurde Vorarbeiter in der Schuhfabrik „Roter Oktober“ und Han, in der chinesischen Sektion der Komintern beschäftigt, wurde bald die rechte Hand des Parteivertreters – ebenfalls eines Südchinesen, der Mao Tse-Tung noch unter dem Spitznamen „der bleiche Student Mao“ gekannt hatte.

Freilich: sie bekamen keine Pässe und durften keinem Außenstehenden ihren Familiennamen oder ihre Adresse sagen. Aber mit diesem Vorbehalt konnte Nju-Lang es schon riskieren, seinen Besuch bei Hanna zu machen.

Hanna begrüßte ihn mit einem unbeherrschten Jubelgeschrei, das ihn befremdete und zugleich entzückte. Es gab keine Stubennachbarn. Das Zimmer war so winzig, daß man sich kaum darin bewegen konnte, aber dafür gehörte es ihr allein. Sie stellte Fragen über Fragen, und zu seiner Überraschung merkte er, wie wohl es ihm tat, auf alles zu antworten.

Ja, er hatte eine Schauspielertruppe geleitet, Mee-Chua genannt, die Pflaumenblüte. Mit einem blauen Stift malte er den fünfblättrigen Umriß auf eine Zigarettenschachtel. Als früheste Blüte des Jahres, die sich unter Frost und Stürmen entfaltet, war sie dem chinesischen Volk ein revolutionäres Symbol. Auch sein Theater hatte sich so entfaltet – unter halbkolonialen Demütigungen und halbfeudalem Polizeiterror. Nach Jahren hatte er gehört, welchen Widerhall es im Lande erweckt hatte. Andere Amateurtheater

waren entstanden, hatten das zündende Familiendrama „Gewitter“ in einer verbesserten Fassung wieder aufgenommen und eine Kurtisanentragödie<sup>19</sup> des gleichen Autors inszeniert. Mit der Aufführung eines historischen Dramas über den Tai-Ping-Aufstand<sup>20</sup> hatten sie der Unterjochung der Mandschurei durch die Japaner eine verhüllte und dennoch jedem verständliche Antwort gegeben.

Dem Polizeiterror zum Trotz hatten seine Freunde auch weiter die Bühne behauptet, allen voran seine kleine Schwägerin, die Frauenrechtlerin Tang Tzai-Yün. Da er wußte, wie schwer die chinesischen Silben im europäischen Gedächtnis hafteten, übersetzte er: „Die Leuchtende Wolke.“

„Die Leuchtende Wolke“, wiederholte Hanna gebannt, „die Leuchtende Wolke.“

„Das ist das Werk meiner Jugend“, sagte Nju-Lang. Die anstrengende, aber unendlich wohlthuende Bemühung, sein Leben vor Hanna zu sichten und zu klären, grub feine Falten in seine Stirne. „Manchmal steht es in meiner Erinnerung wie eine farbige Pagode mit fünf Stockwerken, ‚Nacht im Café‘, ‚Nachtasyl‘, ‚Onkel Wanja‘ und der ‚Bauernaufstand‘. Und was ringsum geschah und geschieht, sind nur finstere Schatten, die der Sturm unserer Zeit darüber hinjagt, und mein kleines, wohlgeformtes Gebäude bleibt unbeschädigt. Aber das ist vielleicht nur der Eigendünkel des Künstlers. Öfters denke ich bescheidener und objektiver, und dann sind es meine Theaterspiele, die mir wie flüchtige Schatten erscheinen, zarte, bunte Schatten auf schwarzem Grund.“

Es ist ein Schattenspiel und eine Pagode zugleich – beweglich und doch bleibend“, meinte Hanna versonnen. „Und beide Vergleiche sind von solcher Schönheit, daß ich wie geblendet bin.“

„Ja, die chinesische Schönheitstradition!“ versetzte Nju-Lang. „Wir revolutionären Chinesen haben sie manchmal gründlich satt. Und doch ... In Paris hat es mich plötzlich bedrängt, das Heimweh nach Höflichkeitsformeln und Kalligraphie und aufwärtsgeschwungenen Dachkanten und kleinen Reliefbildern aus Elfenbein oder Königsfischerfedern und sogar nach einer Aufführung des Nan-Hsing-Theaters ‚Der Hirte und die Weberin‘, die unser Volksmärchen nach feudaler Tradition so sehr verzerrte und verflachte, daß ich vor Ärger mittendrin fortging. Ich hatte in Paris eine politisch notwendige, aber einsame und farblose Arbeit – ich darf nicht darüber reden – und die Pariser Chinesen, mit denen ich verkehrte, waren meistens unpolitisch und völlig assimiliert und sprachen mit Vorliebe französisch, wenn auch mit einem gläsernen Akzent – kleine Franzosen unter Glas. Im Jardin de Luxembourg habe ich einmal einen Vers von Wang Pi-Tzi<sup>21</sup> auf eine Bank gepinselt:

„Die Blätter fallen und – ich bin allein.

Im Herbstwind welkten die smaragdnen Bäume.

Durch die entlaubten Äste starrt mein Blick  
Und kann die ferne Heimat doch nicht sehen!“

„Einen Aufenthalt in Paris habe ich mir eigentlich anders vorgestellt“, sagte Hanna mit halbem Spott.

„Ich auch“, bekannte Nju-Lang. „Manchmal bin ich über den Montmartre gegangen und habe jeden Augenblick erwartet, daß mir eine höchst ungewöhnliche Frau begegnen würde – die Frau meiner Phantasie. Einmal erzählte mir ein Maler, er hätte ein spanisches Modell und versprach, mich vorzustellen. Ich kam ins Atelier, bereit, eine verzehrende Feuerseele zu ergründen. Aber während ich ein Gespräch anzuknüpfen suchte, war das arme, wirklich auffallend schöne Mädchen, vom vielen Modellstehen ermüdet, kurzerhand eingeschlafen.“

„Sie waren verheiratet?“, fragte Hanna.

„Ja. Mit neunzehn Jahren haben mich die Eltern mit einem Mädchen zusammengenagt, das ich nie zuvor gesehen hatte, und ich habe pflichtschuldigst einen Sohn gezeugt.“ Er betrachtete Hanna mit sanften, schrägen Grübleraugen: „Ich kann mir vorstellen, daß Sie in einer wesentlich freieren Umgebung aufgewachsen sind.“

„Mit dieser Vorstellung können Sie Sabbath feiern!“, lachte Hanna. „Mein Vater war um siebenundzwanzig Jahre älter als meine Mutter. Meine Großeltern haben sie ihm verkauft. Nicht buchstäblich, aber dem Sinne nach. Sie war jung verwitwet, hatte einen kleinen Sohn, und der Tuchladen meines Großvaters stand vor dem Bankrott. Da mußte man also die Werbung des alten Bilkes annehmen, des großen Bankiers, Finanziers der Drohobyczer Salzgruben und einiger versoffener polnischer Edelleute. Das war ein Paar – der gerissene Geschäftsmann und die junge Frauenrechtlerin und Zionistin, klein, unscheinbar, unschön, aber von bezaubernder Geistigkeit. So bin ich zustandeg gekommen, als Produkt eines Fuchses und einer Nachtigall, mit einem Wort als legitimer Bastard.“

„Aber Sie haben sich doch nur nach dem Beispiel Ihrer Mutter entwickelt“, entschied Nju-Lang.

„Nach dem Beispiel meiner Mutter und im Gegensatz zu meinem Vater“, bestätigte Hanna. „Die Ehe war haarsträubend unglücklich. Mit acht Jahren schockierte ich eine elegante Gesellschaft mit dem Ausspruch: ‚Ich bin dafür, daß Papa und Mama sich scheiden lassen.‘“

„Wo sind Ihre Eltern jetzt?“, wollte Nju-Lang wissen.

„Tot“, sagte Hanna, „und mein Bruder lebt in Palästina. Er hat mir, als ich neun Jahre alt war, Darwin erklärt. Das ist eine meiner besten Erinnerungen.“

„Sie sind kein Parteimitglied?“

„Nein. Aber ich bin politische Emigrantin. Ich habe zu viele Gedichte veröffentlicht, in denen von vorwärtsstürmenden Massen und wehenden roten Fahnen die Rede war.“

„Wann? Und wo?“

„In den letzten Jahren. Das meiste in Wien.“

„Ich möchte Ihre Gedichte lesen.“

„Lieber nicht. Sie gefallen mir heute nicht mehr. Ein Kritiker sagte einmal ganz richtig: Mehr Temperament als Leben.“

„Wie lange waren Sie in Wien?“

„Seit meinen Studienjahren. Ich war mit dem Vater vollständig verfeindet und ging einfach nicht mehr nach Polen zurück. Mit Markus Herzfeld war es ähnlich. Wir verkehrten in einer Kaffeehausgesellschaft<sup>22</sup> – lauter linksgerichtete Intellektuelle. Auch George Montini<sup>23</sup> war dabei, der jetzt zu den österreichischen Funktionären der Komintern gehört. Sie kennen ihn wahrscheinlich.“

„Flüchtig“, bestätigte Nju-Lang.

„Er war früher nie Kommunist“, sagte Hanna. „Er war Nietzscheaner. Übrigens: Haben Sie in der chinesischen Philosophie auch so einen poesievollen Massenverächter?“

„Das nicht gerade“, überlegte Nju-Lang. „Aber wir haben einen chinesischen Epikur, Yang Tschu,<sup>24</sup> dreihundert Jahre vor Ihrer Zeitrechnung. Nach seiner Lehre besteht der Wert des Lebens in Schönheit, Musik, Eleganz und Bequemlichkeit. Meine Familie war offiziell konfuzianisch, aber mein Großonkel Ming-Tjen, ein sehr erfolgreicher Dichter und Beamter, war eigentlich sein Anhänger. Er ist an Opiumvergiftung gestorben.“

„Für einen Anhänger dieser Genußphilosophie ein ganz logischer Tod.“

„Ja, er hat sein Laster genossen. Er hat mir wunderbare Opiumträume erzählt. Einmal stieg er in ein Wandgemälde, verführte eine schöne Jungfrau, die darauf abgebildet war und machte sie zur Mutter. Als er erwachte, ließ er einen Maler kommen – er hatte ja Geld genug – und ein Kind in das Bild hineinmalen.“

Dann wieder besuchte er im Traum einen Drachen in seiner Höhle und las ihm seine Gedichte vor. Aber der Drache fand sie langweilig und schlief ein. Da fuhr ein Springteufelchen aus seinem Rachen, und grinsend überreichte es meinem Großonkel einen fünffarbigen Pinsel, dessen Haare sich abwechselnd in leuchtende Blumen verwandelten. Mit diesem Pinsel schrieb mein Großonkel die schönsten, elegantesten Gedichte. Aber als er sie einmal dem Gouverneur der Provinz vorlas, sprang das Teufelchen plötzlich aus dem huldvollen Munde des hohen Herrn und nahm grinsend seinen Pinsel zurück. Da wurden die Gedichte wieder langweilig, und die Zuhörer schliefen wieder ein.“

„Ein charmantes Laster, das solche Träume hervorbringt.“

„Nun“, berichtigte Nju-Lang. „Das ist nicht das Verdienst des Opiums. In Wirklichkeit sind diese Träume alte chinesische Volksmärchen. Und mein Großonkel war ein

abschreckendes Beispiel für mich, ebenso wie Ihr Vater für Sie. Es gab freilich Rückfälle. Man entstammt nicht ungestraft einer Hang-Tschouer Beamtenfamilie.“

„Auch Montini entstammt einer aristokratischen Beamtenfamilie, eigentlich von italienischer Herkunft.“

„Aber wenn er vorher nie Kommunist war, wieso ist er heute schon Funktionär?“

„Das frage ich auch“, sagte Hanna. „Gerade er! Ihr Kommunisten seid wirklich bessere Kämpfer als Menschenkenner.“

„Das ist leider wahr“, bestätigte Nju-Lang freimütig. „Anno 1925 haben wir sogar an Tschiang Kai-Schek<sup>25</sup> geglaubt. Wir haben es teuer genug bezahlt. Und doch ist es nun wieder notwendig geworden, mit ihm gemeinsam für die nationale Unabhängigkeit zu kämpfen. – Was für ein Mensch ist übrigens dieser Montini?“

„Ein glänzender Propagandist, das muß man ihm lassen. Aber kein wirklicher Kommunist. Er hat sich schon gegen eine ganze Reihe von Genossen schlecht benommen, und immer waren es zufällig Juden.“

„Ihr Volk hat viel zu leiden.“

„Ihres nicht weniger.“

„Sie haben mir versprochen, ins jüdische Theater mitzukommen“, erinnerte Nju-Lang. „Paßt es Ihnen morgen?“

„Unbedingt!“, sagte Hanna. Sie begleitete Nju-Lang zum Hoteleingang. Die alte Gasse glitzerte im frischgefallenen Schnee.

„Gehen wir ein bißchen spazieren?“ fragte Nju-Lang.

„Auf diesem glatten Schnee!“, rief Hanna entsetzt. „Ich mit meinen Plattfüßen!“

Sie sah Nju-Langs befremdete und belustigte Miene und fügte hinzu: „Sie wissen, was John Keats<sup>26</sup> gesagt hat? – Das unpoetischste Wesen der Erde ist ein Poet.“

Der chinesische Komintern-Vertreter war plötzlich nach Yen-an abberufen worden, und Han Kiu-Pao war an seine Stelle gerückt. „Ich habe dir schon neulich gesagt“, erklärte er Nju-Lang, „für uns gibt es jetzt kein Emigrantenleben auf lange Sicht.“

„Du meinst also, daß jeder von uns darauf gefaßt sein kann, plötzlich nach China gerufen zu werden?“

„Genau das meine ich.“

– Die Uhr auf dem Puschkinplatz zeigte acht. Er brauchte noch zehn Minuten, um Hannas Hotel zu erreichen. Und plötzlich empfand er, daß sie angespannt auf ihn wartete und daß er sie warten ließ, und diese Vorstellung wurde zur Unerträglichkeit.

Er telefonierte vom nächsten Automaten: „Hallo, Hanna! Ich habe mich um zehn Minuten verspätet.“ – „Als Straftaxe werde ich zwei chinesische Märchen einkassieren“, lachte Hanna und dachte zugleich: Das ist der erste Mann, der keinen Genuß dabei findet, eine Frau auf sich warten zu lassen.

„Sie haben gerade an Ihrem Buch geschrieben?“ fragte sie, als er eintrat.

„Nein“, sagte Nju-Lang, „ich habe mit einem Genossen gesprochen.“

Sein Ton verriet, daß jenes Gespräch zu seiner konspirativen Arbeit gehörte, und Hanna beeilte sich abzulenken: „Aber Ihr Buch geht vorwärts?“

„Seit wir zusammen die Moskauer Theater besuchen, geht es wunderbar vorwärts.“

„So, und jetzt zwei Märchen Straftaxe!“, bestimmte Hanna, systematisch wie immer.

„Ein Gelehrter“, begann Nju-Lang ohne Besinnen, „erwacht um Mitternacht und sieht eine Kavalkade von winzigen grün und purpurn gekleideten Rittern zur Tür hereinkommen. Sie jagen auf seinem Schreibtisch, tafeln, musizieren und unterhalten sich. Es sind nur ganz feine Töne, aber der Gelehrte hört sie mit voller Deutlichkeit. Schließlich, vom Wein erhitzt, beginnt der Fürst ihn wegen seiner Armut zu verhöhnen. Da wischt der Gelehrte mit dem Pinsel ungeduldig über den Tisch, die Ritter sind verschwunden und Scharen von grünen und roten Ameisen laufen davon.“

„Der Gelehrte“, sagte Hanna nachdenklich, „steht eigentlich so recht im Mittelpunkt eurer Volksphantasie.“

„Ja“, bestätigte Nju-Lang, „und jeder hochstrebende Vater wünscht sich einen Gelehrten zum Schwiegersohn.“

„Ganz wie bei uns Juden“, freute sich Hanna.

„Das zweite Märchen“, setzte Nju-Lang gewissenhaft fort, „handelt von Schen-I und seiner Gattin Heng-E.<sup>27</sup> Schen-I, der göttliche Bogenschütze, der chinesische Phöbus

Apollo, erhielt von der Göttin Tschin-Mu die Pille der Unsterblichkeit. Er verbarg sie unter einem Sparren seines Daches und zog in den Kampf gegen den Riesen Meißelzahn. Indessen ging Heng-E unruhig umher. Die kriegerischen Abenteuer machten ihren Gatten rau und herrisch, und sie plante heimlich, sein Haus zu verlassen. Da verspürte sie einen köstlichen Duft und sah einen silbernen Schimmer unter einem der Dachsparren hervorleuchten. Sie stieg auf eine Leiter, fand und aß die Pille der Unsterblichkeit. Als sie gegessen hatte, fühlte sie ihren Körper von den Gesetzen der Schwerkraft befreit. Sche-I, der nach siegreich bestandem Kampf heimkehrte, suchte vergebens die Pille. Heng-E bekam Angst und entschwebte durchs Fenster. Sie schwebte höher und höher und erreichte den Mond, ein rundes Schloß aus leuchtendem Eiskristall. Weiße Vögel flatterten umher, und silberne Fischlein schwammen hinter den durchsichtigen Wänden. Vor dem Tore blühte ein Kassiabaum, und eine kleine silberweiße Häsin sprang ihr freudig entgegen.

Der verlassene Held beklagte sich bei den Göttern, während Heng-E ihr Recht auf Unabhängigkeit vertrat. Und die Götter entschieden: Schen-I und Heng-E sollten Mann und Frau bleiben, aber nicht mehr gemeinsam wohnen. Er wurde zum Sonnengott erhoben und verkörperte das männliche Prinzip Yang. Sie wurde zur Mondgöttin erhoben und verkörperte das weibliche Prinzip Yin. Wenn er seine Gattin auf Sonnenstrahlen dahinfahrend besucht, ist Vollmond. Sein ständiger Begleiter ist der goldgefiederte Sonnenhahn, ihre ständige Begleiterin die weiße Mondhäsin. Der Vollmond leuchtet herrlich zur Feier der Vereinigung von Yang und Yin.“

„Sind Sie eigentlich geschieden?“, fragte Hanna plötzlich.

„Nach unserem Gesetz“, erklärte Nju-Lang, „wird eine Ehe als geschieden betrachtet, wenn der eine Partner seit mehr als drei Jahren verschollen ist. Und ich muß verschollen sein. Das ist eine Grundbedingung meiner Arbeit. Wenn ich aus freier Wahl geheiratet hätte, es wäre auch nicht anders.“

„So“, sagte Hanna gedehnt.

„Meine Straftaxe ist bezahlt“, begann Nju-Lang nach einer Pause. „Und jetzt erzähle ich Ihnen freiwillig ein drittes, das Märchen von Nju-lang und Dshe-Nü, vom Hirten und der Weberin.“

Unsere Bauern sind unermüdliche Geschichtenerzähler. Und diese Geschichte ist vielleicht ihre älteste. Ein französischer Sinologe, Marcel Granet,<sup>28</sup> leitet sie von prähistorischen Zuständen ab, von der sogenannten Exogamie, der Verheiratung von Söhnen und Töchtern verschiedener Dörfer, ihrer Arbeitsteilung und strengen Trennung bis auf kurze geheiligte Feiertage des Zusammenseins.“

„Ich verstehe“, sagte Hanna tonlos.

„Der chinesische Landarbeiter“, erklärte Nju-Lang, „macht keinen allzugroßen Un-

terschied zwischen sich selbst und seinen Göttern. Sie sind Bauern und Bäuerinnen wie er und seine Familie, nur sind ihre Züge etwas feiner, ihr Geist beschwingter, ihre Leidenschaften edler – so wie der Mensch sich selbst in Wunschträumen sieht. Der chinesische Bauer blickt selbstbewußt zum Himmel auf, nennt die Milchstraße den Silberstrom und hält sie für eine Fortsetzung des Hoang-Ho,<sup>29</sup> an dessen Ufern sein Dörfchen liegt. Er phantasiert die gleichen Dörfchen an die Ufer des Silberstromes, nur etwas schöner und luftiger, und in zweien dieser Sternendörfchen vollzieht sich Jahr für Jahr die flüchtige und doch ewige Liebesgeschichte vom Hirten und der Weberin.“

„Weiter“, drängte Hanna und hielt ihm die offenen Hände entgegen, als wäre seine Erzählung ein greifbares Geschenk.

Mit leisen beseelten Fingern zeichnete Nju-Lang die Sternbilder Aquila und Lyra in ihre Handflächen.

Lang, schmal, schneeweiß waren die Hände der Frau. Länger, schmaler, dunkelgolden die Hände des Mannes.

„Hier, wo die Europäer eine Leier sehen, glauben wir Chinesen eine Frau zu erblicken, die am Webstuhl sitzt. Und hier, auf der andern Seite des Silberstromes, sehen wir einen Hirten, der seine Büffelkuh auf die Weide führt.

Nju-Lang und Dshe-Nü lieben einander, aber zwischen ihren Dörfern fließt die Milchstraße, und sie müssen ihre Arbeit getrennt vollbringen. Nur einmal im Jahr, am siebenten Abend des siebenten Monats, bilden die Himmelsvögel eine Brücke, eine schwirrende, farbige Brücke aus Vogelschwingen, und die beiden dürfen einander in die Arme stürzen. Schon am nächsten Morgen müssen sie voneinandergehen, und sie nehmen, jeder an seinem Ufer, ihre einsame Arbeit wieder auf. Er weidet seine silbergraue Büffelkuh, sie webt ihre seidenen Wolkengebilde.

Bettelnde Straßensänger erzählen noch heute die Geschichte des göttlichen Bauernpärchens, halb singend und halb rezitierend, während ihr kleiner Gehilfe mit einer dünnen Bambusklatte den Rhythmus markiert:

„Mondschein, Kuppler, hell und blank,  
Du verbindest Yin und Yang.  
Sieh Dshe-Nü und sieh Nju-Lang  
An den beiden Ufern stehn,  
Immerfort hinübersehn.  
Hüll' in deinen Silbersaum  
Unsern bittern Birnenbaum.“

Oder sie singen:

„Schachfigürchen sind wir nur  
In den alten Götterhänden.  
Finden uns zu kurzem Trost  
Auf der weiten Sternenflur,  
Bis daß sie uns weitersenden.  
Mich nach West und dich nach Ost.“

„Dieses zweite Lied“, erklärte Nju-Lang, „ist eigentlich weniger charakteristisch. Die feudale Tradition hat da einen falschen Ton hereingebracht. Nach der volkstümlichen Auffassung fühlen sich die beiden durchaus nicht als Schachfigürchen höherer Gewalten. Aus freiem Pflichtgefühl gehen sie voneinander, um sich der Arbeit zu widmen, der ihr Leben gehört.“

„Ich verstehe“, wiederholte Hanna.

„Ein drittes Lied, das die Frauen singen, wenn sie Dshe-Nü als Schutzpatronin ihrer Webearbeit und Näharbeit anrufen, geht so:

„Dünne Wolken wob die Frau,  
Ferne Sterne wob sie ein,  
Spitzer Blitze Flammenschein,  
Seidnen Wind, kristallinen Tau –“

Nju-Lang hielt plötzlich inne. Hannas Augen brannten, ihre Stirne leuchtete, ihre dichten schwarzen Brauen schienen blaue Funken zu sprühen und ihre weiße Haarsträhne silberne Funken. Was ist das?, dachte Nju-Lang bestürzt. Aus seinem Innern brach, durch den Panzer uralter Selbstbeherrschung, ein schwerer glücklicher Seufzer. Beide waren verstummt.

„Und zum Schluß“, sagte Nju-Lang, sich sammelnd, „singt der Märchenerzähler gemeinsam mit seinen Zuhörern:

„Jahrelange Trennungszeit,  
Kurze Stunde nur zu zweit  
Und geliebt in Ewigkeit.“

Und wieder verstummten sie beide.

„So schön“, sagte Hanna versonnen, „und so schwer.“

„Ja“, sagte Nju-Lang, „es gibt eben Menschen, die sich das Leben freiwillig schwer machen.“

„Nicht nur Einzelmenschen. Auch ganze Völker. Ihres und meines zum Beispiel“, lächelte Hanna.

„Kann ich das als eine Antwort auf meine Frage nehmen?“

„Haben Sie mich denn etwas gefragt?“

„Gewiß habe ich Sie gefragt.“

„Möchten Sie nicht ein bißchen deutlicher fragen?“, schlug Hanna vor.

„Wir Chinesen lieben keine Deutlichkeit in solchen Dingen.“

„Wenn ein Chinese liebt, sagt er dann nicht: ‚Ich liebe dich?‘“

Nju-Lang verneinte stumm. Sein Gesicht zeigte den gewohnten Ausdruck von sanfter Hartnäckigkeit.

„Dann liebt er vielleicht gar nicht so besonders“, zweifelte Hanna.

„In Schanghai“, erzählte Nju-Lang, „gibt es heutzutage junge Leute, die ‚Wo ai ni‘ sagen. Aber das ist nicht echt. Das ist eine Nachäffung des englischen ‚I love you‘.“

„Und wenn es echt ist, was sagt er dann?“

„Er sucht nach einer Umschreibung.“

„Nach einer Umschreibung?“

„Ja. Zum Beispiel erzählt er irgendeine alte Legende ...“

Die Uhr schlug elf.

„Sie müssen gehen“, entschied Hanna. „Ich will nachdenken.“

„Muß ich wirklich gehen?“, fragte Nju-Lang, ohne zu lächeln. Hanna nickte. Er nahm Hut und Mantel. Sie begleitete ihn auf den Korridor hinaus. Noch einmal nahm er ihre Hand, preßte sie an seine Augen, seinen Mund, seine Wangen, seine Schläfen und wieder an seine Augen und wieder an seinen Mund. Hanna sah stumm zu ihm auf. Sie mußte sich gegen die Türe lehnen, die Türe fiel ins Schloß. Köstlich und unerträglich war dieser Feuertanz winziger Sekunden, die zugleich Jahre waren und Jahrhunderte und Jahrtausende.

Nju-Lang war gegangen. Hanna stand ratlos vor der eingeschnappten Türe. Sie mußte, noch mit schwindligem Kopf, ins Hotelbüro hinuntergehen und die unzufriedene Beamtin um den Nachschlüssel bitten. Der Nachschlüssel fand sich nicht, die Frau stieg, mit einem riesigen Bund von Sicherheitsschlüsseln bewaffnet, zu ihr hinauf und probierte und probierte.

Währenddessen saß Hanna an einem leuchtenden Webstuhl. Sterne zogen an ihr vorbei, jeder einzelne so groß, daß eine kleine Familie darauf Platz hatte. Auf dem einen ein Chinesenpaar mit einem zierlichen, dunkelgoldenen Chinesenkind. Auf dem andern ein Bantunegerpaar mit einem drolligen, tintenschwarzen Bantukind. Auf dem dritten ein Hindupaar mit einem großäugig, verträumten Hindukind. Und sie, Hanna, wob ein klingendes Versgewebe von Stern zu Stern ...

„So, Hanna Samoilowna. Die Türe ist offen.“

„Entschuldigen Sie um Gottes willen. Ich danke sehr.“

Hanna sank in den Schreibtischsessel und vergrub ihren Kopf in den aufgestützten Armen. Die Erregung ihrer Sinne hatte sich in einen andern Rausch verwandelt.

– 4. Kapitel –

„Wir haben doch jetzt die gemeinsame antijapanische Einheitsfront mit der Kuo-Min-Tang“, sagte Nju-Lang zu Han Kiu-Pao. „Wenn also einer von uns plötzlich nach China abberufen wird – glaubst du nicht, daß er dann ganz legal und offiziell fahren kann, mit der Erlaubnis, sich von wem er will zu verabschieden und vielleicht sogar Familie mitzunehmen?“

„Legal oder nicht legal. Offiziell oder nicht offiziell. Die antijapanische Einheitsfront mit Tschiang Kai-Schek ist nur von unserer Seite her verläßlich. Sicher muß ein Teil unserer Arbeit auch jetzt geheim bleiben für den Fall, daß der alte Betrüger Lust bekommt, seinen Verrat von 1927 zu wiederholen.“

„Auch der ärgste Betrüger hat manchmal eine Anwendung von Aufrichtigkeit“, bemerkte Nju-Lang nachdenklich.

„Ich verstehe“, ergänzte Kiu-Pao. „Tschiang Kai-Schek mag ein Kommunistenfresser sein und ein Verächter der Lao-Bai-Hsing. Aber sein national-chinesisches Gefühl ist wahrscheinlich echt.“

„Es ist mitunter reichlich hitzig“, bestätigte Nju-Lang. „Aber noch immer wesentlich schwächer als seine Herrschsucht und sein Größenwahn.“

„Und darum können wir unsere unterirdischen Positionen nicht aufgeben. Und jeder von uns muß auf eine geheime Abberufung gefaßt sein.“

„Und ich habe gerade ein Mädels gefunden“, sagte Nju-Lang.

„Was für ein Mädels?“

„Eine Jüdin.“

„Eine kluge Jüdin?“

„Eine sehr kluge Jüdin.“

„Dann wird sie es verstehen.“

An Hanna denkend, rief Nju-Lang seinen kritischen Sinn zu Hilfe. Er sah ihre etwas lange Nase, die schlechte Haltung, die ihre schöne Gestalt entstellte, ihre Unsportlichkeit, ihren Mangel an Selbstbeherrschung. Hörte sie einen Hund bellen, so ging sie eiligst auf die andere Straßenseite, und stieß sie mit dem Ellenbogen gegen den Schreibtisch, so jammerte sie zehn Minuten hindurch in wenig menschenwürdiger Weise.

Das alles vergegenwärtigte Nju-Lang. Aber vor seinen Augen tanzte ungetrüb eine weiße Flamme, die silberne Funken sprühte.

Er hatte mit Hanna verabredet, daß er sie nur zweimal wöchentlich besuchen würde. Er war mit Arbeit überhäuft wie zur Zeit der Mee-Chua-Truppe. Das Stanislawski-

Theater bereitete die Inszenierung von Anna Karenina<sup>30</sup> vor, und Nju-Lang wollte keine Probe versäumen. Zu den Kursen über Parteigeschichte, Kolonialgeschichte und dialektischen Materialismus war noch ein japanischer Sprachkurs hinzugekommen und zwei militärwissenschaftliche Kurse mit besonderer Berücksichtigung der Partisanentaktik. Und schließlich hatte Nju-Lang es sich in den Kopf gesetzt, komme was komme, wenigstens den ersten Teil seines Buches fertigzuschreiben.

Über allem, was er tat und plante, tanzte die weiße Flamme und sprühte silberne Funken. Obwohl ihn Hanna erst übermorgen erwartete, ging er plötzlich ans Telefon und rief sie an.

Aber Hanna war nicht zu Hause. Sie war bei Markus und Franja Herzfeld<sup>31</sup> zum Tee eingeladen.

„Ein seltener Besuch“, begrüßte sie die schwarzlockige, blauäugige Warschauerin.

„Haben Sie mich wirklich vermißt?“, lachte Hanna. Der schönen Franja war es im allgemeinen weniger um weibliche Gesellschaft zu tun.

„Mit Ihnen kann man sich aussprechen. Mit wem sonst?“

„Haben Sie Ärger?“

„Gestern abend großer Krach mit Markus. Er ist eifersüchtig auf Hans Mittner und auf Alois Dämpfinger und auf George Montini, mit dem ich überhaupt noch nie gesprochen habe, nur weil er angeblich gesagt haben soll, er würde gerne einmal ...“

„Und deswegen hat Ihnen Markus eine Szene gemacht?“

„Wie darf er überhaupt eifersüchtig sein“, schimpfte Franja. „Er mit seiner Njina, seiner Sascha, seiner Tamara. Ich habe es ihm vorgehalten, und was antwortet er mir? – Bei einem Mann hat das nichts zu bedeuten, bei einer Frau alles.“

„Männerlogik.“

„Er soll sich bei seiner Njina, bei seiner Sascha, bei seiner Tamara bedanken, wenn ich flirte, mit wem es mir paßt.“

„Mit einem Wort“, bemerkte Hanna, „Sie flirten im Dienste der ausgleichenden Gerechtigkeit.“

„Ihr Mundwerk möchte ich haben“, lachte Franja geärgert, „und Ihren Denkapparat. Aber das ist es ja eben. Wie oft bitte ich ihn: erkläre mir das, erkläre mir jenes, hilf mir, mich entwickeln. Aber nein, das ist ihm zu unbequem. Er will der überlegene Herr Professor sein, der die hübsche Gans spazieren führt. Gut, dann will die Gans aber auch von möglichst vielen Leuten hören, daß sie hübsch ist. Was hat sie sonst vom Leben?“

„Ich verstehe –“

„Ich hab gewußt, daß Sie verstehen werden. Weil Sie – oh, da kommt Markus nach Hause.“

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr“, beklagte sich Markus schon an der Türe. „Haben Sie ein Verhältnis mit dem Chinesen?“

„Noch nicht“, versetzte Hanna schnippisch, „aber ich möchte gerne.“

Markus war weder verblüfft noch schockiert. Hannas Neigung, im Gegensatz zu ihrer tatsächlichen Schwerblütigkeit, drastische Reden zu führen, war bekannt.

„Spaß beiseite“, meinte er. „Halten Sie es überhaupt für möglich, daß eine Europäerin mit einem Chinesen –?“

„Das hab ich gerne, wenn ein Jud wie ein Nazi redet“, brauste Hanna auf.

„Ich habe doch nicht gesagt, daß wir eine höhere Rasse sind“, verteidigte sich Markus gekränkt. „Ich meine den Gegensatz – die ungeheure Fremdheit.“

„Eine Drohobyczerin kann alles“, prahlte Hanna. „Die erste Frau, die sich einen Marsmenschen kapert, wird sicher eine Drohobyczerin sein.“

Baczka Dämpfinger, die mit ihrem Mann und Hans Mittner eingetreten war, quittierte die letzten Worte mit einer Lachsalve.

„So, nun sind wir vollzählig“, stellte Markus fest. „Franja, gib Tee.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr“, versetzte Franja, mit Hans Mittner einen langen Blick wechselnd.

„Nun, Hans im Glück“, fragte Markus, „immer wohlauf? Immer hochgewachsen, schmalschädelig und blond? Das reinste Naziideal.“

Hans lächelte schuldbewußt und zerstreut. Seine Augen hingen an Franja.

„Machen S' lieber mir ein Kompliment“, versuchte Baczka abzulenken. Sie war eine lebhaftere, kleine Tschechin und begriff die gespannte Atmosphäre mit wachsendem Unbehagen.

Hans und Franja standen beieinander, äußerlich sehr korrekt und doch wie eingeschmolzen in einen Lichtfluß gemeinsamer Schönheit.

Markus hielt sich neben Baczka im Hin und Her einer mühsamen Neckerei.

„Wie geht es Ihnen, Genossin Bilkes?“, fragte Aloys Dämpfinger mit seinem leicht wienerischen Akzent.

„Wem? – Ach so, mir“, erwiderte Hanna, ihre besorgten Blicke langsam von Franja und Markus lösend. „Mir? – Eigentlich wunderbar.“

„Sie arbeiten viel?“

„O ja, recht ordentlich. Ich inspiziere die Bibliothek und übersetzte russische und jiddische Gedichte<sup>32</sup> für die Zeitschrift ‚Das Menschenreich‘<sup>33</sup>, und jetzt habe ich sogar angefangen, Chinesisch zu lernen.“

„Das freut mich“, sagte Dämpfinger mit aufrichtiger Wärme. „Ich wollte Sie nur warnen. Es ist besser, wenn Sie es wissen. Sie sind beim Genossen Montini nicht sehr gut angeschrieben.“

„Wirklich?“, versetzte Hanna scharf. „Ich werde mir die Nase trotzdem nicht operieren lassen.“

„Wer redet von Ihrer Nase? – Ach so, ich verstehe, was Sie meinen. Aber schauen Sie, Hanna, solche Witze sind wenig angebracht. Montini ist einer der einflußreichsten Genossen. Valeri Boyanow<sup>34</sup> hält große Stücke auf ihn.“

„Alle Achtung vor Genossen Boyanow, aber ein Menschenkenner ist er nicht.“

„Sie sollten zu Montini gehen und versuchen, seine Sympathie zu gewinnen.“

„Wenn er das erlebt, wird er den Messias erleben.“

„Warum so gehässig, Hanna? – Schließlich hat er kein Wort gegen Ihre politische Verlässlichkeit gesagt.“

„Was denn hat er gesagt?“

„Halt ein paar Redensarten: ‚Dieses hysterische Judenmädel! Diese mißlungene Prophetin! Diese Deborah<sup>35</sup> von Drohobycz!‘“

„Ein wertvolles Geständnis! Haben Sie es schon gemeldet?“

„Wem gemeldet?“

„Wem? – Boyanow zum Beispiel.“

„Wie darf ich das? Es war doch keine offizielle Äußerung. Halt ein paar Redensarten.“

„Eindeutig antisemitische Redensarten.“

„Sie selbst sind schuld daran, daß er Sie nicht besser kennt. Vielleicht würde eine einzige kameradschaftliche Aussprache genügen, um Ihnen seine gute Meinung zu erwerben.“

„Ich pfeife auf seine gute Meinung!“

„Schreien Sie nicht, Hanna. Ihr Juden seid überempfindlich, das wissen Sie selbst.“

„Besser überempfindlich als dickhäutig.“

„Sie sind eine Dichterin, Hanna. Sie leben in den Wolken.“

„Nü dshe-dso tssji Yün“, sumnte Hanna.

„Was heißt das?“

„Das heißt auf Chinesisch: Dünne Wolken wob die Frau ... Aber jetzt muß ich gehen.“

Markus begleitete sie die Treppe hinunter.

„Markus“, sagte Hanna. „Ich habe kein Recht, mich in Ihre Angelegenheit zu mischen. Aber ich wollte, ich könnte Sie überzeugen. Eine Frau ist keine Porzellanschale, die man nur in den Kasten zu stellen und sauber zu halten braucht. Eine Frau ist ein Mensch, wie Sie selbst mit eigenem Ehrgeiz und eigenem Willen und eigener Spannung –“

„Frauenemanzipation!“, unterbrach sie Markus gereizt. „Ein Bonmot von vorgestern.“

„Es ist nicht meine Schuld, daß ihr Männer es nicht schon vorgestern kapiert habt“, sie gab sich einen Ruck, „und auch nicht Franjas Schuld.“

„Sie meinen es gut“, sagte Markus plötzlich müde. „Aber meine Ehe ist nicht mehr lebensfähig.“

Tief in Gedanken ging Hanna durch den Winterabend. Der Frost war milder geworden.

Was konnte Montini gegen sie unternehmen? Sie arbeitslos machen, sie von ihren Freunden isolieren, sie zum Selbstmord treiben? – Vielleicht. Aber er konnte nicht hindern, was ihr in den nächsten Tagen, in den nächsten Wochen beschieden war und alle künftige Verlassenheit, alle künftige Drohung überwog.

Sie ging, aufrechter als gewöhnlich, mit schwingenden Schritten. Sie sah sich vor verschlossenen Türen stehen, überall abgewiesen, weil der Einflußreiche ein paar lässige, unverbindliche Worte hatte fallen lassen. Sie sah sich zusammenbrechen, aufschnellen und wieder zusammenbrechen.

Und sie sah einen leuchtenden Webstuhl zwischen den Sternen aufgespannt. Sah das silberweiße Mondhäschen der Weibheit und den goldgefiederten Sonnenhahn der Mannheit. Sah ein schmales morgenländisches Antlitz von suchender Anmut und weiser Hartnäckigkeit. Licht, Glut und Farbe eines unerhörten Glückes und dahinter die finstere, aber furchtlose Zukunft.

Mit der Hast gedankenverlorener Schritte erreichte sie ihr Zimmer. Am Schreibtisch saß, überraschend, Nju-Lang.

Hanna warf mit einem Schwung die Pelzmütze aufs Bett und lehnte ernst und stumm an der Türe. Eine Sekunde nur – und Nju-Lang hatte ihr Schweigen verstanden.

„Hast du gezweifelt, wie meine Entscheidung ausfallen wird?“, fragte Hanna, die Lippen von seinem Munde lösend. Sie sprach plötzlich Deutsch.

„Nicht zweifelt“, radebrecte Nju-Lang. „Aber du weiß ...?“

„Ich weiß alles“, beschwichtigte sie, nun wieder auf Englisch. Die Anrede „you“ zwischen ihnen war so zum „du“ geworden. „Du hast mich gründlich gewarnt, ritterlich gewarnt, poesievoll gewarnt.“

„Ich habe dir noch nicht erzählt, daß unsereiner keinen Paß hat.“

„Und was geht mich das –? Ach so. Du willst sagen, daß du jetzt nicht legitim heiraten kannst“, erläuterte Hanna mit ihrer barbarischen Deutlichkeit.

Sie knüllte die Pelzmütze zwischen den Händen. Einem Mann, selbst dem geliebtesten, sich hinzugeben war eine peinliche und beängstigende Angelegenheit, wenn nicht vorher die Chupa,<sup>36</sup> der altjüdische Trauhimmel, sein seidenes Dach über sie gebreitet hatte.

„Nun“, sagte sie mit mühsamer Tapferkeit, „ein Papierchen mehr oder weniger. Man hat schon so genug bei der hohen Behörde zu tun.“

„So einfach ist das nicht für dich“, widersprach Nju-Lang mit schmalgeschärften Schlitzaugen.

„Du hast mehr als einen jüdischen Kopf“, anerkannte Hanna melancholisch. „Du hast einen chinesischen Kopf. Es ist wirklich nicht so einfach für mich. Nun und wenn schon? Was bleibt mir sonst übrig?“

„Ich wollte dich schon lange fragen, Hanna: wie kommt es, daß du bis heute allein geblieben bist?“

„Ich bin keine Schönheit“, bemerkte Hanna unbestimmt.

„Ich habe nie behauptet, daß du eine Schönheit bist“, verteidigte sich Nju-Lang. „Aber du bist viel und heftig begehrt worden – das lasse ich mir nicht ausreden.“

„Ich bin begehrt worden“, bestätigte Hanna grimmig. „Aber weißt du, auf welche Art? – Als ob einer sagen wollte: Mit *dem* Gesicht macht sie noch Umstände!“

Diese weißen Männer, dachte Nju-Lang mit einer Entrüstung, die ein leiser Triumph

durchkicherte. Und über Hanna gebeugt, als könnte er buchstäblich ihre Gedanken ablesen, versprach er: „Bei mir darfst du Umstände machen, solange dir danach zumute ist. Ich werde gewiß nicht die Geduld verlieren.“

Allein geblieben, fand Hanna zwischen ihren Büchern und Papieren sieben Seidenstreifen in den Farben des Regenbogens. Jeder von ihnen war kalligraphisch mit Hieroglyphen bemalt und mit einer englischen Übersetzung versehen. Sechs davon waren chinesische Revolutionslieder, das siebente sein eigenes Jugendgedicht:

Meine Eltern haben Nju-Lang mich genannt,  
Meinen Liebesträum zwischen die Sterne gebannt.  
Zwischen Sternen such ich mein Liebesglück  
Und finde nur schwer auf die Erde zurück.  
Vom Himmel leuchtest du, Weberin, mir  
In ewiger zarter versponnener Pracht.  
Da weiß ich: es kommt die erwartete Nacht  
Und endlich auf Erden begegne ich dir.

Mit der uralten Behutsamkeit seines Volkes fand Nju-Lang den Weg vom Freund zum Liebhaber. Sein Blick erblindete nicht, sein Gehör ertaubte nicht, seine Liebesworte verstummten nicht. Es war Hanna, als fingen die Wände des kleinen Zimmers zu leuchten an, tiefgolden am Abend, silberglühend bei Nacht und rosig am nächsten Morgen. Ein Wunder geschah ihr, aber daß es geschah, war in letzter Entscheidung ihr eigener Wille. In diesen Liebesnächten gab es zwei Sieger, aber keine Besiegten. Es gab einen weisen Premierminister und eine vertrauende Königin, und keiner war dem andern untertan.

„Wie kann man nur so unverschämt vor Freude strahlen?“, fragte Markus Herzfeld, als er mit ihr auf dem Puschkin-Platz zusammentraf. Er begleitete jedoch seine Worte mit einem beglückwünschenden Handkuß.

„Es ist mir zu gönnen“, entschied Hanna. „Ich bin weiß Gott nicht mehr achtzehn Jahre alt.“

„Wohnt ihr beide schon zusammen?“

„Sie haben eine Ahnung! Ich darf nicht einmal seine Adresse wissen.“

„Emigrantenglück!“, zischte Markus verbissen. „Es gibt kein normales Emigrantenleben.“

„Alles zu eng beieinander“, bestätigte Hanna. „Leben und Tod, Kameradschaft und Intrige, Geheimnis und Geschwätz ...“

„Und Seitensprünge wie im galanten Rokoko, aber wesentlich plumper“, ergänzte Markus.

„Markus, was das betrifft –“

„Ich meine nicht Sie, Hanna. Sie sind monogam aus Größenwahn. Sie wollen etwas Ausgefallenes – oder gar nichts.“

„Ich weiß, daß Sie Franja meinen. Und darum sage ich Ihnen: alles kann noch gut werden. Hören Sie mich doch nur fünf Minuten an.“

„Es hat keinen Zweck, Hanna. Meine Beziehung zu Franja ist nicht mehr lebensfähig. Es ist mir nur ein Trost, daß Mittner sie bekommt und nicht Montini ...“ Er zog eine Ansichtskarte aus der Tasche. „Das habe ich gestern von Rosentals aus Heidelberg bekommen.“

Das bunte Kärtchen hatte anstandslos die Zensur passiert, denn es enthielt nichts als herzliche Grüße. Die Landschaft, ein Ausschnitt aus dem Schloßpark, atmete Unschuld und Lieblichkeit. Nur wenn man schärfer hinsah, entdeckte man, was die Absender eigentlich gemeint hatten: eine kleine nette Gartenbank mit der Aufschrift: Nur für Arier.

Auffahrend sah Hanna um sich. Ich bin ja in Moskau am Puschkin-Platz, dachte sie erleichtert.

„Apropos Montini“, bemerkte Markus. „Wenn mir hier ein Antisemit an den Kragen will, so muß er sich, wenigstens offiziell, maskieren. Und wenn es zu arg wird, dann habe ich die Sowjetmacht auf meiner Seite.“

„Neulich“, erzählte Hanna, „habe ich gesehen, wie eine russische Mutter ihrem Jungen verbieten wollte, mit einem Tatarenkind zu spielen. Da ist das ganze Haus zusammengelaufen und hat sich bemüht, sie aufzuklären.“

„Übrigens“, bemerkte Markus, „Ihr letztes Gedicht im ‚Menschenreich‘ über das chinesische und das jüdische Volk<sup>37</sup> – alle Achtung! Jetzt schreiben Sie endlich keine gereimten Leitartikel mehr.“

„Nie wieder“, versicherte Hanna.

„Also“, sagte Markus abschiednehmend, „grüßen Sie mir den relativ Herrlichsten von allen.“

Vor dem Moskauer Künstlertheater wartete Nju-Lang. Sie wollten das Gastspiel der armenischen Oper sehen.

„Wie geht es, Hanna?“, fragte er, sie durchs Gedränge führend und unmerklich liebkosend.

„Du fragst?“, wunderte sich Hanna. „Ich wollte, es wäre mir immer so ergangen.“

Sie war mit Worten freigebiger als mit Taten, und die unbeherrschte Deutlichkeit ihrer Liebeserklärungen verblüffte ihn immer wieder und erinnerte ihn an ein althebräisches, ein biblisches Lied,<sup>38</sup> das sie ihm vorgelesen hatte und von dem sie stolz behauptete, es sei das bedeutendste Liebesgedicht aller Völker und Zeiten. Obwohl sie

zweifelloso übertrieb – die gewaltige Schönheit des Liedes war unverkennbar. Und immer wieder empfand Nju-Lang das Fremdartige und Merkwürdige in dieser Bereitschaft, bei aller Schwerblütigkeit und Sittenstrenge, die Glut des Herzens und der Sinne offen auszusprechen und selbst jenen dünnen Schleier feiner Symbolik und kichernder Schalkhaftigkeit zu verschmähen, der dem Chinesen unentbehrlich war.

Sie saßen in der zwölften Reihe, eingehüllt in den unsichtbaren Mantel ihrer Zärtlichkeit. Auf der Bühne tanzte Gajanee,<sup>39</sup> die Heldin der Oper. Mit wilder Grazie gestaltete sie das vergangene Leid: nationale Verfolgung, erstickende Armut und finstere Sitten wie Frauenkauf und Frauenraub. Und sie tanzte, aus weitgeöffneten Augen schwarze Blitze sprühend, den frohen Stolz der gleichberechtigten Sowjetarmenierin.

Ein amerikanischer Neger, der Nju-Lang und Hanna Englisch sprechen hörte, mischte sich ein. „Wir vier“, lachte er, seine weißen Zähne zeigend, „Armenier, Juden, Chinesen und Neger! Wir verstehn uns!“

Im Foyer standen Usbeken in grünviolett gestreiften Seidenmänteln. Ein Mordwine von der Wolga, blond, aber schlitzäugig, beschrieb einer russischen Bildhauerin die Götzenbilder im Hause seines Großvaters. Die Übersetzer waren die umworbensten Persönlichkeiten der Gesellschaft.

„Es ist kein Zufall“, sagte Hanna, zu Nju-Lang aufblickend, „daß wir beide uns in dieser Stadt gefunden haben.“

Sie versuchte ins Künstlerzimmer einzudringen, um Nju-Lang ein Interview zu verschaffen. Nju-Lang hielt sie zurück. Man könne doch nicht so mir nichts dir nichts hineinplatzen. Worauf Hanna etwas schnippisch entgegnete, es sei zu spät, in ihrem drei- unddreißigsten Lebensjahr eine Diplomatin aus ihr zu machen. Darüber gerieten sie unversehens in eine scharfsinnige Analyse der Rolle von Zurückhaltung und Initiative in der menschlichen Beziehung.

Oft schon war Hanna Leuten begegnet, deren theoretische Diskussionen sich regelmäßig zu einem persönlichen Streit verkrampften, während jeder persönliche Streit zwischen ihr und Nju-Lang sich, Gegenrede um Gegenrede, zu einer theoretischen Diskussion entwirrte. Sie führten keinen Machtkampf wie manche Liebespaare. Keiner von ihnen empfand das Bedürfnis, über den andern zu triumphieren. Sie hatten einander Besseres und Merkwürdigeres zu bieten als die Lust der Herrschaft und die Lust der Unterwerfung.

Hanna stand am offenen Fenster. Jetzt wird es langsam Frühling, dachte sie, und Nju-Lang muß sich nicht mehr ärgern über meine ewige Angst vor Eis und Schnee.

Sie sah Baczka, mit Paketen beladen, über die Petrowka gehen und winkte ihr froh-gelaunt.

„Jessas,<sup>40</sup> Hanna“, rief Baczka, „ich muß Ihnen was erzählen.“

Sie kam flink und rundlich die Treppe herauf. Ihr lebhaftes Gesichtchen war merklich verdüstert.

„Wieder was aus Wien?“, ängstigte sich Hanna. Seit Hitler Österreich okkupiert hatte, kam eine Selbstmordnachricht nach der andern.

„Nein. Was ganz Privates.“

„Franja?“

„Sie wissen's schon –?“

„Nein, aber ich kann mir denken –“

„Is sich gestern mit Hans Mittner nach dem Kaukasus gefahren.“

„Aber Markus hat es vorausgesagt und scheinbar nichts mehr dagegen gehabt.“

„Er hat nur so getan, das aufgeblasene Armitschkerl. Er hat doch nicht geglaubt, daß sie ihm davongehn wird. Jetzt ist er herich zammbrochen.“

„Am besten, wir gehen gleich –“

„Mein Mann is bei ihm. Er mag jetzt keine Frauen sehen, sagt mein Mann. Nächste Woche vielleicht –“

„Hanna Samoilowna! Zum Telefon!“

„Entschuldigen Sie, Baczka.“

Am Telefon war Nju-Lang. Seine Stimme war ruhig, aber seltsam gläsern. „Ich kann heute nicht kommen, Hanna.“

„Natürlich nicht. Es ist ja Freitag. Morgen kommst du.“

„Ich wollte dich anrufen, Hanna, ich wollte dich noch einmal anrufen ...“ Die Stimme war verstummt.

„Hallo, Darling!“ rief Hanna.

Stille.

Hanna legte den Hörer auf die Gabel. Nach seiner Telefonnummer hatte sie niemals fragen dürfen. Kalte, lähmende Schauer krochen langsam über ihre Haut.

„Jessas!“, erschrak Baczka. „Sie sind ja weiß wie Kreide.“

„Ein Nervenbündel bin ich“, schimpfte Hanna. „Bei jeder Gelegenheit sehe ich Gespenster.“

Allein geblieben versuchte sie, einige Bände der Staatsbibliothek für Internationale Literatur zu überprüfen, aber sie verstand nicht, was sie las.

Ich möchte um vierundzwanzig Stunden älter sein, dachte sie. Morgen abend punkt acht wird er vor der Türe stehen wie immer und über meine grundlosen Befürchtungen lächeln.

Sie versuchte ihre chinesischen Lektionen zu wiederholen. Das ging besser.

Am nächsten Morgen wurde sie ans Telefon geholt. An allen Gliedern zitternd hob sie den Hörer ab. Aber es war die Zeitschrift ‚Das Menschenreich‘.

„Genossin Bilkes, haben Sie vielleicht etwas über Wien? – Oder sind Sie schon ganz chinesisch geworden?“

„Ich werde schauen“, versprach Hanna. „Ich hab in den letzten Tagen so eine Idee gehabt.“

Die Nachricht vom Selbstmord Professor Knöpfelmachers<sup>41</sup> hatte sie an ihre Kindheit erinnert. Vor fünfundzwanzig Jahren war der berühmte Kinderarzt an ihrem Bett gesessen, und Hannas scharfes Gedächtnis stellte sein Bild wieder her, seinen dunkelbraunen Vollbart, sein gedankenvolles Lächeln. Sie versuchte zu schreiben, aber das Bild zerfloß.

Wieder nahm sie ihre chinesischen Lektionen vor. Wiederholt malte sie die Hieroglyphe „kan“, „schauen“, ein Auge, das schräg von der Hand beschattet wird. Ein jäher Druck umklammerte ihr Herz. „Schau mich an mit deinen chinesischen Augen“, stieß sie mühsam hervor. „Schau mich an.“

Acht Uhr abends. Eine Pendeluhr hing im zweiten Stock, vor ihrem Zimmer. Eine zweite im ersten Stock vor dem Hotelbüro. Eine dritte unten, gegenüber der Eingangstüre.

Hanna wanderte rastlos von Uhr zu Uhr. Sie zeigten acht, später halb neun, neun, halb zehn. Aus der leeren Luft kam eine Stimme, die gläsern war vor Kummer und Selbstbeherrschung: ich wollte dich anrufen, Hanna, ich wollte dich noch einmal anrufen.

Hotelbeamte und Hotelbewohner liefen aufgeregt zusammen. Am Fuß der Treppe lag ohnmächtig Hanna Bilkes.

– „Es geht schon besser“, sagte Hanna zwei Tage später zu Baczka Dämpfinger, die an ihrem Bettrand saß. „Ich war ja eigentlich darauf vorbereitet.“

„Vorbereitet!“, machte Baczka geringschätzig. „Zu was einem das schon hilft.“

„Vier Monate war ich mit ihm zusammen“, lächelte Hanna verstört. „Ein Splitter Glück.“

„Man wird sich doch einmal wiedersehen.“

„Was weiß ich.“ – „Vielleicht können S' ihm schreiben. Ich hab beim Aloys den Namen und die Telefonnummer vom chinesischen Komintern-Vertreter herausgekriegt. Genosse Hung Shen heißt er.“

„Genosse Hung Shen“, wiederholte Hanna, sich aufsetzend.

„Jetzt bleiben S' noch ein, zwei Tage im Bett“, meinte Baczka. „Und dann gehen S' hin.“ Aber Hanna war schon aufgestanden ...

Das Büro Han Kiu-Paos, der den Parteinamen Hung Shen führte, befand sich am Ende eines langen Korridors. In der Mitte war das Konferenzzimmer der Presseabteilung. Die Tür ging plötzlich auf, und vor der Tür stand George Montini.

Sie hatten schon lange aufgehört, einander zu grüßen. Aber Montini lächelte – ein giftig weltmännisches Lächeln. Anstatt ihn einfach zu übersehen, reagierte Hanna mit einer Grimasse der Abneigung, die überdeutlich und kindisch war.

Nun, sagte Montinis Lächeln, ist der gelbe Vogel abgeflogen? Wer wird jetzt noch ein Interesse haben, für Hanna Bilkes einzutreten?

Hannas Miene dagegen fauchte unbeherrscht: Hund! Feudalherr! Antisemit!

Er war fast um zwei Köpfe größer als sie und verstand es auch viel besser, in diesem stummen Dialog der Feindschaft seine Haltung zu wahren. Aber um welchen Preis! Blitzartig erkannte Hanna, daß hinter dieser Erscheinung kein natürliches Leben mehr vorhanden war, kein Gewissen, kein Gewicht, daß sich alles zersetzt und zerfasert hatte zu hypertrophischer Gewandtheit. Sie aber in ihrer schmerzreichen Unbeholfenheit war ein Mensch.

Sie durcheilte mit beschwingten Schritten den Korridor und trat bei dem kleinen Chinesen ein, der sie mit höflicher Neugierde empfing.

„Ich bin Hanna Bilkes – Nju-Langs Frau.“ Ängstlich suchte sie nach einem Ausdruck von Zweifel oder Spott in seinen Zügen, fand aber nichts als freundliches Interesse.

„Genosse Hung Shen“, begann sie hoffnungsvoll, „er hat Ihnen von mir gesprochen?“

„Ich glaube, er hat etwas angedeutet“, erwiderte vorsichtig Han Kiu-Pao.

Ich wollte, er hätte ihm Gott weiß was von mir erzählt, dachte Hanna verzweifelt. Ich in meiner Lage brauche keinen diskreten Liebhaber.

„Ich wäre so gerne mitgefahren“, nahm sie einen neuen Anlauf, „und hätte mit ihm gemeinsam gekämpft.“

„Unmöglich“, sagte Kiu-Pao, und das Lächeln verschwand aus seinen Zügen. „Bei dieser Arbeit kann er keine Europäerin bei sich haben. Das wäre viel zu auffallend.“

„Aber ich will trotzdem nach China“, beharrte Hanna. „Auch wenn ich vorläufig nicht mit ihm zusammen sein kann. Ich will gerne an irgendeiner andern Stelle arbeiten. Vielleicht als Kriegsberichterstatteerin ...“

„Verstehen Sie Chinesisch?“

„Ich lerne.“

„Vielleicht später einmal. Eine solche Entscheidung kann nicht von heute auf morgen getroffen werden. Es ist da Verschiedenes notwendig ... Kommen Sie jedenfalls von Zeit zu Zeit auf mein Büro.“

„Ich danke Ihnen“, sagte Hanna aufstehend.

„Sind Sie materiell versorgt?“, fragte Han Kiu-Pao.

„Ich bin Schriftstellerin“, sagte Hanna mit übertriebenem Stolz. „Wir Schriftsteller verdienen recht ordentlich in der Sowjetunion.“

Kiu-Pao begleitete sie zur Türe. Und Hanna gab sich einen Ruck und fragte mit flatternder Stimme und schlecht gespielter Selbstverständlichkeit: „Nju-Lang wird mir doch schreiben?“

„Nein“, sagte Han Kiu-Pao entschieden. Aber, sich besinnend, ergänzte er mit einem Lächeln von unnachahmlicher Feinheit: „Das heißt, er wird Ihnen sicher schreiben. Er wird es nur nicht abschicken.“

## Zwei Sternbilder führen Tagebuch

– 1. Kapitel –

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Tjen-Di-Chua Sin-Kiang, 7. Mai 1938

Erste Station. Ein kleines Dörfchen. Durch die Türe der Bauernhütte scheint der Mond.

Wie sagt Li Tai-Bai?

„Hebe das Haupt, blick in den hellen Mond,

Senke das Haupt, denk an –“

Es wäre mir lieber, wenn ich keine Gelegenheit zum Denken hätte. Hast du gewartet, Hanna, Schwesterchen? Gewartet und gewartet? Und nun fühlst du dich verlassen und bist auch verlassen, stumm, ohne ein Wort des Trostes und der Hoffnung.

Ich habe dich vorbereitet? – Unsinn! Kann man denn überhaupt eine weiße Frau auf so etwas vorbereiten? Und kann eine weiße Frau das jemals verzeihen?

Hanna, du bist eine Dichterin. Du bist Dshe-Nü, die Weberin, Hsing-Dshe-Nü, die Sternweberin. Wird dein Vergewebe dir helfen, den Schmerz zu stillen, den ich dir bereiten mußte? Oder wirst du mich hassen und als herzlosen Wüstling verachten, als echten Großneffen Tschang Ming-Tjens, der ein interessantes Abenteuer angefangen und kurzerhand abgebrochen hat? – Nein, Hanna. Du weißt, um was es geht.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 12. Mai 1938

Ich bin also doch nicht in andern Umständen.

Ich habe mich sehr geängstigt, besonders vor den Geburtswehen. Und nun, da meine Befürchtungen grundlos waren, bin ich bitter enttäuscht.

Manchmal träumt mir ein Chinesenkind in einem langen Kleidchen mit einem gestickten Drachen quer über dem Bäuchlein und einem ernsten, sehr besorgten Gesicht.

Glücklicherweise kann ich arbeiten. Und ich lese jede Zeile über China, die ich finden kann. Namenlos gequältes Volk. Du hast recht, Nju-Lang, du mußt kämpfen. Alles im Stich lassen und kämpfen. Und ich, ich werde dir zeigen, daß ich stark bin wie du.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan,<sup>2</sup> 25. Mai 1938

Wenn es überhaupt einen Trost für meine Trennung von dir geben kann, so habe ich ihn gefunden. Wang Po-Tscheng ist hier, der unbesiegbare aller Schanghaier Kulis, mein Schüler, mein Lehrer, mein Freund.

Karl Marx<sup>3</sup> sagt, die Arbeiter hätten kein Vaterland. Zu seiner Zeit war das richtig. Aber ich fühle anders. Mein Vaterland sind die chinesischen Arbeiter.

Po-Tscheng sieht genau so aus wie vor acht Jahren: die magere, zähe Gestalt, das breite, unterernährte Gesicht mit den Backenknochen und den schwarzen Zahnlücken. Aber welches Wissen hat er sich erworben und unter welchen Verhältnissen!

Eine tiefe Narbe läuft über seinen Rücken. „Ein besonders gelungener Bambushieb der Kuo-Min-Tang-Polizisten“, erklärt er leise und setzt augenzwinkernd hinzu: „Darüber redet man heute nicht.“ Und die Japaner haben ihm beim Verhör einen Finger abgebrochen.

Er ist jetzt politischer Distriktkommissar. Meistens steckt er in irgendeinem Dorf und berät die Bauern bei der Bodenverteilung und Selbstverwaltung. Zweimal war ich dabei. Er kann schon recht ordentlich Nordchinesisch. Zuerst, so sagt er, konnte er sich überhaupt nicht verständlich machen. Natürlich spricht er nach wie vor mit Schanghaier Akzent, und jedes Sche wird in seinem Munde zum Sse. Aber die Bauern sind vernarrt in ihn. Seit unvordenklichen Zeiten hängen die Nordchinesen uns Südchinesen einen Spottnamen an, Wa-Dse,<sup>4</sup> die Froschmännchen (wegen der großen Augen und des springlebendigen Temperaments). Für Po-Tscheng haben sie eine Variante dieses Namens geprägt und nennen ihn Dshin-Dse,<sup>5</sup> Goldmännchen. Sie lieben ihn, weil er voller Geschichten steckt, weil er, ohne um seine Autorität zu bangen, die lustigsten Posen reißt, vor allem aber, wie mir ein weißbärtiger Bauer auseinandersetzte, „weil er über jeden Menschen so sorgfältig nachdenkt“.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 27. Mai 1938

Komisch! Die Zeitschrift nimmt keine Beiträge mehr von mir an.

Moskau, 1. Juni

Gestern in der Bibliothek hat mich ein netter Mensch angesprochen, ein Ingenieur. Er hat mir gesagt, daß er mich schon einige Male bei der Arbeit beobachtet hat. „Sie haben eine transparente Stirne“, behauptete er. „Man sieht Ihnen an, ob Sie etwas Politisches lesen oder einen Roman oder Gedichte.“ Dann hat er mich nach Hause begleitet, und auf dem Weg habe ich ihm schleunigst von dir erzählt. So verhindert man Komplikationen.

Moskau, 3. Juni

Bei der letzten Produktionssitzung hat mich der Verlag beauftragt, eine Anthologie zusammenzustellen: Deutsche Übersetzungen aus der Dichtung verschiedener Sowjetvölker. Jetzt hat er seinen Auftrag zurückgezogen. Warum? – Ich ging zur Genossin Karpowa, um eine Erklärung zu fordern, aber sie hat mich nicht empfangen.

Ich war bei der internationalen Abteilung des Gewerkschaftsbüros. „Ich glaube“, sagte ich, „es ist eure Sache, zu verhindern, daß man mich arbeitslos macht.“ Sie waren ziemlich verlegen und rieten mir, genau so wie Dämpfinger, ich solle mit Montini reden und versuchen, mir seine gute Meinung zu erwerben.

„Bücke dich vor mir“, sprach Haman zu Mordechai.<sup>6</sup> Pfui Teufel!

Moskau, 7. Juni

Markus kommt jetzt oft zu mir. Äußerlich ist er wieder der Alte, immer witzig und bisig. Horcht man schärfer hin, so hört man eine fast kindlich trostbedürftige Stimme. Aber er hält sich gut, klagt nicht und jammert nicht und versucht an den Sorgen anderer teilzunehmen. Da weder die Redaktion noch die Genossin Karpowa auf meine schriftlichen Anfragen geantwortet haben, rät er mir, an Genossen Boyanow zu schreiben.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 11. Juni 1938

Vierzehn Tage war ich fort. Wo, das darf ich nicht einmal meinem Schreibpinsel anvertrauen. Ein paar wundervolle Kerle waren dabei, die ich vielleicht noch bei ähnlichen

Aktionen wiedersehen werde, vielleicht auch nie. Hauptsache: Unsere Aufgabe ist durchgeführt, drei japanische Waffentransporte sind unschädlich gemacht.

Yenan, 14. Juni

Gestern persönliche Unterredung mit Mao Tse-Tung und Dshou En-Lai<sup>7</sup> in ihrem selbstgepflegten Gemüsegärtchen. Dshou En-Lai habe ich in Paris schon einmal unter einem andern Namen kennengelernt, und wir haben uns glänzend verstanden.

Lao Tse<sup>8</sup> sagt: „Gelehrsamkeit ist nicht lebensklug. Lebensklugheit ist nicht gelehrt. Güte ist nicht gewandt. Gewandtheit ist nicht gut. Aufrichtigkeit ist nicht schmeichelfhaft. Schmeichelei ist nicht aufrichtig.“

Dshou En-Lai ist einer von den seltenen Charakteren, die zumindest den dritten Lehrsatz des großen Weisen glänzend widerlegen. Es gelingt ihm ohne weiteres, hinreißende Liebenswürdigkeit mit sorgsamer Ehrlichkeit zu vereinigen. Wie er das zustandebringt? Ganz einfach. Er sucht und findet in jedem Menschen die Blüte oder auch nur den Keim seiner relativ besten Eigenschaften und läßt es ihn fühlen.

Mao Tse-Tung sah ich zum erstenmal. Unten im Süden pflegte man ihn seinerzeit „den bleichen Studenten Mao“ zu nennen. Ich kann mir das gar nicht mehr vorstellen. Er hat jetzt ein frisches Gesicht und ein breites bäuerliches Lachen. Man denkt unwillkürlich daran, daß er als Knabe die Schafe gehütet hat. Sein enormes und mühsam erlangenes Wissen hat ihn am Ende nur noch fester mit seinen bäuerlichen Brüdern verknüpft.

Ich beeilte mich, die beiden Genossen auf Wang Po-Tschengs Talente aufmerksam zu machen, aber beide kannten ihn bereits. Dshou En-Lai erging sich in feurigen Lobreden, und Mao Tse-Tung sagte trocken: „Wenn ich einen Burschen wie diesen nicht bemerkt hätte, so müßte die Partei mich zum Teufel schicken.“

Den eigentlichen Zweck der Unterredung muß ich verschweigen.

Yenan, 26. Juni

Wieder war ich zwölf Tage fort. Meinen Auftrag konnte ich diesmal nur teilweise ausführen.

Yenan, 2. Juli

Das Schlimmste ist, daß wir uns verpflichten mußten, den Großgrundbesitz selbst auf unseren eigenen Gebieten vorläufig nicht mehr anzutasten. Nur aktive projapanische Verräter dürfen wir enteignen und ihren Boden unter den Bauern aufteilen.

Po-Tscheng hat es den Bauern erklärt, und sie haben seine Worte mit tiefen Falten in ihren Stirnen aufnotiert und sind mit einem lächelnd resignierten „Mee-jo Fa-Dse,

da kann man nichts machen“ zu ihrem winzigen Stückchen Hungererde zurückgekehrt. Ihre Enttäuschung hat uns ins Herz geschnitten. Und wem bringen sie dieses Opfer? – Einem so zweifelhaften Verbündeten wie Tschiang Kai-Schek.

Tschiang Kai-Scheks Aversion gegen alles Kommunistische muß auch in einigen äußerlichen Dingen geschont werden, aber das geniert mich weniger. Gut, unsere Territorien heißen nun anstatt ‚Sowjetgebiete‘ ‚Besondere Gebiete‘. Unser Heer heißt nicht mehr die ‚Rote Armee‘, sondern ‚Ba-Lu-Dshün,‘ die Achte Marscharmee. Und schon nennen die Lao-Bai-Hsing jeden Kommunisten zutraulich Ba-Lu, Achter, und wer die Frage: „Bist du ein Ba-Lu?“ bejahen kann, der sieht plötzlich in strahlende Bauerngesichter.

Yenan, 24. August

Ich warte auf einen Kurier, der sich, wie es scheint, verspätet hat. So habe ich Zeit zum Philosophieren. Und welcher Chinese philosophiert nicht gerne?

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 25. August 1938

Keine Antwort von Boyanow.

– 2. Kapitel –

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 26. August 1938

Ich war bei Friedrich Nadel,<sup>10</sup> dem Obmann der Kommunistischen Partei Deutschlands, der sich einmal über mich und meine Gedichte sehr lobend geäußert hat. Ein feiner alter Mensch mit schneeweißem Haar und freundlichen Augen. Er zuckte die Achseln. Ich sei österreichische Politemigrantin, meine Angelegenheiten unterständen den zuständigen Funktionären. Er als Nichtösterreicher dürfe sich da nicht einmischen. Dasselbe erklärte mir auch der chinesische Komintern-Vertreter Hung Shen. Er war sichtlich besorgt und fragte wieder, ob ich genug zum Leben hätte. Ich beruhigte ihn. Glücklicherweise habe ich ja noch meine Expertenstelle in der Bibliothek.<sup>11</sup>

Moskau, 28. August

Ein paar Leute ziehen sich auffällig von mir zurück.

Moskau, 1. September

In deiner Sprache, Nju-Lang, nennt der Mann die Geliebte zuweilen „mein Schwesterchen“ und die Frau den Geliebten zuweilen „mein älterer Bruder“. Und das ist ein gefundenes Fressen für gewisse infantile Gefühlsreste, deren man sich ja im Zeitalter der Psychologie nicht mehr zu schämen braucht.

Nju-Lang, mein älterer Bruder, ich verstehe die Welt nicht. Montini intrigiert mit der Leichtigkeit und Gewandtheit einer dünnen, langbeinigen Spinne. Er exponiert sich nicht. Er unterstreicht seine Feindschaft nicht. Eine wegwerfende Handbewegung, ein Naserümpfen, ein paar beiläufige, herabsetzende Worte. Und die Wirkung ist unfehlbar. Dabei entkräftet er jeden Protest von meiner Seite, indem er den Leuten mit Hilfe der Parteidisziplin strengstes Stillschweigen auferlegt und gleichzeitig ausstreut, ich sei nicht ganz normal und leide an Verfolgungswahn. Was empfindet so ein Mensch in seinem Innern? Handelt er bewußt, unbewußt, halbbewußt? – Nju-Lang, mein älterer Bruder, ich verstehe die Welt nicht.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 2. September 1938

Der Kurier ist noch immer nicht gekommen.

Ich lese wieder einmal meine Lieblingsnovelle,<sup>12</sup> die frühreife und bitterfeine Lebensfrucht unseres großen modernen Realisten Lu Hsün.<sup>13</sup>

Er gestaltet den armen, begriffstutzigen Landarbeiter Ah-Guee, den jeder an seinem Zopfe zerrt, Ah Guee, die Verkörperung der allgemeinen chinesischen Wehrlosigkeit von Anno dazumal. Seine Doppelgänger leben in allen Ländern der Erde, bei den Juden heißen sie Schlemihl,<sup>14</sup> bei den Tschechen Schwejk.<sup>15</sup>

Und auch du, Hanna, Schwesterchen, hast bei all deinem Scharfsinn, bei all deiner Willensstärke, dennoch Augenblicke, wo du den Listen und Niederträchtigkeiten dieser Welt genau so unbeholfen und mit idiotenhaft herabhängendem Unterkiefer gegenüberstehst wie Schlemihl, wie Schwejk, wie Ah-Guee ...

Vielleicht ist das der Grund, weshalb du vorher soviel Unglück in der Liebe hattest. Ich aber liebe dich nur noch mehr, weil deine weltumspannende Seele auch die Seele eines armen Teufels enthält.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 4. September 1938

Heute hat die Bibliothek unter sehr fadenscheinigen Ausreden auf meine weiteren Dienste verzichtet. Jetzt bin ich arbeitslos und kann glatt verhungern.

Morgen schreibe ich an Stalin.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 5. September 1938

Endlich ist der Kurier gekommen. Jetzt kann ich wieder in Aktion treten, aber anders als ich erwartet habe. Diesmal handelt es sich um keinen militärischen Partisanenauftrag, sondern um einen halboffiziellen Besuch in Tschung-Tssjing,<sup>16</sup> dem jetzigen Sitz der Kuo-Min-Tang-Regierung. Ich möchte beinahe sagen: um einen mißtrauischen Freundschaftsbesuch.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 12. September 1938

Träume ich? Bin ich größenwahnsinnig?

Eben hat man mich ans Telefon geholt. „Wer spricht?“ – „Das Sekretariat des Genossen Stalin. Genossin Bilkes, Ihre Beschwerde wurde geprüft und für gerechtfertigt befunden. Das Weitere hören Sie von Genossen Petrow, Kulturabteilung des Zentralkomitees, Gorod 58163.“ Abgehängt, Schluß.

Wie geht das zu? Ich habe doch erst vor acht Tagen geschrieben.

Zwei Stunden später

Es klopft an meine Tür: die beiden Hotelarbeiterinnen Granja und ihre Tante Natascha. Sie reinigen alle Zimmer zu zweit, so macht die Arbeit mehr Vergnügen. Natascha ist über vierzig, still, unscheinbar, ein bißchen melancholisch. Granja erst fünfundzwanzig, klein, rotbackig, vergnügt. Ich nenne sie die beiden Figuren aus dem Wetterhäuschen, Regen und Sonnenschein. Granja nenne ich noch außerdem Granatäpfelchen.

Sie fragen, ob sie gleich aufräumen dürfen. Nachher wollen sie nämlich zu einer Versammlung.

Ich kann nicht mehr an mir halten und erzähle den beiden Arbeiterinnen in kurzen Worten die ganze Geschichte.

„So?“, fragt Natascha und wedelt blasiert mit dem Staubtuch. „Mir hat er schon nach fünf Tagen geantwortet.“

„Worauf geantwortet?“

Die Sache ist folgende:

Der Hoteltrust hat eine Abendschule eingerichtet, damit die Aufräumefrauen Lesen und Schreiben lernen oder, wie man hier ein wenig geschwollen sagt, „ihr Analphabetentum liquidieren“. Granja und Natascha kommen hin, Granja wird eingeschrieben, zu Natascha sagt die Leiterin, wahrscheinlich aus irgendeinem altmodisch weiblichen Stichelbedürfnis heraus: „Du willst auch lernen? Du bist aber viel zu alt dazu.“

Tante Natascha kann vor Verblüffung und Kränkung kein Wort hervorbringen. (Das passiert mitunter, wie ich beschämt gestehe, nicht nur einer Analphabeterin, sondern auch einer Schriftstellerin.) Schweigend schleicht sie hinaus. Zu Hause weint sie drei Tage lang. Dann geht sie zum Hoteltrust und beschwert sich.

Der Beamte ist natürlich sehr entrüstet, aber nachher verbummelt er die ganze Sache.

Tante Natascha geht zum Bildungskommissariat. Sie ist schüchtern, daher aufgeregt, daher grob. Stirnrunzelnd ermahnt sie der Beamte. Geärgert läuft sie davon und schämt sich, ein zweites Mal hinzugehen.

Inzwischen hat Granja gerade notdürftig das Alphabet erlernt. Im Namen ihrer Tante und Arbeitskollegin schmiert sie mühsam einen unbeholfenen und völlig unorthographischen Brief an Stalin.

Fünf Tage später läutet das Telefon. „Wer spricht?“ – „Das Sekretariat des Genossen Stalin. Genossin Tschykina, Ihre Beschwerde wurde geprüft und für gerechtfertigt befunden.“

Drei Tage später ist die Leiterin der Hotelschule entlassen, das heißt, auf eine untergeordnete Arbeit versetzt. Die neue Leiterin kauft auf Staatskosten einen wundervollen Blumenstrauß, erscheint bei Tante Natascha und bittet sie dringend, am Unterricht teilzunehmen.

„Ich verstehe nur eines nicht“, gebe ich zu bedenken. „Wie können Stalins Sekretäre in wenigen Tagen Zehntausende von Gesuchen prüfen?“

„Stalin kann alles“, seufzt Natascha wundergläubig.

„Hör auf, Tante“, lacht Granja. „Die Sache ist ganz einfach: es gibt in seinem Sekretariat ein besonderes Beschwerdebüro. In diesem Büro arbeiten über tausend Menschen, die sich mit nichts anderem beschäftigen dürfen. Das weiß in Moskau jedes Kind.“

Moskau, 15. September

Heute war ich bei Petrow. Mußte eine Weile warten und las inzwischen in der Zeitschrift ‚Das Menschenreich‘ George Montinis Aufsatz über die Lage in Europa. Ein glänzender Aufsatz, von Pointen funkelnd wie das juwelenbestickte Staatsgewand eines mittelalterlichen Fürsten.

Petrow ist jung, vorsichtig, diszipliniert. Ich habe nicht den Eindruck, daß er an der Entscheidung meiner Frage irgendeinen Anteil hat. Er ist lediglich ein Beauftragter höherer Instanzen.

„Ihre politische Ehrlichkeit und literarische Qualität ist unbestritten“, erklärt er höflich. „Sie werden schon morgen von den betreffenden drei Arbeitsstellen wieder Aufträge bekommen.“

„Und Montini?“, platze ich heraus. „Wird er zur Verantwortung gezogen?“

Petrow ist sichtlich schockiert. „Der Genosse Montini“, erklärt er eisig, „steht hier nicht zur Diskussion.“

Ich verstehe. Man will mir helfen, ohne ihn zu desavouieren. Das Gesetz der Sowjetverfassung gibt jedem Menschen das Recht auf Arbeit. Dieses Recht habe ich auf meiner Seite, und das muß mir genügen. Über meinem Leben aber hängt nach wie vor die hochgeborene Spinne ...

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Tschung-Tssjing (Chongqing), 3. Oktober 1938

Das also ist die Kriegshauptstadt Chinas. Eine einmalige Stadt von gespenstischer Schönheit. Zwischen Felsenschlünden eingezwängt verschmälert sich der Yang-Tze zu beklemmender Enge. Die uralten Mauern gleichen gefurchten Stirnen. Schräge Schatten verfinstern die krummen Gäßchen. Öllämpchen und Kerzen flackern mühsam im feuchten Nebel. Während die Polstermeister feine Baumwolle in die Kissen stopfen, lassen sie, um sich ihren Kunden bemerkbar zu machen, dünne Stränge vibrieren in einem surrenden, näselnden, klagenden Baß. Da neigt selbst der götterlose Konfuzianer zum Geistersehen, und der dialektisch-materialistisch geschulte Marxist ist auch nicht weit entfernt davon.

Tschung-Tssjing, 5. Oktober

Lange stand ich am Osttor und sah sie auf der Landstraße herankommen, Zehntausende, Hunderttausende von Unbeugsamen, die sich den Japanern nicht unterwerfen wollen. Bauern treiben ihre Herden vor sich her, Studenten schleppen ihre Bücher. Mein Volk, mein Riesenvolk, zieht sich ganz im Innern des Landes zusammen. Es ist wie eine ungeheure Gebärde des Ekels vor dem Eroberer, des hart geballten Widerstandes.

Aber drinnen, in den Ministerien, in den Bankettsälen sieht es weniger hoffnungsvoll aus. Die vier großen Familien,<sup>17</sup> die Tschiangs, die Sungs, die Kungs, die Tschens, beherrschen nach wie vor die Politik. Allen Vereinbarungen des gemeinsamen Verteidigungskampfes zum Trotz machen sie unaufhörliche, wenn auch meistens vergebliche Anstrengungen in antikommunistischer Richtung. Eine sachliche Aussprache ist nicht zu erreichen. Tschiang Kai-Schek ist unzugänglich, bei den Worten seiner beiden Schwäger Sung Tzi-Wen<sup>18</sup> und Kung Hsiang-Hsi (Kong Xiangxi)<sup>19</sup> hört man nur ihre Geldsäcke scheppen und Tschen Li-Fu (Chen Lifu)<sup>20</sup> zitiert Konfuzius.

Großer Konfuzius! Aus deinem uralten Schatz kann der Reaktionär wie auch der Revolutionär nach Belieben passende Zitate holen, die seinen Standpunkt stützen. Und doch muß ich plötzlich einer makellos redlichen Konfuzianerin gedenken, meiner ersten Gattin Tang Mee-Tssjing, der Mutter meines unbekanntes Sohnes.

Schon als Vierjährige bekam das vornehme kleine Fräulein in mechanischem Singen die berühmten Tugendregeln und Anstandsregeln des großen Weisen zu hören. Und schon als Vierjährige sah sie die unmenschliche, unkonfuzianische Behandlung einer armen Konkubine und ihres neugeborenen Kindes. Schon damals begann ihr Weg zu uns.

Verachte mich, Hanna. Ich Undankbarer habe dir nie von ihr erzählt, die dich vorausahnte und großherzig segnete, die schöne, stille, wohlerzogene Mee-Tssjing.

Tschung-Tssjing, 6. Oktober  
Tschen Li-Fu macht sich die Sache wesentlich leichter. Für ihn bedeutet Konfuzianismus einfach Autorität, Unterwerfung, Maulhalten. Als Kultusminister und oberster Chef der Zensurbehörde hat er verboten, über die Behandlung der Soldaten zu schreiben, über Steuern, über Korruption, über Lebensmittelpreise und – vor allem – über die Leistungen unserer Achten Armee.

So stehen heute die Sachen in Tschung-Tssjing. Dshou En-Lai wird nicht gerade entzückt sein über meinen Bericht.

Unterwegs, 9. Oktober 1938  
Die Dörfer, aus denen die Japaner abziehen mußten, sind eingäschert, halbverkohlte Leichen liegen zwischen den Trümmern und zeigen Spuren japanischer Mißhandlungen. An manchen erkenne ich noch die stillen Bauerngesichter, unsere guten, faltigen, herzensfreundlichen Bauerngesichter.

Hanna, Tochter Israels! Wer kann die Leiden meines Volkes verstehen wie du?

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 7. Januar 1941

Wir waren bei unserem Waffenbündnis mit der Kuo-Min-Tang seit jeher auf böse Überraschungen gefaßt. Aber was geschehen ist, hat alle Warnungen übertroffen. Ein Teil unserer Armee, die sogenannte Neue Vierte,<sup>21</sup> wurde von den Regierungstruppen umzingelt und massakriert, unter dem Vorwand, sie hätte eigenmächtig ihre Marschrichtung geändert. Eine glatte Lüge. Dshou En-Lai hat seinerzeit bei Tschiang Kai-Schek persönlich vorgesprochen und um seine Genehmigung nachgesucht. Tschiang Kai-Schek hat „ja“ gesagt und ihn zum Weihnachtsdiner eingeladen. Im Bankettsaal betont er gerne sein Christentum.<sup>22</sup>

Übrigens glauben wir tatsächlich, daß Tschiang Kai-Schek an diesem Verbrechen ursprünglich unschuldig war. Seine Henker haben eben einmal gehandelt, ohne ihn zu fragen. Da ihm aber nichts so heilig ist wie sein persönliches Diktatorenprestige, so hält er dieses Versagen seiner Autorität mit äußerster Sorgfalt geheim und sanktioniert nachträglich das ganze antikommunistische Blutbad.

Ich sehne mich nach Kampf wie nie zuvor. Und gerade jetzt werde ich in Yenan zurückgehalten. Dshou En-Lai hat Angst um mein Leben bekommen. Es sei ein Fehler, behauptet er nun, mich bei Partisanenaktionen zu verwenden. Partisanenaktionen können auch Analphabeten durchführen. Ich aber solle dem Volk mit meinen Talenten dienen, als Künstler, als Kulturarbeiter.

Mir ist gerade nach Kunst und Kultur zumute.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 20. März 1941

Bald sind es drei Jahre, seit ich von dir getrennt bin. Damals hatte ich nur eine graue Haarsträhne, jetzt sind es schon vier. Morgen gehe ich wieder zu Hung Shen.

Moskau, 21. März

Wenig Aussicht. Die Lage in China ist seit dem sogenannten Vierten-Armee-Zwischenfall bedeutend komplizierter geworden. Und ich bin doch immerhin parteilos. Man

könnte mich nur dann schicken, wenn ich eine ausdrückliche Empfehlung von der Kommunistischen Partei Österreichs hätte, und das wird Montini keinesfalls zulassen.

Nächste Woche erscheinen meine Gedichte in Buchform.<sup>23</sup> Vielleicht stärken sie meine Position so weit, daß ... Ich werde jedenfalls nicht locker lassen. „Denn du, Israel, bist ein hartnäckiges Volk.“ Das sagt schon die Thora.<sup>24</sup>

Moskau, 31. März

Vor fünf Tagen habe ich Hung Shen mein Buch geschickt. Heute rufe ich ihn an. Eine Stimme antwortet ziemlich unfreundlich: „Genosse Hung Shen ist nicht da.“

„Wann kommt er, bitte?“

„Er kommt nicht mehr.“

„Dann möchte ich Sie an seiner Stelle sprechen. Ich bin die Schriftstellerin Hanna Bilkes, Nju-Langs Frau.“

„Sie sind Österreicherin, nicht wahr? – Rufen Sie morgen wieder an.“

Aha! Jetzt wird er sich bei Montini erkundigen.

Moskau, 2. April

Dämpfinger meint, daß angesichts der gespannten Lage scheinbar alle Chinesen nach Hause gefahren sind. Wie der Ersatzmann heißt, weiß er nicht.

Moskau, 5. April

Tschernomordik heißt er. Ein greuliches Subjekt. Bürokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Fünf Tage lang habe ich betteln müssen, bis er mich endlich empfangen hat. Und wie er mich empfangen hat!

„Schreibt Ihnen Ihr Mann? – Nein? – Nun also! Dann hat er eben genug von Ihnen. Und wir hier, wir haben Wichtigeres zu tun, als uns um Ihre Privatangelegenheiten zu kümmern.“

„Geben Sie mir mein Buch zurück“, sagte ich angeekelt. Er durchsuchte fluchend alle Schubladen, fand aber nichts.

Um so besser! Dann hat es Hung Shen mitgenommen.

Moskau, 6. April, 10 Uhr abends

Heute war ich den ganzen Tag wie gelähmt. Aber morgen schreibe ich wieder an Boyanow.

*Tagebuch für Dsbe-Nü*

Yenan, 7. April, 6 Uhr morgens

Ein schöner, schöner, buntverschleierter Frühlingsmorgen. Diese entsetzliche Untätigkeit! Die Begierden erwachen aufs neue und spannen den Körper mit unerträglicher Kraft.

Der Speer, der nie sein Ziel verfehlt, wie die Klassiker ihn nannten, er dient auf scheinbar gleichen Art der Pflichterfüllung des konventionellen Ehegatten, der trostlosen Tröstung des Bordellbesuchers und der Ekstase des Bewerbers, den eine souveräne Geliebte aus eigenem Willen erwählt hat. Auf scheinbar gleiche und doch so verschiedene Art, daß es den ganzen Menschen verändert.

Diese Hohlköpfe, die glauben, daß ein Mann es nicht aushalten kann, wenn er nicht zwei- oder dreimal wöchentlich den Speer gebraucht, der nie sein Ziel verfehlt. Ich neide ihnen nicht ihre schale Befriedigung.

Hanna! Das Glück, das ich mit dir erlebte, war allzu verfrüht für unsere blutbefleckten Zeiten. Aber einst wird es eine Selbstverständlichkeit sein. Einst, wenn alle Menschen in Seide gekleidet gehen ...

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 19. April 1941

Als ich dich vor drei Jahren vergebens erwartete, ging ich von einer Uhr zur andern. Sie zeigten acht, halb neun, neun, halb zehn, zehn. Gestern nacht, im Traum, ging ich wieder von einer Uhr zur andern. Sie zeigten fünfunddreißig Jahre, vierzig Jahre, fünfundvierzig Jahre, fünfzig Jahre.

Moskau, 21. April

Komisch! Ich habe Markus nie als Frau interessiert. Wenigstens habe ich nie etwas Derartiges bemerkt. Einer Bekannten, die mich vor ihm herausstreichen wollte, hat er die hübsche Antwort gegeben: „Mies und intelligent bin ich selbst.“

Und heute erlebe ich mit ihm die folgende Szene:

Er kommt wie gewöhnlich am Spätnachmittag. Wir bejammern zuerst eine Weile die allgemeine Verfinsterung Europas. Sodann kehren wir nach der Sowjetunion zurück und besprechen unser gewohntes Lieblingsthema: Franja.

Franja lebt nicht mehr mit Mittner. Franja hat ihren Mädchennamen Rabinowicz wieder angenommen. Franja, die Sechsdreißigjährige, studiert seit kurzem an der Technischen Hochschule.

Alles an sich sehr erfreuliche Nachrichten. Aber für Markus haben sie nur den einen Refrain: *La donna e mobile*.<sup>25</sup> Ich meinerseits verteidige sie heftig und gebe ihm alle Schuld. Und während dieses durchaus nicht lebenswürdigen Gespräches macht der Kerl auf einmal unverkennbare körperliche Annäherungsversuche.

„Markus“, sage ich und schiebe ihn weg, „von Ihren brüderlichen Gefühlen bin ich auch so überzeugt.“

„Ja“, entgegnet er bedrückt, „ich habe eben kein Glück bei Frauen. Sicher habe ich irgend etwas Abstoßendes an mir.“

„Nein“, beruhige ich ihn. „Das ist es nicht. Wären Sie der Apollo vom Belvedere und Baruch Spinoza<sup>26</sup> in einer Person – ich würde auch nicht wollen.“

„Aber warum nur?“

„Warum? – Ich bin eben die Penelope von Drohobycz.“<sup>27</sup>

„Der Mann hat Sie doch schließlich sitzenlassen.“

„Mir erzählen Sie nichts vom Sitzenlassen. Auf dem Gebiet bin ich Fachmann. Mich haben schon mehrere Männer sitzenlassen, die meisten sogar noch vorher, weil es ihnen nicht schnell genug ging und nicht bequem genug, und ich habe meine Gefühle für diese Männer vollständig überwunden, wenn auch mit einiger Anstrengung. Aber diesmal? – Auf den chinesischen Freiheitskampf bin ich nicht eifersüchtig.“

Moskau, 22. April

In den Illusionen der Liebenden ist oft eine tiefere Wahrheit enthalten, als im Nase-rümpfen der Gleichgültigen. In der Menschheit wie in jedem Einzelmenschen sind Möglichkeiten verborgen, verschüchterte, verkümmerte Möglichkeiten, die niemand ohne Liebe erraten kann. Wenn du, Nju-Lang, dich heute rühmen wolltest, ich würde dir die Treue halten, auch nach fünfjähriger, auch nach zehnjähriger Trennung, ein Hohngelächter aller klugen Leute wäre die Antwort: „Welcher Selbstbetrug! Welche Illusion!“

Illusion? – Ich werde sie zur Wirklichkeit machen.

### *Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 23. April 1941

Also, vorläufig ist es entschieden. Keine militärischen Aufträge mehr. Kulturarbeit.

Dabei ist die Lage sehr gespannt. Unsere edlen Verbündeten – die Kuo-Min-Tang-Führer – verhaften in Tschung-Tssjing unter den frechsten Vorwänden Kommunisten und Demokraten. Professor Ma Yin-Tschu,<sup>28</sup> ein Kuo-Min-Tang-Mitglied, wurde ein-

gesperrt, weil er bei seinen nationalökonomischen Vorlesungen die Ursachen der Inflation analysierte. Einige andere Professoren sind zu uns geflüchtet. Wir errichten eine Volksuniversität.<sup>29</sup> Unsere Hörsäle sind Erdhöhlen.<sup>30</sup> Denn die Japaner konzentrieren ihre Angriffe, besonders Luftangriffe, größtenteils auf unsere Gebiete. Die Bomben sind – natürlich! – amerikanischer Herkunft. All dies asiatische Blutvergießen wirft ihnen ganz hübsche Riesenprofite ab, den weißen Geschäftsherren ...

Mich haben die Genossen zum Lektor für dramatische Kunst bestimmt. Also eine ganz offizielle Stellung. Jetzt, Hanna, werde ich dir bald schreiben dürfen, vielleicht sogar ... Morgen rede ich mit Dshou En-Lai (Zhou Enlai).

Yenan, 24. April

Abgelehnt. Keinerlei Verbindung mit dem Ausland ist gestattet. Ich kann ja auch jeden Augenblick wieder vor konspirative Aufgaben gestellt werden. Wenn ich nur wüßte, Hanna, ob du mein Schweigen verstehst.

### *Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 6. Mai 1941

Tschernomordik ist aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen worden. Wegen persönlicher Roheit und Mißdeutung der Parteilinie. Mein Fall war bei weitem nicht der einzige.

Früher oder später – sehr spät vielleicht – kommt auch Montini an die Reihe.

Moskau, 25. Mai

Mein Gedichtband ist in der Literaturnaya Gaseta<sup>31</sup> und im Menschenreich rezensiert<sup>32</sup> worden. Sehr verständnisvoll und sehr, sehr anerkennend. Besonders rühmen sie an mir die Gabe, mich in die fernsten Völker hineinzudenken. Deine Morgengabe, Nju-Lang.

Moskau, 8. Juni

Ja, ich fühle es. Meine Gedichte können und werden mir helfen, den Weg zu dir zu finden. Aber wie?

Für den Zweiundzwanzigsten wird im Sowjetschriftstellerverband<sup>33</sup> ein Sommerfest vorbereitet. Da kommen auch Funktionäre von der Kulturabteilung des Zentralkomitees. Das gibt eine gute Gelegenheit, von dir zu sprechen.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 21. Juni 1941

Meine Schüler sind Leute aus allen Volksschichten. Meine dringendste Aufgabe besteht darin, wandernde Schauspielertruppen auszubilden, die unsere Soldaten an der Front besuchen. Sie sollen ihnen kleine Einakter vorspielen, die zum politischen Denken anregen und die seelischen Kräfte stärken.

Mein bester Schüler ist Hsü Wang-Fu, ein Porzellanarbeiter aus Tssjing-Te-Tschen (Jingdezhen).<sup>34</sup> Er hat einen hübschen Einakter erdacht.

Japanische Truppen besetzten eine Porzellanfabrik. Der dicke Major hat sich bei der Plünderung überfressen. Er schläft ein und hat schwere Träume. Porzellanvasen, Porzellanfiguren und Porzellanpagoden umringen ihn bei leiser Musik mit spitzen Hohnreden. „Nicht dir gehören wir!“, rufen sie verachtungsvoll, mit kleinen, bemalten Porzellanfächern ihn fortscheuchend. „Wir gehören denen, die uns mit der Geschicklichkeit ihrer Hände, mit dem Fleiß ihres Herzens und mit der Weisheit ihrer Väter erschaffen haben: den chinesischen Arbeitern.“

Heute werden wir das Porzellanspiel zur Probe in einer unserer Erdhöhlen aufführen. Ich werde träumen, Hanna, daß du an der Kalksteinmauer lehnst und zusiehst.

Hanna! Hier bei uns ist dein Platz. Daß wir getrennt sind, ist Wahnsinn, Wahnsinn  
...

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 22. Juni 1941

Kein Sommerfest. Der Krieg ist ausgebrochen.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 6. Juli 1941

Ich habe mich als Dolmetscherin an die Front<sup>35</sup> gemeldet. Abgelehnt. Natürlich! Eine österreichische Politemigrantin, da muß man sich gleich beim Genossen Montini erkundigen.

Ich darf dich nicht wiedersehen, Nju-Lang. Ich darf nicht gegen Hitler kämpfen. Über meinem Leben hängt die hochgeborene Spinne.

Moskau, 25. Juli

Jede Nacht pünktlich von zehn bis drei kommen hitlerdeutsche Flugzeuge. Wir Hotelbewohner und Hotelangestellte machen abwechselnd Bürgerdienst. Wir patrouillieren nachts um das Haus, solange der Angriff dauert, achten darauf, daß kein Unbefugter eintritt und halten uns bereit, im Falle des Falles den Rettungsposten zu alarmieren. Ich bin zweimal wöchentlich an der Tour. Es surrt und pfeift. Komischerweise fühle ich überhaupt keine Furcht. Ich wußte gar nicht, daß ich meiner Unsterblichkeit so sicher bin.

Moskau, 2. August

Nachricht von meinem Bruder aus Jerusalem.<sup>36</sup> Er, seine Frau, der erwachsene Sohn und der kleine Sohn sind alle wohlauf.

Moskau, 10. August

Markus geht als Dolmetscher an die Front. Heute waren sie bei mir, er, Aloys Dämpfinger und Baczka. Hat Montini nicht auch seine Mobilisierung zu stören versucht? – Ja, aber ohne Erfolg. Bei Männern macht man jetzt nicht lange Faxen, bei Frauen dagegen überlegt man sich die Sache zehnmal.

Baczka saß auf meinem Bett und sah mich mißbilligend an. Es hat sich herumgesprochen, daß mich Markus zu seiner Trösterin ausersehen wollte und einen Korb erwischt hat. Das nimmt man mir in Emigrantenkreisen ernstlich übel und findet es ungesund und exaltiert, daß ich wie eine Nonne lebe, eines Mannes wegen, der seit mehr als drei Jahren nichts von sich hören läßt.

„Is sich Stumpfsinn!“, schimpfte Baczka. „Is sich Selbstmord.“

Und da sah mich Markus plötzlich mit großen Augen an: „Vielleicht Selbstmord“, sagte er. „Aber sicher kein Stumpfsinn.“

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 25. November 1941

Hanna! Han Kiu-Pao ist hier und hat mir dein Buch gebracht.

Er hat Moskau noch Ende März verlassen, aber einige Monate in Sin-Kiang gearbeitet. Sein Parteiname ist Hung Shen, wir nennen ihn jetzt alle so. Er spricht von dir, als wärest du seine leibliche Schwester. Nur einen kleinen Bruchteil seiner Sympathie hat er dir zeigen dürfen. Er hatte gebundene Hände. Unzählige Male hat er den Fall mit Montini durchgesprochen und nichts erreicht. – „Schon wieder kommen Sie mit diesem hysterischen Frauenzimmer!“ – das war die ständige Antwort. Hung Shen durchschaut ihn vollkommen. Er hat festgestellt, daß Montini dir nichts Konkretes nachsagen kann. „Hysterisch“, „kleinbürgerlich“, Naserümpfen, Achselzucken. Aber trotzdem waren Hung Shen dadurch die Hände gebunden. Das sind eben die Schattenseiten der Parteidisziplin.

Und du, Hanna, hast so verzweifelte Anstrengungen gemacht, als Kriegsberichterstatteerin nach China zu kommen. Hätte man deinen Wunsch erfüllt – wir könnten jetzt zusammen leben und auch zusammen arbeiten.

Und das hat Montini verhindert, weil ihm deine Nase nicht gefällt. Bai-Guee! Weißer Teufel!

Yenan, 28. November

Bei Tag arbeite ich, bei Nacht versuche ich deine Gedichte zu lesen, aber mein Deutsch ist viel zu mangelhaft. Mir ist, als blickte ich durch dichte Schleier in einen tiefen Garten. Farben blitzen auf, ein heißer und dennoch feierlicher Rhythmus bewegt Blüten und Blätter, und ein Duft weht mir entgegen, vertraut und dennoch rätselhaft.

Nur so viel kann ich erfassen: daß viele deiner Gedichte von Liebe handeln, von unserer Liebe, und daß du mein Verschwinden und mein Schweigen verstehst. Und das ist das Wichtigste.

Nein, nicht das Wichtigste. Die Hitlerarmee steht vor Moskau. Hanna, was wird aus dir? – Ich bin der glücklichste und unglücklichste aller Ehegatten.

Sse-Feng, 1. Dezember.

Ich habe in dem Dörfchen zu tun, wo Wang Po-Tscheng jetzt als Distriktkommissar arbeitet. Der Gutsherr ist zu den Japanern nach Peking geflüchtet, er hatte ein sehr un-

sauberes Gewissen ... Der Boden wird verteilt, die Selbstverwaltung durchgeführt. Po-Tscheng hat alle Hände voll zu tun. Übrigens hat auch er einen Parteinamen angenommen und nennt sich, nach eigener Wahl, Lao-Bai-Hsing.

„Wir Lao-Bai-Hsing! Wir Menschen aus dem Volk!“ Das war schon immer sein Lieblingswort.

Sein Büro befindet sich in einer winzigen Hütte. Bei meinem Eintritt grinst er sein altes, herzerquickendes Kuligrinsen. Ich zeige ihm dein Buch. Von dir selbst habe ich ihm schon längst erzählt. Er hat sein Pidgin-Englisch bereits in ein leidliches Englisch verwandelt, versteht aber natürlich kein Wort Deutsch. Trotzdem fängt er eifrig zu blättern an und findet beinahe auf jeder Seite das Wort „China“. Und da „China“ auf Deutsch und Englisch zwar verschieden ausgesprochen, aber gleich geschrieben wird, findet er sofort heraus, daß du eine aktive Freundin unseres Volkes bist.

„Was ist sie denn für eine Landsmännin?“, forscht er mit nachdenklich gefalteter Stirne.

„Eine Jüdin.“

„Eh!“ meint er verständnisvoll.

Dann verlangt er, wißbegierig wie immer, daß ich ihm die Gedichte erkläre. Wie kann ich erklären, was ich selbst nicht verstehe?

Es klopft. Zwei Bauern treten ein, der eine weißbärtig, der andere in den mittleren Jahren, mit einem hohen, krummen Hirtenstab. Allseits wiederholte Verbeugungen, endlich setzt sich der Alte, und nach ihm können auch wir uns setzen. Die Sache ist die, daß sie ein Haupt der Dorfgemeinde wählen möchten und zwischen zwei Kandidaten schwanken. Der eine ist älter, der andere aber „schriftgelehrt“.

„Und sonst?“, forscht Po-Tscheng. „Behandeln sie ihre Frauen höflich? Hat keiner von ihnen seine Kinder verkauft?“

„Wir werden andere Bauern herholen“, meint der Alte nach einer Pause. „Wir werden gemeinsam alle deine Fragen beantworten und sodann die Entscheidung in deine Hände legen.“

Der Jüngere mit dem krummen Hirtenstab war bereits diensteifrig aufgestanden. Seine hübsche, kurze Nase atmete hastig, und sein Gesicht zeigte einen Ausdruck von freundlich sorgenvollem Eifer.

„Und ich, alter Herr“, versetzte Po-Tscheng mit großer Ruhe, „werde die Entscheidung in eure Hände zurücklegen.“

Der Alte lächelt befremdet. „Du bist unser Bao-Dshia“,<sup>37</sup> sagt er, „unser Bezirksleiter. Es ist Sitte, daß der Bao-Dshia den Bauern befiehlt, was sie zu tun haben.“

„Ich bin kein Bao-Dshia“, verwarht sich Po-Tscheng temperamentvoll, aber mit un-  
verminderter Liebenswürdigkeit. „Eure Bao-Dshias waren reiche Gutsbesitzer und eure

Meinung war für sie Ma-Ma Fu-Fu. Sie haben ihre Neffen und Vettern eingesetzt, damit sie euch recht schlau in Schulden verwickeln und dann alles abnehmen.“

Und er sprang auf und ahmte abwechselnd einen asthmatisch hochnäsigen Gutsbesitzer nach und einen windigen Gemeindeschreiber. – „Ich aber bin, wie man bei uns in Schanghai sagt, ein Kuli, das heißt in der hiesigen Redeweise ein Arbeitsknecht, und ich bin gekommen, um euch zu bitten, daß ihr euch selbst regieren lernt, und darum ist eure Meinung das Wichtigste für mich. Eure Meinung ist der Reis und das Gemüse. Eh! Meine Ratschläge sind nur das bißchen Fett, das man braucht, um sie gut auszukochen.“

Der Alte schweigt verblüfft. Aber der Jüngere fängt plötzlich geschmeichelt zu kichern an. „Dshe-ge Dshin-Dse!“ sagt er. „Dieses Goldmännchen!“

Darauf wurden die andern Bauern herbeigeholt, und es folgte eine eingehende sachliche Besprechung. Von Befehlen war nicht mehr die Rede.

Nachher verlangten sie, Po-Tscheng solle ihnen von Schanghai erzählen. Und er beschrieb die Wolkenkratzer, indem er hoch in die Luft sprang, und beschrieb die Ausländer, indem er naserümpfend hereinkam, ohne sich zu verbeugen, und die Chinesen anstieß, ohne sich zu entschuldigen, und einem Rikschakuli das Fahrgeld nicht übergab, sondern mit barbarisch-herrischer Gebärde hinwarf. Und schließlich setzte er sich und legte nach amerikanischer Art die Füße auf den Tisch. Und die Bauern schüttelten sich vor Lachen, und der Alte schmunzelte, und der Jüngere mit dem hohen, krummen Hirtenstab fragte mich, ob das Goldmännchen sie nicht zum Narren halte, was ich wahrheitsgemäß verneinen konnte.

Aber die ganze Zeit lag dein Buch auf dem Tisch und mir war, als hätte es Augen, Augen, die den Verächtern der farbigen Rassen um vieles heißer und unbeherrschter zürnten als unsere – deine schwarzen, brennenden Augen, Hanna.

### *Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 1. März 1943

Mehr als anderthalb Jahre habe ich nichts in dieses Tagebuch eingeschrieben. Nju-Lang, mein älterer Bruder! Was nützt es mir, dich zu rufen, wenn ich deine Antwort nicht hören kann.

Geschehen ist, was niemand vorausahnen konnte. Kinder aller Völker, Franzosen, Russen, Polen, Tschechen, Rumänen, Österreicher (und nicht zuletzt auch Deutsche!) werden in Hitlers Sklavenlagern geschunden. Sechs Millionen Juden wurden vergast.

Sei ruhig, Nju-Lang, ich bin in Sicherheit. Ich wurde mit andern zusammen evakuiert. Nach Kasan, später nach Kuibyschew.<sup>38</sup> Gemeinsam mit dem Sowjetvolk habe

ich gehungert, gefroren, dem Bombentod getrotzt. Mit der russischen Übersetzerin<sup>39</sup> meiner Gedichte habe ich mich so gut angefreundet, daß man uns in Schriftstellerkreisen die poetischen Zwillinge nennt. Noch vor dem Sieg von Stalingrad bin ich hierher zurückgekommen. Ich habe aufs neue versucht, eine Kommandierung nach China zu erkämpfen oder eine Kommandierung an die Front. – Aber leider vergeblich.

Moskau, 20. März

In meinem Kopfe formen sich Verse über George Montini:

Spinne, Spinne über meinem Leben,  
Hinter schwarzen Strahlen zuckt das Licht.  
Wie das enden wird: ich weiß es nicht.  
Weiß nur eins: ich hab' mich nicht ergeben.“

Aber zum Jammern ist jetzt keine Zeit. Man muß sich nützlich machen. Es gibt hier Antifaschisten-Komitees der verschiedensten Nationalitäten: ein deutsches, ein tschechisches, ein polnisches, ein jüdisches und so weiter. Ich bin mit dem jüdischen Antifaschisten-Komitee<sup>40</sup> in Verbindung getreten. Sie schicken ihr Informationsmaterial wohin sie nur können, besonders an die Juden in Amerika und Palästina. Ich schreibe kurze Artikel für sie. Die Arbeit macht mir Freude.

Denn siehst du, Nju-Lang, meine Liebe zu fremden Völkern hat die Liebe zu meinem eigenen jüdischen Volk nur verstärkt und vertieft.

Neulich blieb ich vor einer Straßenkreuzung stehen, fühlte eine nervöse Herzschwäche und wagte mich nicht hinüber. Lange stand ich so. Aber plötzlich sprach mich ein älteres Frauchen an. „Grashdanjitschka“,<sup>41</sup> sagte sie zutraulich, „liebe Bürgerin, ich wage mich nicht hinüber, bitte, führen Sie mich.“ Und ich, obwohl weder kräftiger noch gewandter als sie, gelangte mit ihr zusammen ruhig und umsichtig auf die andere Straßenseite.

Und siehst du, mein älterer Bruder, seit ich gelernt habe, für die Rechte anderer Völker zu kämpfen, seither kämpfe ich besser und wirksamer für mein eigenes Volk.

„Wenn ich nicht für mich bin, wer ist für mich?“, sagte Rabbi Hillel.<sup>42</sup> „Und wenn ich *nur* für mich bin, was bin ich?“

Moskau, 23. März

Im Auftrag des jüdischen Antifaschisten-Komitees habe ich Generalleutnant David Epstein interviewt. Wir sprachen zuerst unwillkürlich russisch, dann begann ich yidisch zu reden, und er freute sich darüber wie ein Schuljunge.

Er war früher Volksschullehrer in Minsk, ein stiller, unscheinbarer Mensch. Erst im Krieg ist er berühmt geworden durch seine strategischen Talente und seinen bis zur Tollheit gesteigerten persönlichen Mut. Trotzdem schloß er seine Rede mit den Worten: „Sse soll schojn sain a Ssoff fun der paskidner Melchume!“\*

Und wie unter einer gleichzeitigen Eingebung sprachen wir gemeinsam die Worte des Propheten Jesaja:<sup>43</sup>

„Sie werden ihre Schwester in Pflüge verwandeln und ihre Speere in Gartenmesser. Kein Volk wird mehr die Waffen gegen ein anderes erheben und nicht mehr streben werden sie, die Kunst des Krieges zu meistern.“

### *Tagebuch für Dsche-Nü*

Yenan, 25. März 1943

Mehr als ein Jahr ist schon vergangen, seit China im Kampf gegen Japan zwei neue Verbündete auf seiner Seite hat: Amerika und England,<sup>44</sup> Japans einstige Waffenlieferanten. Viele Chinesen haben große Hoffnungen an dieses Bündnis geknüpft, aber die Erfüllung läßt auf sich warten ...

Man hat mich zum Politikommissar der hier stationierten Truppen ernannt. Meine Theatergruppe mußte ich mitten in der schönsten Arbeit stehen lassen. Hsü Wang-Fu wird mich vertreten. Er ist hochbegabt und hat in diesen anderthalb Jahren eine Menge gelernt.

Yenan, 28. März

Wir haben hier ein ziemlich großes japanisches Gefangenenlager. Natürlich ist es Vorschrift, die Kriegsgefangenen mit äußerster Fairneß zu behandeln und mit äußerster Sorgfalt zu beobachten.

Yenan, 3. April

Ein japanischer Offizier ist eingeliefert worden, ein Sohn der Hocharistokratie, Marquis Kayaku. Er hat in Berlin studiert und redet gerne und viel. Gleich bei der ersten Aussprache hielt er mir einen kleinen Vortrag:

„Was hat uns asiatischen Völkern unsere Kultur, unsere Philosophie, unsere Würde, unsere Ethik geholfen? Hat sie uns vor Unterjochung und Mißachtung geschützt? Wir müssen den weißen Eroberern ihre Barbarei ablernen. So, nur so können wir ihnen die Weltherrschaft entreißen.“

\* Wäre der abscheuliche Krieg schon zu Ende!

Yenan, 5. April

Kayaku hat etwas krumme Beine, aber sein Gesicht ist geistvoll und interessant. Ich habe den Auftrag, ihn umzuerziehen, wie der Parteausdruck lautet, aber ich muß dabei sehr behutsam und taktvoll zu Werke gehen, sonst wird er sich entweder vor mir verschließen, oder er wird versuchen, mir etwas vorzumachen.

Yenan, 8. April

Natürlich sind Kayaku und ich fast in jeder Frage entgegengesetzter Meinung. Aber ich kann es nicht leugnen: diese Diskussionen sind ein besonderer Genuß. Unsere Gedanken regen einander an, schärfen einander, klären einander. Ich vergesse manchmal, daß er mein Feind ist. Er ist ein denkender Mensch, und ich bin ein denkender Mensch.

Schon vor dreitausend Jahren verkündete das Buch der Wandlungen, das Yi-Tssjing: 45  
„Einst wird es keine Fürsten geben und keine Untertanen, keine Reiche und keine Befestigungen. Und alle Menschen werden wie eine Familie sein.“

Yenan, 10. April

Kayaku bittet immer um Bücher. Er spricht vorzüglich Deutsch, viel besser natürlich als meine Wenigkeit. So konnte ich es mir nicht versagen, ihm auch meine Gedichte zu zeigen. Heute nachmittag hat er sie mir zurückgebracht. Mit einer sehr eleganten Verbeugung erklärte er: „Herr Kommissar, Sie sind glücklich zu preisen.“

„Was meinen Sie, Herr Marquis?“

„Ich meine, es muß ein unvergleichliches Erlebnis sein, eine Dichterin zur Geliebten zu haben.“

„Wie kommen Sie auf die Idee, daß die Verfasserin meine Geliebte ist?“

„Ihre Persönlichkeit, Herr Kommissar“, neuerliche Verbeugung, „spiegelt sich klar genug in den Liebesgedichten.“

Mee-jo Fa-Dse, da kann man nichts machen. Er ist wieder einmal schlauer gewesen als ich.

Nun wollte er wissen, ob du schön bist.

Ich verneinte.

Er war sichtlich enttäuscht und tröstete mich höflich mit den Worten: „Eine berühmte Dichterin hat es nicht nötig, schön zu sein.“

„Allerdings“, fügte er einschränkend hinzu, „die Dame ist wahrscheinlich keine Deutsche.“

„Nein, eine Jüdin.“

„Ja, dieses Volk hat es trotz zweitausendjähriger Europäisierung nicht verstanden, den asiatischen Seelenballast abzuschütteln. Die Juden werden nie die Welt erobern.“

„Ist es ein solches Glück, die Welt zu erobern?“, fragte ich.

„Fressen oder gefressen werden!“, erklärte Kayaku. „Das ist, moderner Erkenntnis zufolge, ein unwandelbares Naturgesetz.“

„Verzeihen Sie, ich glaube nicht an unwandelbare Naturgesetze. Das Grundgesetz der Natur ist ihre Wandlungsfähigkeit. Und außerdem sind die Beziehungen zwischen Lebewesen äußerst vielfältig. Es gibt Unterwerfung und Vernichtung, aber auch Wettbewerb und Kooperation.“

„Ganz recht. Aus der Kooperation wird Wettbewerb, aus dem Wettbewerb Unterwerfung, aus der Unterwerfung Vernichtung.“

„In unserer Hand liegt es, diesen Hergang umzustürzen, die Unterwerfung zum Wettbewerb zu veredeln, den Wettbewerb zur Kooperation.“

„Herr Kommissar, das ist gegen die Natur. ‚Des einen Freud, des andern Leid‘, sagen die Deutschen.“

„Herr Marquis! Ein allgemeiner, lebensschaffender Naturvorgang – das Spiel der monddurchleuchteten Stürme – widerlegt diesen Satz mit absoluter Entschiedenheit.“

Er sah mit einem Lächeln zu mir auf. „Sie sind ja doch selbst ein Eroberer.“

„Wieso?“, mißverstand ich ihn. „Ich verteidige ja nur mein Land.“

„Aber Sie haben eine weiße Frau erobert.“

„Nun“, meinte ich etwas verlegen, „daß Söhne unserer Rasse mit weißen Frauen zusammenleben, ist heutzutage keine Seltenheit mehr.“

„Aber“, widersprach er und wies heftig auf meine Gedichte, „vielleicht hat noch bei keinem Volk und zu keiner Zeit ein Mann vermocht, so tiefe Gefühle in einer Frau zu wecken. Warum zum Teufel ist es gerade Ihnen gelungen?“

„Gerade“, sagte ich leise, „weil ich kein Eroberer bin.“

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 9. Januar 1944

Granja, das Granatäpfelchen, klopft an meine Tür und meldet einen Oberleutnant Rabinowicz. Ich kenne keinen Oberleutnant Rabinowicz. Aber bitte. Er soll nur hereinkommen.

Wieder klopft es, und vor mir steht in polnischer Offiziersuniform strahlend, blauäugig und schwarzhaarig – Franja Herzfeld.

Sie dient seit anderthalb Jahren. Jurek Rabinowicz, ihr ältester Bruder, ist beim Aufstand des Warschauer Ghettos<sup>46</sup> gefallen. Leo, der zweite Bruder, lebt als Partisanenführer irgendwo in den polnischen Wäldern. Die Nachricht ist auf komplizierten Wegen zu ihr durchgesickert.

Was ich von Markus gehört habe? – Sie hat nie einen andern geliebt als ihn. Hans Mittner war eine schöne Dekorationsfigur, die ihr noch außerdem einen sehr schmeichelhaften Spiegel entgegenhielt.

Sie wartet, bis sie Majorin wird. Dann geht sie zu Markus. Ich fange zu lachen an.

„Ausgerechnet als Majorin wollen Sie ihn versöhnen, diesen verbissenen Antifeministen?“

Franja zieht ihre Uniform glatt. „Entweder ist seine Herrschsucht größer als seine Liebe, dann wird er gerade deswegen nichts von mir wissen wollen. Oder aber seine Liebe ist größer als seine Herrschsucht, dann wird unsere Beziehung jetzt ein ganz neues Gesicht bekommen, und ich brauche mir nicht mehr mit Seitensprüngen Luft zu machen.“

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 12. November 1944

Nun beginne sogar ich die Amerikaner mit hoffnungsvollen Augen anzusehen. Denn die Japaner sind jetzt nun einmal ihre Feinde, und sie wissen sehr wohl, daß nur wir den Japanern einen wirklichen Widerstand entgegensetzen, wir Ba-Lu, wir Kommunisten. Und so liegt es in Amerikas eigenstem Interesse, daß Tschiang Kai-Schek endlich aufhört, uns Steine in den Weg zu legen.

Tatsache: der amerikanische Botschafter Patrick J. Hurley<sup>47</sup> ist persönlich zu uns nach Yenai gekommen. Ein recht sympathischer Bursche, strahlend vor guter Laune, beweglich wie ein Wirbelwind. Noch dazu von einfacher Herkunft, wie schön, ein ehemaliger Cowboy aus Oklahoma.

Von chinesischen Verhältnissen hat er allerdings keine Ahnung. Er weiß nicht einmal, daß bei uns der Familienname vor dem Eigennamen steht. Genossen Mao Tse-Tung nannte er unentwegt: „My dear Moses Dung!“ und versicherte ihn, er werde ohne weiteres eine Versöhnung mit Mister Schek zustandebringen. Es dauerte eine Weile, bis wir heraus hatten, daß er Tschiang Kai-Schek meinte.

Dann mußten wir ihm erst den Abstand zwischen Tschiangs und unserem Gesichtspunkt klarmachen. Was Tschiang Kai-Schek verlangt, ist die unbedingte Unterwerfung aller unter seine persönliche Diktatur. Was wir verlangen, ist eine nicht nur nominelle, sondern auch faktische Koalitionsregierung, in der wir, unserer Zahl entsprechend, vertreten sind, ferner anständige, unbestechliche Beamte, gründliche Agrarreform und verstärkten Kampf gegen die japanischen Okkupanten. Hurley erklärte enthusiastisch, unsere Forderungen seien durchaus fair, er werde alles aufbieten, um sie bei Tschiang Kai-Schek durchzusetzen.

Vorgestern ist er, gemeinsam mit Dshou En-Lai, nach Tschung-Tsijing abgeflogen. Gelingt seine Vermittlung, so bedeutet das ein geeintes China und – Hanna! – in absehbarer Zeit ein Wiedersehen.

### *Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 18. November 1944

Jeden Morgen stürze ich mit Gebrüll auf die „Prawda“ los und suche Nachrichten aus China. Amerika versucht zwischen Tschiang Kai-Schek und Mao Tse-Tung wegen einer Koalitionsregierung zu vermitteln. Bedeutet das endlich ein baldiges Wiedersehen?

Nju-Lang, Geliebter, weiß ich denn überhaupt, ob du lebst? Vielleicht hast du in der Vierten Armee gedient und die Kuo-Min-Tang-Henker haben dich abgeschlachtet. Vielleicht hat dich längst eine japanische Kugel getötet oder eine japanische Bombe oder ein japanischer Folterknecht.

Müßige Selbstquälerei. Jedenfalls fange ich wieder an, Gesuche zu schreiben. Alles zusammengerechnet habe ich deren schon mehr als hundert abgeschickt.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 26. November 1944

Dshou En-Lai ist aus Tschung-Tssjing zurückgekehrt. Noch nie habe ich diesen immer lebenswürdigen, immer glänzenden Menschen so enttäuscht, so verstört, so wütend gesehen. Tschiang Kai-Schek hat ihn warten und warten lassen und dann endlich ein einziges Mal wie einen lästigen Bittsteller empfangen. Mit beleidigender Aufgeblasenheit hat er sich geweigert, über unsere Forderungen auch nur zu diskutieren.

„Wang-Ba! Schildkröte!“ , flucht Dshou En-Lai erbittert. „Er kann lange warten, bis ich wieder seine Schwelle betrete.“

Und Hurley? Hurley und General Wedemeyer<sup>48</sup> sind glatt umgefallen. Sie waren an einer Lösung des Konfliktes interessiert, gewiß. Aber im Falle eines unlösbaren Konfliktes stehen sie natürlich nicht auf der Seite des Volkes, sondern auf der Gegenseite. Daß wir im Recht sind, daß wir, nur wir, mit der nötigen Wirksamkeit gegen die Japaner kämpfen, ist für sie Nebensache.

„Besser ein antikommunistischer Sumpf als ein kommunistischer Acker!“ So denkt Amerikas herrschende Klasse.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 3. März 1945

Schon lange hat „Das Menschenreich“<sup>49</sup> nichts von meinen Beiträgen veröffentlicht. Was ist da wieder los?

Moskau, 5. März

Ausführliche Unterredung mit dem Chefredakteur Cassian Bayer.<sup>50</sup>

Ich frage gerade heraus, ob das wieder dieselbe Geschichte ist wie Anno 1938.

Er verneint eifrig. „Gegen solche Hindernisse sind Sie seit dem Eingreifen von Stalins Beschwerdebüro vollkommen geschützt.“

„Was also –?“

„Genossin Bilkes, ich habe Sie für eine der schönsten Hoffnungen der deutschsprachigen Literatur<sup>51</sup> gehalten. Aber Ihr Talent hat nachgelassen. Was Sie in letzter Zeit geschrieben haben, ist blaß und verkümmert. Es ist, als wäre Ihr innerer Reichtum erschöpft, Ihre dichterischen Quellen versiegt ...“

Wo er recht hat, hat er recht.

Moskau, 6. März

Übrigens bin ich nicht nur innerlich verarmt. Auch finanziell. Ich habe mehr vergebliche Gesuche geschrieben als irgend etwas anderes. Und das wenige, das ich noch produziere, ist auch nicht mehr auf der Höhe und bleibt in der Schublade liegen. Noch ein paar Monate und ich stehe vor dem Nichts, genau wie vor zwanzig Jahren, als ich im zweiten Semester war und Papa plötzlich Bankrott machte.

Wenn schon! Ich bin auch damals nicht untergegangen.

Moskau, 8. März

Spricht die Feder: „Laß mich liegen.“ Spricht die Wand: „Du bist allein.“

Spricht der Stift: „Sieh her, so schrumpft die beste Kraft des Dichters ein,

Trennt man ihn wie dich von –“<sup>52</sup>

Moskau, 11. März

Ich will nach China, Nju-Lang. Ich will zu dir.

Meine Dichtkunst? – Unter deinem Atem hat sie sich voll entfaltet. Meine Dichtkunst bist du.

Moskau, 16. März

Ich habe Cassian Bayer gefragt, ob er sich über die Ursachen meines Rückganges im klaren ist.

Nach einigem Zögern bejahte er.

Ich frage, ob er mir helfen kann.

Nein, er kann mir nicht helfen.

Gut, dann wird mir jemand anderer helfen, und dieser andere heißt Hanna Bilkes. Wie sagt Heinrich Heine?

„Schade, daß ich ihn nicht küssen kann,

Denn ich bin selbst dieser brave Mann.“<sup>53</sup>

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 23. März 1945

Wieder vergebliche Koalitionsverhandlungen.

Yenan, 26. März

Yü Hsing-Fu (Yu Xingfu),<sup>54</sup> der Mann mit dem hohen, krummen Hirtenstab, der damals mit dem Alten zusammen Po-Tscheng aufsuchte, ist sein freiwilliger Assistent geworden und entwickelt sich prächtig. Er, seine jüngere Schwester Yü Hsüeh-Mee<sup>55</sup> und noch eine große Gruppe von Bauern und Bäuerinnen lernen eifrig Lesen und Schreiben. Hsüeh-Mee stickt oder malt ihnen die Hieroglyphen recht hübsch auf bunte Stoffstreifen, die sie um die Ärmel ihrer Kittel binden, jeden Tag einen andern, um sich während der Arbeit das Gelernte einzuprägen. Sie ist eine angesehene Witwe und allgemein beliebte Märchenerzählerin. Außerdem versteht sie auch einiges von der Hebammenkunst. Zwischen ihr und Po-Tscheng scheint sich etwas anzuspinnen.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 28. Juli 1945

Das Nazireich ist gestürzt. Es gibt keine Gaskammern mehr. Die Sowjetmenschen haben den Alpdruck der Erde beseitigt und kehren zu ihrer Arbeit zurück.

Aber weiter geht der Kampf gegen Nazis und Nazibakterien. Sie haben nicht nur ihre Anhänger verseucht. Auch ihre Opfer. Auch manchen ihrer Gegner.

Alle Emigranten sind schon heimreisefertig. Soeben hat sich Cassian Bayer telefonisch verabschiedet. Was mich betrifft, ich schreibe das hundertfünfte Gesuch um eine Kommandierung nach China.

Moskau, 10. August

Abgelehnt. Ich kann hier bleiben oder nach Polen fahren. Ich will aber nach China. Gut, so fahre ich zunächst einmal nach Polen.<sup>56</sup>

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 15. Oktober 1945

Der europäische Krieg ist durch die Niederlage der Nazis militärisch beendet, geht aber politisch weiter. Der asiatische Krieg ist durch die Niederlage der Japaner nicht einmal militärisch beendet. Denn Tschiang Kai-Schek läßt uns keine andere Wahl: Unterwerfung oder Bürgerkrieg.

Die Stärke seiner Truppen sind ihre amerikanischen Waffen. Die Stärke unserer Truppen ihr anständiges Verhalten zur Zivilbevölkerung.

Also gut. Bürgerkrieg.

Yenan, 17. Oktober

Seit einer Woche ist Mao Tse-Tung in Tschung-Tssjing und führt wieder Koalitionsverhandlungen.

Alles zwecklos. Tschiang Kai-Schek weiß, daß die Amerikaner ihn im Kampf gegen uns auch weiter mit Geld und Waffen versorgen werden, obwohl sie ihrerseits wissen, daß seine höchsten Beamten korrupt sind wie Bordellwirte und er selbst ein Monomane.

Hung Shen ist im Kampf gefallen.

Yenan, 20. Oktober

Gestern ist Mao Tse-Tung zurückgekehrt. Enttäuscht, aber ruhig.

„Wir haben unser Äußerstes versucht“, erklärt er. „Wir haben ein reines Gewissen. Jetzt sind wir nur noch auf uns selbst gestellt, und das hat auch sein Gutes.“

Unsere Territorien heißen von nun an Befreites Gebiet,<sup>57</sup> unsere Armee nicht mehr Achte, sondern Befreiungsarmee.<sup>58</sup> Aber der Name Ba-Lu, Achter, bleibt uns doch schon in alle Ewigkeit.

Keine Rücksichten mehr auf hinterhältige Verbündete. Jetzt kann man endlich uningeschränkte Bodenverteilung<sup>59</sup> durchführen. Die Bauern gehen mit stillvergnügten Mienen umher, daß man sie vor Rührung umarmen möchte. Die Frauen kochen Hühnersuppe, die Mädchen tragen rote Kleider, als ginge es zum Laternenfest.

Yenan, 22. Oktober

Es scheint, daß Po-Tscheng mit Yü Hsüeh-Mee einig ist. Daß er eine Witwe zu seiner ersten Gemahlin machen will, ist ein grober Verstoß gegen die Tradition. Aber die Bauern in ihrer aufgelockerten Stimmung versuchen sich damit abzufinden und überreden einander gegenseitig mit dem bekannten Sprichwort: „Dshiu-di bu tssjü, Hsin-di bu lai (Jude bu qu, Xinde bu lai)! Wenn das Alte nicht geht, kann das Neue nicht kommen!“

Yenan, 30. Oktober

Einige Gutsbesitzer sind geflüchtet, die andern aber lassen die Enteignung recht philosophisch über sich ergehen. Sie waren schon lange darauf gefaßt.

Jeder ehemalige Gutsbesitzer bekommt, ganz wie die Bauern, sein gesetzmäßiges Grundstück zugewiesen, so viel, daß er es mit seiner Familie bearbeiten und darauf leben kann. Aber es gibt besseren und schlechteren Boden. Wie soll man ihn gerecht verteilen?

Ein Delegiertenrat aus zehn Dörfern beschäftigte sich in Po-Tschengs Anwesenheit mit dieser Frage. Nach einigem Hin und Her erhob sich Yü Hsing-Fu mit seinem hohen, krummen Hirtenstab, den er niemals losläßt, und erklärte: „Es gibt doch ehemalige Gutsbesitzer, die ihre Knechte und Mägde schlugen und beschimpften, und es gibt solche, die sie ein bißchen rücksichtsvoller behandelten. Den Rücksichtsvollen geben wir ein gutes Stückchen Erde und den Groben ein weniger gutes.“

Worauf alle zustimmten.

Yenan, 2. November

Nächste Woche haben wir ein Fest der Bodenverteilung. Es kommt eine Gruppe aus den Dörfern, um der Regierung ihre Yang-Ge-Bauerntänze<sup>60</sup> vorzuführen. Yü Hsüeh-Mee hat einen Tanz der Gesundheitspflege erdacht und einer Gruppe von Burschen und Mädchen einstudiert. Po-Tscheng zittert um den Erfolg seiner Braut und ist halb verrückt vor Lampenfieber.

Yenan, 8. November

Wie tief deprimiert war ich nach all den vergeblichen Verhandlungen, und wie heiter und hoffnungsvoll schlägt heute mein Herz. Stillstand und Wehrlosigkeit! Stillstand und Wehrlosigkeit! Jahrhundertelanger Fluch des chinesischen Menschen – bist du nun endlich getilgt?

Sieben Bauern tanzten den Tanz der Fruchtbäume.<sup>61</sup> In silbervioletter Kleidung ein Greis. In Goldweiß ein junges Mädchen. In Silberblau ein Knabe. In Dunkelrosa eine Frau. In Lichtgrün und Silber ein schüchternes Liebespärchen. Und wieder ein Greis in rauschendem Goldviolett. Sie verteilten tanzend die Erde und stellten kleine Bäume auf, deren Zweige winzige Lämpchen trugen: Birnenlämpchen, Pflaumenlämpchen, Kirschenlämpchen. In ihre Mitte trat Yü Hsing-Fu und sang ein einfaches Volkslied, das er, gemeinsam mit anderen Hirten, gedichtet hatte:

„Der Ba-Lu trat heute früh in unsre Hütte,  
Silbern schimmerte das Dorf im Morgengrauen,  
Er verbeugte sich vor uns mit guter Sitte,  
Höflich sprach er zu den Männern, zu den Frauen.  
Nicht den Reis nahm er uns fort und nicht die Schafe,  
Und er störte unsre Kinder nicht im Schlafe.“

Zwei weitere Strophen priesen mit schlichter Entschiedenheit Bodenverteilung und Selbstverwaltung.

Yü Hsüeh-Mee führte eine Gruppe von Kindern vor, die sehr drollig als Läuse und Wanzen maskiert waren. Sie umringten tanzend einen jungen Burschen, der sich auf Stirne, Kinn und Wangen vier verschiedene Hautkrankheiten angeschminkt hatte. Ein Wunderdoktor erschien, hängte dem Kranken einen Zopf ins Genick und beschwor tanzend sämtliche guten und bösen Geister. Aber die Läusechen und Wänzchen kicherten überlegen und zogen auch den Doktor am Zopf. Da marschierten Burschen und Mädchen mit Eimern und Spritzen auf die Szene und jagten das Gesindel in die Flucht. Sie traten links und rechts auseinander, da stand der Patient an der Hand einer Krankenschwester ohne Zopf und mit reinem Gesicht. Im Wechselgesang priesen die beiden Sauberkeit und Aufklärung und den Genossen Mao Tse-Tung, der den armen, geplagten Bauern dazu verhelfen wollte.

Der Abend verlief in wunderbarer Heiterkeit. Po-Tscheng saß Hsüeh-Mee gegenüber und wagte nicht, sie zuviel anzusehen, denn er wollte bei den sittenstrengen Bauern nicht als unmanierlicher Schanghaier gelten. Bei seiner Begabung kann er es vielleicht noch einmal zum Minister bringen, aber er wird dann auf seine Ministerwürde nicht halb so stolz sein wie heute auf die Einfälle seiner bäuerlichen Braut ...

„Ja“, resümierte Mao Tse-Tung. „Tschiang Kai-Schek hat unsere Forderungen abgelehnt und glaubt nun, daß er uns damit endgültig zu Boden geschmettert hat. Alle Herrschsüchtigen sind aufgeblasen, und alle Aufgeblasenen sind unwissend.“

### *Tagebuch für Nju-Lang*

Moskau, 12. November 1945

Alles in Ordnung. Ich habe die Ausreisebewilligung und fahre in drei Tagen. Die Fahrkarte Moskau – Warschau zahlt die Internationale Arbeiterhilfe. Gibt es in Polen noch kein chinesisches Konsulat, so gehe ich eben um ein Ländchen weiter. Wie? – Darüber werde ich mir nachher den Kopf zerbrechen.

Markus fährt nach Krakau, aber erst nächsten Monat. Er genießt gerade seinen letzten sowjetischen Erholungsurlaub im Kaukasus.

Franja ist wieder in Moskau und wohnt vorübergehend bei polnischen Freunden. Eben war sie bei mir. Wie sich die Sache zwischen ihr und Markus entscheidet, das werde ich vielleicht nie erfahren. Ich will Markus aber nicht unterschätzen und darum hoffe ich: es wird noch alles gut.

Moskau, 14. November

Eigentlich habe ich Franja zum Abschied besuchen wollen. Aber ihre Freunde haben

einen großen Hund, der steht vor der Tür und bellt und bellt, da bin ich lieber fortgegangen.

Morgen geht die Reise, der Sprung ins Ungewisse. Ich hätte hier bleiben können, im Sowjetland, in Schutz und Sicherheit wie bisher.

Aber ich will nach China.

– 6. Kapitel –

*Tagebuch für Nju-Lang*

Polnisch-tschechische Grenze,

5. Dezember 1945, 10 Uhr abends

Es gibt noch kein chinesisches Konsulat in Polen. Ich hätte bleiben können und Arbeit bekommen. Aber ich will nach China.

Ich schreibe diese Zeilen in einer greulichen Schenke und suche nach verdächtigen Individuen, die illegal über die Grenze gehen und mich mitnehmen. Es ist mir kalt im Magen, und der Schlund ist inwendig wie aus Holz. Es ist aber gar nicht so schwer. Franjas Bruder, der gefeierte Partisanenführer, hat mir erklärt, daß die Grenzen sich noch immer in einem Zustand der Nachkriegsanarchie befinden. Hunderte gehen täglich hinüber und herüber.

Dort sitzen sieben Kerle. Sie haben drei alte, heisere Weiber bei sich zum wechselweisen Gebrauch. Schwarzmarkthändler? – Natürlich. Was denn auch sonst? Da kommt ein Amerikaner an ihren Tisch. Das freut euch, meine Brüderchen, was? Aber könnt ihr euch mit ihm verständigen? Gott soll behüten! Natürlich könnt ihr nicht. Jetzt muß ich sie ansprechen. Jetzt. Jetzt. Los –!

Tschechisch-polnische Grenze,

6. Dezember, 4 Uhr morgens

Glatt herübergekommen.

Eine Nudelsuppe habe ich gegessen – ein Göttermahl! Dieses Wirtshaus ist weniger schrecklich, vor allem ziemlich leer, mit langen Bänken. Jetzt gehe ich fragen, wann der Zug nach Prag vorüberkommt und was die Fahrkarte kostet.

Sie kostet gerade so viel, als ich noch bei mir habe. Aber der Zug kommt erst um zehn Uhr vormittags. Jetzt werde ich noch ein bißchen schreiben und mich dann auf dieser Bank ausstrecken. Fein!

Die Schwarzmarkthändler werde ich Gott sei Dank nie wiedersehen und ihre Nationalität wird mir ewig ein Rätsel bleiben. Jedenfalls sprechen sie Deutsch mit slawischem Akzent, aber Polnisch und Tschechisch im Tonfall preußischer Feldwebel. Soviel ist klar, daß sie von den Nazis in allerhand Sklavenlagern herumgeschleppt worden sind. An diesen Umständen gemessen haben sich die Kerle relativ noch ganz menschlich benommen.

„Ich sehe“, sagte ich, „daß Sie bei Ihrem Geschäft mit dem Amerikaner jemanden brauchen, der übersetzt. Ich kann das machen, wenn Sie mich dafür über die Grenze mitnehmen.“

„Über die Grenze? Das kostet zwei Kisten Zigaretten.“

„Sie können ja versuchen, ob Sie einen Idioten finden, der übersetzt und noch außerdem zwei Kisten Zigaretten zahlt.“

„Was machst du für Geschichten?“, mischt sich die älteste Prostituierte ins Gespräch. „Du siehst ja, die Frau hat nur einen Koffer.“

Ich nicke ihr freundschaftlich zu (es kommt mir wirklich von Herzen) und wende mich an den Amerikaner, dem ich die ganze Sache auf Englisch auseinandersetze.

Das wirkt. Der Anführer der Schmuggler erklärt sich einverstanden. Die geschäftlichen Verhandlungen beginnen und dauern anderthalb Stunden. Was für eine Ware da verschoben wurde, war mir nicht ganz klar, wahrscheinlich irgend etwas Alkoholisches.

Um zwölf Uhr konnten wir endlich ins Lastauto steigen. Der Amerikaner mit seiner Eigenschaft als höheres Menschenwesen besetzte den besten Platz. Die Händler mit ihren Weibern besetzten die übrigen. Kunststück mit Gewalt!

Die Fahrt begann. Ich mußte stehen. Mir war hundsübel. „Setzen Sie sich auf meinen Schoß“, beantragte der Häuptling.

„Wenn Sie das erleben“, sagte ich, „werden Sie den Messias<sup>62</sup> erleben.“

„Der Messias is herich vergast worden“, entgegnete er, nicht ohne Geist. „Aber die überspannten Yiddinnen sind noch nicht ausgestorben.“

Schließlich fand ich ein Faß zum Sitzen. Was man so Sitzen nennt. Alle Knochen tun mir weh.

Jetzt werde ich mich ausstrecken und schlafen. Mein Koffer steht unter der Bank. Sollte ihn jemand stehlen, so findet er lauter zerrissene Fetzen, die Galle wird ihm herausgehen.

Prag,<sup>63</sup> 9. Dezember

Zwei Nächte lang habe ich im Büroraum der Jüdischen Gemeinde auf dem Tisch geschlafen. Eine Unterkunft konnten sie mir nicht geben. Sie haben aber eine koschere Kantine, die mir direkt imponiert.

Auch in der Tschechoslowakei gibt es noch kein chinesisches Konsulat. Ich habe aber erfahren, daß es jedenfalls eines in Frankreich gibt. Also muß ich nach Paris.

Prag, 10. Dezember

Ich war beim Roten Kreuz. Dort hat man mir einen sehr anständigen Zwieback gegeben. Mein Magen ist nämlich erkältet und verträgt augenblicklich kein Brot. – „Sie

müssen sich unter den Schutz des Comité Intergouvernemental<sup>64</sup> stellen“, erklärte mir die Beamtin. „Dort bekommen Sie einen Staatenlosenpaß<sup>65</sup> und materielle Unterstützung. Die Zentralstelle ist in Genf, aber es gibt verschiedene Zweigstellen, auch eine in Paris.“

„Und wie komme ich nach Paris?“

„Es wird jetzt eben ein Transport von Displaced Persons zusammengestellt, die man Anfang Januar nach Paris repatriieren will. Soviel ich weiß, sind noch freie Plätze vorhanden. Wir geben Ihnen ein Empfehlungsschreiben an Monsieur Dragonard.“

Prag, 11. Dezember

So! Ich bin aufgenommen und registriert. Ein Camp für Displaced Persons<sup>66</sup> in einem ehemaligen Schulgebäude, entsetzlich schmutzig und kalt. Ich wohne mit fünfzig Personen zusammen in einem großen Raum. Es gibt Franzosen, Belgier, Luxemburger, Polen und polnische Juden. Der Leiter, Monsieur Dragonard, ist ein Belgier. Aber er bevorzugt seine Landsleute nicht. Er behandelt uns, ohne Unterschied der Nationalität, als Hunde zweiten Ranges.

### *Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 15. Dezember 1945

Der neue amerikanische Gesandte, General Marshall,<sup>67</sup> versucht zwischen der Kuo-Min-Tang und uns einen Waffenstillstand zustande zu bringen.

Ein beliebter Trick. Sie wollen Zeit gewinnen, um die Kuo-Min-Tang-Truppen strategisch zu gruppieren.

Marshall ist ein alter Herr mit grimmiger Miene und militärisch eingengtem Horizont. – „Junger Mann“, erklärte er einem amerikanischen Journalisten, der unsere sozialen Leistungen rühmte, „wenn Sie unbedingt sentimental sein wollen – ich bin es nicht.“

### *Tagebuch für Nju-Lang*

Prag, 17. Dezember 1945

Ich hocke auf meinem Bett. Entweder schreibe ich oder ich flicke und stopfe. Das Bett gegenüber bewohnt eine junge, bildhübsche Polin. Sie hatte einen leichten Bartwuchs am Rand der Wange, er ist schon sehr zurückgegangen, nur ein bißchen Flaum ist noch

sichtbar. Ich hätte das übrigens gar nicht bemerkt. Aber sie macht jeden darauf aufmerksam und fragt zehnmal, ob es noch sehr arg ist und zittert dabei wie Espenlaub.

Die Nazis wollten sie nämlich sterilisieren. Vor ihren Augen lösten sie jeden Morgen, Mittag und Abend je eine Sterilisiertablette in ihrer Suppe auf. Sie mußte die Suppe essen, denn sie bekam außerdem nur noch ein Krümchen Brot und ein paar Blättchen Kohl. Ihre weiblichen Funktionen wurden unregelmäßig, und es zeigte sich der oben erwähnte Bartflaum.

Stasja, so heißt sie, wurde von den amerikanischen Soldaten aus ihrem Arbeitslager befreit. Sie gab sich dem ersten Besten hin, um herauszufinden, ob sie geschlechtlich noch in Ordnung war.

Sie war noch in Ordnung. Die Wirkung der Tabletten begann nach wenigen Wochen nachzulassen. Die Menstruation ist wieder regelmäßig, der Flaum verschwindet zusehends. Den moralischen Schock aber hat sie nicht überwunden und schläft jetzt mit jedem, der sie haben will, denn noch immer zweifelt sie an ihrer Weiblichkeit.

Das Bett neben mir bewohnt eine junge jüdische Schneiderin, Vögele Rosenbaum. Sie geht ärger angezogen als wir alle, und das will etwas heißen. Dabei zeigt sie mir mit großem Eifer, was für gute selbstgeschneiderte Sachen sie noch in ihrem Koffer hat.

„Später, später“, sagt sie, mit stillem Lächeln den Koffer schließend. „Ich bin eine Baalath Teschuba,<sup>68</sup> eine Büßerin.“

Als die Nazis nach Bielitz kamen, konnte sie nicht mehr flüchten. Ein junger Tscheche versteckte sie und im dankbaren Überschwang gewährte sie ihrem Retter ein paar harmlose Zärtlichkeiten. Sie ist noch immer Jungfrau. Aber sie hat einen „Goy“ geküßt, und diese Sünde muß ausgetilgt werden. Seit elf Monaten geht sie in Lumpen. Inzwischen ist sie aber mit einem Prager Heiratsvermittler in Verbindung getreten, der seinerseits mit einem jungen, eben in Paris eingewanderten Rabbiner korrespondiert. Vögele ist guten Mutes. Einen Monat noch, dann ist ihre Buße vollendet, und sie wird, mit Gottes Hilfe, eine entsühnte und glückliche Rabbinerin.

Prag, 19. Dezember

Wassersuppe, Wassersuppe, Wassersuppe. Ohne Sterilisierungstabletten, das ist immerhin ein Fortschritt, aber satt wird man doch nicht.

Vögele empfindet beim Hungern eine moralische Genugtuung. Je härter sie büßen muß, desto gründlicher wird sie entsühnt.

Nun gut, sie hält, was sie getan hat, für eine Sünde. Ich aber, Nju-Lang, Geliebter, ich halte, was ich getan habe, durchaus für keine Sünde. Ich bin sogar sehr, sehr eingebildet darauf. Und doch muß ich büßen.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Mandschurei, Kuai-Feng, 15. Januar 1946

Schluß mit dem Waffenstillstand. „Ich bin der Herr!“, deklarierte wie gewöhnlich Tschiang Kai-Schek. Der Bürgerkrieg ist wieder im vollen Gange. Zug für Zug befreien wir das Eisenbahnnetz der Mandschurei.<sup>69</sup> Po-Tscheng und ich sind als Politikommis-sare hierhergeschickt worden. Die Bevölkerung kämpft und arbeitet Hand in Hand mit uns. Wie überall.

Po-Tscheng ist ein Großstädter, und der Anblick einer Eisenbahn ist ihm wahrlich nicht neu. Aber damals, in seinem Schanghaier Entwicklungsstadium, hat er diesen Anblick gleichgültig hingegenommen und sich höchstens über den Ruß geärgert und über die Koffer der reichen und die Kleiderbündel der armen Passagiere. Jetzt aber haften seine Augen an den Händen der Eisenbahner, an ihren Werkzeugen, an den Semaphorlampen, an den Weichen, den Schienen, den Lokomotiven. Er verschlingt technische Zeitschriften, schreibt soziale und politische Bemerkungen an ihren Rand und bringt Hsüeh-Mee zur Verzweiflung, weil er immer wieder das Essen kalt werden läßt. Schep-pert ein langweiliger Güterzug vorbei, so macht er eine erleichterte Bewegung mit den Schultern, als könne er jetzt erst die schweren Seidenballen ablagern, die er vor fünfzehn Jahren durch die Straßen von Schanghai geschleppt hat. Und die Flamme, die während einer solchen Reflexbewegung in seinen Augen brennt, verdient unverkennbar den ehrwürdigen und weltumspannenden Namen: Genie.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Prag, 16. Januar 1946.

Noch am fünften hätte unser Transport abgehen sollen. Man munkelte, daß Monsieur Dragonard die Sache absichtlich in die Länge zieht, weil sein Posten hier sehr einträglich ist. Von den Rationen, die ihm die U.N.R.R.A.<sup>70</sup> für uns zur Verfügung stellt, verkauft er mindestens die Hälfte auf dem Schwarzmarkt. Ich bin ihm heute vor der Tür begegnet: „Wann fahren wir, Monsieur?“

Er versetzte mit aufrichtiger Entrüstung: „Schon wieder belästigen Sie mich!“

Mit ihm verglichen waren meine Schwarzmarkthändler an der Grenze eigentlich ganz brave Kerle. Nein, bevor einer nicht in Amt und Würden sitzt, ist er kein wahrer Gauner.

Prag, 17. Januar

Ich habe zwei unverkennbare graue Tierchen in meinem Pullover gefunden. Samuel Bilkes' Tochter hat Läuse! Wenn das die Hautevolée von Drohobycz wüßte!

Prag, 20. Januar

Sicher habe ich Fieber, mir ist ganz wirr beim Schreiben, und doch tut mir das Schreiben wohl. Hast du schon jemals gehört, daß man von Unterernährung Durchfall bekommt? Merkwürdige Sachen gibt es, nicht? Und mein Bett steht am Fenster, und es zieht, aber die Sterne funkeln, noch blüht die blaue Blume der Romantik, das Klosett stinkt entsetzlich, besonders am Abend, ich fürchte mich immer hineinzugehen. Bei Stasja liegt schon wieder ein neuer Kerl, seit gestern der dritte, es zieht vom Fenster, weil der Rahmen defekt ist, ich werde Dragonard darauf aufmerksam machen. Vögele bettet, ich will Dragonard lieber gar nichts sagen, sonst schmeißt er mich am Ende noch hinaus, Nju-Lang, Geliebter, ich werde mir den Weg zu dir bahnen, und wenn ich mit dem Kopf durch hundert Wände rennen müßte, ich verstehe gar nicht, warum man aufgehört hat, uns zum Frühstück ein Marmeladebrot zu geben, es war doch so gut ...

Prag, 22. Januar

Heute bin ich anscheinend fieberfrei. Jedenfalls friere ich entsetzlich.

Henryk Strzebinsky, der Bursch, der das Bett neben dem Ofen hat, wird in wenigen Stunden das Camp verlassen. Er hat hier Arbeit bei einem Schlosser gefunden und verzichtet auf die Repatriierung nach Paris. Ich habe Dragonard um die Erlaubnis ersucht, meine Sachen vom Fensterbett auf das Ofenbett hinüberzutragen, weil ich doch so friere.

„Madame“, entgegnete er, „Sie stellen täglich neue Ansprüche. Sie vergessen immer wieder, daß ich Sie hier nur aus Gnade aufgenommen habe.“

Soll sein aus Gnade.

10h abends

„Und dein Chinesenlächeln blickt mich an,  
So fern, so todeskühn, so sehnsuchtsbitter.  
War unser Glück, Nju-Lang, aus Porzellan,  
Unsterblich bleibt noch jeder kleinste Splitter.“<sup>71</sup>

Wer hat das vor sieben Jahren geschrieben? Ich selbst? – Unmöglich, das war nicht ich. Meine Gedanken kreisen unaufhörlich um Essen, Trinken, Unreinlichkeit, Heizung, Verdauung. Spreche ich zu jemandem, so verliere ich schon nach einigen Worten den Faden, und allen Leuten gehe ich auf die Nerven.

Nein, das hat die andere gedichtet, Dshe-Nü, die Weberin, droben im tiefen Nachtblau, ein zierliches Phantasiegebilde in lichtgrüner Seide. An ihrem funkelnden Webstuhl sitzt sie, und die Fäden ihrer Verse reichen von Stern zu Stern:

„... So fern, so todeskühn, so sehnsuchtsbitter ...“

Nein, Dshe-Nü, Tochter des Märchenlandes, uns beiden ist nichts gemeinsam. Hier unten auf Erden hocke ich, abstoßend, verlaust, erniedrigt. Dort oben am Himmel webst du deine Verse, farbenleuchtend, sternenstolz. Ich bin ich, und du bist du.

Aber das seidene, lichtgrüne Figürchen droben am Webstuhl ist anderer Meinung:

„Ich bin du und du bist ich. Ein dünner, lebendiger Stengel verbindet die jämmerliche Not und das standhafte Gefühl, verbindet den fahlen Alltag und das farbige Lied, verbindet dich und mich. Du bist meine Wurzel. Ich bin deine Blüte.“

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 30. Januar 1946

Wang Po-Tscheng oder, wie ihn jetzt schon alle nennen, Lao-Bai-Hsing, geht zum Militär. Man braucht ihn dringend als Politikommissar gewisser frisch zu uns übergelaufener Truppen.

Hsüeh-Mee allerdings ist anderer Meinung. Sie rümpft ihre hübsche, kurze Nase und läßt ihre großen Märchenerzähleraugen funkeln und erklärt jedem, der es hören will: „Die Partei sollte ihn nicht in die Armee stecken. Die Partei sollte ihn zum Ingenieur ausbilden lassen.“

Sie kann das Wort Gung-Dsen-Ssë (Gong Cheng Shi), Ingenieur, noch nicht ganz richtig aussprechen. Aber es gefällt ihr deshalb nicht weniger.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Paris, Gare de L'Est, 2. Februar 1946

Das hier ist die Empfehlung ans Comité Intergouvernemental. Das hier ist die Adresse der chinesischen Gesandtschaft. Das hier ist die Adresse des „Populaire“. Das hier ist die Empfehlung an die „Humanité“. Das hier ist meine Identitätskarte. Das hier ist die Empfehlung an das Hilfskomitee für geistige Arbeiter.<sup>72</sup> Das hier – das hier – oj, Papiere, Papiere, Papiere ...

Paris, 4. Februar

Ich bin registriert, habe eine neue Identitätskarte bekommen und Lebensmittelkarten und etwas Geld. Paris ist voll von kleinen, billigen Hotels, in jeder Gasse gibt es eins oder mehrere, aber nirgends ist ein Zimmer frei. Acht Stunden bin ich herumgelaufen, endlich konnte ich in der Avenue des Gobelins unterkommen.

Auch hier schließen die Fenster nicht richtig. Kalt, kalt. Ein großer Schrankspiegel. Seit Monaten habe ich den unerfreulichen Anblick nicht in seiner Ganzheit genossen.

Mein Haar ist vollständig ergraut.

Paris, 7. Februar

Drei Tage lang von früh bis abend herumgelaufen. Keine Arbeit. Selbst in linksgerich-

teten Kreisen eine kaum verhüllte Fremdenfeindschaft – ja, wer weiß – vielleicht auch Judenfeindschaft. Nazibakterien.

Keine Zeitung nimmt Beiträge an. Man mag das begehrteste Material vorlegen – man ist ein Fremder, man hat draußen zu bleiben. Nein, das ist nicht mehr das alte Paris, das den verbannten Heine mit offenen Armen empfing.

Und die chinesische Gesandtschaft<sup>73</sup> macht unerwartet Schwierigkeiten. Eine Person, die acht Jahre lang in der Sowjetunion gelebt hat, wie gefährlich! Ob jemand für mich garantieren könne? – Was garantieren? – Nun, daß ich mich nicht politisch betätigen werde.

Beinahe wäre ich herausgeplatzt: „Ich will mich ja nur biologisch betätigen!“

Paris, 8. Februar

Müde, müde. Und doch komme ich von meinem Tagebuch nicht los.

Im Zimmer nebenan wird laut gesprochen. Ein Mann, eine Frau, ein junges Mädchen. Wie sie lachen! Wie es mich erquickt, wie es mich erwärmt, wie es mich beschwingt, dieses merkwürdig köstliche Lachen. Dabei reden sie über harte, nüchterne Dinge. Über die hohen Preise. Über das grobe Benehmen der Gemeindebeamtin bei der Brotkartenausgabe. Über den indochinesischen Konflikt. Aber sie wissen allem und jedem seine komische Seite abzugewinnen.

Oh! Bravo! Die sind aber radikal! Die kennen das Sündenregister der Kolonialherren! Den Krieg in Indochina nennen sie „la sale guerre“, den schmutzigen Krieg.

Sie scheinen die Härten des Lebens ganz besonders gut zu kennen. Aber ihre Lebensfreude ist unbesiegbar.

Sie reden ein gebildetes Französisch mit einem leisen Klang von Fremdartigkeit. Es scheint ihre Muttersprache zu sein, aber dahinter wirkt, bald hörbar, bald unhörbar, irgendeine andere, angestammte, halb vergessene Ahnensprache. Sie reden Französisch wie ich Deutsch.

Und manchmal gleiten sie in einen Dialekt ab, den ich nicht kenne, der ihr Französisch mit seltsamen Akzenten von Trotz und Weh zerdehnt, verbiegt und verfärbt und spanische Wörter hineinmischt und englische und andere voller Gaumen- und Lippenlaute, Ndongo, Mbongo oder so ähnlich ...

Und wieder lachen sie und tauchen mein abgehetztes Herz in kleine Bäder von Milch und Wein.

Paris, 9. Februar

Heute bin ich dem jungen Mädchen auf der Treppe begegnet. Eine herrliche Gestalt, Augen von milder Lebendigkeit, krauses Haar, schwarze Haut – ein Negermädchen. Das ist die Lösung des Rätsels.

Paris, 15. Februar

Das Hilfskomitee für geistige Arbeiter hat mir einen ganzen Haufen abgetragener Kleider geschenkt. Das war sehr notwendig, denn ich hatte schon gar nichts mehr. Aber jetzt habe ich wieder zu viel und dabei reicht mein Geld nicht einmal, um mich halbwegs sattzuessen. Ich muß ein paar Sachen verkaufen. Das gibt wieder endlose Laufereien ...

Paris, 23. Februar

Drei Wochen bin ich nun in Paris und habe schon eine Menge Leute kennengelernt, darunter auch Landsleute im engeren Sinne, Drohobyczer. Aber es herrscht ein hinterhältiger antikommunistischer Terror, der einem jede Geselligkeit verleidet. Man muß nur einmal in aller Bescheidenheit bemerken, daß die Sowjetunion keinen Krieg will, und schon gilt man als kommunistische Agentin.

Und über private Dinge zu reden ist auch eine mißliche Sache. – „Wie lange haben Sie Ihren Mann schon nicht gesehen?“ – „Acht Jahre.“ – „Und wie lange waren Sie mit ihm zusammen?“ – „Vier Monate.“ – Und da blicke ich in mitleidige, befremdete, oft auch höhnische Gesichter.

Schick mir einen Volkssänger, Nju-Lang. Seine schrägen Augen werden begeistert funkeln, wenn er die alten Lieder hervorgräbt, die still und sorgsam aufnotiert sind in den Falten seiner klugen Analphabetenstirne. Ihn begleitet rhythmisch auf seiner Bambusklafter ein zierliches Chinesenkind:

„Jahrelange Trennungszeit,  
Kurze Stunde nur zu zweit  
Und geliebt in Ewigkeit.“

Paris, 24. Februar

Eigentlich ist es eine jüdische Frechheit, daß ich mich unentwegt deine Frau nenne. Ich komme mir vor wie der selige Napoleon, der sich selbst die Krone aufsetzte. In Wirklichkeit habe ich mit dir auf gut Wienerisch nur ein kleines Verhältnis gehabt.

Und dennoch bist du mein Gemahl! Und kein Standesamt kann unsere Ehe heiligen, wie ich sie geheiligt habe.

Paris, 27. Februar

Bei der chinesischen Gesandtschaft lasse ich natürlich kein Wort von dir verlauten. Wenn die Kuo-Min-Tang-Chinesen erst merken, daß ich zu einem Kommunisten fahren will, dann ist alles aus ...

Ich erkläre ihnen aber wahrheitsgemäß, daß ich Mitarbeiterin einiger Schweizer und

deutsch-amerikanischer Zeitungen bin und gerne über China schreiben möchte. Ich bin bereit, eine schriftliche Erklärung abzugeben, daß ich mich in ihrem Lande nicht politisch betätigen werde. Die Liga für Menschenrechte<sup>74</sup> garantiert für meine Ehrlichkeit und auch das Comité Intergouvernemental hat der chinesischen Gesandtschaft einen sehr eindringlichen Brief geschrieben.

Aber den Kuo-Min-Tang-Leuten ist das natürlich nicht genug. Sie verlangen die Garantie einer Persönlichkeit oder Organisation, die sich auf chinesischem Territorium befindet.

Paris, 1. März

Das jüdische Hilfskomitee<sup>75</sup> hat eine Zweigstelle in Schanghai. Die könnte vielleicht für mich garantieren. Wenn sie will ...

Paris, 3. März

Ich habe meiner jungen schwarzen Nachbarin eine Zeitung zum Lesen angeboten. So haben wir Bekanntschaft gemacht.

Sie heißt Gilberte Lebrun und studiert romanische Sprachen. Ihre Eltern hat sie in Martinique zurückgelassen. Aber sie hat Verwandte in Paris, einen Kusin und seine Frau, die sie oft besuchen.

Ich frage sie aus, was das Zeug hält. Die afrikanischen Neger werden wüst unterdrückt wie alle Kolonialvölker. Und die Reichtümer der westindischen Inseln hält noch immer ein Häuflein von weißen Grundbesitzern in der Hand, während die schwarzen Volksmassen mit dem härtesten Elend ringen. Hier, in Paris werden die Neger relativ besser behandelt als in den Vereinigten Staaten. Dennoch gibt es gewisse unausgesprochene oder halbausgesprochene Vorurteile. Ihre Lage erinnert mich an die einstige Lage der mitteleuropäischen Juden in meinen Kinderjahren, als der Antisemitismus noch Glacéhandschuhe trug ...

Paris, 15. März

Wird das jüdische Hilfskomitee an seine Zweigstelle in Schanghai schreiben? – Ich spreche dreimal wöchentlich vor und bitte und dränge.

Und wenn sie sich endlich entschließen, wird der Brief erst monatelang schwimmen, und die Antwort wird monatelang auf sich warten lassen, und das verfluchte Bettlerleben nimmt kein Ende.

Paris, 25. März

Gilberte hat mich bei einem afrikanischen und zwei westindischen Negerschriftstellern eingeführt. Ich schreibe nun für meine Zeitungen über ihr Leben, ihre Leiden, ihren Kampf, ihre Werke. So kann ich während dieser langen Wartezeit, dieser greulichen Hungerzeit wenigstens etwas leisten für die gerechte Sache.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 15. August 1947

Die Nazis haben sechs Millionen Juden vergast. Hanna, auch dich? – Aber, ob lebend oder tot, ich werde dich niemals wiedersehen. Dieser Bürgerkrieg wird nie ein Ende nehmen.

Sie werden uns nicht besiegen. Aber auch wir werden sie nicht besiegen. Denn wir haben nur die Waffen, die wir von ihnen erbeuten und die Waffen, die ihre Überläufer uns bringen.

Immerhin. Man muß seiner Pflicht genügen. Das ist alles.

Irgendwo, 20. August

Ich habe so viele konspirative Aufträge, daß ich an fünf Orten zugleich sein müßte. Mein Tagebuch führe ich nun chiffriert. Vielleicht sollte ich überhaupt keines führen. Aber wir Chinesen lieben das geschriebene Wort.

Und das geschriebene Wort erleichtert mir die traurige Erkenntnis, daß ich ein anderer geworden bin. Ich fülle meinen Posten aus, gewiß. Aber meine Phantasie hat nicht mehr den alten Schwung. Eine harte, trockene Verdrossenheit bemächtigt sich meiner. Ich muß mich zusammennehmen, daß ich meine Kampfgefährten nicht unfreundlich behandle. Ich bin ein grämlicher alter Junggeselle.

Hanna, wir beide haben uns geirrt. Nicht Glück und Liebe ist der Sinn des Lebens, sondern kahle Notwendigkeit und steinerne Selbstverleugnung.

Gut, gut ist die Etikette. Gut, gut ist die Erstarrung. Gut, gut ist es, ein Chinese zu sein, der seinen Schmerz so lange beherrschen und verhehlen kann, bis er ihn selbst nicht mehr fühlt. Bis er keine Liebe mehr fühlt und keine Hoffnung. Bis er nur eines fühlt: kahle Notwendigkeit und steinerne Selbstverleugnung.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Paris, 16. August 1947

Seit anderthalb Jahren bin ich nun schon in Paris. Werde ich jemals nach China gelangen? Alles zittert vor einem dritten Weltkrieg.

Wir Milliarden fühlender Menschen können den Krieg verhindern.

Wir, nur wir.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Irgendwo, 18. August 1947

Ich darf nicht schreiben, wo ich bin. Ich darf nicht schreiben, was ich tue. Aber eine Episode aus der Vergangenheit darf ich hoffentlich erzählen.

Das war vor ungefähr vier Jahren. Die Japaner hatten Shanxi besetzt und den alten Guan-Shen-Tempel. Eines Tages belauschte ein Mönch das Gespräch zweier japanischer Offiziere. Sie planten eine sogenannte Strafaktion gegen den Tempel: Sie wollten ihn plündern und dem Erdboden gleichmachen. Die Mönche verständigten unser geheimes Partisanen-Hauptquartier. Es galt vor allem die Bibliothek zu retten, unersetzliche buddhistische Sutas<sup>76</sup> aus dem zwölften Jahrhundert, viertausend Bände und neun Rollen.

Um Mitternacht griffen wir an. Es entspann sich ein hitziges Gefecht, bei dem acht unserer Leute ums Leben kamen. Aber die Sutas wurden gerettet. Sie wurden zuerst in einer Grube aufbewahrt und, sobald wir die Möglichkeit hatten, nach Yen an transportiert. Wenn einst – einst! – Peking dem Volke gehört, wird man sie der Nationalbibliothek schenken.

Ich habe manchmal darin gelesen, und ein Spruch ist mir besonders hartnäckig im Gedächtnis geblieben:

„Im Stein ist ein Edelstein verborgen. Brauche deine Weisheit und bringe ihn ans Licht.“

Warum muß ich an dieses Gleichnis denken, immerzu, immerzu?

Alte Sprüche. Schöne Sprüche. Was nützen sie mir?

*Tagebuch für Nju-Lang*

Paris, 24. September 1947

Ein Brief aus Schanghai. Die Zweigstelle des jüdischen Hilfskomitees garantiert für mich.

Paris, 27. September

Ein ununterbrochener Kreislauf. Vom Comité Intergouvernemental zum jüdischen Hilfskomitee. Vom jüdischen Hilfskomitee zum Arzt. Vom Arzt zur Préfecture. Von der Préfecture zur chinesischen Gesandtschaft. Von der chinesischen Gesandtschaft zum Comité Intergouvernemental – ad infinitum.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Yenan, 3. Oktober 1947

Hu Ping-An vom Moskauer Orientinstitut ist eben hier eingetroffen. Er kennt dich nur indirekt, aber er weiß eine ganze Menge von dir. Du lebst. Du hast bis zum Äußersten um eine Kommandierung nach China gekämpft und nichts erreicht. Du bist von Moskau nach Warschau abgefahren mit den Worten: „Ich komme dennoch nach China. Die Erde ist ja rund.“

Du kommst nach China. Ich darf dir nicht die Hände entgegenstrecken, ich darf dir kein Zeichen geben. Nichts erfährst du von mir. Ich gebe dich der Finsternis undurchdringlicher Ungewißheit preis, der erbarmungslosen Hetzjagd, den Qualen des Hungers, den Qualen der Demütigung. Ich leide mehr als du, weil ich mich selbst verabscheue, und doch darf ich nicht anders. Ich gebe dich all den Schweinen, den Schildkröten preis, die dich zynisch verlachen, weil du noch immer an den verstummten Geliebten glaubst. Du aber bist stärker als alle. Du, die Schwächliche, Nervöse, Ungeschickte bist stärker als alle. Du kommst nach China.

*Tagebuch für Nju-Lang*

Paris, 6. Oktober 1947

So, jetzt habe ich alles. Staatenlosen-Reisepaß, chinesisches Einreisevisum, drei Impfungszeugnisse, Eisenbahnfahrkarte, Schiffsfahrkarte. Gilberte rollt beglückwünschend ihre herrlich ausdrucksvollen Negeraugen.

*Tagebuch für Dshe-Nü*

Irgendwo, 8. Oktober 1947

Geheime, allergeheimste Arbeit. Was ich in dieses Tagebuch schreibe, muß ich gleich

wieder vernichten. Bei den Genossen gelte ich als tot. Einzig und allein mit Wang Po-Tscheng – aber das darf ich nicht einmal für fünf Minuten niederschreiben.

In Hangzhou saß ich vor mehr als dreißig Jahren an den Gräbern der Kurtisane Hsiao-Hsiao und der Republikanerin Tssju Dshing (Qiu Jin), ich saß, ein frühreifer Knabe, und grübelte dem Wesen des Weibes nach. Aber erst heute habe ich die Worte unserer Klassiker voll verstanden: Ein liebendes Weib gleicht dem Vogel Phönix.

In einer winzigen Hütte sitze ich und warte auf meinen Verbindungsmann. Reungslos sitze ich, nur mein Schreibpinsel gleitet hastig auf und nieder. An den dünnen Wänden rüttelt der Taifun und kann sich doch nicht dem Sturm vergleichen, der in meinem Innern braust.

Wir haben nur die Waffen, die ihre Überläufer uns bringen? – Aber Hunderttausende, aber Millionen werden zu uns überlaufen. Denn wir Ba-Lu, wir wollen, was das Volk will.

Tschiang Kai-Schek, du mit deiner korrupten Clique, mit deinen amerikanischen Kriegsgewinnlern, nicht du wirst in China herrschen. Der friedliche Aufbau wird in China herrschen. Das Volk wird in China herrschen. Lao-Bai-Hsing wird in China herrschen.

Man muß seinen Posten ausfüllen? – Nein! Siegen muß man! Daß es möglich ist, beweist die Sowjetunion.

Wohin ist meine Erstarrung verschwunden, meine freudlose Pflichtbeschränkung, meine Hoffnungslosigkeit?

Hanna! Deine hochgemute Liebe hat aus der kahlen Notwendigkeit, aus der harten Selbstverleugnung ein scharfgeschliffenes Selbstgefühl, ein farbensprühendes Glücksgefühl herausgemeißelt: aus dem Stein den Edelstein.



## Die Leuchtende Wolke

## – I. Kapitel –

Die Hütte der Mutter Wang am Rande des Dorfes Pu-Tong bei Schanghai war mit blauen und grünen, rosa und lilafarbenen Laternchen geschmückt, denn heute war der letzte der Neujahrsfeiertage. Auf einem Balken der Zimmerdecke prangten kalligraphisch die Namen der Wangschen Ahnenreihe. Über dem Kochherd war in einer winzigen Nische das Bild Tsao Schens (Zaoshen), des Küchengottes, angebracht. Seine bärtigen Lippen waren mit dem Saft des Zuckerrohrs bestrichen, damit er den Göttern in süßen Worten über die Familie Bericht erstatte. Gegenüber schimmerten auf ihren Porzellanaltären zwei Buddhas hinter einem arg durchlöcherten orangefarbenen Seidenvorhang. Die große Bilderlaterne fehlte. Es fehlten auch die beiden geschnitzten Elfenbeinfigürchen des Hirten und der Weberin. Mutter Wang hatte sie unter dem Druck der äußersten Not auf den Markt getragen und billig verkauft. Wie vor achtzehn Jahren führten ihre Finger mit sanfter Flinkheit die Nadel durch den Stoff. Aber sie stickte nicht mehr. Sie flickte.

Sie war vor achtzehn Jahren eine arme Frau gewesen, heute war sie ärmer als arm. Ihr Glaube an Seelenwanderung und Wiedergeburt gewährte ihr eine ausreichende Erklärung dieser unverdienten Leiden. „Sicher“, so pflegte sie zu sagen, „war ich in einer meiner früheren Lebenszeiten nicht fromm genug, und nun strafen mich die Götter.“

Fünf Kinder hatte sie geboren, und drei von ihnen waren gestorben. Po-Tscheng, der Älteste, war vor mehr als zehn Jahren zu den Ba-Lu gegangen, und was aus ihm geworden war, wußte sie nicht. Gung-Hsing, der Jüngste, lebte in der Stadt. Er besaß eine Tischlerwerkstatt in der Kung-Ping-Road und hatte vor kurzem Yüeh-Tssjing (Yueyin)<sup>1</sup>, die Tochter eines Rikschakulis, zur Frau genommen. Es ging ihm schlecht. Er hatte zu viel Schönheitssinn, um gute Geschäfte zu machen. Zu viel Phantasie und Feinheit, Zeit und Mühe steckte er in die schmalgewordenen Armstützen seiner Stühle, in die graziösen Verzierungen seiner Kommoden und Wandschirme, die er am Ende ja doch tief un-

ter ihrem Wert verkaufte. Es quälte den jungen Meister unsagbar, daß seine heißbewunderte kleine Frau sich als Amah, als Dienstmagd verdingen mußte.

Yüeh-Tssjing nahm die Sache weniger tragisch. Sie war stolz darauf, daß ihr flinkes Pidgin-Englisch<sup>2</sup> ihr den Dienst bei Ausländern ermöglichte. Sie beobachtete die weißen Herrschaften, deren Zimmer sie fegte, mit offenen Augen und gab, nach Art chinesischer Proletarier, ihr ethisches Gutachten ab. Eiserne Fäuste imponierten ihr nicht. Fand sich dagegen ein Master oder eine Missie, denen man wahrheitsgemäß das Attribut „goodie“ zubilligen konnte, so bedeutete dies, noch über den persönlichen Vorteil hinaus, eine moralische Genugtuung. Solche Fälle waren freilich selten. Im allgemeinen wurde man von den Weißen mit barbarischer Rücksichtslosigkeit als ein Wesen niederer Gattung behandelt, und man mußte seinen ganzen Mutterwitz zusammennehmen, um die Ausbeutung so weit als möglich zu mildern, die Geringschätzung so weit als möglich zu parieren.

Es wohnte also keiner ihrer Söhne bei Mutter Wang, aber eine sehr liebe Nichte, Yüeh-Niao mit ihrem Gatten und ihren beiden kleinen Töchtern, Yüeh-Tu und Yüeh-Lan, und noch ein paar Kinder weitläufig verwandter Vettern und Kusinen. Mutter Wang hatte vor zwanzig Jahren die damals vierzehnjährige Nichte vor dem Zugriff eines Sklavenhändlers gerettet und Yüeh-Niao vergalt es ihr mit eifriger Liebe.

Sie aßen niemals Fleisch und selten Reis, dagegen fast täglich Sojabohnen, grünes Zuckerrohr und eine Wasserfrucht, Po-Tschi (Biqi)<sup>3</sup> genannt. Stickerei und Handweberei wurden noch viel schlechter bezahlt als Anno dazumal. Mutter Wang verwendete ihre Talente vorläufig dazu, abgetragene Kleidungsstücke mit unwahrscheinlicher Nettigkeit zu flicken und die Frauen und kleinen Mädchen ihres Hausstandes das Gleiche zu lehren. So blieb ihre Handfertigkeit in Übung, bis sich Dshe-Nü, die himmlische Weberin, erbarmen und ihnen eine bessere Arbeit verschaffen würde.

Heute hatte Mutter Wang bei ihrer Flickarbeit eine angenehme Gesellschaft: die Frau ihres jüngsten Sohnes war aus Schanghai zu Besuch gekommen.

Mit ihrem Namen Yüeh-Tssjing, Mondmelodie, paßte sie in diese Familie der Mondfrauen. Mutter Wang selbst hieß Yüeh-Ming (Yueming), Mondklarheit, ihre Nichte Yüeh-Niao (Yueniao), Mondvogel, und die beiden kleinen Mädchen Yüeh-Tu (Yuetu) und Yüeh-Lan (Yuelan), Mondhäschen und Mondblume. Und bei aller großstädtischen Munterkeit und Welterfahrung war Yüeh-Tssjing doch unbestritten eine aufmerksame Schwiegertochter von leidlichen Manieren und makelloser Sittenreinheit.

In ihrem billigen, aber hübschen Kattunkleid saß sie der Alten gegenüber, ein zierliches blitzblaues Figürchen, und schwatzte unaufhaltsam:

„Missie Bee-Guee-Ma hat überhaupt eine böse Miene, aber heute hat sie ausgesehen wie eine Tigerin, die von vielen Flöhen gebissen wird, und immer hat sie mit mir her-

umgeschrien, Amah hin und Amah her. Ich beginne den Staub von der Kommode zu wischen, da schimpft sie, warum ich nicht vorher den Boden ausfege, ich fege den Boden, da schimpft sie, warum die Kommode noch staubig ist. Und Amah hin und Amah her und in einem Ton, daß ich glaube, ich bin ein Tier, vor dem sie sich ekeln muß. Mir wird es zu dumm, und ich lege den Besen hin. ‚You no talkie me Amah\*‘), sage ich. ‚You Missie, I Missie.‘<sup>\*\*\*</sup>

„Das hast du ihr gesagt?“, staunte Mutter Wang.

„Ja, habe ich denn nicht recht?“

Mutter Wang wiegte den Kopf nachdenklich hin und her. Nach chinesischem Volksempfinden gebührte selbst einer Bettlerin die Anrede Tai-Tai,<sup>4</sup> Dame, und um so mehr gebührte sie der Frau eines ehrsamten Handwerkers.

„Natürlich hast du recht“, erklärte sie schließlich. „Aber was verstehen die weißen Teufel von unserem Recht?“

„Nicht alle Weißen sind Teufel“, widersprach Yüeh-Tssjing.

„Aber Missie Bee-Guee-Ma ist doch jedenfalls ein Teufel“, entschied Mutter Wang mit unanfechtbarer Logik.

„Und gerade darum –“ erhitzte sich Yüeh-Tssjing.

Mutter Wang nickte ihr lächelnd zu, dem unfrommen, ruhelosen Großstadtkind, das nach den Pfirsichfrüchten der Anerkennung düsterte.

„Gewiß“, lobte sie, „du hast es ihr gut gegeben. Cho-Gee (Huogai)!<sup>5</sup> Recht ist ihr geschehen! Und was war dann?“

„Plötzlich“, verkündete Yüeh-Tssjing, „plötzlich geht die Nebentüre auf und eine Frau kommt heraus, die eben erst ins Haus gezogen ist. Sie geht an uns vorüber, wie jemand, der immer fort mit seinem Kopf denken muß, und sieht uns nicht und holt sich Wasser und will zurückgehen, da hält Missie Bee-Guee-Ma sie auf und sagt etwas, aber was sie gesagt hat, weiß ich nicht, denn die Auslandsmenschen in Hongkew reden nicht Englisch miteinander, sie reden eine andere Sprache. Da sieht die Frau uns beide an und antwortet absichtlich Englisch: Recht hat die Arbeiterin! Sie sollten sich bei ihr entschuldigen!“

„Du hast wohl nicht genau gehört!“, protestierte Mutter Wang. Die Flickarbeit lag vergessen in ihrem Schoß.

„Erhabene Schwiegermutter, ich habe ganz genau gehört.“

„Und Missie Bee-Guee-Ma hat sich entschuldigt?“ forschte die Alte, auf neue Wunder gefaßt.

\* Nennen Sie mich nicht Amah.

\*\* Sie sind eine Dame, ich bin eine Dame.

„Das nicht“, lachte die Kleine. „Sie hat ihre Tür zugeschmissen und fertig.“

„Ich meine“, erwog Mutter Wang, „es war vielleicht dunkel im Flur, und du hast nicht so genau gesehen. Vielleicht war es gar keine Weiße.“

„Weißer als alle Weißen“, beteuerte Yüeh-Tssjing. „Und auch ihr Haar ist weiß. Aber schwarze, dichte Brauen hat sie und heiße, heiße Kohlenaugen und eine lange Nase und eine Gestalt wie ein junges Mädchen.“

Mutter Wang sah angestrengt zu den Buddhas hinüber. Aber die Buddhas erteilten keinerlei Auskunft.

„Wo ist mein ältester Sohn?“ murmelte sie. „Der kann sogar sowas erklären.“

„Dein *jüngerer* Sohn“, versetzte Yüeh-Tssjing emphatisch, denn es kränkte sie, daß der Verschollene eine Autorität besaß, die über Privilegien der Erstgeburt hinausging und ihren Gemahl denn doch zu sehr in den Schatten stellte, „dein jüngerer Sohn kann es auch erklären. ‚Wahrscheinlich‘, hat er zu mir gesagt, ‚wahrscheinlich ist sie eine Achterin, eine Ba-Lu.““<sup>6</sup>

„Sss!“ machte Mutter Wang, sich vorsichtig umsehend, denn die Kommunistenjagd war ein alltäglicher Vorgang.

„Ja“, lachte Yüeh-Tssjing, „dieses Wort auszusprechen ist gefährlich. Neulich hat ein Mann auf dem Weg der Blumen und Weiden die Achter-Straßenbahn erwartet. Die Warterei hat ihn gelangweilt, und er hat vor sich hingebrommt: ‚Wann kommt schon die Achter? Wann kommt schon die Ba-Lu?‘ Und peng! – waren zwei Polizisten da und haben ihn eingesperrt.“

Mutter Wang hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und flichte in schweigsamer Nachdenklichkeit.

„Die fremde Frau heißt Missie Pi-Li-Ke“, verkündete Yüeh-Tssjing mit einer Art von Entdeckerstolz, „ich werde zweimal wöchentlich ihr Zimmer aufräumen.“

Missie Pi-Li-Ke oder, wie sie sowohl auf Deutsch als auch auf Yiddisch genannt wurde, Hanna Bilkes hatte sieben Wochen im Schanghaier Heim für Displaced Persons<sup>7</sup> verbracht. Dann hatte sie vom jüdischen Hilfskomitee<sup>8</sup> ein kleines Zimmer zugeteilt bekommen. Das Haus war einstöckig und wie die meisten Häuser in Hongkew schon ein wenig morsch. Im Parterre wohnte und ordinierte ein aus Deutschland geflüchteter Arzt. Oberhalb der kurzen, wackligen Treppe befand sich Hannas Kabinett, daneben das Zimmer der Bergmanns und das Zimmer Leo Blausteins, eines Wiener Schuhmachers.

Mit Blaustein, seiner Frau, seinem zehnjährigen Söhnchen vertrug sich Hanna ausgezeichnet. Mit Bergmanns hatte sie heute wegen der Amah den ersten Krach gehabt, und es war gewiß nicht der letzte Krach.

Herr und Frau Bergmann waren Kinder getaufter Eltern und hatten in einer mittel-

deutschen Provinzstadt untätig und wohlhabend als Hausbesitzer gelebt. Sie hatten für Juden, besonders für Ostjuden, eine selbstverständliche Mißachtung zur Schau getragen. Als die Hitlerbehörde auf ihre jüdische Abstammung zurückgriff, sie als rassistisch minderwertig erklärte, ihr Vermögen beschlagnahmte, ihren Namen Hans und Luise zwangsweise die Namen Abraham und Sarah anfügte und mit anderen, noch schlimmeren Maßnahmen drohte, waren sie nach Schanghai geflüchtet. Hier lebten sie, eingepfercht zwischen österreichischen und polnischen Juden, denen sie nun leider als Gleichgestellten begegnen mußten. Zum Glück gab es die Chinesen. Ihnen durfte und konnte man als Weißer den Herrn zeigen, und das war nach aller daheim erlittenen Demütigung ein erquickendes Gefühl.

Entsetzt stellte Hanna fest, daß Bergmanns und ihresgleichen in jedem, aber auch in jedem Gespräch die Kulis und Amahs beschimpften. Sie taten es gewohnheitsmäßig, ungefähr so wie man über das Wetter redet. Hanna reagierte mit einer hitzigen Wut, die in keinem Verhältnis zu ihren dreiundvierzig Jahren stand, und warf jedem, der es hören wollte, die Erklärung an den Kopf, sie selbst sei die Frau eines Chinesen.

Sie fühlte sich ihrem Schicksal gewachsen wie noch nie. Wohl stand sie erst an der Schwelle des Riesenreiches, das sie nach dem Geliebten durchforschen wollte. Aber schon die Schwelle war ihr lieb. Schrägäugige Händler, zwei Körbe an einer Stange tragend, zogen an ihrem Fenster vorüber und riefen melodisch: „Eh chueeh! Dung-Hsi mai!“<sup>9</sup> Manche hatten von den Flüchtlingen ein paar deutsche Worte aufgeschnappt. An der Ecke Ward-Road (Huadelu) Tssju-San-Road rief der muntere junge Schuhputzer: „Hello, Missie! Putz-putz!“

Gesichter, Bewegungen, Akzente, sie alle riefen in Hanna eine rätselhafte Rührung wach. Die Anrede Missie mit dem weichen, ans Polnische gemahnenden Zischlaut in der Mitte war nicht servil, aber sanft und zutraulich. Nicht servil, aber sanft und zutraulich wirkte auch das Lächeln, dessen merkwürdiger Charme stärker war als Unterernährung und Verwahrlosung, als schwarze Zahnlücken und entstellende Hautkrankheiten. Der lispelnde Schanghaier Akzent verwandelte immer wieder das rauschende Sche (shi) in ein knisterndes Sse (si). Der Glockenakzent der Chinesenstimme verwandelte immer wieder das dumpfe R in ein klingendes L. Das Pidgin-Englisch der chinesischen Proletarier zerdehnte, verbog und verfärbte die Sprache wie der französische Negerdialekt oder wie Hannas angestammtes Yiddisch. Romanische Wörter klangen auf, I savie, ich weiß, Narbenspuren eines älteren, des portugiesischen Imperialismus.

Hanna saß in einer Ecke und stopfte Strümpfe. Sie tat es auf eine komisch systematische Art, indem sie den Riß, anstatt ihn zusammenzuziehen, mit einem Netz von Fäden ausfüllte. Yüeh-Tssjing hantierte am Petroleumofen.

„Gut abputzen, bitte!“ verlangte Hanna auf Chinesisch.

Aber Yüeh-Tssjing, die Ehrgeizige, war nicht gesonnen, das Licht ihrer Sprachkenntnis unter den Scheffel zu stellen.

„Eh, Missie“, mahnte sie. „I talkie Inglis. You savie.“\*

Sie staubte Hannas Bücher ab und zirpte dabei ein kleines Lied.

„Noch einmal!“, bat Hanna. „Ich möchte mir die Worte aufschreiben.“

„Das ist nichts Besonderes“, protestierte Yüeh-Tssjing mit einem Kichern der Bescheidenheit. „Aber meine alte Schwiegermutter in Pu-Tung – die weiß schöne Lieder! Und gut ist sie zu mir und höflich, eine solche Schwiegermutter hat es überhaupt noch nie gegeben.“

„Ich möchte die alte Dame gerne einmal besuchen“, beantragte Hanna, nun doch auf Chinesisch.

„Sie wird sich sehr freuen“, versetzte die Kleine würdevoll. „Wann paßt es Ihnen?“

„Mir? – Immer. Morgen zum Beispiel, nachmittags um fünf Uhr dreißig.“

Yüeh-Tssjing war mit dem Aufräumen fertig. Sie legte ihren Arbeitskittel ab und zog das blitzblaue Kattunkleidchen über. So gut es ging, verbarg sie die gespannte Erwartung des Triumphes, den sie morgen im Dorf ihrer Schwiegermutter feiern würde.

„Morgen um fünf Uhr dreißig“, wiederholte sie an der Türe. Anstatt five thirty sagte sie: „Five thilley!“ Es klang wie ein Lerchenruf.

\* Ich spreche Englisch. Sie wissen es doch.

– 2. Kapitel –

Sie fuhren über den Whang-Pu-Fluß (Huangpujiang) nach Pu-Tung (Pudong) hinüber. Schon wehten kleine, behutsame Frühlingslüfte über der südlichen Stadt, und behaglich hing Hanna ihren Gedanken nach.

Sie hatte, wie die Juden zu sagen pflegten, mehr Glück als Verstand gehabt. Der Sprung ins Ungewisse war gelinde ausgefallen. Das jüdische Hilfskomitee gewährte ihr, wie den andern, eine ärmliche, aber sichere Existenz. In aller Ruhe konnte sie ihre Eindrücke sammeln und verarbeiten, in aller Vorsicht Beziehungen zu chinesischen Linkskreisen suchen und bei gehöriger Ausdauer schließlich etwas über Nju-Lang erfahren. Es war ihr recht, daß sie nicht im protzigen Viertel der ehemaligen ausländischen Konzessionen wohnte, sondern in Hongkew, dem unscheinbaren Kleinbürgerdistrikt der blendenden Fremdenstadt. Es gab hier noch ungefähr siebentausend mitteleuropäisch-jüdische Flüchtlinge,<sup>10</sup> und ihr Zusammenleben erzeugte einen gewissen Grad menschlicher Wärme. Es gab freilich auch manches Peinliche: Klatsch, Tratsch, das stumpfsinnige antichinesische Gekeife, das deprimierende Gefühl einer ungewissen Zukunft. Und doch fand Hanna dieses Leben nicht ungemütlich. Man hatte gemeinsame Erinnerungen, Sorgen und Hoffnungen, man fand alte Bekannte wieder, man pflegte einen anspruchslosen kulturellen Austausch, Musik, Diskussion, Kabarett. Das Lustigste war die Schanghaier Statistik: die Zahl der Männer überwog bedeutend. Ein heißer Weiberhunger lag in der Luft, der die erotische Eitelkeit und Sinnlichkeit angenehm durchglühte, aber mitunter ein wenig beängstigend war.

Hanna, die sich der Fähigkeit rühmte, auch den begehrlichsten Mann mit ein paar Worten zu ernüchtern, hielt ihre grotesken Sprüchlein parat:

„Von Ihren brüderlichen Gefühlen bin ich auch so überzeugt.“

„Mich vergewaltigt man nur auf meinen ausdrücklichen Befehl.“

„In Schanghai kann eine Frau mies und alt sein, die gute Tante Statistik versorgt sie dennoch mit Verehrern.“

Aber meistens waren solche Redensarten überflüssig. Hanna erzählte einfach von Nju-Lang, und die Männer waren, je nach Niveau und Charakter, gerührt oder gelangweilt, aber jedenfalls abgelenkt.

„Dao la! Da sind wir!“ sagte Yüeh-Tssjing. Sie räusperte sich wohlherzogen, ehe sie die Tür der kleinen Hütte aufstieß. Mutter Wang war nur einige Sekunden lang verblüfft. Dann sagte sie mit gelassener Klugheit: „Du bist Missie Pi-Li-Ke und keine andere.“

Die Nichte kam herbei, die beiden Großnichten und Kinder, Kinder ohne Ende. Sie

starten Hanna an, als wäre sie ein sagenhaftes Rhinoceros, drängten sich zusammen und kicherten.

Hannas Blicke wanderten von den faltig-freundlichen Zügen Mutter Wangs über die schüchterne Klugheit in den Gesichtchen der Zehn- und Elfjährigen bis zu den drolligen Schlitzäuglein der Allerkleinsten. Da war es wieder, jenes rätselhafte Gefühl einer begeisterten Rührung, die sie überkam, wenn Nju-Lang philosophierend seine Stirne furchte, wenn Gilberte ihre großen Augen rollte, wenn Yüeh-Tssjing ihr ethisches Gutachten abgab: „Missie goodie!“ Jahrhundertlang dem farbigen Menschen geschuldete Liebe und Achtung, jahrhundertlang dem farbigen Menschen verweigerte Liebe und Achtung, sie strömten in Hannas Herz mit sausender, dehrender, sprengender Inspiration: Nachzuholen, was Jahrhunderte versäumt hatten. Und so erweckte in ihr die Form dieser Augen, die Tönung dieser Haut, der Rhythmus dieser Sprachen ein Gefühl der Rührung, das scheinbar sinnlos war und doch einen tiefen Sinn hatte: Es rührte an die Aufgabe ihres Lebens.

In der kleinen Hütte war es still geworden. Hannas Stirne flammte, ihre Augen brannten, auf ihren Lippen vertiefte sich ein Lächeln besessener Sympathie.

Alle verstanden dieses Lächeln: angefangen von der fünfundsechzigjährigen Mutter Wang, die den sonderbaren Gast mit stiller Freude betrachtete, bis zu dem anderthalbjährigen Mädchen, das auf unsicheren Beinchen herankam, schlitzäugig zu strahlen anfang und sich mit piepsender Entschiedenheit an Hannas Kleid hängte.

Hanna holte buntes Papier aus ihrer Aktentasche – sie mußte ihren Gefühlen irgendwie Luft machen – und begann für die Kleinen Schiffchen zu falten und für die Größeren Papierdeckchen auszuschneiden. Die elfjährige Yüeh-Tu und die zehnjährige Yüeh-Lan wurden ihr vorgestellt und verbeugten sich dreimal mit zutraulicher Artigkeit. Über den Namen Yüeh-Tu, Mondhäsin, geriet Hanna in ein wehmütiges Entzücken, das sehr komisch wirkte, denn es war doch schließlich ein ganz gewöhnlicher und alltäglicher Name.

Yüeh-Tssjing bat nun Mutter Wang, ein Lied zu singen. Und die alte Bäuerin sang mit müder, feiner Stimme ein Gebet an Kwan-Ying (Guanyin), die Göttin der Barmherzigkeit, die den Schrei des Verzweifelten hört, den Verwahrlosten reinigt, den Abgestumpften belebt. Mit geziemendem Eifer übersetzte Yüeh-Tssjing, was Hanna nicht verstehen konnte, in ihr unbekümmertes Pidgin-Englisch. Und dann erzählte Mutter Wang das Märchen von Men Dhan-Nü<sup>11</sup> (Meng Jiangnu), die mit so steinerweichender Klage nach ihrem verschollenen Gatten rief, daß die Chinesische Mauer einstürzte. Und sie erzählte von Wang Bao-Tschan (Wang Baochan),<sup>12</sup> die zehn Jahre lang auf ihren Mann gewartet hatte. Ihr Mann war indessen Kaiser geworden. Als er in prunkender Herrlichkeit ihre Hütte betrat, erkannte sie ihn nicht. – „Wo bleibt dein Gemahl?“

fragte er. – „Eure Majestät, ich weiß es nicht.“ – „So werden wir dich einem andern vermählen.“ – „Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, ich will keinen andern.“ – Da gab sich der Sohn des Himmels der treuen Gattin zu erkennen und erhob sie auf seinen Kaiserthron.

„Mir gesagt!“ platzte Hanna heraus.

Da wollten sie alle wissen, was das heiÙe und ob es beifällig gemeint sei oder ablehnend.

Und Hanna erklärte, das sei eine jüdische Redensart, unübersetzbar aber durchaus beifällig.

Noch viel merkwürdiger war, was Mutter Wang aus der Jugend Po-Tschengs, ihres ältesten Sohnes, berichtete. Zerlumpt und abgezehrt hatte er seine Tage verbracht als Lastenträger eines vornehmen Herrn. Aber der gütige Buddha hatte ein Wunder getan, und gleichzeitig, ganz gleichzeitig hatten die achtzehn Lastenträger zu arbeiten aufgehört. So war der Gebieter auf einmal ohne Hände geblieben und mußte sich nun zu seinen Knechten herablassen und fragen, was sie wollten. Ihr Sohn war hervorgetreten, da hatte der Buddha ein zweites Wunder an ihm getan, und Worte königlicher Weisheit waren dem Munde des armen Jünglings entströmt. Das aber war dem Mächtigen noch mehr zuwider. Und der gütige Buddha tat ein drittes Wunder: der eigene Sohn des reichen Kaufherrn trat auf die Seite der Knechte, bis der stolze Vater, um seinen Erben bangend, die Härte seines Herzens ein wenig milderte.

„Der eigene Sohn!“, staunte Hanna ahnungslos.

Aber am tiefsten erschüttert war sie durch Mutter Wangs letzte Geschichte. Zwei betrunkene Ausländer hatten in rohem Übermut einen Rikschakuli in den Whang-Pu gestoßen. Po-Tscheng hatte ihn herausgeholt, der Kuli den Kuli, er war vor die beiden weißen Teufel hingetreten und hatte nur wenige Worte gesprochen, aber sie waren abgezogen wie zwei verwirrte Schulbuben.

Mit visionärer Deutlichkeit hörte Hanna die Stimme des verschollenen Sohnes, des unbekanntem Kulis, die Stimme Po-Tschengs, die sachlich war und fast mitleidig wie die Stimme eines Arztes, der eine Verkrüppelung feststellt:

„You no can talkie sollie, no can, no can.“\*

Es war spät geworden, als sie aufbrachen. Vor der Tischlerwerkstatt in der Kung-Ping-Road wollte sich Hanna von Yüeh-Tssjing verabschieden, aber Yüeh-Tssjing ließ es sich nicht nehmen, den Gast ihrer Schwiegermutter nach Hause zu begleiten. Im dunklen Seitengäßchen der Ward-Road schrillte plötzlich die Stimme der Frau Bergmann, die mit einer Bekannten vor der Türe stand: „Hätten Sie je geglaubt, daß eine

\* Sie können nicht um Verzeihung bitten, Sie können nicht, Sie können nicht.

Weißt sich an diese dreckigen Chinesen hängen könnte? – Und mit so einem würdelosen Pack muß man zusammenwohnen.“

Das kann heiter werden, dachte Hanna, als sie die wacklige Treppe emporstieg.

Es wurde heiter. Schon am nächsten Vormittag stellte sich Frau Bergmann dicht neben ihre Türe, und ein unflätiges Geschimpfe begann. Sie sei eine freche Polnische. Sie trage den Schmutz der Chinesen ins Haus. Nur eine mannstolle Sau könne sich mit einem Chinesen hinlegen.

Hanna war eben dabei, die gestern gehörten Märchen und wirklichen Ereignisse zu notieren und eine Schilderung der Bauernhütte und ihrer Bewohner zu entwerfen. Die Wut würgte sie. Die Zeilen fingen an durcheinander zu tanzen.

„Diese mannstolle Chinesendirne!“, wiederholte schrill Frau Bergmann.

Hanna riß die Türe auf: „Wollen Sie endlich Ihr gemeines Maul halten und mich arbeiten lassen?“

Plötzlich war das ganze Haus zusammengelaufen. Herr Bergmann ging mit erhobenen Fäusten auf sie los. Blaustein, ein kräftiger Arbeiter, riß ihn zurück und beförderte ihn unsanft auf sein Zimmer.

„Ich muß umziehen“, sagte Hanna. „Wer hält das aus?“

„No“, meinte Sabina Blaustein philosophisch, „wir haben schon Ärgeres ausgehalten.“

Kurz entschlossen fuhr Hanna zur Nanking-Road. Einige Straßen weiter kannte sie eine Buchhandlung und dort hatte sie von einem russischen Ehepaar gehört, das ein kleines Zimmer vermieten wollte.

Hier war das prunkvollste Viertel dieser Großverdiener- und Bettlerstadt – die ehemalige britische Konzession.

Ehemalig? – Noch immer gab es Gebäude, die ein Chinese nicht betreten durfte. Noch immer gingen die Ausländer mit aufgeblasener Herrenmiene umher, machten ihre Einkäufe in erlesenen Porzellanläden und scheuchten mit einer belästigten Gebärde die Bettler fort, die vor der Türe standen. Noch immer trieben sie den Rikschakuli mit Fußtritt zur Eile an.

Übelkeit stieg in Hannas Schlund, Weltekel erfüllte ihr Hirn und Ekel vor der eigenen Machtlosigkeit. Nein, hier würde sie keine Stätte finden.

Ein Weißer, lang aufgeschossen und sehr elegant, ging vorüber und musterte sie neugierig. War das nicht Montinis giftig weltmännisches Lächeln? – Nein, das war irgend ein britischer Kolonialdandy.

Schnell zurück nach Hongkew.

Im Haus war kein Geschrei mehr, nur eindringliches Getuschel. Aber Hanna trug den Lärm in Hirn und Nerven, hart hämmerte ihr Herz, durchdringend sausten ihre

Ohren. Sie versuchte zu arbeiten. Es ging nicht. Schwarze Kreise tanzten vor ihren Augen. Aus der leeren Luft kam eine Stimme, die gläsern war vor Kummer und Selbstbeherrschung: ich wollte dich anrufen, Hanna, ich wollte dich noch einmal anrufen.

Ich darf nicht ohnmächtig werden, dachte Hanna, ich darf nicht.

Sie schleppte sich zur Tür und öffnete einen Spalt: „Frau Blaustein! Möchten Sie so lieb sein und den Schurli für mich in die Apotheke schicken?“

Stille.

„Frau Blaustein!!“

Aus dem Zimmer der Bergmanns äffte jemand höhnisch: „Frau Blaustein!!!“

Ja richtig. Blausteins waren mit dem kleinen Schurli ins Kino gegangen.

Langsam tastete sich Hanna die wacklige Treppe hinunter. An der Ecke Ward-Road-Tssju-San-Road gab es eine Apotheke. Da saß auch wie immer der junge Schuhputzer und rief ihr schon von weitem entgegen: „Hello, Missie! Putz-putz!“

Aber seine geschäftstüchtige Munterkeit verstummte plötzlich, als er Hannas tödliche Blässe sah.

„No goodie?“ fragte er bestürzt. „No goodie?“

Hanna nickte ihm trübselig zu und griff nach der Türklinke der Apotheke. Aber die Tür ging nicht auf.

„Missie“, rief der Schuhputzer. „I savie.“

Mit einem Satz war er aufgesprungen, ließ Bürsten und Cremebüchsen liegen, rannte leichtfüßig ins Haus und brachte nach fünfzehn Minuten den Apotheker zurück, der aufsperrte und Hanna die gewünschten Baldriantropfen verkaufte.

„Sie haben meinerwegen drei Kunden verpaßt“, sagte Hanna, die einen Geldschein hervorzog und dem Schuhputzer überreichen wollte. „Hier, bitte.“

„No, Missie“, versetzte der Kuli mit ruhiger Entschiedenheit. „No wantchie.“\*\* Und in seinen schrägen Augen lag der Stolz und die Sanftmut einer unzerstörbaren Menschlichkeit.

„Ich danke Ihnen“, sagte Hanna auf Chinesisch. „Sie verschwenden Ihr Herz, Sie verschwenden Ihr Herz.“<sup>13</sup>

Nachdenklich wanderte sie die Ward-Road entlang und starrte versunken auf das zwecklos gewordene Medizinfläschchen.

Denn Hanna war nicht mehr krank ...

\* Ist Ihnen nicht gut?

\*\* Nicht nötig.

– 3. Kapitel –

Wenige Tage später standen zwei unbekannte Chinesen vor ihrer Tür. Sie trugen lange, dunkelblaue, inwendig mit Fehpelz gefütterte Seidengewänder. Der Ältere, etwa siebzighjährig, hochgewachsen, weißbärtig und sehr schrägäugig wie ein malerisches Götzenbild, begrüßte die verdutzte Hanna in tadellosem Deutsch mit leichtem bayrischen Akzent: „Gnä' Frau sind Frau Hanna Bilkes persönlich? Gestatten gnä' Frau, daß ich mich vorstelle: Professor Wu Hsien-Li.“

„Der Goetheforscher!“ rief Hanna erfreut. „Bitte, nehmen Sie doch Platz, meine Herren!“

Aber die Herren nahmen nicht Platz, o nein, sie blieben unerschütterlich stehen, bis Hanna sich gesetzt hatte.

Professor Wu Hsien-Li besprach nun mit ein paar höflich einführenden Worten die Persönlichkeit seines Begleiters. Professor Yao Min-Hsiang, etwa fünfzigjährig, hatte ein bebrilltes Gelehrtengezicht, dessen versunkener Ausdruck den regelmäßigen Zügen eine unbewußte Anmut verlieh.

Zu ihrem Erstaunen erfuhr Hanna, daß dieser stille Herr den ganzen Schiller und den halben Gottfried Keller ins Chinesische übertragen hatte. Professor Wu rühmte an vielen Beispielen seine philologische und übersetzerische Ziselierkunst, woran ihn der Gepriesene durch ein häufiges Kichern der Bescheidenheit zu hindern versuchte. Leider, so fügte Professor Wu hinzu, spreche sein geschätzter Kollege lange nicht so gut als er schreibe. Er sei nämlich noch nie über die Grenzen Chinas hinausgekommen.

„Ja“, bestätigte Professor Yao mit einem leichten Stottern, das seine Anmut keineswegs verminderte, „ich nicht habe Jü-Jü-Jübung.“

„Gegenwärtig“, schloß der berühmte Goetheforscher, „leitet Professor Yao unsere Universitätsbibliothek. Wir besitzen sämtliche Klassiker und viele Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts.“

„Auch sind da Ji-Ji-Jihre Gedichte“, bemerkte verbindlich Professor Yao.

„Und sie sind sehr beliebt bei unseren Studenten“, ergänzte Professor Wu. Er dämpfte seine Stimme ein wenig: „Unsere Studenten, gnä' Frau, sind nämlich hitzige Politiker und revolutionäre Lyrik ist ihnen ein Labsal. Ich habe neulich Heines<sup>14</sup> *Lorelei* mit den jungen Leuten gelesen und *Don Ramiro* und *Die schlesischen Weber* und habe verlangt, daß sie eines davon auswendig lernen. Und welches, denken gnä' Frau, haben sie gewählt? Alle wie ein Mann? – Natürlich *Die schlesischen Weber*.“

„Ist ja auch ein sehr bedeutendes Gedicht“, bemerkte Hanna vorsichtig.

„Gewiß“, bestätigte Professor Wu. „Mir kann es gleich sein, ob sie Tschiang Kai-Schek, unseren Generalissimus, kritisieren, und Mao Tse-Tung herbeiwünschen. Ich bin ein Mann der Wissenschaft. Aber es geht manchmal recht ungemütlich zu. Im Jänner hat es einen politischen Streik<sup>15</sup> gegeben. Die Studenten verlangten nicht mehr und nicht weniger, als sofortige Einstellung des Bürgerkrieges gegen die Kommunisten. Und vorher, im September, haben sie gestreikt, weil wir, ihre Professoren, zu wenig Gehalt bekommen.“

„Eigentlich sehr schön!“, platzte Hanna heraus.

„Studenten sollen vor allem lernen“, widersprach Professor Wu, seinen weißen Bart streichend.

„Übers Niederträchtige  
Niemand sich beklage“,

meint Goethe,<sup>16</sup>

„Denn es ist das Mächtige,  
Was man dir auch sage.“

Am Ende hat sie die Stadtregierung unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und der Herr Oberbürgermeister hat persönlich unsere Universität besucht, um zu sehen, ob seine Weisungen mit genügender Strenge durchgeführt werden. Diese Ehre ist uns aber teuer zu stehen gekommen, ein paar rabiate Burschen haben sich auf ihn gestürzt und ihn geprügelt, die Polizei hat geschossen, und jetzt liegen ihrer sechs im Spital.“

„Es scheint mir aber“, sagte Hanna, „daß es in Schanghai überall gärt. Nicht nur unter den Studenten.“

„Das stimmt“, bestätigte Professor Wu. „Zum Beispiel streiken öfters die Straßenbahner, und zwar auf eine sehr feine und anständige Art. Sie fahren wie gewöhnlich, kassieren aber kein Fahrgeld ein. So lassen sie die fremden Ausbeuter ihre Unzufriedenheit fühlen – die Schanghaier Straßenbahnen sind teils französisches, teils britisches Eigentum –, ohne daß die Bevölkerung darunter leidet. Denn als wichtigste Tugend gilt dem Chinesen Yen-Yi,<sup>17</sup> die gerechte Menschlichkeit.“

„Auch haben gestreikt die buddhistischen Priester“, ergänzte Professor Yao.

„Sogar die“, lächelte Professor Wu. „Acht Tage lang haben sie sich geweigert, ihre Totenhymnen zu singen. Denn was sie dafür bekommen haben, war wirklich ein Hungerlohn, und was sie jetzt bekommen, ist auch nicht viel mehr. Ja, gnä' Frau haben leider recht: das ganze chinesische Volk ist von Unruhe ergriffen.“

„Ji-Ji-Jihre Problemen heutigenzeit, es sind sehr schwere“, bestätigte Professor Yao mit vorsichtig stotternder Unbestimmtheit.

„Aber wie viele Talente gehen dabei zugrunde“, klagte Wu Hsien-Li. „Ich habe einen genialen Regisseur gekannt, einen Herrn Tschang. Auch ihn hat der Abgrund dieses Bürgerkrieges verschlungen.“

Professor Yao sandte dem Älteren einen bescheiden fragenden Blick. War es nicht allmählich Zeit, den eigentlichen Zweck ihres Besuches zu besprechen?

„Gnädige Frau“, begann Professor Wu, „hätten Sie Lust, an unserer Hochschule zu lehren? Die Studenten wären begeistert, und auch Sie hätten Ihre Freude an den jungen Leuten. Wir haben ein eigenes Wohnhaus für die Professoren, freilich nicht so schön, als daß es Ihrer würdig wäre, aber immerhin ganz nett. Die Gehälter freilich –

„Ich weiß“, nickte Hanna. „Ich nehme trotzdem an. Wann kann ich umziehen? Übermorgen?“

„Das Tempo der weißen Rasse!“, schmunzelte der alte Herr. „Bitte sehr: übermorgen.“

Eiligst schrieb Hanna einen Brief an das jüdische Hilfskomitee, worin sie für die bisherige Unterstützung dankte und stolz verkündete, sie habe eine Existenz gefunden. Von Yüeh-Tssjing und den Blausteins verabschiedete sie sich mit einer Herzlichkeit, die sowohl aufrichtig war, als auch demonstrativ.

Die Li-Da-Hsüeh,<sup>18</sup> wörtlich Birnenhochschule, entlehnte ihren Namen einer buddhistischen Mönchslegende. Das Wohnhaus der Professoren war ein hübscher roter Backsteinbau, den die Chinesen nach einem berühmten Roman Hung-Lo-Mong (Hong Lou Meng)<sup>19</sup> nannten, den Traum der roten Kammer. Hanna wohnte im zweiten Stock, ebenso wie Professor Wu Hsien-Li und seine Frau, eine einfache, häusliche Fünffzigerin. Professor Yao war Witwer. Sein Sohn war einer von Hannas Hörern. Keiner von diesen Jünglingen und Mädchen studierte deutsche Literatur als Hauptfach. Neun von ihnen waren Mediziner, die übrigen Techniker, und in beiden Fächern war die Kenntnis der deutschen Sprache von großem Nutzen. Aber ihr angestammter chinesischer Schönheitssinn verlangte sein Recht. Technische und medizinische Lehrbücher genügten ihnen nicht. Ohne wohlklingende Verse, feingeschliffene Sätze und symmetrisch aufgebaute Gedanken war das Studium kein Studium.

Professor Wu las ein Kolleg über Goethes *Faust*. Sein Kolleg über Heine sollte Hanna fortsetzen und gleichzeitig Lese- und Schreibübungen durchführen. Hanna begriff sehr wohl, daß es nicht genügte, ihren Hörern Vorlesungen über deutsche Literatur zu halten. Sie mußte sich auch, nicht zuletzt, um die Entfaltung ihrer Sprachkenntnis kümmern. Es war notwendig, Einblick in ihr Wissen, ihren Geschmack, ihre Fähigkeiten und Interessen zu gewinnen.

Gerade das war zunächst besonders schwierig. Da saßen sie in den Bänken, artig und

wohlerzogen, aber so zurückhaltend, so schweigsam, daß ein oberflächlicher Pädagoge sie für minderbegabt hätte halten können.

Sie wußten das. Schon von manchem ausländischen Professor war eine lähmende Mißachtung ausgegangen, die den ganzen Unterricht unfruchtbar machte. Seine Geringschätzung hatte ihre Zurückhaltung verstärkt und ihre Zurückhaltung seine Geringschätzung.

Bei Professor Pi-Li-Ke war das freilich anders. Sie kannten ihre Gedichte, ihre Einstellung zum chinesischen Menschen. Keine Geringschätzung war von ihr zu befürchten, und keine Zurückhaltung war bei ihr vonnöten. Sie freuten sich auch schon darauf, ihre Gedanken offen auszusprechen. Aber doch nicht gleich am ersten Tag ...

Eine Woche später schrieb Hanna ein Aufsatzthema an die Tafel: „Mein Heim und meine Familie.“ Sie fragte, ob das Thema allen zusage oder ob sie noch ein anderes vorschlagen solle. Natürlich murmelten die Studenten höfliche Zustimmung und machten sich an die Arbeit.

Als Hanna mit den Aufsätzen nach Hause kam, ließ sie sich kaum Zeit, den Mantel abzulegen. Mit gespannter Aufmerksamkeit begann sie zu lesen.

Und plötzlich –

„Schreiben über meine Familie, ich musse schreiben ein bittere Geschichte. Ich war klein Kind, mein Vater mußte fort, weil damit die Polizei ihn nicht verhafte. Weil er geschaffen hat ein schönes und wahres Theater für das Volk und er spielte neue chinesische und auch russische Dramenstücke. Er ging in fremde Länder, nicht komm zurück. Viele Jahren, ich größer, immer größer, mein Vater nicht komm zurück. Viele Jahren kein Brief, kein Brief. Niemand weiß, er lebt, nicht lebt. Guter Onkel zur Schule schickte mich, jetzt auch Hochschule. Mein Familie: Mutter, Onkel, Tante und ihre drei Stück klein Kinder. Und in Provinz mein Onkels erste Frau, erster Sohn. In Schanghai Tante Tzai-Yun, mein Mutters jüngere Schwester, mein Onkels zweite Frau. Tante Tzai-Yun in ihrem Herzen erfüllt mit neue Gedanken und vor achtzehn Jahren schon in meines Vaters Theater arbeit, daran sie viel erzählt. Und oft ich träume: Vater, Vater, so groß, so tapfer, er immer kämpfe und kämpfe, um unser Freiheit kämpfe, um unser Fortschritt kämpfe.

Heutigentags junge Chinesen nicht mehr für ihr Familie leben. Sie nur leben für das Volk und auch die Menschenheit alles zusammen. Aber mein Familie gute Freunde, alle Gefühlen gleich, alle Gedanken gleich, so ich glücklich zu sie gehöre. Ich fühle etwas Faulheit – ich denke an Onkel Kai-Men, er arbeit für neun Stück Menschen – auch ich kann arbeit. Ich fühle etwas dumpf und trüb – ich denke an Tante Tzai-Yun, sie immer strahlt, sie immer lebt – auch ich wieder fröhlich werde. Ich fühle etwas Ungeduld – ich denke an meine Mutter, sie immer still, immer würdig – auch ich besser werde. Ich träume, baue große, große Brücke – werde ich es können? – Da denke ich an mein ver-

schollen Vater, er baute Heldenbrücke von Vergangenheit in Zukunft – auch ich werde bauen.“

Unterzeichnet war der Aufsatz: Tschang Hsin-Lu, Student der technischen Fakultät.

Längst war der Rotstift Hannas Fingern entfallen. Sie kauerte, wie zum Sprung geduckt, im Schreibtischsessel und starrte das Bild der kleinen Familie an, das ihre Phantasie in die Luft malte. Hatte Nju-Lang nicht einst von seiner Schwägerin gesprochen, einer Frauenrechtlerin, einer revolutionären Schauspielerin, die den Namen einer leuchtenden Wolke trug? War Tzai-Yun das chinesische Wort für „Leuchtende Wolke“?

Halb fünf. Die deutsche Buchhandlung in der Wee-Hai-Wee-Road hatte für sie *Die Leiden des jungen Werther* reserviert, die sie schon morgen für die Leseübung brauchte. Die Fahrt mit der Straßenbahn dauerte vierzig bis fünfzig Minuten. Es war höchste Zeit.

Als Hanna in der Bubbling-Well-Road ausstieg, fiel ihr Blick auf eine kleine Wolke am Westhimmel. Sie glich einem schneeweißen Tempelchen mit blauen Verzierungen. Der aufwärtsgeschwungene Rand des Daches war aus glühendem Silber, und glühendes Silber entströmte einer halboffenen Seidentür.

„Heißt das auf Chinesisch Tzai-Yun?“, fragte Hanna hastig einen Mann, der am nächsten Hauseingang lehnte. Sie deutete aufgeregt himmelwärts.

Aber der Gefragte schien an ihrem Verstand zu zweifeln. Er lachte und zuckte die Achseln.

„Was möchten Sie wissen?“ vermittelte ein zweiter Chinese in leidlichem Englisch. „The shining cloud? – Ja, stimmt, das heißt Tzai-Yun.“

Der erste musterte sie noch immer mit befremdeten und belustigten Blicken.

„Sie dürfen nicht beleidigt sein“, versuchte der zweite wieder einzulenken. „Wir sind solche Fragen von Ausländern nicht gewöhnt. Die suchen bei uns in Schanghai zumeist ganz andere Dinge als leuchtende Wolken.“

Als Hanna wieder aus dem Buchladen trat, war es Abend geworden. Der kleine Wolkentempel war nun breiter und durchsichtiger. Durch die weitoffene Seidentür erblickte man, anstatt des glühenden Silbers, einen winzigen Rosengarten.

Gute Nacht, schöne Schwägerin, dachte Hanna aufblickend. Die Spur ist gefunden, die Spur ist wirklich gefunden. Morgen bekommst du einen Brief.

– 4. Kapitel –

Hanna verteilte die Aufsatzhefte der Reihe nach, lobte, kritisierte, erklärte, ermutigte und sah dabei, kurzichtig wie sie war, die Züge ihrer Studenten zum erstenmal mit voller Deutlichkeit. Und schließlich war der hochgewachsene Tschang Hsin-Lu an der Reihe, der, wie alle andern, respektvoll aufgestanden war.

Hör auf zu hämmern, rabiates Herz, dachte Hanna. Du wirst nicht den Geliebten wiederssehen, sondern einen jungen Herrn, der zufällig sein Sohn ist. Und wenn er ihm sogar ähnlich sieht, so ist das noch lange kein Grund, die Fassung zu verlieren. Aber Gott sei Dank, aber leider, er sieht ihm nur halbwegs ähnlich. Das Gesicht ist breiter, die Brauen dichter, die Augen weniger schräg. Nur der Mund – die grüblerische Anmut seines Mundes hat er weitervererbt. Still, still. Jedes Individuum ist einmalig und eine Welt für sich. Der Geliebte ist einmalig und eine Welt für sich. Sein Sohn ist einmalig und eine Welt für sich. Starre nicht, seufze nicht! Dein Schüler steht vor dir und niemand anders.

„Ihr Aufsatz“, sagte Hanna mit würdevoller, aber nicht ganz haltbarer Stimme, „ist schön und logisch aufgebaut. Er enthält sehr gute Gedanken, besonders am Schluß. Ihre Orthographie ist, ein einziges Wort ausgenommen, zu – zufriedenstellend, die Grammatik dagegen fehlerhaft. Der deutsche Satzbau macht Ihnen ernstliche Schwierigkeiten. Wiederholen Sie, bitte, zunächst einmal die Begriffe: Subjekt, Prädikat, O – Objekt, Attribut, Adverb. Dann wird man weitersehen. Inhaltlich, wie gesagt, ist Ihr Aufsatz ausgesprochen schön.“ Damit übergab sie dem schlitzäugig Strahlenden sein Heft.

„Jetzt möchte ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten“, fuhr Hanna fort, während der junge Chinese sich eifrig verbeugte. „Ich kenne nämlich Ihre Frau Tante. Das heißt, ich kenne sie vom Hörensagen und weiß, daß sie in der progressiven Theaterbewegung eine führende Rolle gespielt hat. Wollen Sie ihr, bitte, diesen Brief übergeben?“

Hanna hatte Englisch geschrieben und war nicht wenig erstaunt, als ihr am Nachmittag eine Frauenstimme telefonierte, die Deutsch redete, freilich ein kapriziöses und schwerverständliches Deutsch: Ich kenne Sie schon lange. Sie sind ein Stück groß Gedichtmensch. Ich komme Sie sehen. Gut, nicht gut?“

Die vierzigjährige Tzai-Yun, die ihr bald darauf gegenüber saß, hatte nichts von ihrem Liebreiz verloren. Das war das gleiche dunkelgoldene Mädchengesicht mit den großen Augen und emporstrebenden Wimpernschwingen, das vor achtzehn Jahren dem nüchternen Whang-Pu-Fischlein seine stumme Liebeserklärung entlockt hatte. Ein paar feine Fältchen ließen es nur noch pikanter erscheinen. Und noch immer nannte sie ihren

Gatten das Whang-Pu-Fischlein, mit burschikoser Herzlichkeit wie auch mit dem erhebenden Gefühl, daß ihre altmodischen Geschlechtsgenossinnen deswegen regelmäßig in Ohnmacht zu fallen drohten.

Sehr bald entdeckte Hanna, daß sie solide Sprachkenntnisse besaß, sich aber drolligerweise darauf kaprizierte, die Eigentümlichkeiten des chinesischen Stils wortwörtlich ins Deutsche zu übertragen.

„Wie darf ich Sie nennen?“, fragte Hanna.

„Miß Tang oder Madame Fu, ganz egal. In China kann diese Art, kann jene Art.“

Ob sie noch Theater spiele?

Nein, gar nicht mehr. Aber sie halte oft Vorträge und übersetze viel aus dem Englischen und Deutschen. Und Mee-Tssjing, ihre ältere Schwester, nähe Theaterkostüme. Einträglich sei beides nicht. Man tue es eben für die gute Sache.

Die Bestechlichkeit der hohen Beamtschaft, die Schiebungen Sung Tzi-Wens, des verhaßten Kuo-Min-Tang-Onkels, deren Milliardenerte in amerikanischen Banken landete, das Elend der breiten Massen – das alles war mehr oder minder offenes Geheimnis. Und so nannte fast jeder Schanghaier Chinese die ersehnte politische Umwälzung die gute Sache.

Mit einem plötzlichen Gedankensprung begann sich Tzai-Yun um Hannas alltägliches Leben zu sorgen. Wer denn ihr Zimmer aufräume?

„Ein Universitätsdiener“, lächelte Hanna, durch diese detaillierte Fürsorge geschmeichelt. „Und außerdem habe ich eine Amah, Madame Wang Yüeh-Tssjing, sie ist auch meine Freundin. Aber sie kommt nur besuchsweise, denn sie wohnt weit weg von hier, in Hongkew, in der Kung-Ping-Road.“

„Ihre Freundin!“, wiederholte Tzai-Yun aufmerksam. Und dann mit flinker Schlußfolgerung: „Darum Sie werden können in das Mittenreich inwendig hineinschauen, weil Sie lieben die Achtbaren Hundert Namen.“

Lao-Bai-Hsing, die Achtbaren Hundert Namen: Hanna kannte bereits diese uralte Metapher des chinesischen Plebejerstolzes.

„Auch ich“, sagte Tzai-Yun mit demokratischem Eifer, „zu den Achtbaren Hundert Namen gehöre. Mein Großvater war Schuhputzer.“

„Wollen Sie mir nicht mehr von Ihrer Familie erzählen?“, nahm Hanna einen Anlauf. „Vor allem von Ihrem Schwager. Nicht wahr, er heißt mit vollem Namen Tschang Nju-Lang?“

„Richtig so, Tschang Nju-Lang.“

„Er ist ein berühmter Regisseur“, stieß Hanna mit gepreßter Stimme hervor.

„Ai-Yah!“<sup>20</sup>, klagte Tzai-Yun mit beherrschter Trauer. „Er war ein Stück sehr weiser Mann.“

„Sie haben keinerlei Nachricht von ihm?“

„Wir denken, er ist tot.“

„Hat man Beweise dafür?“, fragte Hanna mechanisch. Ihre Nerven sträubten sich und wollten die konkrete Vorstellung von Tzai-Yuns Worten nicht gleich in ihr Bewußtsein einlassen.

„Nicht hat Beweise“, versetzte die Chinesin. „Wir suchen. Wir wollen wissen sein letztes Wort.“

Nun erst war die konkrete Vorstellung in Hannas Bewußtsein eingedrungen. Mit hämmerndem Herzen und zitternden Händen saß sie da, das Gesicht kreideweiß.

„Was ist?“, fragte Tzai-Yun bestürzt.

„Ich will Ihnen alles sagen“, brach Hanna los. „Ich bin seinetwegen nach China gekommen. Er ist das Teuerste, was ich auf Erden habe.“

Tzai-Yun umklammerte ihre Hände. Minutenlang schwiegen beide.

Und plötzlich, mit ihrer morgenländisch süßen, mit ihrer zirpenden und doch machtvollen Stimme, sprach Tzai-Yun einen Vers aus Hannas Gedichten:<sup>21</sup>

„Dein schmales Antlitz formt sich, Zug für Zug,  
Dein zäher Mut, dein sorgendes Verstehen ...“

„Yoh! Ich weiß klar!“

Und wieder verstummten beide.

„Nicht kann sagen“, flüsterte Tzai-Yun, „er lebt, nicht lebt.“

„Solange sein Tod nicht bewiesen ist“, erklärte Hanna trotzig, „solange behaupte ich, daß er lebt.“

„Aber welche Art finden-finden?“

„Dazu habe ich jetzt seine Familie entdeckt“, beharrte Hanna. „Ihr müßt mir helfen.“

„Bitte Sie kommen“, beantragte Tzai-Yun. „Sie erleuchten unsere kalte Hütte.<sup>22</sup> Wir beraten. Whang-Pu-Fischlein ist sehr klug-klar.“

„Und Ihre Schwester“ –, begann Hanna beunruhigt, unterbrach sich aber: „Ich nehme an, sie hat wieder geheiratet.“

„Nicht heirat.“

„Warum?“, fragte Hanna gekränkt. „Sie hatte doch das Recht ...“

Tzai-Yun entwarf nun mit mancherlei Metaphern eine Charakterskizze ihrer älteren Schwester, die, in trockenes Deutsch übertragen, besagte, Mee-Tssjing sei eine merkwürdige, aber völlig harmonische Synthese von traditioneller und fortschrittlicher Gesinnung.

No und – ? dachte Hanna, wagte aber nicht weiter zu fragen.

Sie begleitete ihren Gast zur Straßenbahn. Aber Tzai-Yun stieg nicht ein. Sie hatten einander noch allzuviel zu sagen und spazierten, ins Gespräch vertieft, von Haltestelle zu Haltestelle. Tzai-Yun erfuhr, daß Hanna in Moskau mit Nju-Lang gelebt hatte, ohne seine Adresse zu kennen. Daß er sich nicht einmal hatte verabschieden dürfen.

„Ja“, sagte Hanna achselzuckend, „kommunistische Disziplin.“

„Di-Sse-Pi-Ling“, wiederholte Tzai-Yun, das schwerverdauliche Fremdwort anmutig zerlegend. „Ich weiß klar.“

Sie winkte ein sogenanntes Pedicab heran, eine dreirädrige Rikscha, die sich von der zweirädrigen vor allem dadurch unterschied, daß der Kuli sie nicht als Zugtier beförderte, sondern als Radfahrer. Auch das war, bei manchmal vierzehnstündiger Tagesarbeit, anstrengend genug, aber doch nicht so selbstmörderisch und entwürdigend wie das Rikschaziehen.

„Mensch nicht mehr gleich wie Pferd“, kommentierte denn auch Tzai-Yun beim Einsteigen.

„Miß Tang“, bat Hanna, „vielleicht haben Sie Nju-Langs Photo?“

„Ich werde schau-schau“, versprach Tzai-Yun, mit ihrem schmalen dunkelgoldenen Händchen winkend. „Ich gebe Ihnen ein Stück elektrisch Wort.“

Tzai-Yuns elektrisches Wort, besser telefonischer Anruf, erfolgte schon am nächsten Vormittag, und sie lud Hanna für den gleichen Abend in ihr Haus.

Hanna kramte ein Halbseidenkleid von tropenblauer Farbe hervor, philanthropischen Ursprungs wie die meisten ihrer Kleidungsstücke. Sie hatte es noch nie getragen, denn das lohnte sich nur für Nju-Lang, und wenn es nicht direkt für ihn sein konnte, so doch wenigstens indirekt.

Sorgfältig machte sie Toilette, wobei sie sich als gänzlich ungeübt erwies und mehrere altjüdische Kernflüche produzierte.

Die Familie bewohnte in der Route Bourgeat ein ehemals französisches Haus. Nju-Langs Vater war noch beim ersten Luftangriff um Leben und Vermögen gekommen. Fu Kai-Men ernährte mit seinem Arbeitslohn als Oberbuchhalter der Shanghai City Bank seine frühere Familie, die in die Provinz gezogen war, seine jetzige Familie und noch obendrein die Schwester und den Neffen seiner Frau. Mee-Tssjing hatte die ehemals ausländischen Räume trotz der schmalen Mittel, die ihnen zu Gebote standen, mit feinem chinesischen Geschmack eingerichtet. An den Wänden hingen kalligraphisch bemalte Seidenstreifen. Und Hanna bat Tzai-Yun, ihr die Aufschriften zu erklären. Einige davon waren private Widmungen: „Fu Kai-Men, dem umsichtigen Organisator, in dankbarer Anerkennung der Kulturverein der Bankbeamten.“ – „Der unermüdlichen Freundin Tang Tzai-Yun, die unserer Arbeit Licht und Farbe gibt, in herzlicher Bewun-

derung der Frauenverein Lan-Fung.“ Andere Aufschriften entstammten der klassischen Dichtung des achten Jahrhunderts wie die anklägerischen Verse Thu Fus:<sup>23</sup>

„Drinne hinter Scharlachten  
Läßt man Reis und Fleisch verderben.  
Draußen in den öden Gassen  
Läßt man Menschen Hungers sterben.“

Und daneben hing ein zweiter Vierzeiler, den Lu Hsün<sup>24</sup> gedichtet hatte, der verstorbene Realist und revolutionäre Romantiker:

„Die Brauen scharf gefurcht entgegen tret' ich euch,  
Und mögen Tausende mit Fingern auf mich deuten.  
Gesenkten Hauptes müh' ich mich dem Ochsen gleich:  
Den Kommenden will ich den Weg bereiten.“

Und da hingen auch wohlbekanntere Verse und übersprühten Hanna mit dem Funkenregen eines verzweifelten Glücksgefühls:

„Meine Eltern haben Nju-Lang mich genannt,  
Meinen Liebstraum zwischen die Sterne gebannt ...“

Sie fuhr zusammen. An der Schwelle stand eine Frau von altersloser Vollkommenheit.

„Meine große Schwester!“, erklärte Tzai-Yun.

Hanna versuchte eine chinesische Verbeugung, die Mee-Tssjing mit gemessener Grazie erwiderte. Schweigend sahen sie einander an. Aus Hannas Blicken sprach die strenge und konzentrierte Bewunderung, die das Künstlerauge der makellosen Schönheit darbringt, während Mee-Tssjing in ihrer Miene eine Anerkennung ausdrückte, die sehr großzügig war und ein klein wenig rechthaberisch ...

„Ich habe es gewußt“, bemerkte sie. „Der Schwiegeronkel meiner erhabenen Ahnen, der Vater meines Sohnes konnte keine gewöhnliche erwähnen.“

Fu Kai-Men trat ein und mit ihm Tschang Hsin-Lu, der seine Lehrerin heute ein wenig störrisch begrüßte.

„Nenne sie Mutter!“, gebot Mee-Tssjing.

„Oder wenigstens Tante“, lenkte Hanna ein, die einen stummen Widerstand zu spüren glaubte.

Mee-Tssjing wurde von der Amah weggerufen und Hsin-Lu verschwand unauffällig.

„Bitte!“ sagte Tzai-Yun, eine Schublade öffnend: „Sein Bild.“

Da war es endlich wieder, das schmale, bartlose morgenländische Männerantlitz mit den schrägen Träumeraugen und dem hartnäckig suchenden Zug um den Mund.

„L'homme inspireur“, flüsterte Hanna, und obwohl weder Tzai-Yun noch Kai-Men Französisch sprachen, begriffen sie dennoch, was gemeint war.

„Sie dürfen sich keine leeren Hoffnungen machen“, begann Kai-Men in gutem Englisch. „Es ist ganz unwahrscheinlich, daß er noch lebt. Wir haben seit achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört.“

„Er lebt“, beharrte Hanna.

„Daß er uns nicht geschrieben hat“, argumentierte Tzai-Yun auf Chinesisch, „braucht noch lange nicht zu bedeuten, daß er tot ist. Vielleicht verbietet es ihm die kommunistische Di-Sse-Pi-Ling.“

„Auch dann kann Frau Bilkes vorläufig nichts erreichen. Erst nach dem Sieg der Revolution wird er – der Öffentlichkeit zugänglich sein.“

„Gut gesagt!“, bemerkte Hanna. Sie konnte nicht umhin, seinen trockenen Humor zu goutieren.

Aber Tzai-Yun zupfte ihren Gatten am Ärmel mit einer Gebärde, die zärtlich, aber auch kritisch war, und nannte ihn ein allzu nüchternes Whang-Pu-Fischlein, dem jede Phantasie fehle. „Nein“, fuhr sie, zu Hanna gewendet, in deutscher Sprache fort, „ich kann mein Herz nicht auf den Tisch legen.\*<sup>25</sup> Wir müssen finden-finden ein Stück Weg Ihnen leichter machen.“

„Jedenfalls“, schloß Kai-Men, „sind Sie uns immer ein sehr willkommener Gast. Für heute habe ich noch zwei alte Freunde Ihres Mannes eingeladen. Jetzt müssen Sie meinen Sohn kennenlernen, er trägt den Namen seines verschollenen Onkels und ist ganz stolz darauf.“

Ein dreizehnjähriger Knabe kam zur Türe hereingestürmt, nach ihm ein zehnjähriges und ein siebenjähriges Mädchen. Hanna hatte den Kindern Kaleidoskope mitgebracht. Sie umtanzten sie, die Rohre drehend, unter Ausbrüchen des Entzückens und riefen einander immer wieder beim Namen, Nju-Lang, Ling-Ling, Hsing-Hsing und es war Hanna, als säße sie mittendrin in einem melodischen Glockenspiel.

Später kamen Li Ming-Fung (Mingfeng) und Tschao Yung-Tssjang (Chao Yongxiang). „Uns beide“, erklärten sie, „hat Ihr Mann zu Schauspielern erzogen.“

„Uns drei!“, korrigierte Tzai-Yun.

Ming-Fung und Yung-Tssjang spielten von Zeit zu Zeit im Amateurtheater des

\* Dem Sinne nach: Ich kann mich nicht zufrieden geben.

Bankbeamtenvereins. In den nächsten Tagen sollte ein soziales Drama aufgeführt werden: *Die Rhapsodie des kleinen Mannes*.<sup>26</sup>

„Wir versuchen in seinem Geiste weiterzuwirken“, erklärte Ming-Fung, dessen Haar früh ergraut war und dessen Augen noch tiefer brannten, als in seiner Jugend. „Aber ohne ihn ist es doch nicht das Richtige.“

„Wir arbeiten ja nicht ohne ihn“, widersprach Yung-Tssjang in seinem sanften, schmerzstillenden Ton, den er vor achtzehn Jahren dem Pilger Luka<sup>27</sup> verliehen hatte. „Ich bin sicher, daß er mitarbeitet. Wir wissen bloß nicht wo.“

Übrigens merkte Hanna, daß der Kulturverein der Bankbeamten noch ganz andere als kulturelle Aufgaben erfüllte ...

Oft gelang es Hanna, die Hörer mit ihren Vorlesungen zu fesseln, aber noch öfter merkte sie, daß diese Jünglinge und Mädchen mit Anderem, Dringenderem beschäftigt waren. Begeisterte junge Gesichter waren ihr zugewendet, wenn sie Herweghs<sup>28</sup> und Freiligraths<sup>29</sup> Gedichte besprach und im Zusammenhang damit die revolutionäre Studentenbewegung von 1848.<sup>30</sup> Hsin-Lus schwere Brauen zuckten, er sammelte sich zu einer Zwischenfrage – da schob ihm einer von den Kollegen einen Zettel in die Hand, er las und las nochmals mit qualvoll gespanntem Ernst, er schrieb und zerriß das Geschriebene und dachte angestrengt nach und schrieb zum zweitenmal, und Hanna brachte es nicht über ihr Gewissen, die Störung zu rügen. In diesen Monaten konnte man keine ungeteilte Aufmerksamkeit für den europäischen Studenten des Jahres 1848 verlangen, nicht von ihm, dem asiatischen Studenten des Jahres 1948, denn sein Kampf war schwerer und reichte weiter ...

Dann und wann bot sich Hanna ein kurzer Einblick in Bruchstücke des Schanghaier studentischen Lebens, studentischen Heldentums. Sie lebten in selbstverständlicher Dürftigkeit. Denn was sie hatten, teilten sie mit den Kulis, die ihre Kampfgefährten waren. In armseligen Studentenheimen hausten sie, in kleinen Zimmern zu sechst, zu acht. Da saß Lo Dsu-Ling, der Neunzehnjährige, der Hanna neulich mit einer so hübschen Naturschilderung überrascht hatte: „Die Stille war rings um mich, das Morgenlicht ahnte noch kaum, nur das Fließwasser der Bächlein zwischen dem Tal murmelte. Es war mir das Herz munter, fröhlich, sanft ...“ Neben ihm hing sein blutiges Hemd und bestätigte gewissenhaft die staatspolizeilichen Mißhandlungen, die er bei der gestrigen Demonstration davongetragen hatte. Sein noch kindlich rundes Gesicht war gelblich blaß, und senkrecht bewegte sich sein Schreibpinsel auf und ab. Er schrieb ein Flugblatt.

Gruppenweise wanderten Studenten und Studentinnen in den Wohndistrikt der Rikschakulis, Pedicabfahrer, Fabrikarbeiter und Hausierer, in den sogenannten Lehmhüttendistrikt. Sie brachten ihnen Kleider, um sie zu wärmen, und Strohmatten, um sie vor dem Regen zu schützen, und lehrten sie Lesen und Schreiben.

Hsin-Lu wohnte nicht im Studentenheim. Er war der Verbindungsmann zwischen seinen Kommilitonen und den reiferen revolutionären Jahrgängen, die im Bankbeamtenverein saßen, konspirierend, agitierend, organisierend ...

Hanna debattierte mit Professor Yao, der sich kummervoll beklagte, in der Bibliothek habe es schon wieder eine politische Auseinandersetzung gegeben. Ein Lesesaal sei doch schließlich zum Lesen da.

„Im Prinzip haben Sie recht“, beschwichtigte Hanna. „Aber es gibt Ausnahmezeiten und Ausnahmestände.“

Ja, die Zustände seien allerdings grauenhaft. Und Professor Yao erzählte einen neuen Fall von krasser Beamtenbestechlichkeit. Es sei eine Schande für die chinesische Nation.

„Wieso für die chinesische Nation?“, erhitzte sich Hanna.

„In Ji – Ji – Jihrem Land, es gibt nicht“, vermutete Yao Ming-Hsiang mit melancholischer Höflichkeit.

„Herr Professor!“, beteuerte Hanna. In Lemberg hat während der Pilsudski-Ära<sup>31</sup> ein städtischer Beamter ganz ungeniert zu meinem Onkel gesagt: ‚Rede nicht zum Ohr, rede zur Hand.‘“

Professor Yao war sichtlich getröstet und wollte eben eine abschließende Bemerkung machen, als sich jemand wohlgezogen räusperte und sodann die Türe aufstieß. Da stand Mee-Tssjing in leuchtend grünem Atlas, einem ärmellosen schwarzen Samtjäckchen und zierlichen schwarzen, mit grünem Atlas geputzten Samtschuhen. Ihr ebenmäßig altersloses Gesicht drückte eine gemessene Herzlichkeit aus, ihre ebenmäßig alterslosen Glieder eine gemessene Grazie.

Professor Yao, die olympische Erscheinung anstarrend, vergaß die Welt. Er betrachtete Hanna überhaupt nicht mehr. Sie mußte dreimal fragen, bevor sie von ihm eine Antwort bekam. In jedem andern Fall wäre sie schwer beleidigt gewesen. Diesmal aber betrachtete sie das abgewandte Profil ihres Besuchers mit fröhlicher Spannung: es war das Profil eines Mannes, der eifrig bereit schien, ihr eine drückende Last vom Gewissen zu wälzen.

„Ich habe eine Idee“, sagte Hanna, ihr bißchen Chinesisch zusammennehmend, denn Mee-Tssjing verstand keine Fremdsprachen. „Ich will am vierzehnten eine kleine Abendgesellschaft geben. Ich lade Sie beide ein und auch Professor Wu Hsien-Li und seine Gemahlin und Tzai-Yun und Herrn Fu und Li und Tschao.“

Professor Yao, die zierlichen Samtschuhe anstarrend, vergaß zu antworten. Mee-Tssjing sagte bereitwillig zu. Sie und Hanna titulierten einander gegenseitig mit mehr Höflichkeit als Logik „ältere Schwester“.

Professor Yao kam nun täglich, um sich mit Hanna über deutsche Literatur zu unterhalten, deren sämtliche Dichter merkwürdigerweise die schöne Chinesin vorausgeahnt hatten. Jakob Wassermanns Pia in *Laudin und die Seinen*<sup>32</sup> war nichts anderes als eine deutsche Mee-Tssjing, und Hebbels Rhodope in *Gyges und sein Ring*<sup>33</sup> glich ihr womöglich noch mehr. Der Name Mee-Tssjing bedeutete Schöne Musik, und als Lessing das unsterbliche Wort von der gefrorenen Musik<sup>34</sup> prägte, hatte ihm sicher auch eine Frauengestalt von gleicher harmonischer Kühle und Stille vorgeschwebt. Professor Yao und Hanna kannten kein anderes Thema mehr. Literatur, Philosophie, Ästhetik, das alles war nur noch ein Rahmen, der Mee-Tssjings gelassene Schönheit umgab.

Hanna, deren einst berühmtes Gedächtnis durch ihre Kämpfe und Kränkungen wesentlich gelitten hatte, half sich, indem sie jede Äußerung Professor Yaos über Mee-Tssjing gewissenhaft aufnotierte. Und ebenso gewissenhaft hinterbrachte sie der Bewundernden jede Lobpreisung, jede Anspielung, jeden Vergleich. Aber sie erzielte nichts als ein undurchdringliches Lächeln ...<sup>35</sup>

Der vierzehnte Mai 1948 war ein Tag von beschwingter Feierlichkeit. Der Staat Israel war proklamiert worden. Hanna ging aus, um süßes Gebäck für ihre Abendgesellschaft zu besorgen. Unterwegs sprach sie ein hübscher Chinesenjunge an, ein etwa zehnjähriger Schuljunge, der ihre unverkennbar jüdische Physiognomie schon von weitem bemerkt hatte. Mit zutraulicher Artigkeit zu Hanna aufblickend, erklärte er: „Heute ist Ihr Siegestag!“

Tzai-Yun kam früher als alle andern. Sie erzählte die letzten Flüsternachrichten vom Vormarsch der Befreiungsarmee.<sup>36</sup> Ganze Kuo-Min-Tang-Divisionen waren übergelaufen. „Wir sind Chinesen!“, hatten sie erklärt, „die Kuo-Min-Tang ist nur noch eine amerikanische Geschäftsfirma.“

„Ich habe jetzt eine Woche lang nichts Neues gehört“, beklagte sich Hanna. „Hsin-Lu hat schon dreimal bei meinen Vorlesungen gefehlt. Ich glaube, manchmal hat er doch ein Vorurteil gegen mich.“

„Groß Irrtum!“, lachte Tzai-Yun. „Er rühmt vor allen Kollegen: Professor Pi-Li-Ke ist meines Vaters Draußenland-Frau.“

Professor Wu klopfte nach europäischer Art an die Tür – seine Frau hatte sich entschuldigen lassen – und begrüßte Tzai-Yun, die er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, mit aufrichtiger Begeisterung. Nachdrücklich lobte er ihr einst so zündendes Spiel als Kellnerin Ai-Fee und als Proletarierfrau Si-Ping. Er wisse, daß sie jetzt oft Vorträge halte, aber deswegen brauche sie doch nicht ihr schauspielerisches Talent zu vernachlässigen.

„Wenn ich spiele“, sagte Tzai-Yun eigenwillig, „ich müsse reden fremde Worte. Wenn ich vortrage, ich rede eigene Worte.“

Mee-Tssjing, Kai-Men und Yung-Tssjang traten ein, und das Gespräch wandte sich wieder dem Vormarsch der Befreier zu. Selbst der skeptische Kai-Men war von der allgemeinen Hoffnungsfreude ergriffen. Tzai-Yun debattierte in deutscher Sprache mit Professor Wu, wobei sie die Grammatik durch Temperament ersetzte.

„Mit der Freiheit ist das eine sonderbare Sache“, meinte der alte Herr. „Seit jeher träumen die Menschen davon. Aber zustandebringen können sie's höchstens stückerweise.“

„Die Pflaumenblüte“, versetzte Tzai-Yun, sich der altchinesischen Revolutionsmetapher bedienend, „überwächste einen Zweig, noch einen Zweig, dann sie überwächste viel-viel, am Ende Baum neben Baum, eine volle Frische, eine volle Dufte.“

Ming-Fung trat ein. Er setzte sich mit Hanna ein wenig abseits und las ihr einen Nekrolog vor, den er vor zwei Jahren, im Glauben an Nju-Langs Tod, in einer Hang-Tschouer (Hangzhou) Zeitung veröffentlicht hatte. Ausführlich schilderte er Nju-Langs Persönlichkeit, seine Stärken, seine Schwächen, er verschwieg auch nicht seinen Bordellbesuch.

„Und ich“, versetzte Hanna grimmig, „habe ihn für einen Heiligen gehalten, der mit mir eine Ausnahme macht.“

Als letzter kam Professor Yao, und wieder sah er niemanden als Mee-Tssjing. Hanna sorgte dafür, daß die beiden nebeneinandersaßen, daß ihr Gespräch nicht gestört wurde, sie tat alles, um die Annäherung zwischen Mee-Tssjing und dem berühmten Gelehrten zu fördern und benahm sich dabei mit einer ungeschickten Deutlichkeit, die selbst für europäische Begriffe nicht sehr taktvoll war, für chinesische Begriffe aber vollkommen grotesk.

Die Stimmung wurde allmählich übermütig. Professor Wu Hsien-Li sang ein bayrisches Schnadahüpfel,<sup>37</sup> das ihn, wie er lächelnd eingestand, in seiner Münchner Studentenzeit heimlich bitter gekränkt hatte:

„Auf dem Bergel da droben,  
Da steht ein Chines'.  
Er putzt sich sei' Glatzen  
Mit Limburger Käs'.“

Und Hanna produzierte sich mit einem stark veralteten Kabarettsschlager:

„I am a little Mandarin  
Und komm direkt aus China.  
In Wirklichkeit bin ich ein Jud'  
Und aus der Bukowina.“

Als die Schwestern auf der Heimfahrt im Pedicab nebeneinandersaßen, fragte plötzlich Mee-Tssjing: „Weißt du, was Hannas größte Tugend ist?“

„Du unverbesserliche Konfuzianerin“, lachte Tzai-Yun, „philosophierst du schon wieder über die Tugend?“

Mit unbeirrter Gelassenheit wiederholte Mee-Tssjing ihre Frage: „Denk einmal nach.“

„Was gibt es da viel nachzudenken?“, sprudelte Tzai-Yun. „Ihre Dichtkunst, ihre Energie, ihre standhafte Liebe –“

„Nein“, versetzte Mee-Tssjing, „ihr Wille zur Gerechtigkeit.“

Auch am nächsten Vormittag fehlte Hsin-Lu in Hannas Vorlesung. Sie fragte die andern Studenten nach ihm. Ein geheimnisvolles Lächeln war die Antwort. Eine Woche später fehlte auch Lo Tsu-Ling und noch drei andere.

Allmählich dämmerte Hanna die Wahrheit auf. Sie waren heimlich nach den befreiten Gebieten hinübergewandert: als Techniker, als Heilgehilfen, als Kämpfer.

Hitze brütete über Schanghai. Die Sommerferien der Li-Da-Hsüeh schienen ein unaufhörliches, aufgeregtes Gesumme. Drei Studenten einer befreundeten Hochschule, der Tschiao-Da-Hsüeh,<sup>38</sup> waren wegen „subversiver Tätigkeit“ hingerichtet worden. Als man ihnen ihr Urteil verkündete, hatten sie geantwortet: „Und wir verurteilen das Kuo-Min-Tang-Regime zum Tode.“

Als Hanna einmal die Blausteins besuchte und am Polizeigefängnis vorüberkam, hörte sie wilde Schreie gefangener Männer und Frauen. „Das sind unsere Politischen“, kommentierten die Rikschakulis, die Hausierer, die Bettler. Ein Wort des Chefs der Geheimpolizei, Mao Schen,<sup>39</sup> kursierte in der Stadt: „Ehe ich Schanghai den Roten überlasse, werde ich es zerschmettern wie eine Jadedfigur.“

Nachts träumte Hanna von einer leuchtend grünen zerschmetterten Jadedfigur. Der abgeschlagene Kopf hatte wohlbekannte schräge Träumeraugen und einen Zug von sanfter Hartnäckigkeit ...

Am späten Nachmittag kam Yüeh-Tssjing. An ihrer kleinen schmalen Gestalt waren nun die Merkmale der ersten Schwangerschaft sichtbar. Sie forderte Hanna auf, wieder einmal nach Pu-Tung mitzufahren.

„Heute lieber nicht“, entschuldigte sich Hanna. „Ich fühle mich ganz elend.“

„Eh, Missie“, bat Yüeh-Tssjing, „heute ist das Fest des Hirten und der Weberin.“<sup>40</sup>

„Das Fest des Hirten und der Weberin?“

„Freilich“, bekräftigte Yüeh-Tssjing, „der siebente Tag des siebenten Monats.“

„Gut, ich komme.“

Bei Mutter Wang waren Frauen, Mädchen und Kinder versammelt. Sie begrüßte Hanna mit einem Anflug von Besorgnis, streichelte ihr weißes Haar und schob ihr einen Schemel unter die Füße.

„Du bist blaß“, bemerkte sie. „Dein Körper ist heute nicht gut.“

In einer blauen Schale duftete das Festgebäck, knusprig winzige Quadrate von dünner Süßigkeit. Violette Blumen schmückten den kleinen Porzellanaltar. Aus buntem Papier nachgemachte Handspiegelchen, Fächer und Puderdosen lagen bereit als Geschenk für die himmlische Weberin.

Eine junge Frau hatte ihren Handwebstuhl aus der Nachbarhütte hereingeschleppt und wob einen schwarzen, von goldenen Vögeln durchzogenen Brokat. Eine andere stickte silberne Lilien auf dunkelroten Atlas. Beide klagten, daß sie ihre Arbeit nicht mehr verkaufen durften, da sie längst verpfändet sei. Alle übrigen flickten. Mit un-

wahrscheinlicher Nettigkeit stellten sie völlig zerschlissene Kittel und Hosen wieder her.

Hanna bat mitarbeiten zu dürfen. Man gab ihr ein paar löchrige Strümpfe. Sie fing zu stopfen an, in ihrer systematischen Art, deren nervenberuhigende Wirkung sie oft erprobt hatte. Ein paar Mädchen sahen beifällig zu.

Es dunkelte. Durch die offene Tür schimmerten die großen, reifen Sterne der südlichen Sommernacht. Mutter Wang füllte runde Lämpchen mit billigem Pflanzenöl. Glühwürmchen kamen hereingeflogen und halfen die Hütte erleuchten.

„Dshe-Nü“, sagte Mutter Wang mit frommer Gebärde, „wird sich unseres Elends erbarmen. Sie ist eine Arbeiterin wie wir.“

„Ja“, bekräftigte Yüeh-Niao, einen geflickten Kittel auf ihren Knien glattstreichend. „Dshe-Nü ist unsere Schutzpatronin. Vor zwanzig Jahren ist sie unsichtbar herabgestiegen und hat meiner Tante hier geholfen, den reichen Händler fortzujagen, weil er mich nämlich kaufen wollte und weiterverkaufen. So bin ich keine Mui-Tzai (Meizai) geworden, kein Sklavenmädchen, ich bin eine ehrsame Bäuerin und Näherin geblieben bis an den heutigen Tag.“

„Auch ich“, bekannte Hanna, die groben Maschen mit einem Netz von Fäden stützend, „auch ich habe mein besonderes Anliegen an die himmlische Weberin.“

„Sie ist unseresgleichen“, wiederholte die Greisin. „Der Bauer braucht nicht arm zu sein. Der Bauer braucht nicht dumm zu sein. Der Bauer braucht nicht unwissend zu sein.“ Sie trat vor die Tür und wies auf die Milchstraße. „Dieses hier, der Silberstrom, ist auch nur ein Stück unseres gelben Stromes, unseres Hoang-Ho. Keiner weiß, wo der eine aufhört, wo der andere anfängt. Vor Tausenden von Jahren wollte der Gelehrte Tschang Tschien<sup>4</sup> den Anfang des Hoang-Ho herausfinden. Er nahm einen Baumast, das war sein Boot, und fuhr den Strom hinauf. Er fuhr und fuhr und fand keinen Anfang. Und das Wasser wurde immer klarer, bis es wie Silber glänzte. Die Luft wurde milder, die Blumen frischer, die Dörfchen freundlicher, die Menschen schöner. In einem der Dörfer saß ein Mädchen und webte, und am andern Ufer ging ein Jüngling mit seiner Büffelkuh auf die Weide.

„Wo bin ich?“ fragte der Gelehrte. Da warf ihm das Mädchen ihr Webeschifflein zu. „Kehre heim“, sagte sie. „Zeige mein Webeschifflein einem Sterndeuter. Dann wirst du alles erfahren.“

Tschang Tschien gehorchte. Und der Sterndeuter wollte den Tag wissen, und Tschang Tschien sagte es ihm. „Ja“, rief der Sterndeuter, „an jenem Abend ist ein neuer Stern den Silberstrom hinaufgefahren bis zum Sternbild der Weberin und dann wieder herunter, und dann war er weg. Nun weißt du auch, gelehrter Tschang Tschien, wo du gewesen bist.“

Mutter Wangs Stimme ging in einen eintönigen Singsang über, und sie wiegte ihr altes Haupt: „Bauern wohnen in Bauerndörfern am gelben Strom. Götter wohnen in

Sternendörfern am Silberstrom. Aber der gelbe Strom und der Silberstrom ist ein und derselbe. Bauernpaar, Götterpaar, Bauernarbeit, Götterarbeit, Bauernkummer, Götterkummer, I-Yang-Di (yi yang di), es ist das Gleiche.“ Sie wiegte ihr altes Haupt im Sternenlicht: „I-Yang-Di, I-Yang-Di.“

Stille. Tiefer, süßer, langsamer ging der Atem der Nacht.

„Es ist Zeit!“, gebot Mutter Wang. „Die Opfernaben für Dshe-Nü!“

Yüeh-Tssjing, die Schwangere, raffte graziös die armseligen Gaben zusammen, aus buntem Papier nachgemachte Handspiegelchen, Fächer und Puderdosen. Yüeh-Tu, die kleine Mondhäsin, nahm sie ihr ab. Vor der Türe tretend, verbeugte sie sich dreimal und warf sodann die Geschenke aufs Dach, wo sie im Strohgeflecht hängen blieben.

Die kleine blaue Schale war leergegessen. Yüeh-Niao trug sie von einer zur andern. Sie legten ihre Nähadeln hinein, Hanna ihre Stopfnadel, die Nachbarin einen Brokatfaden. Yüeh-Lan trug die blaue Schale hinaus und stellte sie auf einen großen Stein.

„Dshe-Nü“, erklärte Mutter Wang, „wird ihr Sternenlicht hineingießen und dadurch eurer künftigen Arbeit ein hübsches Aussehen geben.“

„Und dann“, setzte die Nachbarin fort, „werden die Vögel heranschwirren und über dem Silberstrom eine Brücke bilden, und Dshe-Nü wird hinüberschreiten, hinüber zu Nju-Lang.“

„Aber nicht für lange“, sagte Hanna gepreßt. „Warum nur, warum?“

Und mit anmutig zirpender Stimme intonierte Yüeh-Niao die wohlbekannte Antwort, die keine Antwort war:

„Jahrelange Trennungszeit,  
Kurze Stunde nur zu zweit  
Und geliebt in Ewigkeit.“

Mutter Wang war in die Hütte zurückgekehrt und hatte ihren Sitz wieder eingenommen.

„Einst“, verkündete sie in rituellem Singsang, „werden die Dörfer freundlicher sein, die Köpfe klarer, die Arbeit stolzer, das Leben feiner. Befreit von Not und Niedrigkeit werden wir Bäuerinnen schimmernde Halme sticken, zierliche Körbe flechten und brokatne Sterne weben, so schön wie Dshe-Nü ihre Sterne in die Wolken webt. Einst“ –

„Erhabene Schwiegermutter, verzeih mir“, unterbrach sie Yüeh-Tssjing, die Vorlaute. „Nicht einst. Bald!“

Mutter Wang lächelte nachsichtig über den Fauxpas der kecken Großstädterin.

„Vielleicht bald“, räumte sie ein. „Und dann, ihr Weberinnen und Näherinnen, werden wir das heutige Fest ganz anders feiern. Gestickte Seidenschuhe werden wir mit

Blumen füllen. Geschnitzte Elfenbeinschalen werden wir mit Reis und Mandeln füllen, mit Früchten und vielerlei süßem Gebäck. In leuchtenden Jadegefäßen werden wir winzige Teiche anlegen und mit siebenfarbigen Fischlein bevölkern und geflochtene Brücken darüber wölben, aus Halmen, Blättern, Blumen und geschickt versteckten Glühlämpchen. Und singen werden wir, singen“ –

Aber sie sangen schon heute. Ein kleiner Chor von zirpenden Frauen-, Mädchen- und Kinderstimmen intonierte das Lied, das Hanna vor zehn Jahren gehört hatte, die Schönheit Chinas jäh verstehend, dort im kleinen Hotelzimmer, in der glücklichen Stunde, in der starken Stunde ihres Lebens.

Singend betreten sie zur fleißigen Schutzpatronin um Förderung ihrer Arbeit und waren zugleich mit echt chinesischem Herzenstakt bemüht, die Kummervolle zu trösten, ihr mit ein paar feinen, halb kollegialen, halb phantastischen Komplimenten über ihr Liebesleid hinwegzuhelfen:

„Dünne Wolken wob die Frau,  
Ferne Sterne wob sie ein,  
Spitzer Blitze Flammenschein,  
Seidnen Wind, kristallinen Tau –  
Das heißt mehr als glücklich sein.“

Plötzlich verstummten sie fast gleichzeitig und starrten auf die fremdländische Frau. Dshe-Nü hatte an Hanna Bilkes ein Wunder getan. Bei ihrem Eintritt in die Hütte hatte sie ausgesehen wie eine Sechzigerin. Nun glich sie einer Dreißigjährigen. –

Mehrere Wochen später begann das Herbstsemester. Aber es konnte keinen regulären Unterricht mehr geben. Die meisten Studenten fehlten. Die nicht in die Befreiten Gebiete gegangen waren, waren unter allerhand Vorwänden in die umliegenden Dörfer gegangen und halfen den Bauern, sich zu jenen Anti-Assentierungs- und Anti-Plünderungs-Gruppen zusammenzuschließen, die dem Armeekommando der Kuo-Min-Tang einen so erfolgreichen passiven Widerstand entgensetzten.

Es gab keinen regulären Unterricht mehr und auch keine reguläre Existenz. Tschiang Tsching-Kuo,<sup>42</sup> der Sohn Tschiang Kai-Scheks, versuchte den kleinen und mittleren Schiebern beizukommen, ohne daß er es gewagt hätte, die großen Schieber anzutasten. Er verhängte hohe Gefängnisstrafen – in einzelnen Fällen auch Todesstrafen – für willkürliche Preiserhöhungen. Binnen wenigen Tagen waren sämtliche Läden leer. Dabei wußte jeder Schanghaier, daß in irgendwelchen verborgenen Kellern der Großverdiener, zu denen auch hohe und höchste Staatsbeamte gehörten, das Fleisch verfaulte, der Reis verschimmelte.

Hanna, die selbst in normalen Zeiten nicht einzukaufen verstand, war nun völlig hilflos und ernährte sich täglich von zwei Schokoladentafeln. Nach einem mehr temperamentvollen als entschiedenen Kampf kapitulierte der blamierte Diktatorensohn vor seinem Stiefonkel Sung Tzi-Wen und den andern Wirtschaftsführern. Das Preistreibergesetz wurde annulliert, die Läden füllten sich wieder und ein bacchantischer Teuerungstaumel setzte ein. Hanna und ihre Kollegen konnten von ihrem Monatsgehalt mit großer Sparsamkeit anderthalb Wochen leben. Aber Hanna lief erwartungsvoll durch den feuchten Novemberwind. Die Mandschurei war in den Händen der Befreiungstruppen, unaufhaltsam rückten sie an Tientsin und Peking heran<sup>43</sup> und mit ihnen – vielleicht – Nju-Lang.

Fu Kai-Men hielt Familienrat mit Frau und Schwägerin. Hanna hatte ihm kurz und bündig erklärt, sie habe gerade genug Geld, um nach Peking zu reisen. Sie wolle der Volksarmee, sie wolle Nju-Lang entgegenfahren. „Wenn ich Glück habe, zieht er in zwei Wochen an der Spitze der Befreiungstruppen in Peking ein.“

Kai-Men fand die Sache reichlich abenteuerlich, aber er kannte Hannas romantischen Eigensinn. Sie zurückzuhalten war vergeblich. Man mußte sich damit begnügen, ihr den Aufenthalt in Peking nach Möglichkeit zu erleichtern.

Mee-Tssjing erklärte sich gerne bereit, Hanna einen Empfehlungsbrief an ihre Mutter mitzugeben, die, als Erste Dame der Familie Tang, noch immer eine führende Rolle in der Gesellschaft Pekings spielte. Ein jeder rühme ihre prunkvolle Gastlichkeit. Im Hause dieser reichen und vornehmen Greisin würde Hanna bis zum Einzug der Befreiungstruppen am besten aufgehoben sein.

Mee-Tssjings Vorschlag schien so klug und einleuchtend, daß die beiden andern eifrig zustimmten. Aber als sie ins Nebenzimmer gegangen war, um den Brief zu schreiben, zupfte Tzai-Yun ihren Gatten am Ärmel und meinte beunruhigt, bei dieser alten aristokratischen Bambusstange würde sich Hanna schwerlich wohl fühlen und schwerlich das richtige Verständnis finden.

„Wäre meine Mutter noch am Leben, die Schuhputzerstochter, die Neunte Konkubine! An ihr hätte Hanna einen Halt. Aber sie ist ja vor zwei Jahren gestorben, und das übrige Haus macht permanenten Kotau vor der hochmögenden und hohlköpfigen Herrin.“

„Also was schlägst du vor?“, fragte Kai-Men.

„Wir müssen ihr noch irgendein Empfehlungsschreiben mitgeben, damit sie nicht allein auf Madame Tang angewiesen ist.“

„Aber an wen?“

Li Ming-Fung trat ein und wurde zu Rate gezogen. Ohne Besinnen nannte er Ma Schu-Ping (Shuping), der einst in ihrer revolutionären Amateurgruppe eine so hervor-

ragende Rolle gespielt hatte. In Peking erschien die *Chinesische Morgenzeitung* – wörtlich *Morgenblütenzeitung* –, die so weit links stand, als eine offizielle Zeitung unter dem Kuo-Min-Tang-Regime nur irgend konnte. Schu-Ping war jahrelang ihr Chefredakteur gewesen und war es vielleicht noch heute. Außerdem lebte in Peking sein fast siebzigjähriger Vater, der berühmte Archäologe Ma Bin-Nan (Bingnan).

Der Eisenbahnverkehr zwischen Schanghai und Peking war seit dem Heranrücken der Kämpfe eingestellt worden. Hanna wollte eine Schiffskarte nach Tientsin (Tianjin), dem Nachbarhafen von Peking, nehmen, mußte aber fünf Tage warten, der Ansturm war zu groß. In Scharen drängte die Bevölkerung nach Norden, den Roten entgegen. Auch Mutter Wang, begleitet von Yüeh-Niao, war frontwärts gefahren, um nach ihrem verschollenen Ältesten zu suchen. Die restliche Familie sollte nachfolgen.

Yüeh-Tssjing, obwohl hochschwanger, ließ es sich nicht nehmen, Hanna bis ans Schiff zu begleiten, zugleich mit Tzai-Yun und Ming-Fung. Wie ein beharrliches gutes Omen hängte sich das kleine blitzblaue Figürchen mit seiner Miniaturschwangerschaft an ihre Fersen. Vergebens bat Hanna, sie solle doch nach Hause gehen und sich schonen. Yüeh-Tssjing wollte sich nicht schonen und trug ihr wackeres Bäuchlein unentwegt vor sich her.

## Die Achtbaren Hundert Namen

### – I. Kapitel –

Drei Soldaten, oder wie sie bei der Befreiungsarmee offiziell genannt werden, drei Kämpfer, treten ein. Sie treten ganz zwanglos ein und eigentlich recht unmilitärisch, aber an der Miene des Mittleren erkennt man, daß die beiden andern ihn verhaftet haben. „Unter dem Verdacht der Desertion“, erklärt der zu seiner Rechten, und der zu seiner Linken fügt eilig hinzu: „Es ist aber vorläufig nur ein Verdacht, Genosse Oberst.“

Der Politleiter, Oberst Lao-Bai-Hsing, blickt von der Landkarte auf, die er eben studiert, und schlägt aufs neue die schrägen Augen nieder, denn er will den Delinquenten nicht unnötig in Verwirrung bringen.

„Erzählen Sie einmal von Anfang an“, verlangt er. Im allgemeinen duzen einander die Ba-Lu, in diesem Fall aber erscheint ihm die Anrede „Sie“ rücksichtsvoller und auch vorsichtiger.

„Nämlich, es war der Korb“, beginnt der Mann unbeholfen und verstummt.

„Wessen Korb?“

„Natürlich von der Familie Yang, wo ich einquartiert war.“

„In welchem Dorf?“

„Hsiao-Hsia-Ü (Xiao xia yu).“

„Mh. Und weiter?“

„Nebenan, in Da-Hsia-Ü (Da xia yu) hat es gute Birnen gegeben, da haben die Yangs mir oft ihren Korb geliehen, damit ich mir welche kaufe.“

„Und Sie haben gekauft und auch bezahlt?“

„Ja, Genosse Oberst.“

„Bestimmt?“

„Er hat immer bezahlt“, mischt sich der zur Linken ein, und der zur Rechten bekräftigt es.

„Dann habe ich zurückgehen wollen, da steht die Kompanie marschbereit auf der

Landstraße, es geht schon wieder vorwärts. Ich habe mich eingereicht, zwischen Liang und Liu“, er wies auf seine beiden Begleiter, „den Korb habe ich auf dem Arm getragen und habe gedacht, im nächsten Dorf machen wir Halt, da werde ich zurücklaufen und ihn den Yangs wiedergeben. Denn sie haben zusammen nur drei gute Körbe, in dem einen verkauft die Schwiegertochter Eier, in dem andern verkauft der Neffe Ölteufelchen, in dem dritten verkauft die kleine Mee-Mee<sup>1</sup> Papierblumen.

Aber wir haben nicht Halt gemacht und wieder nicht und wieder nicht, vorwärts und vorwärts, so geht das jetzt immer, und darüber war ich sehr glücklich, aber auch sehr verzweifelt. Und plötzlich“ – Er verstummte endgültig.

„Plötzlich war er weg“, ergänzte Liang. „Und ich habe mir gleich gedacht, er will den Korb zurückgeben. Wir haben auf dem Weg darüber gesprochen, und daß wir Ba-Lu, wir Kommunisten, ja wirklich nichts wegnehmen dürfen und kein Körnchen Hirse essen, ohne zu bezahlen, und die Frauen nicht belästigen und überhaupt möglichst wenig Unbequemlichkeiten machen.“

„Und darum“, setzte der Verhaftete fort, „bin ich zurückgelaufen, die ganze Nacht bin ich gelaufen, nur einmal habe ich mich ein bißchen ausgeruht. Denn ich mußte ihnen den Korb wiedergeben, sie brauchen doch alle drei Körbe, in dem einen verkauft die Schwiegertochter Eier, in dem andern verkauft der Neffe Ölteufelchen, in dem dritten verkauft die kleine Mee-Mee (Meimei)“ –

„Erst nach zwei Tagen hat er wieder zu unserer Kompanie zurückgefunden“, unterbrach Liu. „Natürlich haben wir ihn verhaften müssen. Aber ich habe gleich gesagt“ –

„Denn die Leute brauchen ja wirklich alle drei Körbe“, unterbrach der Verhaftete. „In dem einen verkauft die Schwiegertochter Eier, in dem andern verkauft der Neffe Ölteufelchen, in dem dritten“ –

„Ich verstehe“, begütigte Oberst Lao-Bai-Hsing. „Ich verstehe alles.“

Eine Pause entstand.

„Genosse Oberst“, fragte der Verhaftete aufatmend, „die Sache wird also keine Folgen haben?“

„Eh!“, sagte Oberst Lao-Bai-Hsing (Lao Baixing), und in diesem Augenblick sah er wieder aus, wie vor neunzehn Jahren in Schanghai, er war wieder Wang Po-Tscheng, der Kuli, der Bauernsohn, der voller Geschichten steckte und an einer überraschenden Wendung seine Freude hatte. „Die Sache wird sicher Folgen haben: Du bekommst eine Auszeichnung.“

„Eine Auszeichnung?“, stammelte der Kämpfer. „Wofür?“

„Für dein vorbildlich rücksichtsvolles Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung.“

Oberst Lao-Bai-Hsing sah auf die Uhr. Es war gerade zwölf. Er stand auf, sein backenknochiges Gesicht zeigte den drei Kämpfern ein verabschiedendes Lächeln, das

die Kommandoworte „Abtreten!“ ersetzte, und er ging, die magere, aber zähe Gestalt müde reckend, in die Kantine hinüber. Unterwegs verirrte er sich dreimal, denn die Kaserne hier in Schi-Tschia-Tschuang (Shijiazhuang) war ein greuliches Labyrinth. Endlich fand er die Kantine, drängte sich zwischen den vollbesetzten Tischen an den Ausschank und verlangte ein Glas Tee. Er sagte nicht „Tscha“, sondern „Tza“, denn er hatte sich sein Schanghaier Lispeln noch immer nicht abgewöhnt. Hinter ihm verzehrten zwei Freunde ihr Mittagmahl, Hu Ping-An vom Moskauer Orientinstitut und Hsü Wang-Fu (Xu Wangfu), der Porzellanarbeiter und Frontregisseur. Leise klapperten die Eß-Stäbchen.

„Also Nju-Lang ist tot?“, fragte plötzlich Hu Ping-An.

„Tot“, bestätigte Hsü Wang-Fu. „Man weiß noch keine Einzelheiten, aber an der Tatsache zweifelt niemand mehr.“

„Vor vierzehn Monaten habe ich ihn gesehen, und dann noch einmal von ihm gehört. Und dann – Schluß!“

„Tot“, wiederholte Hsü. „Ein solcher Künstler. Ein solcher Lehrer.“

„Und“, ergänzte Hu, „ein solcher Mensch.“

„Es heißt, daß er zuletzt in drei Kuo-Min-Tang-Provinzen die Anti-Plünderungs-Bewegung organisiert hat und die Überläufer-Bewegung“, berichtete Hsü. „In Tschekiang (Zhejiang),<sup>2</sup> Nan-Tschang (Nanchang)<sup>3</sup> und Kwan-Tung (Guangdong)<sup>4</sup>. Und da haben sie ihn vermutlich aufgespürt und in aller Eile hingerichtet.“

„Du weißt, daß sein Sohn hier ist?“

„Tschang Hsin-Lu? Seit wann denn?“

„Seit einigen Wochen. Er macht jetzt an der hiesigen Hochschule seinen Ingenieur.“

„Was sprichst du? Der ist längst Ingenieur!“

„Der? – Der ist knapp über zwanzig.“

„Aber man weiß doch, welche Rolle er beim Bau der Sun-Ga-Li-Brücke (Song Hua Jiang)<sup>5</sup> gespielt hat“, erinnerte Hsü.

„Ich war sogar selbst dabei“, lachte Hu. „Ich habe die Bauarbeiter Lesen und Schreiben gelehrt. Und Lao-Bai-Hsing war Politeiler. Hsin-Lu war bloß Techniker, aber ein prächtiger junger Feuerkopf, und er hat den Chefingenieur überredet, die Vorschläge der Arbeiter zu berücksichtigen. So ist die Brücke um sechs Tage früher fertig geworden, und das war brennend wichtig für die Versorgung der Truppen und des Hinterlandes.“

„Und die Qualität hat unter dieser Eile nicht gelitten?“

„Überhaupt nicht. Die Leute haben gearbeitet mit einem Opfermut und mit einer Gewissenhaftigkeit ohnegleichen. Es ist ein solider Bau und schön dabei, wie eine Melodie, die auf- und absteigt.“

„Und der junge Tschang hat einen solchen Anteil daran! Und Nju-Lang hat diese Freude nicht mehr erleben dürfen!“, klagte Hsü mit beherrschter Trauer.

„Er hat auch eine fremdländische Frau“, bemerkte Hu.

„Eine Russin?“

„Eine polnische Jüdin. Sie ist nach China gekommen, um ihn zu suchen.“

„Wer ihn gekannt hat, den wundert es nicht.“

„Aber man weiß sicher, daß er tot ist?“

„Leider gibt es keinen Zweifel mehr.“

Wang Po-Tscheng hatte, langsam Tee trinkend, das Gespräch hinter seinem Rücken mit angehört. Er hatte sich zu den beiden an den Tisch setzen wollen. Nun aber preßte er angestrengt die Lippen zusammen und ging vorüber.

Leise klapperten die Eß-Stäbchen.

– 2. Kapitel –

Hanna trug zwei Empfehlungsbriefe in ihrer Aktentasche, einen langen und einen kurzen. Sie konnte nur wenige Hieroglyphen entziffern, aber auf dem Schiff hatte eine freundliche Reisegefährtin ihr die beiden Briefe vorgelesen.

Der lange war im altchinesischen Stil abgefaßt:

„Meine erhabene Mutter, schüchtern erhebe ich den Blick zu den schwarzen Edelsteinen Deiner Augen, und ehrfurchtsvoll trage ich Dir meine Bitte vor.

Einst hast Du in mütterlicher Umsicht Deine unwürdige Tochter von berühmten Lehrern unterweisen lassen. Deinem Befehl gehorsam, habe ich mir die Lehren des großen Konfuzius in mein kindliches Herz geprägt und bis zum heutigen Tage aufbewahrt. Konfuzius lehrt uns, den Tugendhaften zu achten, seine Tugend nicht durch kleinliche Eifersucht zu erschweren, sondern durch respektvolle Freundlichkeit zu ermutigen.

Gehorsam diesen Lehren des großen Weisen sende ich Dir Ha-Na Pi-Li-Ke, meine fremdländische Schwester, die zweite Gemahlin Deines verschollenen Schwiegersohnes. Nimm sie gütig auf. Sie ist keine Chinesin, aber mit mancherlei Tugenden geschmückt. In ihrer Liebe verbindet sie die Kühnheit eines selbstherrlichen Mannes mit der Standhaftigkeit einer sittsamen Frau. Gewandert ist sie über die vier Meere, den Vater meines Sohnes zu finden. Weithin erklingt ihr Name an den Ufern der vier Meere, begleitet von den Jadedflöten ihrer schöngeformten Verse. Ihre Treue zum verlorenen Gemahl, der Treue Men Dshan-Nüs und Wang Bao-Tschans vergleichbar, tönt aus diesen Flöten und ihre Freundschaft für das Blütenreich der Mitte.

In der Hauptstadt des Nordens ist sie unbekannt, hilflos, mittellos, doch erfüllt von der berechtigten Hoffnung, in nicht allzulanger Zeit mit dem Gemahl zusammenzutreffen. Inzwischen erbitte ich, mit der Stirne dreimal den Boden berührend, Deine Gastfreundschaft für die Einsame. Denn weiterhin im Lande gepriesen ist Dein hohes, schöngeschmücktes und offenes Haustor.“

Der zweite Brief, in modernem Chinesisch abgefaßt, lautete kurz und bündig:

„Lieber Schu-Ping! Wir schicken Dir die polnische Schriftstellerin Ha-Na Pi-Li-Ke, in lateinischen Schriftzeichen HANNA BILKES, die fremdländische Frau unseres alten Freundes Nju-Lang. Nimm Dich ihrer an. Sie verdient es.

Fu Kai-Men  
Li Ming-Fung  
Tschao Yung-Tssjang

Hannas Pedicab hielt vor dem Hause der Tangs mit dem goldvioletten Drachen über dem Tor. Zwei Diener öffneten. Der eine nahm ihr den Koffer ab, der andere ersuchte sie zu warten. Nach einer Weile kam ein alter Mann, der sich als Erster Diener, dem Sinne nach: Haushofmeister, vorstellte und nach ihren Wünschen fragte.

„Bitte, führen Sie mich zur Ersten Dame“, verlangte Hanna. „Ich bringe ein Empfehlungsschreiben ihrer Tochter.“

„Die alte große Dame wird sich freuen“, versetzte der Haushofmeister mit mechanischer Liebenswürdigkeit. Er komplimentierte Hanna durch das breitangelegte Prachtgebäude, durch Mondtore und Höfe, an kleinen Felsengruppen, kahlen Ziersträuchern und edelsteinförmigen Goldfischeichen vorbei. Ihr Koffer wurde in eine fensterlose Rumpelkammer gestellt. Es war die Geburtsstätte der Leuchtenden Wolke, aber das wußte Hanna nicht.

„Ich werde“, erklärte der Alte zuvorkommend, „nachher gleich den Befehl geben, Ihr restliches Gepäck abzuholen.“

„Ich habe kein Gepäck außer diesem einen Koffer.“

Die Miene des Haushofmeisters blieb undurchdringlich, aber kaum bemerkbar veränderte sich seine Haltung und der Ton seiner Stimme.

Hanna fing im Gesicht und an den Fingerspitzen zu frieren an. Die Augen des alten Mannes waren Sklavenaugen, glanzlos, mutlos, urteilslos.

Madame Tang saß in thronender Haltung auf einem schwarzen, reichgeschnitzten Sessel. Neben ihr an der Wand lehnte die silbergefaßte Bambuspfeife. Über ihrem Haupte hing ein seidener Wandschmuck, bemalt mit fünf Riesenhieroglyphen, die Hanna entziffern konnte. Es waren die fünf konfuzianischen Kardinaltugenden: Pietät, Standhaftigkeit, Großmut, Menschlichkeit, Etikette.

„Diese Ausländerin“, meldete der Haushofmeister, „überbringt meiner erhabenen Herrin einen Brief Ihrer hochgeborenen Tochter.“

Hanna verbeugte sich. Madame Tang erwiderte, aufstehend, ihre Verbeugung und bot ihr einen Sitz.

Der zweite Diener brachte Tee und kleine, würfelförmige Kuchen.

Zwei Wandschirme, durch die Breite des Zimmers getrennt, standen einander gegenüber, beide mit reichgeschnitztem Rand, der ihr schwarzlackiertes Holz in graziöse Ranken, Vögel und Drachen auflöste. Auf ihren Mittelflächen waren kleine Gemälde aus Königsfischerfedern aufgeklebt. Die leuchtend blauen Federn setzten sich mosaikartig zu kleinen Baumgruppen zusammen, zu Brücken und Booten und Pavillonon mit aufwärtsgeschwungenem Dachrand. Das Ganze bildete eine Landschaft von täuschender Wirklichkeit in magisch blauer Mondbeleuchtung.

Nach Art der Kurzsichtigen nähertretend, entdeckte Hanna auf einem kleinen Tisch

das Meisterwerk einer Elfenbeinfigur, ein junges Mädchen mit verhangenen Augen und zart nachdenklichem Ausdruck, in der Rechten einen winzigen Pinsel, in der Linken einen Fächer haltend. Sie schien zu überlegen, was sie auf den Fächer schreiben sollte und wie die Botschaft ihren Liebsten am besten erreichen konnte ...

Die Elfenbeinfigur vor dem gegenüberstehenden Wandschirm war ein Mann in den mittleren Jahren, der an einem hohen, krummen Hirtenstab lehnte. Zwei Schafe mit haarfein geschnitztem Fell schmiegteten sich an seinen langen Kittel. Die Züge des Mannes waren von unerhörter Lebendigkeit. Sein Kopf war zur Seite geneigt, die hübsche kurze Nase, der lächelnde Mund, die freundlichen Falten seines Gesichtes drückten Teilnahme aus und sorgenvollen Eifer.

„Das ist einzig! Einzig!“, schrie Hanna außer sich vor Bewunderung.

„Das ist nichts Besonderes“, versetzte die alte Dame mit dem vorgeschriebenen Kichern der Bescheidenheit. „Alles aus der Verbotenen Stadt – aus den kaiserlichen Palästen meine ich“, fügte sie hinzu, als Hanna verständnislos aufblickte. „Heute sind die Paläste nur noch Museen. Ein Teil der Kunstschätze wurde in diesen Museen aufbewahrt, den andern haben die ersten Familien der Stadt erworben. Auch er“, sie wies mit einer lässigen Kopfbewegung nach dem Haushofmeister, der in serviler Starrheit neben der Türe wurzelte, „auch er hat beim kaiserlichen Hof gedient. Man sieht ihm seine fünfundsiebzig Jahr gar nicht an.“

„Interessant“ –, murmelte Hanna verlegen. Sie zog Mee-Tssjings Brief aus ihrer Aktentasche und überreichte ihn, eine neuerliche Verbeugung andeutend, der alten Dame.

Madame Tang las halblaut, Satz für Satz und gelangte schließlich zu der Stelle: „Sie ist mittellos.“

Die Miene der alten Patrizierin blieb undurchdringlich, aber kaum bemerkbar veränderte sich ihre Haltung und der Ton ihrer Stimme. Sie las den Brief zu Ende.

Hanna schwieg. Auch Madame Tang spielte schweigend mit der silbergefaßten Bambuspfeife.

Traurig genug! Noch im fünfundvierzigsten Lebensjahr hatte Mee-Tssjing ihre jugendliche Verschrobenheit und Spitzfindigkeit nicht abgelegt. Noch immer kam sie bei den unpassendsten Gelegenheiten mit der konfuzianischen Tugendlehre. So war es vor zwanzig Jahren gewesen, als sie das freche Bastardhühnchen in Schutz genommen hatte, die Tochter der niedriggeborenen Konkubine, die Enkelin des schmierigen Schuhputzers.

Die Lehre des großen Konfuzius war dazu da, um hohen Beamten ihre Mußestunden in würdiger Betrachtung zu kürzen. Aber man brauchte sie nicht, um mit dem Pöbel fertig zu werden.

Ihr Haustor war offen, o ja. Aber für Leute, die etwas vorstellten. Nicht für eine hergelaufene Bettlerin.

Freundschaft für China? – China brauchte Trumans Freundschaft. China würde leider, leider in absehbarer Zeit auch Stalins Freundschaft brauchen. Aber keinesfalls brauchte China die Freundschaft einer vagabundierenden Hungerleiderin.

„Mee-Tssjing hat nicht gewußt“, begann Madame Tang mit klangloser Stimme, „daß die Zimmer unseres Hauses sämtlich von Gästen in Anspruch genommen sind. Ich kann Ihnen leider keine Unterkunft gewähren.“

Mit übertriebener Hast erhob sich Hanna. „Mee-Tssjing wird sich wundern“, stieß sie zwischen den Zähnen hervor.

Madame Tang überhörte taktvoll diese lächerliche Bemerkung. Der Haushofmeister öffnete die Tür.

Durch einen Nebel von Kurzsichtigkeit und Kränkung sah Hanna das freundlich sorgenvolle Antlitz des Elfenbeinhirten und ihr war, als ob seine Lippen sich leise bewegten:

„Du wirst mich wiedersehen, Fremde. Du wirst mich wiedersehen.“

Hanna eilte stolpernd nach der Rumpelkammer. Gelassen folgte der Alte.

Der Dritte Diener lief hinzu, er sah den Koffer an und wartete auf einen Befehl des Haushofmeisters. Aber der Befehl blieb aus.

Bestürzt betrachtete der Dritte Diener Hannas weißes Haar, ihre schwarzen Brauen, ihre jugendliche, aber zarte und müde Gestalt. Schließlich murmelte er eine Frage, und der Haushofmeister verzog den Mund, als wollte er sagen: „Meinetwegen!“

Durch die Höfe eilend, daß der Diener mit ihrem Koffer kaum nachfolgen konnte, begann Hanna bereits ihre Lage zu überdenken. Vielleicht war es besser so. Sie hatte ja noch ein zweites Eisen im Feuer. Rasch zu Ma Schu-Ping!

Ein kalter, heftiger Wind hatte sich erhoben, er durchblies ungehindert das klargeformte Stadtgebilde und füllte Hannas Augen, Ohren und Nase mit Sand. Das Haus befand sich am Bee-Tschi-Tze (Beichizi),<sup>6</sup> dicht an der Verbotenen Stadt.

Hanna klopfte mit zuversichtlichem Eifer und übergab den Brief einem Torwächter, der sich sofort ihres Koffers annahm und Koffer samt Inhaberin in seiner primitiven, aber wohligh geheizten Portierloge unterbrachte.

„Wärmen Sie sich erst einmal“, bat er munter. „Ich übergebe inzwischen Ihren Brief.“

Aber weit weniger munter kam er zurück. „Herr Ma Schu-Ping“, berichtete er, „ist noch vor Monaten nach Hongkong gefahren.“

Das war augenscheinlich keine Lüge. Auch aus Schanghai waren viele linke Intellektuelle nach Hongkong geflüchtet und so noch im letzten Augenblick der Kuo-Min-Tang-Polizei entgangen.

„Dann möchte ich seinen erhabenen Vater sprechen“, verlangte Hanna mit großer Höflichkeit.

Der Torwächter ging trübselig ins Haus und kam noch trübseliger wieder.

„Herr Ma kann Sie nicht empfangen. Er kennt Sie nicht.“

„Hat er den Brief gelesen?“, stammelte Hanna.

„Er hat ihn gelesen.“

Hanna griff nach ihrem Koffer und wandte sich zum Gehen.

„Aber vorher wärmen Sie sich, bitte“, meinte der Torwächter. „In der Portierloge bin ich der Hausherr. Warten Sie, ich mache Ihnen einen Tee.“

„Gibt es hier in der Nähe ein billiges Hotel?“, fragte Hanna.

„O ja, der ‚Wandernde Stern‘, gleich daneben am Nan-Tschi-Tze (Nanchizi). – Hier, nehmen Sie Ihren Brief zurück. Sie werden ihn vielleicht noch brauchen.“

„Darf ich meinen Koffer bei Ihnen lassen? – Ich hole ihn morgen ab.“

„Aber nicht später als morgen, bitte. Ich will mir nämlich eine andere Stelle suchen. Für Leute, die einen Menschen im Dezemberwind vor ihrer Türe stehen lassen, kann ich nicht arbeiten. Das paßt mir nicht.“

Als Hanna den Nan-Tschi-Tze entlangging, erdröhnten plötzlich, vom Nordwesten her, Maschinengewehre.

Sie kommen, dachte Hanna aufatmend, sie kommen.

Das Hotel zum „Wandernden Stern“ war ein anderthalbstöckiges Gebäude von europäischer Konstruktion mit nüchternen Korridoren und altmodisch massiven Fensterläden.

Hannas Kasse war durch die langen Pedicabfahrten schon ziemlich schwindstüchtig geworden. Sie bezahlte für zwei Tage. Es blieb ihr so viel, daß sie sich noch morgen sattessen konnte. Übermorgen –?

Das Geschützfeuer war verstummt. Am nächsten Nachmittag begann es von neuem, hörte aber wieder auf. Dann war vierundzwanzig Stunden lang alles still.

„Genossen“, sagte Hanna, ins Leere starrend, „ihr kommt zu spät.“

Das elektrische Licht funktionierte nur selten. Abends brachte der Diener eine Petroleumlampe. Die Straßen waren stockfinster.

Und hinter dieser Finsternis ahnte Hanna, was sie im Tageslicht nur flüchtig und unbewußt gesehen hatte, durch Schleier der Kurzsichtigkeit und Ratlosigkeit, der körperlichen Schwäche und gehetzten Spannung: Peking, die schönste Stadt der Erde.

– 3. Kapitel –

Der dritte Tag war mild und windstill, und Hanna, vom Hunger noch nicht völlig geschwächt, beschloß, die Stadt ein wenig zu besichtigen.

Ein rechteckiges Schmuckkästchen war Peking, vollkommen symmetrisch, und ein kleineres, ebenfalls rechteckiges Schmuckkästchen barg sich in seinem Innern, die Verbotene Stadt, der einst verbotene kaiserliche Stadtbezirk, der längst nicht mehr verboten und längst nicht mehr kaiserlich war, aber dennoch seinen Namen behalten hatte.

Hanna durchschritt das südliche Tor der tiefroten Mauer, da waren es fünf oder sechs nacheinander aufgereihte Tore, die einen traumhaften Durchblick boten: Gebäude und Gärten, Gärten und Gebäude. Sie stand plötzlich unter einer Saaldecke aus goldvioletterem Mosaik. Der Drache schwebte über ihr als Symbol des Kaisers und der Phönix als Symbol der Kaiserin, und sie wußte wieder, daß sich alles Verkehrte und Niederdrückende in Schönheit verwandeln ließ.

Und nicht weniger von Schönheit durchtränkt waren die umliegenden Stadtbezirke. Kleine Seen leuchteten da und dort zwischen Mauern und Baumgruppen. Überall, wo zwei Chausseen einander rechtwinklig überschnitten, war der Pai-Lou,<sup>7</sup> die Kreuzung, von vier riesigen und doch zierlichen hölzernen Torbögen eingerahmt. Auf einem Hügel thronte in schneeweißer Massigkeit der Bee-Hai,<sup>8</sup> der Winterpalast, ein Gebäude von mongolischer Art, sehr fremd inmitten dieser anmutig zarten Chinesenwelt.

Umherwandelnd sah Hanna mit peinlichem Erstaunen, wie die uralten Riesenbäume eines Tempelhofes gefällt wurden. Sie sah uniformierte Arbeiter die Torbögen des Dung-Dan-Pai-Lou (Dongdan Pailou) abtragen. Sie stand, am Südende der Ha-Ta-Men (Hademem)-Chaussee, plötzlich vor einer weiten, häßlich kahlgeschorenen Fläche.

In der kleinen, primitiven Halle ihres Hotels lag die *Peping Chronicle*,<sup>9</sup> eine englische Zeitung, die frischweg erklärte, die glorreichen Kuo-Min-Tang-Truppen hätten die Kommunisten endgültig zurückgeschlagen. Während Hanna las, erdröhnten Schüsse, viel näher als vorgestern. Weiter las Hanna, auf Befehl des Stadtkommandanten, General Fu Tzo-Yi (Fu Zuoyi)<sup>10</sup> sei der südliche Teil der Ha-Ta-Men-Chaussee in ein Flugfeld verwandelt worden, um die Verteidigung Pekings gegen die Roten wirksam zu verstärken.

Der Hotelbesitzer trat hinzu und ersuchte Hanna, persönlich bei der Fremdenpolizei vorzusprechen, das sei jetzt Vorschrift.

Hanna machte sich wieder auf den Weg. Die Registrierung verlief zunächst mechanisch. Aber plötzlich hieß es, Oberst Feng Ü-Ting (Feng Yuting) wolle sie persönlich sprechen.

„Nehmen Sie Platz, Miß Bilkes.“ Sein Englisch war ausgezeichnet und, fast wider Willen, entschlüpfte ihr ein Kompliment.

„Ich bin noch nicht lange Polizist“, versetzte lächelnd der Oberst. „Eigentlich bin ich Professor der englischen Literatur. Zuerst habe ich an einer Mittelschule unterrichtet, später an einer Hochschule. Zwischendurch habe ich in der Armee gedient und gegen die Japaner gekämpft. Leider kann man mit dem Gehalt eines Hochschulprofessors keine Familie ernähren, nicht einmal sich selbst.“

„Das habe ich gemerkt“, sagte Hanna grimmig.

„Ich bin verpflichtet, Sie zu fragen, weshalb Sie nach Peking gekommen sind.“

„Ich bin Korrespondentin der *Brücke* und des *Zeitstromes*“,<sup>11</sup> erklärte Hanna, zwei Beglaubigungsbriefe und einige Zeitungsartikel aus ihrer Aktentasche hervorziehend. „Im Interesse meiner Blätter wollte ich dem Kriegsschauplatz näher sein.“

„Aber jetzt sind Sie von Ihren Zeitungen abgeschnitten“, meinte Oberst Feng.

„Total!“, bestätigte Hanna.

„Haben Sie wenigstens eine gute Unterkunft?“

„Ich wohne in einem winzigen Hotelzimmer, das ich nicht bezahlen kann.“

„Und ich“, ergänzte Oberst Feng, „habe zwar ein anständiges, kleines Haus, aber ich fürchte täglich, daß mir das Stadtkommando ein paar Soldaten einquartieren könnte. Fu Tzo-Yi besetzt mit Vorliebe die Mittelstandswohnungen. Die Quartiere der Armen sind gar zu elend, und den Patriziern will er keine Unbequemlichkeiten bereiten. Auch den Ausländern nicht. Hätte ich also eine Ausländerin, hätte ich Sie, Miß Bilkes, als Gast in meinem Häuschen, so wäre ich gegen jede Einquartierung gesichert.“

„Ich nehme dankend an!“, rief Hanna.

„Leider kann ich Sie nicht verpflegen“, bedauerte Oberst Feng. „Die Lebensmittelpreise steigen fortwährend. Ich habe zwei kleine Söhne und ein Töchterchen, und meine Gattin erwartet schon wieder ein Kind. Und außerdem wohnt meine Schwester bei mir und auch mein Neffe, der Sohn meines ältesten Bruders.“

„Vielleicht bekomme ich Privatstunden“, meinte Hanna. „Ich kann Polnisch, Yiddisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Russisch.“

„Soviel ich weiß, wollen hier zwei Angestellte Russisch lernen.“

Ein Zeichen der Zeit!, dachte Hanna, aber sie bemühte sich, nach chinesischem Muster, ein undurchdringliches Gesicht zu machen.

„Leider können sie nicht viel bezahlen“, erklärte Oberst Feng.

Er rief den jungen Registrator und seine Assistentin, und bald war man handelseinig. Hanna bekam für fünfzehn Lektionen gerade genug, um sich während der nächsten vier Tage sattzuessen.

Schließlich telefonierte Feng Ü-Ting dem Hotelbesitzer und bat ihn, mit Rücksicht

auf die ungewöhnlichen Zeiten, Hanna die Bezahlung für den dritten Tag zu erlassen.

Das Haus der Fengs befand sich ebenfalls am Bee-Tschi-Tze im Nu-Nu-Fang (Nunufang)-Gäßchen. Es war, wie die meisten Häuser der Stadt, ebenerdig. Drei Zimmer und eine Küche umschlossen das zierliche Hofquadrat. Hanna teilte ihr Zimmer mit der unverheirateten Schwester des Obersten, Fräulein Feng Yü-Lin, einer stattlichen, ein wenig herben Dreißigerin. Sie arbeitete als Kassierin in der gleichen Mittelschule, in der ihr Bruder einst Unterricht erteilt hatte. Energisch benützte sie Hannas Anwesenheit, um ihr mangelhaftes Englisch durch Übung zu verbessern, wobei sie drollige chinesisch-englische Sätze zustande brachte:

„Miß Pi-Li-Ke have you tschi-fan (chifan) la?“\*

„Miß Pi-Li-Ke, today it is very ling (leng). I go schui-dzjao (shuijiao).“\*\*

Der Neffe war ein zwanzigjähriger, in sich gekehrter Bursche. Abends, wenn die Familie Ma-Dshong<sup>12</sup> spielte, saß er abseits und schrieb. Als Hanna ihn fragte, was er Schönes schreibe, entgegnete er verschämt, das sei nur ein Tagebuch. Aber bald darauf erschien von ihm ein Artikel in der *Morgenblütenzeitung*,<sup>13</sup> überraschend frühreif und von feiner, geistreicher Bitterkeit. Nach chinesischer Tradition, so schrieb er, sei der Kindersegen das größte Glück. Unter diesen Verhältnissen aber sei der Kinderlose zufrieden und der Kinderreiche verzweifelt. Nach chinesischer Tradition werde die Schwangerschaft der Gattin mit froher und stolzer Hoffnung betrachtet. Unter diesen Verhältnissen aber nur mit Kummer und Angst. Je größer der Bauch der Ehefrau, desto größer die Sorgen des Ehemannes.

Vier Tage lang hatte Hanna zu essen. Zwei Tage lang fastete sie und hatte noch außerdem die Mühe, ihren Hunger von den Fengs zu verheimlichen. Schließlich überwand sie sich und ging zu Fuß den weiten Weg nach der Tji-Chua-Men (Jinhuamen)-Straße zum Hause der Tangs. Da stand es, schön und hassenswert mit seinem goldvioletten Drachen über dem Tor. Der Dritte Diener öffnete und rief den Haushofmeister.

„Was wollen Sie?“, fragte der Alte.

Hannas Magenwände schmerzten. „Sagen Sie Ihrer reichen Dame“, fauchte sie, besinnungslos vor Wut, „wenn sie schon so herzlos ist, mich nicht aufzunehmen, so soll sie sich wenigstens darum kümmern, daß ich was zu essen kriege, oder ich mache einen Skandal, daß ganz Peking zusammenläuft.“

Ein Sklavenblick traf sie, glanzlos, mutlos, urteilslos: „Geben Sie Ihre Adresse“, er schnaufte geringschätzig. „Man wird sehen.“

„Der böse Geist fahre in deines Vaters Vater“, murmelte Hanna auf Yiddisch.

\* Haben Sie gegessen?

\*\* Heute ist es sehr kalt, ich gehe schlafen.

„Mögest du keine Nachkommenschaft haben“, murmelte der Haushofmeister auf Chinesisch. Er fürchtete den Zorn seiner Gebieterin, weil er sich mit der Unwillkommenen überhaupt in Verhandlungen eingelassen hatte.

Hanna schleppte sich mühsam den langen Weg nach Hause. Ihre fadenscheinigen Strümpfe rissen bei jedem Schritt.

Sie kam zugleich mit ihren beiden Schülern an und gab ihnen, ihre letzte Kraft zusammenraffend, eine russische Unterrichtsstunde.

Kaum waren sie gegangen, als Hanna eine wohlbekannte steife Gestalt über den Hof schreiten sah: den Haushofmeister der Familie Tang.

Allen Anstand beiseite lassend, rannte Hanna hinter ihm her, holte ihn ein und stand mit ihm zugleich vor Oberst Feng.

„Ich bin der Erste Diener der wohledlen Familie Tang“, stellte der Haushofmeister sich vor. „Die alte große Dame läßt Ihnen sagen“ –, seine Worte überstürzten sich. Hanna konnte dem chinesischen Redestrom nicht mehr folgen. Aber, immer wiederkehrend, unterschied sie die beiden Silben: „Ba-Lu, Ba-Lu, Ba-Lu.“

„Dieses hochwohlgeborene Denunziantenpack!“, sagte Hanna angeekelt. Sie wandte sich und ging in ihr Zimmer zurück.

Warum fühle ich noch immer keine Furcht?, überlegte sie verwundert. Wahrscheinlich befinde ich mich bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Idiotie.

Sie rückte einen Hocker dicht an die Petroleumlampe und begann in ihrer systematischen Art die zerrissenen Strümpfe zu stopfen.

Völlig abgetötet schien ihr Zeitgefühl. War eine halbe Stunde vergangen? Eine Stunde? Zwei Stunden?

Oberst Feng klopfte nach europäischer Art und trat ein. „Miß Bikes, ich muß mit Ihnen sprechen.“

„Nehmen Sie Platz, Herr Oberst“, sagte Hanna mit melancholischer Frechheit. „Entschuldigen Sie, daß ich meine Stopfarbeit nicht weglege.“

„Sie sind Kommunistin?“

„Nein.“

„Aber Ihr Gatte ist Kommunist?“

„Ja.“

„Sie sind nach China gekommen, um ihn zu suchen?“

„Ja.“

„Und Ihre literarische Arbeit“ –

„War auch ein Zweck meiner Reise, aber nicht der einzige.“

„Sie wissen also nicht, wo er sich befindet?“

„Ich weiß es nicht. Und wenn ich es wüßte“ –

„Würden Sie es mir nicht sagen, ich verstehe schon. – Wo haben Sie Ihren Gatten eigentlich kennengelernt?“

„In Moskau.“

„Seit wann sind Sie von ihm getrennt?“

„Seit zehn Jahren.“

„Und seit wann sind Sie ohne Nachricht von ihm?“

„Ebensolange.“

„Sie haben nicht wieder geheiratet?“

„Nein.“

„Und haben auch nicht die Absicht?“

„Nein.“

Er schwieg und schien seine Gedanken zu sammeln. Hanna stopfte.

„Ich bin Beamter der Fremdenpolizei“, begann Oberst Feng, die schrägen Augen niederschlagend. „Meiner Vorschrift entsprechend müßte ich Sie jetzt verhaften und der Geheimpolizei übergeben. Aber Sie sind mein Gast. Sie haben sich einen Farbigen zum Gemahl erwählt, einen Unterdrückten, Beleidigten, und haben ihm unverbrüchlich die Treue bewahrt, Sie, die weiße Frau, die Tochter einer privilegierten Rasse.“

Nebbich!, dachte Hanna. Meine privilegierte Rasse!

„Vom Standpunkt der konfuzianischen Tugendlehre“, fuhr Feng Ü-Ting in seiner Erklärung fort, „gebührt Ihnen die höchste Achtung. Miß Bilkes! Als chinesischer Patriot verbürge ich mich für Ihre persönliche Freiheit und Sicherheit.“

„Das ist – – das ist wirklich“ – – – stammelte Hanna und fing hemmungslos zu weinen an.

Oberst Feng bemühte sich, über diesen barbarischen Gefühlsausbruch taktvoll hinwegzugehen.

„Ich muß Ihnen nur *einen* Vorwurf machen“, bemerkte er mit gedämpfter Herzlichkeit. „Sie haben zwei Tage hindurch kein Bissen gegessen. Warum haben Sie uns nichts gesagt?“

„Ich kann Ihren Kinderchen doch nicht den Reis vom Mund wegnehmen“, schluchzte Hanna.

„Ist nicht so schlimm. Heute abend sind Sie jedenfalls unser Tischgast. Und morgen gebe ich Ihnen die Adresse von jemandem, der Ihnen wahrscheinlich weiterhelfen wird.“

In der Nacht hatte Hanna bei Fräulein Feng Yü-Lin ein zweites, weit strengeres Verhör zu bestehen.

„Miß Pi-Li-Ke, Sie sind eine Ba-Lu?“

„Nein.“

„Doch.“

„Aber nein.“

„Natürlich sind Sie eine Ba-Lu.“

Hanna fing zu lachen an. „Sie können glauben, was Sie wollen.“

„Aber Ihr Mann ist ein Ba-Lu.“

„Ja“, sagte Hanna.

Wieder erdröhnten Maschinengewehre.

„Da kommt Ihr Mann“, meinte Fräulein Feng. Sie schmiegte die dunkelgoldene Wange mit echt chinesischer Gelassenheit an das kleine, harte Kopfkissen und war augenblicklich eingeschlafen. –

Die Adresse, die Oberst Feng erwähnt hatte, lautete folgendermaßen: Nathan Leibowitsch Berdytschewski,<sup>14</sup> Tientsin Race Course 25, Peking Legation-Street 38.

Berdytschewski war ein reicher Pelzhändler und das Haupt der Tientsiner jüdischen Gemeinde.<sup>15</sup> Er war Anfang Dezember herübergekommen, um Felle einzukaufen, die in Peking wesentlich billiger waren. Indessen war die Front herangerückt und hatte jede Verbindung zwischen den beiden Nachbarstädten abgeschnitten. Worauf sich Berdytschewski provisorisch, aber komfortabel in Peking niederließ.

Hanna zog sich zum Gehen an, wobei sie mit lauten Monologen der Selbstzufriedenheit ihre gestrige Stopfarbeit bewunderte.

Herr Berdytschewski empfing sie einigermaßen befremdet, übergab ihr aber nach längerem Hin und Her eine einmalige Unterstützung im Namen der jüdischen Gemeinde, und Hanna rannte mehr als sie ging in das nächste Lebensmittelgeschäft.

Nun aber begannen ihre schwergeprüften Nerven nachträglich zu rebellieren. Jeden Morgen beim Aufstehen wurde ihr schwarz vor den Augen. Sie wurde von Übelkeiten und heftigen Unterleibsschmerzen geplagt. Ihre russischen Stunden aber konnte sie dennoch geben, und Fräulein Feng setzte sich morgens und abends an ihr Bett und erzählte Witze. Ein Amerikaner, so erzählte sie, wurde von einem hohen chinesischen Beamten in der üblichen Weise eingeladen: „Ich bitte den älteren Bruder, meine kalte Hütte zu erleuchten und mein schlechtes Abendessen nicht zu verschmähen.“ – „O hell!“ schrie der Amerikaner, „dieser Tschinkie glaubt, ich werde seinetwegen in einer kalten Hütte frieren und ein schlechtes Abendessen herunterschlucken!“

Hanna lachte aus vollem Halse, und Fräulein Feng rief triumphierend in ihrem resoluten Chinesisch-Englisch:

„Miß Pi-Li-Ke, I made you hsiao (xiao), your Tu-Dse (duzi) no more teng!“\*

\* Ich habe Sie zum Lachen gebracht, Ihr Bauch tut nicht mehr weh.

– 4. Kapitel –

Fräulein Fengs Witze waren nicht die einzige Ursache von Hannas guter Laune. Sie hatte einen neuen Plan, der sehr zweckmäßig schien.

Außerhalb Pekings, eine gute Wegstrecke vom westlichen Stadttor entfernt, befand sich eine berühmte Hochschule, die Ming-Da-Hsüeh.<sup>16</sup> Sie befand sich bereits in den Händen der Befreiungstruppen. In Peking aber, im Tschü-Ho-Yün-Gäßchen amtierte ihre Aufnahmekanzlei.

Hanna sprach wegen einer Anstellung vor. Als Kanzleichef fungierte ein junger Dozent namens Yen Yung-Lin (Yan Yonglin). Er konnte Hanna keinerlei Auskunft geben, erklärte ihr aber, er kenne eine ganze Reihe von Professoren und Studenten der Schanghaier Li-Da-Hsüeh. Sie gerieten in ein angeregtes Gespräch über gemeinsame Bekannte. Er hatte eine feine, bedächtige Redeweise, die, wie Hanna bald herausfand, dennoch der Ausdruck eines klar entschlossenen Charakters war. Nach und nach schien es ihr ratsam, ihre Karten aufzudecken.

„Wenn es Ihnen also nicht in erster Reihe um eine Anstellung zu tun ist“, erklärte Yen Yung-Lin mit steigender Sympathie, „wenn Sie jedenfalls mit den neuen Volksbehörden in Verbindung treten wollen, so läßt sich bestimmt etwas machen.“

Er schrieb einen Einführungsbrief an den bekannten Historiker Tao Tssju-Min und empfahl Hanna als Sprach- und Literaturlehrerin. Der Registrator der Fremdenpolizei konnte ihr auf diesen Brief hin ohne weiteres einen Passierschein ausstellen, und Oberst Feng unterschrieb mit vielsagendem Lächeln.

Hanna ließ den Koffer in der Obhut ihrer Gastgeber und marschierte zum westlichen Stadttor hinaus. Die Landstraße war still, nur hie und da ging ein Bäuerlein seines Weges. So gelangte sie zum Kuo-Min-Tang-Posten, einem unterernährten Soldatenjüngling, der sie nach flüchtiger Prüfung ihres Passierscheines gehen ließ.

Nun war sie im Niemandsland. Vereinzelte Schüsse fielen irgendwo, aber sie galten nicht ihr. Sie ging und ging. Wie müde sie schon war, und hatte doch erst die kleinere Hälfte des Weges hinter sich.

Endlich – ein Wachtposten. Hanna verschlang ihn mit den Augen. Es war ja der erste Ba-Lu-Soldat, den sie zu sehen bekam. Sie suchte nach irgendeinem Abzeichen. Aber es gab keines. Weder einen Sowjetstern an der Brust, noch Hammer und Sichel an den Ärmeln. Das einzige, was seine Uniform von der des Kuo-Min-Tang-Soldaten unterschied, war eine warme Pelzmütze.

Egal – sie war im Befreiten Gebiet. Sie war bei Nju-Lang.

Hanna hielt ihren Passierschein hin. Er wurde gründlich geprüft, bedeutend gründlicher als vorher. „Hier ist auch ein Empfehlungsschreiben“, erklärte Hanna mit großem Eifer. Andere Befreiungsarmisten kamen hinzu. Sie wurde neugierig angestarrt und mit einem freundlichen Kuligrinsen befragt, ob sie wirklich so viele Sprachen verstünde.

„Wirklich“, bestätigte Hanna. Sie nahm die bewundernden Ausrufe geschmeichelt entgegen und fragte nach dem Weg zur Ming-Da-Hsüeh.

Sie habe noch ungefähr zwei Stunden zu gehen. Immer westwärts.

Zwei Stunden sind es für ihn, dachte Hanna. Dann sind es für meine Plattfüße mindestens fünf Stunden.

Sie ging und ging und startete kurzsichtig auf jeden Vorübergehenden. Aber es war nicht Nju-Lang. Und wieder nicht. Und wieder nicht.

Gleich falle ich um, dachte Hanna.

Ein Dörfchen stand am Weg. Sie klopfte an eine der Hütten und bat um heißes Trinkwasser. Sie bekam heißes Trinkwasser und noch außerdem ein Schälchen Hirsebrei.

„Hirsebrei ist eine meiner Lieblingsspeisen“, verkündete Hanna enthusiastisch.

„Ich kann dir leider nicht mehr geben“, bedauerte die Bäuerin.

„Wer will mehr?“, verwarnte sich Hanna. „Man wird doch einen Hirsebrei loben dürfen.“

Aber für die Frau war es eine gute Gelegenheit, ihr Herz zu erleichtern. „Bevor sie abgezogen sind“ – sie zeichnete eine kleine Sonne in die Luft, das Abzeichen der Kuo-Min-Tang-Soldaten – „haben sie unsere Speisekammer glatt ausgeräumt. Ganze Säcke mit Reis und Hirse haben sie fortgeschleppt und noch geschimpft, weil kein Fleisch da war und keine Eier. Sie haben Hunger gelitten, das ist freilich wahr. Die Offiziere haben immer wieder ihre Rationen um die Ecke gebracht und verkauft.“

„Ja“, lachte der frisch einquartierte Ba-Lu, der neben dem weißbärtigen Schwiegervater der Bäuerin saß und ihm half, ein paar Bastschuhe zu flechten, „sie haben soviel Reis und Hirse mitgeschleppt, daß sie ihre Waffen dalassen mußten, erstklassige amerikanische Waffen, die wir gut gebrauchen können.“

Erst um vier Uhr nachmittags erreichte Hanna die Ming-Da-Hsüeh. Nette kleine Wohnhäuser gruppierten sich ringsum das Hochschulgebäude. Nach einigem Suchen fand Hanna das Häuschen Tao Tssju-Mins und konnte ihren Empfehlungsbrief überreichen, wobei sie unaufhaltsam herausplatzte und den eigentlichen Grund ihres halsbrecherischen Ausfluges vorbrachte.

„Sie sind herzlich willkommen“, sagte der Professor. „Ich höre gerade mit meiner Familie Radio. Wollen Sie mithören? – Nachher können wir dann alles besprechen.“

Im Radio erklang die Stimme des Kommunistengenerals Lin Biao: „General Fu Tzo-

Yi, im Interesse der Zivilbevölkerung, im Interesse unserer nationalen Kunstschatze, fordere ich Sie auf, fünfzig Li von der Stadt entfernt mit uns zu kämpfen. Im Falle unseres Sieges ist Ihnen und Ihren Truppen freier Abzug zugesichert. Wir bitten Sie dringend, sich nicht hinter den Einwohnern von Peking zu verschanzen. Wir bitten Sie inständigst, keine Tempelbäume mehr zu fällen, keine Pai-Lous mehr abzutragen und – vor allem – keine friedlichen Menschen mehr zu gefährden.“

Die Stimme war verstummt.

„Was glauben Sie, meine Herrschaften?“, fragte Hanna. „Wird General Fu Tzo-Yi darauf eingehen?“

„Schwerlich“, versetzte Professor Tao. „Er weiß zu gut, daß seine Truppen den unseren weit unterlegen sind.“

„So wird es in Peking zu Straßenkämpfen kommen!“, rief Hanna verzweifelt. „Sie werden die schönste Stadt der Erde verstümmeln.“

„Vielleicht wird Fu Tzo-Yi noch rechtzeitig kapitulieren“, tröstete Professor Tao. „Es wäre nicht der erste und auch nicht der letzte.“

Seine Frau, sein junger Sohn und seine halbwüchsige Tochter bestätigten es lachend. Minutenlang schwirrten zehn oder mehr Namen von Kuo-Min-Tang-Generälen durch die Luft.

„Sind Sie Kommunist, Herr Professor?“, fragte Hanna.

„Nein, Miß Bilkes.“

„Für einen parteilosen Gelehrten aber besitzen Sie eine seltene realpolitische Einsicht.“

„Ich bin durchaus nicht parteilos“, lachte Tao Tssju-Min. „Die Kommunisten sind ja nicht die einzige Partei in der Chinesischen Volksrepublik. Wir haben noch deren zehn, zum Beispiel die Demokratische Liga,<sup>17</sup> die Revolutionäre Kuo-Min-Tang,<sup>18</sup> die Partei der drei Prinzipien Sun Yat-Sens,<sup>19</sup> die Partei zur Förderung der Demokratie,<sup>20</sup> die Gerechtigkeitspartei<sup>21</sup> und noch einige andere. Tschiang Kai-Schek hat sie sämtlich rigoros unterdrückt, sobald sie versuchten, die herrschende Mißwirtschaft zu kritisieren. Vielleicht hätten wir uns, früher oder später, ohnehin der marxistischen Ideologie genähert, aber Tschiang Kai-Schek hat diesen Prozeß beschleunigt. Er und Sung Tzi-Wen und die ganze korrupte Clique haben für die Kommunisten unbewußt, aber höchst wirksam Propaganda gemacht, und die Kuo-Min-Tang-Truppen waren die ständigen Waffenlieferanten der Befreiungsarmee.“

„Darf ich fragen, Herr Professor, welcher Partei Sie angehören?“

„Der Partei zur Förderung der Demokratie. Auch Yen Yung-Lin, mein Lieblingsschüler, gehört ihr an. Übrigens, wie gefällt er Ihnen? Wie finden Sie sein Englisch?“

„Er spricht fast so gut wie Sie, Herr Professor.“

„Aber nun, Miß Bilkes, wollen wir von *Ihren* Angelegenheiten reden. Als chinesischer Patriot habe ich die größte Sympathie für Sie. Eine Stellung kann ich Ihnen jetzt leider nicht anbieten. Es wird noch eine ganze Weile dauern, bis wir über unsern Lehrplan und unser Budget ins klare kommen. Aber vielleicht kann ich Ihnen helfen, Ihren Gatten zu finden. Das Militärische Kontrollkomitee ist nicht weit von hier einquartiert. Ich rufe gleich an.“

Er ging ins Nebenzimmer.

„Haben Sie schon gegessen?“, fragte auf Chinesisch die schweigsame, immer lächelnde Frau Professor.

„Danke vielmals!“, erwiderte Hanna. „Schon längst.“

„Dann kommen Sie Tee trinken.“

Professor Tao kam zurück und setzte sich ebenfalls an den Teetisch. Er schien merklich herabgestimmt.

„Besitzen Sie irgendwelche Papiere?“, fragte er. „Ich meine: Papiere, die Ihre Beziehungen zu dem Genossen Tschang Nju-Lang bezeugen?“

„Hier, dieser Brief“, sagte Hanna, das Empfehlungsschreiben an Ma Schu-Ping hervorsuchend.

Professor Tao las aufmerksam. „Und sonst?“, fragte er. Hanna zuckte die Achseln.

„Miß Bilkes, man wird mich morgen um zehn im Kontrollkomitee empfangen. Ich werde hören, was die Genossen mir sagen und Ihnen wortwörtlich Bericht erstatten.“

„Wieso?“, fragte Hanna. „Darf ich nicht mitkommen?“

„Leider ist das nicht erlaubt. Die Volksbehörden empfangen vorläufig keine Ausländer, über die sie nicht hinreichend informiert sind.“ Er brach kurz ab. „Sie müssen ruhen, Miß Bilkes. Sie sehen furchtbar müde aus.“

Jetzt erst kam es Hanna zu Bewußtsein, daß sie ihren Gastgebern wahrscheinlich einige Unbequemlichkeiten bereitete. Es gab außer den beiden großen noch vier kleine Kinder. Alle begegneten ihr mit stiller Freundlichkeit. Sie bekam ein vorzügliches Abendessen und ein bequemes Nachtlager. Aber der Gedanke, daß sie den Leuten zur Last fiel, ließ sie nicht schlafen.

Schon um fünf Uhr morgens stand sie auf und schrieb ein Gesuch, das sie Professor Tao mitgeben wollte. Sie hob darin das Wesentlichste aus ihrem Leben und ihrer Arbeit hervor, erbot sich, ihren Gedichtband wie auch ihre gedruckten Zeitungsartikel zur Prüfung ihres politischen Charakters vorzulegen und schloß mit dem Wunsch, sich im Neuen Demokratischen China nützlich zu machen.

Kurz nach elf kehrte Professor Tao zurück. Heute war er noch mehr herabgestimmt.

„Miß Bilkes“, sagte er. „Ich muß Ihnen eine traurige Nachricht überbringen. Ihr Gatte ist tot.“

„Das habe ich schon zehnmal gehört“, versetzte Hanna. „Wann ist er gestorben? Wo ist er gestorben? Und wie ist er gestorben?“

„Um 1947. Irgendwo in Nan-Tschang oder Kwan-Tung. Bestimmtes weiß man nicht.“

„Solange man nichts Bestimmtes weiß, so lange behaupte ich, daß er lebt.“

„Aber was wollen Sie nun anfangen?“

„Ich möchte arbeiten.“

„Sie bekommen jetzt keine Arbeit. Alles ist im Übergang. Im allerersten Übergangsstadium. Und niemand kennt Sie gut genug. Und der Bürgerkrieg ist noch lange nicht beendet.“

„Ich muß mit den Genossen reden. Ich muß.“

„Kommen Sie, bitte, zum Telefon“, ergab sich Professor Tao mit melancholischer Höflichkeit.

Er rief das Militärische Kontrollkomitee an und übergab Hanna die Hörmuschel.

Es meldete sich ein Oberleutnant Hsü Wang-Fu.

„Genosse Oberleutnant“, schrie Hanna auf Chinesisch, „ich bin eine anti-imperialistische Schriftstellerin. Ich bin Tschang Nju-Langs Frau.“

Pause. Dann kam eine sanfte, betrubte, verlegene Stimme:

„Genossin Tschang! Ich kann jetzt leider gar nichts für Sie tun. Entschuldigen Sie.“ Die letzten Worte wiederholte er, um sich besser verständlich zu machen, auf Englisch. Trotz ihrer Enttäuschung entging es Hanna nicht, daß er anstatt „sorry“ „sollie“ sagte und daß er sie, die Unbekannte, mit echt chinesischem Takt „Genossin“ titulierte. Trotz ihrer Enttäuschung empfand sie es wieder, jenes rätselhafte Gefühl einer begeisterten Rührung.

„Sie kennen meinen Mann?“

„Und ob ich ihn gekannt habe!“

„Und Sie wollen seine Frau nicht empfangen?“

Die Stimme klang leise, fast erstickt: „Ihr Mann ist leider tot.“

„Und Sie wollen seine Witwe nicht empfangen?“

„Ich darf nicht. Wirklich nicht. Es ist niemand da, der Sie identifizieren kann.“

„Genosse Hung Shen kennt mich.“

„Genosse Hung Shen ist vor drei Jahren im Kampf gefallen.“

„Und Sie selbst, haben Sie nie von mir sprechen hören?“

„Ich glaube, doch. Vor einigen Wochen, in Schi-Tschia-Tschuang, da hat jemand von Ihnen gesprochen. Aber nur ganz flüchtig und unbestimmt. Und darum“ –

„Ich verstehe. Können Sie mir, bitte, sagen, wer das war, der von mir gesprochen hat?“

„Ein Hauptmann Hu Ping-An.“

„Wie kann ich ihn erreichen?“

„Jetzt leider gar nicht. Er kämpft irgendwo im Westen. Und dann – er kennt Sie ja auch nicht persönlich.“

„Ich verstehe. Entschuldigen Sie. Auf Wiedersehen.“

Hanna wandte sich an Professor Tao, der mit stiller Spannung zugehört hatte: „Natürlich habe ich mit der Möglichkeit gerechnet, meinen Mann nicht gleich zu finden und inzwischen von den Kommunisten mit Mißtrauen behandelt zu werden. Ich war darauf gefaßt, daß sie mich einsperren. Ich war darauf gefaßt, daß sie mich an die Wand stellen. Aber daß sie mich einfach ignorieren, darauf war ich nicht gefaßt.“

– 5. Kapitel –

Am nächsten Morgen ertönte im Radioapparat die Stimme General Fu Tzo-Yis mit einer gewissen erleichterten Müdigkeit. Er gab bekannt, daß er jeden weiteren Kampf innerhalb oder außerhalb der Stadt für nutzloses Blutvergießen halte. Er sei bereit, Peking friedlich zu übergeben. Im Interesse des nationalen Friedens sei er bereit, sich selbst in den Dienst der neuen Volksbehörden zu stellen.

„Mein Mann hat es vorausgesagt“, lächelte Frau Professor Tao.

„Alles wird noch gut“, meinte Hanna versonnen. „Und mein Mann lebt doch.“

Sie hielten einander an den Händen und schwiegen.

Nachmittags kam ein Gast aus Peking: Yen Yung-Lin.

Als die kleine dünne Gestalt des jungen Lehrers zur Türe hereinkam, als das schmale bebrillte Gesicht sich grüßend neigte, als die feine bedächtige Stimme erklang, die doch so viel Entschlossenheit barg, da war es Hanna, als sei ihr leiblicher Bruder eingetreten.

Yen Yung-Lin schilderte die Stimmung in Peking, die wie ein Erwachen aus schweren Träumen war. Nur kleine, leicht heilbare Narben hatte das Stadtbild davongetragen. In unzerstörter Schönheit erwartete Peking den friedlichen Einzug der Volksarmee.

„Und für Sie, Miß Bilkes, habe ich eine besondere Nachricht“, wandte er sich an Hanna. „Ich habe zufällig mit einem Redakteur der Morgenblütenzeitung gesprochen. Man erwartet Ma Schu-Ping in den nächsten Tagen.“

„Dann gehe ich gleich mit Ihnen nach Peking zurück“, beschloß Hanna.

„Warten Sie ruhig noch ein paar Tage“, meinte Frau Professor Tao. „Vielleicht geht bald ein Autobus wie in normalen Zeiten.“

Aber Hanna saß bereits vierundzwanzig Stunden später in Oberst Fengs Wohnung und bewunderte das neugeborene Kind, das den Namen Hsiao-Ping (Xiaoping) bekommen hatte, der Kleine Frieden, einen sehr optimistischen Namen, denn vorläufig gab es erst einen unsicheren Waffenstillstand und komplizierte Verhandlungen.

Hanna hatte ursprünglich um Unterkunft bitten wollen. Aber sie sah ein, daß sie jetzt in diesem Freuden- und Sorgentrubel die Familie empfindlich stören würde. Die Unterstützung der Tientsiner jüdischen Gemeinde reichte jedenfalls noch für einige Zeit. So mietete sie wieder ein kleines Zimmer im Wandernden Stern. Sie fuhr fort, ihre Eindrücke aufzunotieren, und begann die Lieder, die sie auf Straßen und Plätzen hörte, in deutscher Sprache nachzudichten.

Am zweitnächsten Morgen brachte Yen Yung-Lin die Nachricht, daß Ma Schu-Ping in Peking eingetroffen sei. Hanna wartete drei Tage, dann ging sie hin.

Wieder wie beim erstenmal durchblies von der Wüste Gobi her ein heftiger Sturm das klargeformte Stadtgebilde und füllte Hannas Augen, Ohren und Nase mit Sand. Wieder klopfte sie mit zuversichtlichem Eifer. Der frühere Torwächter war tatsächlich nicht mehr da, sein Nachfolger schien jünger und unbeholfener. Er nahm Hannas Empfehlungsbrief und brachte ihn nach einer Weile sehr verlegen zurück.

„Herr Ma Schu-Ping kann Sie nicht empfangen. Er kennt Sie nicht.“

„Hat er den Brief gelesen?“

„Er hat ihn gelesen.“

„Wo ist übrigens der frühere Torwächter?“, fragte Hanna interessiert.

„Mein Onkel? – Der ist jetzt in der nationalisierten Baumwollspinnerei. Hier wollte er nicht bleiben. Er konnte die Leute nicht ausstehen. Auch ich kann sie nicht ausstehen. Weder den Vater noch den Sohn. Auch ich will in die Fabrik.“

Yen Yung-Lin konnte es kaum glauben. Noch nie hatte Hanna sein stilles bebrilltes Gesicht in solcher Empörung gesehen. „Warum hat er Sie nicht empfangen?“

„Weil er genau so ein greulichs Subjekt ist wie sein Vater“, entschied Hanna. „Hsü Wang-Fu dagegen scheint ein anständiger Kerl zu sein. Aber empfangen hat er mich auch nicht.“

„An Hsü Wang-Fu hatten Sie keinen Empfehlungsbrief. Darauf kommt es doch an. Miß Bilkes – ich werde versuchen, mit Ma Schu-Ping zu sprechen.“

Es war nicht leicht, mit Ma Schu-Ping zu sprechen – selbst wenn man von ihm empfangen wurde.

„Genosse Ma, Sie waren Tschang Nju-Langs Freund?“

„Tschang Nju-Lang ist tot. Aber ich mache mir nichts aus feudalistischen Pietätspflichten. Ich sage offen, man hat ihn maßlos überschätzt. Im Grunde war er nicht viel mehr als ein phantasievoller Kommis. Aber alle waren vernarrt in ihn. Alle. Auch die Frauen. Auch die weißen Frauen. Und jetzt läuft ihm eine über die halbe Erde nach ...“

Yen Yung-Lin starrte auf Ma Schu-Pings verbissene Lippen, und ein Frösteln überkam ihn. Gewaltsam wahrte er seine Ruhe: „Wenn Tschang Nju-Lang tatsächlich gestorben ist, wieso kommt es, daß man keinerlei Details erfahren kann?“

„Wer weiß, was seinen Tod verursacht hat. Vielleicht war er ein Trotzkiist. Vielleicht hat er die Partei verraten und seinen Verrat mit dem Leben bezahlt ...“

„Und die Frau? Man kann sie doch nicht einfach zugrunde gehen lassen.“

„Jeder weiß, daß Tschang Nju-Lang tot ist. Und diese Frau kommt plötzlich daher und behauptet, ihn zu suchen. Das ist mehr als verdächtig. Das ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Maske, die auf unsere sentimental Kleinfürker spekuliert. Wir aber müssen uns hüten, ausländischen Spionen Vorschub zu leisten ...“

Yen war aufgestanden. „Herr Ma, Sie geben nichts auf feudalistische Konventionen.“

Also brauche ich mir Ihnen gegenüber keinen Zwang anzutun und kann sagen, was ich denke: Wer sich so benimmt wie Sie, ist kein Kommunist und kein Demokrat und überhaupt kein Chinese. Vielleicht wird Ihr Gewissen sich noch regen. Für diesen Fall hinterlasse ich Ihnen meine Visitenkarte.“

Ma Schu-Ping fand sich allein, die Visitenkarte in der Hand, die er langsam in Stücke riß. Nie, nie würde er es über die Schwelle lassen, dieses weiße bettelnde Gespenst, das ihn grausig mahnte, wieviel Liebe es für andere gab, über die Schranken der Farbe hinweg, über die Schranken des Todes hinweg. Sie war eine Spionin oder konnte es zumindest sein. Und somit war er gerechtfertigt.

Hart krampfte sich sein Bewußtsein zusammen und ließ keine Erkenntnis eindringen, die ihm nicht genehm war. Es blieb außerhalb seines Bewußtseins, daß der scharfsichtige Fu Kai-Men, der flammend reine Li Ming-Fung, der herzenstiefe Tschao Yung-Tssjang, daß diese drei ihm keine Spionin schicken konnten. Es blieb außerhalb seines Bewußtseins, daß er sich im bösesten aller Kreisläufe drehte, schon von Jugend auf, schon von Kindheit auf und noch vor seiner Geburt und noch vor seiner Zeugung, denn schon sein Vater drehte sich im gleichen Kreislauf.

Man ist unbeliebt. Man findet die Menschen niederträchtig. Und je niederträchtiger man die Menschen findet, desto unbeliebter wird man. Und je unbeliebter man wird ... ad infinitum.

Hanna ging zu Feng Ü-Ting. Ob der Registrator und seine Assistentin nicht ihre russischen Stunden fortsetzen wollten? – Aber die beiden hatten geheiratet und eine Anstellung in Tientsin bekommen.

„Wir geben ein Inserat in die Zeitung“, tröstete Yen Yung-Lin, „Sie bekommen sicher Privatstunden.“

Tatsächlich wollten sehr viele Privatstunden nehmen, die einen Englisch, die andern Russisch. Geschäftsleute und Fabrikanten waren unter ihnen, manche in feinen Seidengewändern, manche in eleganten europäischen Anzügen. Denn weder der Privathandel noch die Privatindustrie waren abgeschafft. Abgeschafft war nur der Grundbesitz, ferner der sogenannte Kompradorenkapitalismus<sup>22</sup> – so nannte man die koloniale Ausbeutung chinesischer Arbeiter durch privilegierte Fremde – und schließlich der bürokratische Kapitalismus – so nannte man die blutsaugerische Verquickung von staatlicher Amtsgewalt und privatem Profitgeschäft, die unter dem berüchtigten Kuo Min-Tang-Onkel Sung Tzi-Wen ihren Höhepunkt erreicht hatte. Dagegen war die nationale Bourgeoisie gemeinsam mit dem Proletariat, der Bauernschaft und dem Kleinbürgertum eine ausdrücklich anerkannte Gesellschaftsklasse im Neuen Demokratischen China.

Die gleiche nationale Bourgeoisie aber begriff nicht ohne Schwierigkeiten, daß man von nun an eine anständige Leistung anständig bezahlen mußte. Bei ihren Arbeitern

und Angestellten gaben sie nun meistens, mehr oder minder willig, dem Druck der Gewerkschaften nach. Aber ein Privatlehrer war für sie nach wie vor eine Arbeitskraft, die man noch billiger bekommen konnte, als einen Rikschakuli, und Hanna wurde grün und gelb vor Wut, wenn diese gutgekleideten Herren ihr Hungerlöhne anboten. Nur einen einzigen Schüler akzeptierte sie, den Arbeiter einer privaten Papierfabrik, der, wie es den Anschein hatte, wirklich nicht besser zahlen konnte.

„Welche Sprache möchten Sie erlernen“, fragte Hanna auf Chinesisch.

„In welcher Sprache hat Marx geschrieben?“, lautete die schüchterne Gegenfrage.

Nach einigem Hin und Her fand Hanna heraus, daß Karl Marx gemeint war.

Ihr neuer Schüler hieß Tschien Chao-Tjen und zählte siebenundvierzig Jahre. Sein Chef, ein Kapitalist allerkleinsten Formats, war sogar der Vetter des Neffen seines Schwiegervaters, aber das nützte ihm nichts. Er verdiente, in Hirse gerechnet, um die Hälfte mehr als vor der Befreiung, also auch jetzt noch wenig genug. Immerhin: er konnte sich schon ein bißchen Privatunterricht leisten.

Zweimal wöchentlich kam er bescheiden und verlegen zur Türe herein und suchte umständlich nach einem schicklichen Platz für seinen breiten Strohhut. Dann öffnete er sein Bündelchen und nahm Geld, Lehrbuch und Heft heraus. Um nichts in der Welt wollte er sich setzen, bevor Hanna saß. Für jede Stunde bereitete er Fragen vor und lernte mit verblüffender Auffassungsgabe. Sein Heft hatte er mit hübschen farbigen Tinten symmetrisch in kleine Rubriken geteilt. In die eine schrieb er das deutsche Wort, in die andere die chinesische Transkription, in die dritte die chinesische Bedeutung. Es machte Hanna große Freude, ihn zu unterrichten, aber eine Lösung ihrer Existenzfrage war das nicht, und wenn sie noch zwanzig solcher Schüler gehabt hätte.

Und dann: sie war doch nicht unter Lebensgefahr zu den Kommunisten übergelaufen, um abseits zu stehen, abseits von jeder Arbeitsgemeinschaft, abseits vom Strom der Ereignisse, abseits von den Kampfgefährten Nju-Langs.

Sie ging in die Redaktion der Morgenblütenzeitung, der Volkszeitung, des Demokratischen Frauenblattes,<sup>23</sup> aber nirgends wurde sie vorgelassen.

Eines Abends, von ihren vergeblichen Wegen heimkehrend, überwältigte sie eine plötzliche Vorstellung: Durch diese Straßen bin ich schon einmal gegangen, vor diesen Türen bin ich schon einmal gestanden.

Moskau. Ein Winterabend. Sie ging von Franja und Markus nach Hause. Aloys Dämpfinger hatte sie gewarnt: „Sie sind beim Genossen Montini nicht sehr gut angeschrieben.“ Da war plötzlich ein Zukunftsbild vor ihr aufgetaucht. Sie sah sich vor verschlossenen Türen stehen, überall abgewiesen, weil der Einflußreiche ein paar lässige, unverbindliche Worte hatte fallen lassen. Sie sah sich zusammenbrechen, aufschnellen und wieder zusammenbrechen.

Nur kein Herzklopfen. Nur keine metaphysische Gänsehaut. Das alles ließ sich ganz natürlich erklären. Hätte Montini nicht gegen sie intrigiert, so wäre sie als Kriegsberichterstatlerin von Moskau nach Yenan gekommen und als beglaubigte Kampfgefährtin empfangen worden. Einzig und allein die Intrigen seiner weltgewandten Gewissenlosigkeit hatten ihr diesen Weg abgeschnitten, und nur der Weg einer unbekanntes Abenteuerin war ihr geblieben. Und einer unbekanntes Abenteuerin verschloß man begreiflicherweise die Tür.

Ein Weißer, lang aufgeschossen und sehr elegant, ging vorüber und musterte sie neugierig. War das nicht Montinis giftig weltmännisches Lächeln? – Nein, das war nur irgendein abreisebereiter Amerikaner.

Aber Hannas Miene fauchte mit unbeherrschtem Haß: Montini! Ich habe alles vorausgesehen und mich dennoch nicht gefürchtet. Alle künftige Verlassenheit, alle künftige Drohung vor Augen habe ich Licht, Glut und Farbe eines unerhörten Glückes genossen, und du hast es nicht hindern können. Und die Welt ist weit geworden vor meinen Augen und immer weiter, und was ich auch dafür leiden muß, es ist des Leidens wert.

Sie war gedankenblind nach Hause gestolpert und am nächsten Morgen gedankenblind ausgegangen und fand sich auf dem Weg zum Himmelstempel, der durchtränkt von einem sanftglühenden Blau auf dem Stufenkreis schneeweißer Terrassen ruhte. Der Sinn auch des einfachsten chinesischen Bauarbeiters für Anmut und Symmetrie hatte das Werk ermöglicht. Ein makelloser Kreis war der Tempel, tief durchtränkt von seinem sanftglühenden Blau, und er atmete vor Schönheit wie ein lebendiges Wesen.

– 6. Kapitel –

Am dreiundzwanzigsten März verabschiedete sich Yen Yung-Lin, um im Auftrag der Regierung mit einer Gruppe von Lehrern in die benachbarte, eben befreite Provinz zu reisen und dort das Erziehungswesen aufzubauen. Sein junges bebrilltes Gesicht glühte vor Stolz. Allein, so erklärte er, es mache ihm große Sorge, Hanna ihrem Schicksal zu überlassen.

„Es wird schon irgendwie werden“, meinte Hanna, optimistisch wie immer. „Es muß ja in den nächsten Wochen der Friedensschluß zwischen der Volksregierung und der Kuo-Min-Tang zustande kommen. Dann bessert sich auch meine Position. Im Frieden sind die Leute weniger mißtrauisch.“

„Ich fürchte, es kommt zu keiner Verständigung“, meinte Yen, bedächtig seine Brille putzend.

„Entweder kommt es zum Frieden“, dozierte Hanna rechthaberisch, „oder Tschiang Kai-Schek kommt ins Irrenhaus.“

„Tschiang Kai-Schek hängt von seiner Clique ab, und wenn er sich noch so selbstherrlich gebärdet. Und seine Clique kann nicht ja sagen. Die Friedensbedingungen der Volksregierung sind milde genug, aber es gibt einen Punkt, an dem alle Verhandlungen scheitern: Die Abschaffung des bürokratischen Kapitalismus, die Abschaffung der Verquickung von Amtsgewalt und Profitgeschäft. Darauf können Sung Tzi-Wen und seine Kumpane nicht eingehen. Solche Leute verstopfen nicht freiwillig die Quelle ihres Milliardenvermögens.“

„Aber wie lange kann sich eine Clique gegen ein ganzes Volk behaupten?“

„Mit Hilfe der amerikanischen Waffenspekulanten – noch ziemlich lange.“

„Vielleicht haben Sie recht“, räumte Hanna ein. „Aber ob Krieg, ob Frieden, Sie stehen vor einer schönen und wichtigen Aufgabe, und ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen.“

„Ich danke Ihnen, Miß Bilkes. Ich mache mir große Sorgen um Sie.“

„Unkraut verdirbt nicht“, tröstete Hanna.

Sie schrieb an die Tientsiner jüdische Gemeinde und bat um eine weitere Unterstützung. Nach drei Tagen traf die Antwort ein. Die Gemeinde sei in der Auflösung begriffen, da ihre Mitglieder nun transportweise nach Israel auswanderten. Es sei aber soeben ein Vertreter der Nachfolgeorganisation des Comité Intergouvernemental<sup>24</sup> von Tientsin nach Peking abgereist.

Hanna ging zum Vertreter der Nachfolgeorganisation des Comité Intergouvernemental. Sie bekam eine Unterstützung, die, bei äußerster Sparsamkeit, für drei Wochen

reichte. Inzwischen war es warm geworden, und sie verkaufte ihre wollene Bettdecke.

Am zwanzigsten April brach der Bürgerkrieg von neuem<sup>25</sup> los. Wann er zu Ende sein würde, war nicht abzusehen.

Am fünfundzwanzigsten April stand sie wieder vor dem Nichts und verkaufte ihren Wintermantel. Er war alt und abgewetzt, und sie bekam dafür gerade so viel, daß sie noch anderthalb Tage leben konnte.

Ich war noch nicht bei den revolutionären Künstlern, grübelte Hanna. Vielleicht gibt es dort jemanden, der mit Nju-Lang in Verbindung steht.

Sie ging zum Komitee für die Übernahme kultureller Institutionen,<sup>26</sup> aber sie wurde nicht vorgelassen.

Sie beschloß direkt an die Stadtregierung zu appellieren. Nach einigem Suchen fand sie das Gebäude in der Weststadt, an einem stillen Seeufer. Im kleinen, ebenerdigen Empfangsbüro saß ein Mann in den mittleren Jahren. Er hatte eine hübsche, kurze Nase, und sein faltiges Gesicht zeigte einen Ausdruck von freundlich sorgenvollem Eifer. Augenscheinlich war er noch nicht lange im Amt, denn er führte den Schreibpinsel mit bäuerlicher Langsamkeit, und wenn er durchs Büro ging, störten ihn die Möbel, und sein Blick irrte an den Wänden umher wie ein gefangener Vogel.

Als Hanna eintrat, stand er höflich auf.

„Ich bin eine jüdische anti-imperialistische Schriftstellerin“, erklärte Hanna auf Chinesisch. „Ich möchte bitten, daß mich jemand empfängt, der Englisch versteht oder Russisch oder Französisch oder Deutsch, damit ich alles genau erzählen und nachweisen kann. Ich suche meinen Gemahl. Er ist ein chinesischer Kommunist. Er heißt Tschang Nju-Lang. Und ich will arbeiten und der Chinesischen Volksrepublik nützlich sein.“

Ein inständig teilnehmendes Lächeln erhellte sein Gesicht: „Gleich, gleich! Ich muß Sie anmelden.“

Er telefonierte viermal, und sein Gesicht wurde immer länger.

Hanna entnahm den hastigen Gesprächen, daß er eine Hilfsstelle für getrennte Familienangehörige angerufen hatte und von dieser an die Fremdenabteilung verwiesen worden war. Da ihn die Fremdenabteilung aber nur mit einer kurzen Verneinung abfertigte, rief er das Kulturbüro an, das ihn seinerseits wieder zur Fremdenabteilung zurückschickte, die ihn ihrerseits wieder abwies.

Er trat auf Hanna zu, die müde aufstand. Sein Kopf war zutraulich und sorgenvoll zur Seite geneigt, als er eifrig beteuerte, er habe wirklich sein Möglichstes getan. Es wurde Hanna dunkel vor den Augen, der Boden hob und senkte sich und hob sich wieder, als wüchse ein kleiner Tisch empor, und der Gemeinbeschreiber stand darauf, er war eine geschnitzte Elfenbeinfigur, sein seitwärts geneigtes Haupt lehnte an einem hohen, krummen Stab.

„Waren Sie nicht früher einmal Schafhirte?“, fragte Hanna.

„Woher wissen Sie –?“

„Ich frage nur so.“

„In meinem Herzen inwendig ist kein Frieden“, sagte der Gemeindegemeinder. „Aber was kann ich tun?“

„Ich danke Ihnen“, lächelte Hanna. „Es wird noch alles gut werden. Ich bin ja in China.“

Am achtundzwanzigsten April erwartete sie abends ihren Schüler, den Arbeiter Tschien Chao-Tjen. Er kam aber schon am Nachmittag und entschuldigte sich, weil er morgen seinen Urlaub antrat, den ersten bezahlten Urlaub seines Lebens, und für vierzehn Tage aufs Land fahren wollte.

Um so besser, dachte Hanna, als er gegangen war. Ich habe ohnehin keine Kraft mehr. Ich will jetzt einmal sehen, ob die Magenwände weniger schmerzen, wenn man sich ins Bett legt.

Sie legte sich ins Bett. Natürlich: die Magenwände schmerzten weniger.

Schlaf, halbwacher Dämmerzustand, Schlaf, halbwacher Dämmerzustand, Schlaf.

Hanna erwachte unter dem Schall einer eindringlichen Stimme. Sie versuchte das Tagesdatum und die Stunde herauszufinden, aber es gelang ihr nicht. Sie hatte starkes Ohrensausen. An ihrem Bett saß eine fremde, ältere Dame, eine Weiße, die eindringlich weitersprach. Hanna verstand kein Wort.

Neben ihrem Kopfkissen entdeckte sie eine kleine Schachtel. Darin lagen, in weißes Papier gebettet, sechs Stück Zwieback. Sie aß das erste Stück.

Nun verstand sie, daß die Dame sie aufforderte, an den Herrn und Heiland zu glauben, an Jesus Christus, den König der Welt.

Hanna verzehrte schweigend ein zweites Stück Zwieback.

„Es ist sehr gütig von Ihnen“, begann sie. „Aber in aller Aufrichtigkeit“ –

Die Dame wehrte bescheiden ab. „Es war meine Pflicht, hierherzukommen, um Ihre Seele vor der ewigen Verdammnis zu retten.“

Hanna setzte sich auf: „Ich bin und bleibe Jüdin.“

„Sie sind religiöse Jüdin?“, forschte die Dame.

„Ich bin nationale Jüdin“, sagte Hanna, ihre Gedanken sammelnd, denn sie liebte es unter keinen Umständen eine unklare Antwort zu geben. „Religiös bin ich überhaupt nicht.“

„Sie werden vielleicht bald sterben“, klagte die Dame. „Und dann wird es zu spät sein. Ihre Seele wird in der Hölle schmachten, und in der Hölle ist es schrecklich.“

„Sie meinen es gut“, räumte Hanna ein, „aber ich muß Ihnen ehrlich sagen, ich fühle nicht die mindeste Furcht.“

Die Dame ging, nachdem sie laut und nachdrücklich für Hanna gebetet hatte.

Hanna verzehrte zwei weitere Zwiebackstücke. Den Rest hob sie für den nächsten Morgen auf.

Ferne Gongschläge, Trommeln, Gesang. Hanna hüllte sich in ihren geflickten Schlafrock und trat ans Fenster.

Ein kleines, schlitzäugiges Mädchen, sieben oder acht Jahre alt, schleppte einen Hocker auf die Straße, den sie mit irgendwelchen großen, leuchtend violetten Blumen schmückte. Sie zog eine Blütenspirale um die vier Beine und bekränzte den runden Sitz. Dann kletterte sie hinauf, stellte sich mit ihren winzigen Füßen behutsam in den Kranz hinein und reckte erwartungsvoll die Ärmchen.

Näher kamen die Gongschläge, die Trommeln, der Gesang. Hanna rechnete angestrengt nach. War heute nicht der erste Mai?

Dorfmädchen, mit seidenen Kopftüchern geschmückt, balancierten je zwei Blumen- oder Fruchtkörbe an einer langen Stange, und auf jeder dieser Stangen saßen durchsichtig blaue Vögel aus Tragant. Die Farben der Blumen, der Früchte, der Vögel, der Kopftücher harmonierten wie die Töne einer Melodie.

Eine Standarte wurde vorbeigetragen, mit riesigen Hieroglyphen bemalt, die Hanna nicht entziffern konnte. Aber schon verkündeten kräftige Männerstimmen die geschriebene Losung:

„Pflanzt Bäume! Pflanzt einen grünen Gürtel rings um eure Ortschaften. Dann brauchen eure Felder und Gärten keine Überschwemmung mehr zu fürchten und keinen Wüstensturm.“

Zwei konzentrische Kreise von schlankgewachsenen Dorfburschen drehten sich im Yang-Ko (Yangge)-Volkstanz. Der innere Kreis, goldbraun gekleidet, markierte, sich vor- und zurückbeugend, eine säende und pflanzende Gebärde. Der äußere Kreis, grün gekleidet, ahmte die Haltung hochragender, vom Wind bewegter Bäume nach.

Mit ihren frischen, jungen Stimmen sangen sie:

„Wehrt ab den Wasserschwall,

Wehrt ab den Wüstensand.

Genosse Mao Tse-Tung,

Er lehrt euch Bäume pflanzen.

Dann wächst ein Wald heran

Und schützt das Ackerland.

Dann wächst dein Kind heran,

Im grünen Duft zu tanzen.“

Die nächste Standarte war ebenfalls mit goldenen Hieroglyphen beschrieben, die ein Sprechchor vortrug:

„Schluß mit dem Imperialismus! Es lebe der Völkerfrieden! Es lebe die internationale Brüderlichkeit!“

Ein großer Globus wurde vorbeigetragen. Um ihn drehten sich unaufhörlich vier kunstvoll hergestellte, kunstvoll bewegte Tanagrafigürchen: Ein blonder Arbeiter; eine Negerbäuerin; ein asiatischer Student mit weißem Turban; ein Indianerkind mit einer Federnkrone, so reizend, daß seine kleine Altersgenossin auf dem lilageschmückten Hocker mit piepsender Begeisterung die Händchen ausstreckte.

Es dunkelte. Eine Standarte erklärte lakonisch: „Wir erreichen unser Ziel.“

Das waren die Transportarbeiter. Sie trugen kleine, grüne, von innen erleuchtete Schiffe aus Zellophan und kleine, blaue, von innen erleuchtete Flugzeuge. Sie trugen ein endlos langes Eisenbahnmodell, von innen und außen erleuchtet. An der Lokomotive zeigte ein Bild von Karl Marx seinen exotischen Riesenbart. Die Räder drehten sich und sprühten farbige Funken.

Von Schwäche überwältigt kauerte Hanna auf dem Fensterbrett. Sie fühlte keine Kränkung und keine Verzweigung mehr. Nur eines existierte für sie: die schöne, schöne Welt, die – noch nicht existierte.

Lebendige Traumwelt! Sie zuckte im Willen des Arbeiters. Sie webte in der Phantasie des Dichters. Sie rollte sphärengleich im großen Auge des Negers, sie ging leuchtend auf im feinen Lächeln des Chinesen, die schöne, friedliche, gerechte Erde, die noch kein Gott erschaffen hatte und die der Mensch zu erschaffen anfang, die der schwache, fehlerhafte, tausendfach bedrohte Mensch – dennoch zu erschaffen anfang.

Regungslos kauerte Hanna im Dunkel. Es kam nicht mehr darauf an, ob sie ihr Glück wiederfand oder nicht. Und wenn sie ihr Glück nicht wiederfand, so kam es nicht mehr darauf an, ob sie lebte oder starb. Und wenn sie starb, so kam es nicht mehr darauf an, ob sie eine Heldin war oder eine Närrin. Auf die schöne, noch unerschaffene Erde, die in ihren Träumen lebte – auf die allein kam es an.

Der Umzug war an Hannas Fenster vorbeigeschritten. Sie gingen den Nan-Tschi-Tze, den Bee-Tschi-Tze entlang. Heller funkelten die Sterne. Die Bauern gingen langsam und manierlich, die Eisenbahner aber hatten es eilig, denn sie konnten ihre große Versammlung auf dem Bee-Hai kaum noch erwarten. Der Transportminister sollte sprechen, also ein Mann, der sozusagen zu ihrem engeren Familienkreis gehörte und außerdem einer der beliebtesten Redner war.

Westwärts bogen sie ein und näherten sich, das Nordtor der Verbotenen Stadt hinter sich lassend, dem Bee-Hai, dem grünen Hügel, der auf seinem Gipfel den Winterpalast emporhielt.

Sie waren am Ziel. Auf dem sanft ansteigenden Abhang drängte sich die Menschenmenge. Der Leiter der Versammlung, ebenfalls ein Eisenbahner, erteilte das Wort dem Transportminister, Genossen Lao-Bai-Hsing.

Eine magere, zähe Gestalt. Ein backenknochiges, jahrzehntelang unterernährtes Gesicht. Seine Uniform, die Uniform der neuen Regierungsbeamten, trug die gewohnte Farbe des chinesischen Alltags: ein freundliches Dunkelblau. Den begrüßenden Beifall erwiderte er mit einem breiten Kuligrinsen, das seine schwarzen Zahnlücken sehen ließ und doch von verblüffendem Charme war. Augenscheinlich hatte der prominente Herr bis jetzt kein Geld aufbringen können, um sein Gebiß reparieren zu lassen, denn die Regierungsgehälter waren noch jämmerlich klein.

Hinter seiner abgerackerten Kuligestalt thronte schneeweiß und massig der Winterpalast.

„Genossen“, sagte Lao-Bai-Hsing, „wir haben die Eisenbahn übernommen, eine rückständige, vernachlässigte Eisenbahn mit Unfällen über Unfällen, Störungen über Störungen. Die Verbindung mit den westlichen Provinzen ist unregelmäßig und mangelhaft. Ganze Bezirke hungern, weil sie von den andern abgeschnitten sind, weil sie nicht bekommen können, was sie brauchen, und nicht verkaufen können, was sie haben.“

Die Eisenbahner standen unter korrupter und despotischer Verwaltung, die ihnen Hungerlöhne zahlte, ihre Proteste niederschlug, ihre schöpferischen Einfälle im Keim erstickte. Unter solchen Bedingungen gibt es keine hohe Arbeitsqualität und kann auch keine geben. Dazu kam noch der Bürgerkrieg, der, bald da, bald dort, Brücken sprengte, Schienen zerstörte, Lokomotiven verstümmelte, Signalapparate verfinsterte.

Genosse Mao Tse-Tung hat uns erklärt, wie dringend unser großes China ein anständiges Netz von Eisenbahnen braucht, um die Leute mit Lebensmitteln zu versorgen und mit Kohle und mit Lehrbüchern. ‚Wo die Volksarmee hingehet‘, hat er gesagt, ‚da müssen die Züge gehen.‘

Und die Arbeiter haben ihn nicht enttäuscht. Eh! In zweieinhalb Monaten haben sie tausendundachtzig Kilometer Eisenbahnlinien wiederhergestellt. Und im darauffolgenden Monat – jetzt im April – haben sie ihre Leistung um siebzig Prozent erhöht. Das – und noch mehr – kann der chinesische Arbeiter leisten, sobald er um seine Meinung gefragt wird. Sobald er mit den Direktoren in gemischten Komitees zusammensitzt. Sobald er sich als geachteter Mensch fühlt.

Genossen! Ich bin ein Schanghaier Kuli. Auf meinen Schultern habe ich Seidenballen geschleppt, ich bin von der Fabrik zum Godown, zum Warenspeicher, gekeucht und vom Godown zurück in die Fabrik, obwohl die Technik schon längst das Lastauto erfunden hatte. Im Godown habe ich hastig meine Schale Reis verzehrt, garniert mit den Staubkörnern, den Baumwollfäden, den Pelzhaaren, die fortwährend durch die Luft flogen, obwohl die Technik schon längst den Ventilator erfunden hatte. Schanghai, die moderne, im technischen Fortschritt prunkende Stadt, hatte keinen technischen Fortschritt, um unsere Arbeit zu erleichtern. Denn billiger als die Maschine war der Körper des farbigen Menschen. Und so verkauften wir unseren Körper als Lastauto und verzehrten hastig unseren Reis mit Staubkörnern und Baumwollfäden und Pelzhaaren garniert, und sehr bald kam vorne die Tuberkulose und hinten die Dysenterie.

Die schlimmste Krankheit aber war der polizeilich vorgeschriebene Stumpsinn. Es

hat meinem Chef mißfallen, daß ich einen etwas höheren Lohn haben wollte. Aber es hat ihn entsetzt, daß ich etwas gewußt habe, was er nicht gewußt hat.

Genossen! Wir Transportarbeiter sind der Hölle entronnen, aber wir marschieren durchaus nicht direkt ins Paradies. Auf langen Wegen und Umwegen müssen wir die erstarrten Teile unseres Landes zum Leben erwecken. Und mit unseren gewissenhaft und mühevoll erbauten Eisenbahnen, mit unseren pünktlichen und anständigen Eisenbahnen müssen wir nachholen helfen, was Kaiser und Mandarine, was Kriegsherren und Profitmacher verhindert hatten: Chinas Ernährung, Chinas Aufbau, Chinas Aufklärung.

Es ist eine schwere Arbeit. Es ist eine entbehrungsreiche Arbeit. Aber sie ist nicht mehr stumpfsinnig. Sie ist nicht mehr langweilig. Eh! Sie ist nicht mehr entwürdigend. Jeder technische Fortschritt wird eure Last erleichtern und euch helfen, mit euren Köpfen besser und schärfer zu denken. Ihr werdet jeden von uns kritisieren, der euch bürokratisch oder unaufmerksam behandelt. Denn auf eure Arbeit kommt es an.

Wir werden es nicht leicht haben, Genossen. Noch lange nicht. Aber wir werden wissen, wozu wir leben.“

Mitten im Tosen des Beifalls übergab ihm jemand einen Brief. Warum gerade hier? Wahrscheinlich eine dringende Angelegenheit. Trotzdem kam er noch lange nicht zum Lesen. Er hatte viele Wochen in Mukden<sup>27</sup> verbracht und war erst seit sieben Tagen in Peking. Man begrüßte ihn, stellte endlose Fragen. Endlich saß er im Auto und konnte den Brief aus seinem Ärmel hervorziehen. Yü Hsing-Fu (Yu Xingfu) schrieb ihm, sein Schwager, der hier seit kurzem bei der Stadtregierung angestellt war:

„Geehrter Genosse, mein teurer älterer Bruder.

Gleich nachdem ihr angekommen seid, war Hsüeh-Mee (Xuemei) bei mir und hat mir gesagt, daß Du jetzt niemanden sehen kannst, weil Du unter all deiner Arbeit vergraben bist, wie ein herbstlicher Gartenweg unter goldenem Laub.

So will ich Dich mit diesem schlechtgeschriebenen Brief belästigen. Zuerst erzähle ich Dir einiges von mir, das Wichtigste kommt aber zuletzt.

Zu Hause in Sse-Feng bin ich zweieinhalb Jahre lang Dorfbuchhalter gewesen, diese Arbeit hat mir sehr gefallen, sie schärft so angenehm den Kopf.

Hier mache ich eine andere Arbeit. Ich empfangе die Leute, die kommen, und schreibe ihre Namen auf und telefoniere nach oben und melde sie an.

Und vorgestern ist eine fremdländische Frau gekommen und hat gesagt, sie ist die Frau von Tschang Nju-Lang. Tschang Nju-Lang ist ja leider tot, aber das weiß sie nicht. Schrecklich verhungert sieht sie aus, und sie sagt, sie ist ganz allein und überall stößt sie auf Nägel. Und ich habe telefoniert, und wirklich! Überall stößt sie auf Nägel, niemand will sie empfangen. Denn

noch bedeckt die Pflaumenblüte nicht alle Zweige des Baumes, und man muß vorsichtig sein, und vielleicht ist sie eine Spionin.

Mee-jo Fa-Dse (Mei you fa zi), da kann man nichts machen. Oder doch?

Ich bin nach Hause gekommen und habe den ganzen Abend zu mir selber gesprochen, und die Augen meines Herzens konnten und konnten sich nicht schließen. Zu guten Menschen will ich gut sein, oder das Ganze hat sich nicht gelohnt. Ja, vielleicht ist sie eine Spionin. Aber vielleicht ist sie doch keine Spionin. Was dann? So etwas muß man eben herausfinden. Mang Shen wu Dshi (Mang Sheng wu zhi), pflegten unsere Väter zu sagen: Ein eiliger Mensch hat keine Weisheit.

Darum schreibe ich Dir. Sie heißt Ha-Na Pi-Li-Ke und wohnt im Hotel zum ‚Wandernden Stern‘. Vielleicht kannst Du etwas machen. Bestimmt kannst Du etwas machen.

Mein hochgeschätzter älterer Bruder, wenn Du später einmal etwas mehr Zeit findest, so wirst Du hoffentlich meine kalte Hütte erleuchten. Darauf wartet geduldig und respektvoll

Dein unwürdiger Schwager  
Yü Hsing-Fu.“

Am nächsten Morgen um zehn saß Hanna angezogen auf dem Bettrand und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Es klopfte. Der Hoteldiener riß die Türe auf und meldete begeistert:

„Der Transportminister, Genosse Lao-Bai-Hsing!“

Verwirrt war Hanna aufgestanden und versuchte eine chinesische Anrede.

„Please, please“, sagte der Minister zuvorkommend. „I speak Inglis.“

Inglis? dachte Hanna. Aha! Ein Schanghaier.

„Haben Sie gegessen?“ Das war eine geläufige chinesische Höflichkeitsformel, aber diesmal war sie wörtlich gemeint.

„Jawohl!“, meldete Hanna. „Zwei Stück Zwieback.“

„Bitte, kommen Sie ins Restaurant.“

Das Auto fuhr schnell. Hanna saß in halber Betäubung.

„Genosse Lao-Bai-Hsing, woher kennen Sie mich eigentlich?“

„Ich kenne Sie durch viele Leute. Vor allem durch meine Mutter.“

„Durch Ihre Mutter?“

„Mutter Wang, die Bäuerin aus Pu-Tung. Mit meinem eigentlichen Namen heiße ich nämlich Wang Po-Tscheng. Ich habe die alte Frau in einem Dörfchen neben Peking untergebracht, in einer Kooperative von Weberinnen und Näherinnen. Sie hat mir viel von Ihnen erzählt. Zweitens hat mir Oberleutnant Hsü euer Telefongespräch mitgeteilt. Drittens hat mir mein Schwager Ihre wegen einen Brief geschrieben. Erinnern Sie sich? Eh! Er hat Sie vor vier Tagen im Büro der Stadtregierung empfangen.“

„Aha!“, sagte Hanna verwirrt. „Ihr Herr Schwager ist eine Elfenbeinstatue mit einem hohen, krummen Hirtenstab.“

„Und viertens“, fuhr Po-Tscheng fort, „— — — aber das sage ich Ihnen später.“

Sie stiegen aus. Es war halb elf Uhr vormittags. Das kleine chinesische Speisehaus in der Laternengasse war noch fast leer. Der Wirt reichte nasse, erfrischende Handtücher.

„Was wollen Sie essen?“, fragte Po-Tscheng.

„Fisch!“, rief Hanna leidenschaftlich. „Chinesisch gesottenen Fisch!“

Sie aßen schweigend.

„Genossin — — Tschang“, begann der Minister. „Ich kann mir an den Fingern abzählen, was Sie durchgemacht haben. Aber Sie dürfen uns nicht verurteilen. Wir müssen jetzt mit den Ausländern vorsichtig sein. Sie haben uns jahrhundertlang mit einer solchen Gewissenlosigkeit behandelt! Mit einer solchen Verachtung! Mit einer solchen Grausamkeit!“

„Wem sagen Sie das!“, trumpfte Hanna auf.

Mit einer Kopfbewegung wies Po-Tscheng zum Fenster hinaus nach der Richtung der Legations-Street. „Dort, Genossin Tschang, ist vor mehreren Jahren ein etwas ange-trunkener Amerikaner vorübergegangen und hat einen Chinesen gesehen, einen gewissen Hong. Er hat ihn zu Boden geworfen, er hat ihn angespuckt, er hat ihn erbar-mungslos mit Füßen getreten. Vor dem chinesischen Gericht hat man damals einen Weißen nicht verklagen können, aber der ausländische Richter hat ihn gefragt: ‚Warum hast du den armen Chinesen so grausam mißhandelt?‘ — ‚Ich weiß nicht‘, verteidigte sich der Angeklagte, ‚ich konnte den Anblick dieses gelben Affen nicht vertragen.‘ Und der ausländische Richter, weise wie der heilige Da Mo,<sup>28</sup> fällte seinen Spruch: ‚Wenn du den Anblick der gelben Affen nicht mehr vertragen kannst, so mußt du nach Hause fahren!‘“

„Und keine Strafe!“, entsetzte sich Hanna.

„Keinerlei Strafe“, bestätigte Po-Tscheng. „Am Abend vor der Abreise haben seine Freunde für ihn eine Abschiedsgesellschaft im Hotel Wagons-Lits veranstaltet. Sie haben Onestep und Twostep getanzt, und zur selben Stunde ist der Chinese Hong im Pe-Da-Spital<sup>29</sup> seinen Verletzungen erlegen.“

Er schwieg. Aber im Geiste hörte Hanna ihn weiterreden, kein korrektes Englisch mehr, sondern Pidgin-Englisch, die rührend buntscheckige Sprache der Kolonialprole-ten, die Sprache des äußersten Elends und der überlegenen Menschlichkeit:

„They no can talkie sollie, no can, no can.“

„Und wir“, schloß Wang Po-Tscheng, „was tun wir euch jetzt? — Wir zeigen euch die kalte Schulter, das ist alles. Und wir werden mit der Zeit, eins nach dem andern, auch die herausfinden, die wir lieben und achten können.“

„Ich weiß das ganz genau“, bestätigte Hanna.

Der Wirt brachte grünen Tee. Hanna starrte erwartungsvoll in ihr Glas. Als sie auf-  
sah, hatte Po-Tscheng drei Empfehlungsbriefe geschrieben.

„Das“, erklärte er, „wird genügen, um Ihnen Arbeit zu verschaffen. Und jetzt will ich  
Ihnen noch etwas sagen“ – – Er verstummte.

Hanna saß regungslos.

„Nämlich“ – begann Po-Tscheng von neuem, „wir mußten ihn nämlich für tot er-  
klären. Aus konspirativen Rücksichten. Es war wirklich notwendig.“

„Ihn?“

„Ihn.“

„Ich habe gewußt, daß er lebt.“

„Er lebt.“ Po-Tscheng sprach so leise, daß Hanna ihn anstarren mußte, um seine  
Worte zu verstehen. „Und er leistet eine Arbeit, die wichtiger ist als alles.“

„Aber jetzt darf ich ihn endlich wiedersehen?“

„Nein“, sagte Po-Tscheng bekümmert. „Das dürfen Sie nicht.“

Stille.

Der Wirt reichte nasse, erfrischende Handtücher.

„Wir müssen unsere Sache zu Ende führen“, sagte Po-Tscheng fast stöhnend. „Sonst  
fängt die ganze Quälerei von vorne an.“

„Aber sobald ganz China befreit ist –?“ fragte Hanna.

„Dann“, entgegnete Po-Tscheng, „werden sich die Spekulanten des Krieges und der  
Weltherrschaft vielleicht damit abfinden, daß Asien nicht mehr ihre Waffenbörse ist und  
nicht mehr ihre Gesindestube. Aber wenn sie, allen Tatsachen zum Trotz, noch weiter  
an dieser Börse verdienen und an diesem Gesinde sich austoben wollen, dann werden  
sie aufs neue über Asien herfallen, wie damals über den Chinesen Hong. Und dann  
heißt es Widerstand leisten. Wo es offen geht, offen. Wo es geheim sein muß, geheim.  
Die Quälerei muß aufhören.“

Er beugte die Schultern, wie einst unter den schweren Seidenballen und wagte  
Hanna nicht anzusehen. Welche Enttäuschung, welchen Vorwurf würde er in ihren Zü-  
gen finden?

Aber als er endlich bekümmert und schlitzäugig aufblickte, begegnete ihm unter nas-  
sen Wimpern ein Lächeln besessener Sympathie ...

„Er muß Sie wiedersehen“, sagte plötzlich Po-Tscheng. „Für einige Stunden wenig-  
stens. Eh! Es wird sich machen lassen.“

Hanna wartete und wagte kaum zu atmen.

„Es wird das Beste sein“, entschied Po-Tscheng, „wenn Sie nach einigen Tagen meine  
Mutter im Dorf besuchen. Yüeh-Tu wird Sie abholen.“

– 8. Kapitel –

Was wird mir heute träumen?, dachte Hanna, als sie nach aufgeregtem Grübeln schlafen ging. Sie schlief ein und erwachte, schlief ein und erwachte.

Ein Mondstrahl drang durch die Fensterläden, sprang auf ihren Koffer und nahm die Gestalt einer kleinen Häsin an mit silberweißem Fell und dem Gesicht eines zwölfjährigen Mädchens – dem Gesicht Yüeh-Tus – unter dem langohrigen silberweißen Pelzmützchen.

„Warum springst du so herum?“

„Ich bin Mondhäschen, die Begleiterin des weiblichen Prinzipes Yin, das nun endlich siegen wird.“

„Auch das männliche Prinzip Yang wird siegen“, verkündete eine Stimme vom Fenster her. Da stand in blendender Schönheit der goldgefiederte Sonnenhahn.

„Ihr habt beide recht. In solchen Liebesnächten gibt es zwei Sieger, aber keine Besiegten.“

„Dshe-Nü“, fragten Hahn und Häsin. „Nju-Lang erwartet dich. Bist du bereit?“

„Ich bin bereit.“

Da sprangen mit einem Ruck die Fensterläden auf, und sie standen alle drei am Ufer der Milchstraße. Mitten im Nachthimmel schwirrte ein kleiner, beweglicher Farbenhimmel, große Elstern, schwarzweiß, mit prächtigem Federnschweif, bräunliche Goldfasane und magisch blaue Königsfischer. Vögel jeder Größe, jeder Art, formten mit ausbreiteten Schwingen eine Brücke. Ihre Stimmen wirbelten durcheinander. War das nicht Wang Po-Tschengs Shanghaier Tonfall, Yen Yung-Lins feine Bedächtigkeit, Yü Hsing-Fus besorgter Eifer, Feng Ü-Tings gedämpfte Herzlichkeit, Tang Tzai-Yuns kapriziöse Blumensprache?

Der gehetzte Gang der Frau, von vielen Flügeln getragen, wurde schwebend. Dshe-Nü überschritt den Silberstrom ...

Drei Tage später ging, nicht allzu schnell, ein hagerer Chinese die Dorfstraße entlang. Sein schmales Gesicht hatte die sonst so dauerhafte Jugendlichkeit seiner Landsleute nicht zu bewahren vermocht. Man sah ihm seine sechsundvierzig Jahre voll an, ja man hätte ihn auch für einen Fünfziger halten können. In der linken Hand trug er ein kleines Bündelchen, die rechte stützte ein Bambusstab. War er nicht ein wenig verkrüppelt? – Bei näherem Hinsehen konnte man feststellen, daß er vollkommen ebenmäßig gebaut und sogar sportlich durchtrainiert war. Was seinen Gang beschwerte, war ein chronischer Gelenkrheumatismus.

Er trug einen langen chinesischen Kattunanzug von fadenscheinigem Dunkelblau. War er ein Bibliothekar? Ein Buchhalter? Ein Commis voyageur? – Nein, das war weit eher das Gesicht eines Künstlers oder Staatsmannes, eines Menschen, der viel gesucht und viel gefunden hatte, Glück und Leid in ungeheuerstem Ausmaß.

Eine Hütte war von Sträuchern eingesäumt, die Sträucher trugen dunkelrosa Blüten, geformt wie winzige zusammengeballte Spitzentücher.

Er räusperte sich wohlherzogen, ehe er mit seinem Bambusstab die Türe aufstieß. Mutter Wang erwiderte enthusiastisch seine dreifache Verbeugung: „Willkommen, Nju-Lang!“

„Leise, leise“, bat er höflich. „Ich bin noch immer nicht legal.“

Er sah sich um. Da lag ausgebreitet ein frisch angefertigter Vorhang aus dunklem Brokat mit golden eingewobenen Gewitterblitzen. Da standen kleine Frauenschuhe aus fliederfarbener Seide, mit leise schimmernden Halmen bestickt. Da hing ein festliches Kinderkleid aus himbeerfarbenem Atlas mit einem silbernen Drachen quer über dem Bäuchlein.

„Ist hier ein Basar?“, staunte Nju-Lang.

Mutter Wang lächelte. „Das Drachenkleid ist für Yüeh-lan, die anderen Sachen freilich wollen wir verkaufen. So weit sind wir noch lange nicht, daß wir sie alle für uns behalten können. Aber wir brauchen sie nicht mehr im voraus zu verpfänden. Das ist auch schon was.“

Sie trug für den Gast eine Mahlzeit auf: zwei Schalen Reis mit Bambussprossen und kleinen, aber leckeren Fleischbrocken. Nach unzähligen Verbeugungen fing Nju-Lang endlich zu essen an.

„Und ihr könnt eure Arbeiten gut verkaufen?“, forschte er.

„Meistens ja. Und wenn nicht, so warten wir eben. Yüeh-Niao und Yüeh-Tssjing tragen einmal wöchentlich die Sachen in die Stadt und übernachten in der neuen Herberge. Diese Herberge haben nämlich die Kooperativen für ihre Leute eingerichtet, und die Regierung hilft ihnen, und sie machen es den Bauern gemütlich und beraten sie beim Verkauf, damit sie niemand anschiert. Und unsere Sachen gefallen sehr, und in der Herberge gibt es immer ein Hallo: ‚Lai-la, lai-la, da kommen sie, die Meisterinnen von der Dshe-Nü-Kooperative.‘“

Mutter Wang versuchte das korrekte Chinesisch der nördlichen Hauptstadt nachzuahmen, das sogenannte Mandarin, aber es gelang ihr nicht.

Yüeh-Tssjing trat ein. Sie trug ihren Sohn auf den Armen. Obwohl er viereinhalb Monate zählte und weit davon entfernt war, eine menschliche Sprache zu reden, konnte er dennoch nicht umhin, mit ausgestrecktem Händchen und unartikulierter Entschiedenheit festzustellen, daß ein Gast gekommen sei.

„Was sagst du zu meinem Sohn?“, inquirierte Yüeh-Tssjing.

Nju-Lang äußerte geziemende Bewunderung.

„Unsere Nachbarn nennen ihn ‚Vöglein, vom Sturme gebrütet,‘“ erzählte die alte Bäuerin. „Ich kann es nicht so richtig nachsprechen. Diese nördliche Redeweise, diese schwierige!“

„Das braucht meine erhabene Schwiegermutter nicht zu bekümmern“, prahlte Yüeh-Tssjing. „Wozu bin *ich* da?“ Sie sprach bereits ein geläufiges Mandarin.

„Mein Sohn hier“, fuhr sie fort, „wird Südchinesisch sprechen und Nordchinesisch und Inglis und Polussiki und noch einiges andere.“

Nach dieser programmatischen Erklärung ging sie zur Tagesordnung über, indem sie das zukünftige Sprachgenie auf ihren Armen hinaustrug und an einer hierzu bestimmten Wand sein Geschäftchen verrichten ließ.

Mutter Wang lächelte nachsichtig. „Sie ist ein wenig eitel und keck. Aber ihre Keckheit und Eitelkeit ist keine boshafte Stechmücke, sondern ein freundlicher Schmetterling, der gerne seine bunten Farben zeigt.“

„Alte Dame“, bemerkte der Gast. „Du bist eine weise Schwiegermutter.“

„Und nun“, bestimmte Mutter Wang, „solltest du ausruhen. Nachmittags kommt dein Sohn. Und abends kommt“ –

„Ich weiß“, ergänzte Nju-Lang.

„Du bist glücklich zu preisen!“, bemerkte artig die alte Bäuerin.

Sie hob einen abgenützten, mit unwahrscheinlicher Nettigkeit geflickten Vorhang. Nju-Lang betrat den zweiten Raum der Hütte und ordnete, sich ausstreckend, das Moskitonetz. Die Art seiner Arbeit duldete oft wochenlang keinen richtigen Schlaf. Hier aber fühlte er sich geborgen.

Im Traum war er wieder in seinem kleinen Amateurtheater in Schanghai an der Ecke der Kung-Ping-Road. Der große Raum, der zweihundert Menschen gefaßt hatte, faßte nun vierhunderttausend Menschen, nein vierhundertfünfzig Millionen. Mitten im tosenden Beifall war eine frische, junge Männerstimme, die ihn „Vater“ nannte.

Er fuhr auf. Vor ihm stand, hochgewachsen, ein Jüngling von auffallender Schönheit.

„Das also ist mein kleiner Tjen-To (Tietuo)!“, staunte Nju-Lang.

„Nein, Vater. Das ist dein großer Hsin-Lu.“

„Hsin-Lu, Neuer Weg – wer hat dir diesen Schülernamen gegeben?“

„Wer? – Die Mutter natürlich!“

Nju-Lang sah auf. Es hatte ein wenig herausfordernd geklungen.

„Die Mutter“, fuhr der Junge fort, „hat überhaupt großes Verständnis für unsere Sache. Und sie ist eine Persönlichkeit, o ja, auch wenn sie ihre Persönlichkeit nicht auf dem Präsentierteller herumträgt wie“ – er stockte.

„Mein Sohn“, lächelte Nju-Lang. „Ich höre in deinen Worten einen Vorwurf. Sprich klar und deutlich, damit ich mich rechtfertigen kann.“

„Nein, nein“, versetzte Hsin-Lu, plötzlich beschämt abwehrend. „Du bist mir gewiß keine Rechenschaft schuldig.“

„Du meinst?“, fragte Nju-Lang. Sein Lächeln vertiefte sich. „Du meinst, daß man sich über seinen Vater keine kritischen Gedanken machen darf?“

„Wie kannst du so etwas von mir glauben“, empörte sich Hsin-Lu. „Wir in unserer Studentengruppe sind schon lange frei von solchen feudalistischen Vorurteilen. Aber du bist ja nicht nur mein Vater. Du bist ein berühmter Revolutionär und seit jeher mein Vorbild.“

„Ich fürchte, du hast dir ein allzu geringes Vorbild ausgesucht. Aber, wenn ich schon dein Vorbild sein soll, um so eher bin ich dir Rechenschaft schuldig.“

„Also gut!“, entschloß sich der Sohn. „So will ich dich fragen, ob du meine Mutter für dümmer hältst als Professor Bilkes? Oder für rückständiger? Oder für weniger revolutionär?“

„Nein“, erklärte der Vater. In seinem schmalen, frühgealterten Gesicht erschien plötzlich ein suchender Zug, ein Zug von grüblerischer Anmut. „Du bist Ingenieur“, begann er. „Ein schöner, moderner, wichtiger Beruf. Nun stelle dir einmal vor, du wärest nicht aus freier Wahl Ingenieur geworden, sondern ich hätte es dir befohlen, ohne nach deiner Neigung zu fragen, ja ohne dir auch nur Zeit zu lassen, darüber nachzudenken. Wäre der Beruf eines Ingenieurs deshalb weniger schön? Oder weniger wichtig?“

„Nein, gewiß nicht“, überlegte der Sohn. „Aber – aber“ – und allmählich erschien um den Jünglingsmund der gleiche suchende Zug von grüblerischer Anmut.

„Ich habe gehört, daß du beim Bau der Sun-Ga-Li-Brücke Tag und Nacht gearbeitet hast, um das Tempo zu beschleunigen und doch zugleich die Qualität zu verbessern“, erinnerte Nju-Lang. „Du hast keine Müdigkeit gekannt, keinen Schlaf und kein regelmäßiges Essen. Du, der Unerfahrene, hast herausgefunden, welchen Wert die schöpferische Initiative der Arbeiter hat, und du hast den Chefingenieur zu deiner Auffassung bekehrt. Antworte mir, wäre dir das gelungen, wenn nicht du, sondern ich für dich den Beruf erwählt hätte, aus irgendwelchen traditionellen Familienrücksichten“ –

„Niemals!“, erhitzte sich der Sohn. „Der Zwang erstickt jeden Schwung und jeden Einfall und“ –

„Jede Liebe“, vollendete Nju-Lang.

Sie schwiegen und holten Atem.

„Vor neunzehn Jahren“, sagte Nju-Lang, „habe ich von deiner Mutter Abschied genommen. Sie wußte: Was zwischen uns stand, was Bewunderung zuließ und Verehrung, aber keine Liebe, war einzig und allein“ –

„Der Zwang!“, rief Hsin-Lu. „Jetzt ist mir alles klar. Und jetzt höre, Vater: Die Mutter gibt dich frei. Sie ist stolz auf deine Wahl. Und auch Onkel Kai-Men und Tante Tzai-Yun sind stolz darauf. Und ich am allermeisten. Sie ist ja meine Lehrerin. Aber ich konnte nicht zulassen, daß meine Mutter einer anderen wegen mißachtet wird. Daß eine Chinesin einer Ausländerin wegen mißachtet wird.“

„Und darum“, schloß der Vater, „war es richtig, daß du mich zur Rede gestellt hast.“ Sie tauschten einen fremdländischen Händedruck, und ihre Hände hafteten aneinander und konnten sich nicht lösen.

„Du weißt so viel über meine Arbeit“, staunte Hsin-Lu. „Aber nach *deiner* Arbeit darf ich dich nicht einmal fragen.“

„Fragen darfst du“, lächelte Nju-Lang. „Ich darf dir bloß nicht antworten.“

„Jetzt muß ich nach Peking“, erklärte der Sohn. Professor Tao Tssju-Min spricht im Demokratischen Studentenverein. Nachher berichte ich über den Bau der Sun-Ga-Li-Brücke. Und morgen früh bin ich schon wieder in Shi-Tschia-Tschuang.“

„Aber ich muß dich noch rasch mit unseren Gastgeberinnen bekanntmachen.“

„Die sind zu einer Sitzung der Dshe-Nü-Kooperative gegangen. – Begleite mich nicht, Vater. Du mußt vorsichtig sein.“

Eine Stunde. Zwei Stunden. Langsam, langsam fing es zu dämmern an. Jetzt vor die Türe treten und zusehen, wie am Abendhimmel die zarten Funken aufsprühten, kaum sichtbar zuerst, blaß und vereinzelt, und dann immer dichter, immer strahlender. Aber das durfte er nicht. Er mußte sich verborgen halten.

Hinter dem Vorhang erklangen heimkehrende Frauenstimmen.

„Yüeh-Niao“, fragte Mutter Wang, „die Fahne wird also fünf Sterne haben?“

„Ja, Tante“, bestätigte eine andere Stimme, „einen großen Stern und vier kleine.“

„Wenn die Kooperative uns beauftragt, die Fahne anzufertigen“, erklärte Yüeh-Tssjing mit anmutiger Wichtigkeit, „so müssen wir beweisen“ – Sie unterbrach sich. Von der Türe her zirpte atemlos eine vergnügte Schulmädchenstimme.

Ein leises, begrüßendes Lachen. Ein kurzes Flüstern. Vor dem geflickten Vorhang, der sich sorgfältig hinter ihr schloß, stand hochaufgerichtet die ergraute Geliebte.

Ich werde mit Po-Tscheng reden, fuhr es Nju-Lang durch den Kopf. Ich habe nun wirklich genug konspirative Aufträge durchgeführt. Was mutet man dieser Frau eigentlich zu? Sie ist ein Mensch, und ich bin ein Mensch. Wir haben auch das Recht auf ein Privatleben.

Trotzdem sagte er: „Hanna, du weißt, daß wir uns morgen wieder trennen müssen.“

„Ich weiß es. Und ich bin einverstanden.“

„Und du bereust nicht, daß du nach China gekommen bist?“

Auf Chinesisch erwiderte Hanna:

„In meinem Herzen vollendet sich die große Zufriedenheit.“

„Weil du nach China gekommen bist?“

„Weil ich nach China gekommen bin.“

„Um meinerwillen?“

„Um deinetwillen. Aber auch um deines Volkes willen.“

Da stand sie nun, am Ziel und doch nicht am Ziel, eingeschlossen im köstlichen Ring der Umarmung, den sie elf Jahre lang entbehrt hatte und morgen wieder entbehren sollte, vielleicht monatelang, vielleicht jahrelang und vielleicht bis ins Alter und vielleicht bis in den Tod.

Draußen aber sangen die Chinesinnen:

„Dünne Wolken wob die Frau,

Ferne Sterne wob sie ein,

Spitzer Blitze Flammenschein,

Seidnen Wind, kristallinen Tau ...“



# Kommentare zum Roman

## DER HIRTE UND DIE WEBERIN

Die chinesischen Namen und Ausdrücke in alter Transkriptionsordnung, wie sie Klara Blum in ihrem Roman benutzt hat, werden im Text beibehalten; die amtliche Umschrift der Volksrepublik China (Hanyu Pinyin) wird teilweise in Klammer hinzugefügt.

### I. TEIL: DER TRÄUMER VON SCHANGHAI

- 1 *Nü dshe-dso tssji yün* (Nü zhi duo xi yun) = die Frau webt dünne Wolken; Übersetzung Blum: Dünne Wolken wob die Frau.
- 2 *Nan-Hsing-Theater*: wörtlich: Theater Südstern; Theater für traditionelle chinesische Opern.
- 3 *Nju-Lang, Dshe-Nü* (Niulang, Zhinü) = der Hirte, die Weberin: die Geschichte von Niulang und Zhinü stammt aus einer alten chinesischen Legende; sie wird erstmals im *Shijing* (Das klassische Liederbuch, 11. – 7. Jh. v. Chr.), und zwar im Lied *Da dong* (Großer Osten), erwähnt. Niulang und Zhinü sind zwei Sternbilder auf beiden Seiten des Silberflusses (der Milchstraße, Yin He). Niulang (der Kuhhirte) entspricht dem Sternbild Adler, westlich der Milchstraße, während Zhinü (die Weberin) dem Sternbild Leier, östlich der Milchstraße, gleichkommt. Jahraus, jahrein webt die Weberin am Ostufer des Himmelsflusses Himmelsgewänder aus Wolkenbrokat. Gott im Himmel erbarmt sich der einsamen Jungfrau, seiner Tochter, und gestattet ihr die Brautfahrt zum Hirten ans Westufer des Flusses. Da sie als Hirtenweib die Weberei vernachlässigt, zürnt ihr der Gott und versetzt sie zur Strafe zurück ans östliche Ufer. Nur einmal im Jahr, in der Nacht des siebenten Tages des siebenten Monats, darf die Weberin ihren Gatten besuchen. In dieser Nacht bilden Elstern eine lebende Brücke, damit die Weberin den Himmelsfluß überqueren kann. Die Elster versinnbildlicht im chinesischen Mythos die eheliche Treue. Blum verwendete diese Legende als Symbol für ihr eigenes Schicksal.
- 4 *Fu Kai-Men*: Name einer männlichen Figur. Das reale Vorbild zu dieser Figur ist der Schwager ihres Geliebten, ein gewisser Herr Zhong.

- 5 *Yang und Yin*: in der chinesischen Philosophie die polaren Grundprinzipien, aus deren Wechselspiel und Interaktion die Dinge und alles Geschehen des Universums entstehen und bestimmt sind; ihre Erscheinungsformen sind Himmel und Erde; dem Prinzip Yang entspricht alles Helle, Wärme, Aktive, Männliche und Schöpferische; Yang-Symbole sind die Sonne, das Feuer, der Drache, die Farbe Rot usw. dem Yin entspricht alles Dunkle, Passive, Kalte, Weibliche, Empfangende und Nachgiebige; Yin-Symbole sind der Mond, das Wasser, die Wolken, die Nacht, die Farbe Schwarz usw. Yin und Yang sind in ihrer jeweiligen periodischen Ab- und Zunahme und ihrem Zusammenspiel Manifestationen des Dao (Laozi: *Dao-dejing*), das in der Ordnung und Wandlung alles Seienden zum Ausdruck kommt; sie bestimmen auch den Aufbau des Buchs *Yijing* (Buch der Wandlungen) und finden u. a. in der chinesischen Medizin Beachtung; in diesen Prinzipien ist die untergeordnete Stellung der Frau impliziert.
- 6 *Tschang Nju-Lang*. Diese Figur steht für den Geliebten Blums: Zhu Xiangcheng, (1903 Shanghai – 1943 Sibirien) chinesischer Theaterregisseur und Vorkämpfer des modernen Sprechtheaters (Huaju); er stammte aus einer wohlhabenden, liberalen Familie, besuchte zuerst eine Missionsschule und war später Angestellter in einer ausländischen Firma in Shanghai; 1922 heiratete er auf Anweisung der Eltern die Tochter eines Geschäftsfreundes des Vaters und führte entgegen alle Erwartungen eine glückliche Ehe; 1923 wurde die erste Tochter Mei geboren; 1927 Begründer des Amateurtheaters ‚Xin You‘ in Shanghai; das Theater spielte u. a. zeitgenössische Stücke und erregte Aufmerksamkeit; Zhu gehörte neben Xia Yan und Tian Han zu den führenden Theatermachern in Shanghai; 1930 Mitglied der ‚Gesellschaft der chinesischen Theatermacher des linken Flügels‘; 1931 ging er nach Paris und 1933 nach Moskau, wo er im Wachtangow Theater arbeitete; 1935 Studium am Lenin-Institut in Moskau; 1937 lernte er Klara Blum kennen, lebte vier Monate mit ihr zusammen; 1938 Verhaftung durch den NKWD; 1939 wurde er wegen Spionage verurteilt; 1943 starb er in einem Arbeitslager in Sibirien; 1989 Rehabilitierung durch die sowjetische Regierung. Das Familienmilieu, die Beschäftigung mit dem Theater, die Theaterinszenierungen und die Lebensgeschichte der Romanfigur Nju-Lang entsprechen zum großen Teil dem Leben von Zhu Xiangcheng.
- 7 *Lao-Bai-Hsing* (Lao baixing) = einfache Menschen: Bezeichnung für Massen; Übersetzung Blums: die achtbaren hundert Namen; Blum betrachtet den Ausdruck nicht als ein Wort, sondern löst es in drei Worte auf: lao (alt, achtbar), bai (hundert), xing (Familiename).
- 8 *Ein neues Theater* (Xinju): frühes Sprechtheater in China; in diesem Zusammenhang ist das Sprechtheater nach europäischem Vorbild gemeint. Da sich dieses vom traditionellen chinesischen Theater unterscheidet, wurde es Xinju (Neues Theater) genannt, d. h. es bezeichnete

eine neue Theaterform für das chinesische Publikum, die mit einem verstärkten Interesse für Werke der westlichen Literatur einherging. Seine Anfänge reichen in das Jahr 1906 zurück, als sich chinesische Auslandsstudenten (u. a. Ouyang Yuqian) in Tokio zu der ‚Chunliu She‘ (Frühlingsweidengesellschaft) zusammenschlossen und westliche Theaterstücke wie die *Kameliendame* von Dumas auf die Bühne brachten; in der 4. Mai-Bewegung 1919 wurde das traditionelle chinesische Theater kritisiert. Das europäische Theater sollte in China eingeführt werden. Vor allem Ibsen, Tschechow und Strindberg wurden sehr geschätzt. Das moderne Theater nahm in den 20er Jahren in Shanghai großen Aufschwung. Viele Theatergesellschaften wurden gegründet. Die einflußreichsten Theater waren z. B. ‚Nanguoshe‘ (Theater Südchina, unter der Leitung von Tian Han) ‚Fudan Jushe‘ (Fudan-Theater, Leiter: Hong Shen), ‚Shanghai Xiju Xueshe‘ (Shanghai-Theatergesellschaft, Leiter: Ying Yunwei), Xinyou Jushe (Xinyou Theater, Leiter: Zhu Xiangcheng) und Modeng Jushe (Modernes Theater, Leiter: Chen Baichen) (s. Anm. 53: Mei-Hua-Theater).

- 9 *Whang-Pu-Fluß* (Huang Pu Jiang), auch Wangpoo: 100 km langer flußartiger Mündungsarm im Delta des Chang Jiang (Yangtse); größte Verkehrsader der Stadt Shanghai. Da Blum die ersten Jahre in China in Shanghai verbrachte, wurde ihre Aussprache vom Shanghaier Dialekt gefärbt, so etwa werden die Worte Wang und Huang in Shanghai häufig verwechselt.
- 10 *Wang Po-Tscheng*: Name einer wichtigen Figur im Roman; es handelt sich um eine fiktive Person.
- 11 *Mee-Tsijing* (Meiyin): Vorname einer Frau; wörtlich übersetzt: schöne Musik; in dieser Figur verschlüsselt Blum Zhu Xiangchengs Ehefrau *Wang Jifeng* (1904 Shanghai – 1977 Shanghai). Wang stammte aus einer wohlhabenden Familie und genoß eine klassische Ausbildung; 1922 heiratete sie Zhu auf Anweisung ihrer Eltern; ihrer Meinung nach war die Ehe mit Zhu glücklich; sie trat oft als Schauspielerin in Zhus Theatergruppe auf und war sogar eine der ersten Schauspielerinnen des Theaters; das Ehepaar hatte drei Kinder: die Tochter Zhu Mei (später Zhu Kechang, geb. 1923 in Shanghai), die Söhne Zhu Chengjian (später Wang Guanghua, 1928? Shanghai – 1995 Beijing) und Zhu Chengzhong (geb. 1930 in Shanghai). Seit 1931 hatte sie ihren Mann nicht mehr gesehen. Wang ging keine zweite Ehe ein.
- 12 *Vater des Tjen-To*: in der traditionellen chinesischen Familie gepflegte Gewohnheit, daß die Frau ihren Mann als Vater ihres Kindes bezeichnet; Frauen hatten in der Familie niedrige (dienende) Positionen, sie durften ihre Männer nicht beim Namen nennen, wie auch die Bürger ihren Kaiser nicht beim Namen nennen durften. Männer sprachen ihre Frauen nicht mit Namen an, da die meisten Frauen sowieso keinen Namen hatten. Solange die Frauen bei

den Eltern leben, sind sie die Tochter von jemandem (Vater), wenn sie verheiratet sind, sind sie jemandes Frau; und als Witwe sind sie die Mutter von jemandem (Sohn). Wenn Männer ihre Frauen erwähnen, benutzen sie oft eine abwertende Bezeichnung: z. B. *neiren* (Mensch, der auf das Innere [des Hauses] beschränkt ist), *jianqie* (Frau als Mensch mit weniger Wert), *xiaoqie* (kleine Frau) usw.

- 13 *Tzai-Yün* (Caiyun) = leuchtende Wolke: häufig als Vorname für Frauen benutzt; als Vorbild zu dieser Figur diente Blum die jüngere Schwester von Frau Wang, der Ehefrau ihres Geliebten; die Schwester studierte Anglistik, spielte damals auch Theater und fungierte als Dolmetscherin, als Blum Frau Wang besuchte. Vermutlich hatte ihre Geschichte Blum zu dieser Figur inspiriert; die Geschwister hatten eine sehr enge Bindung zueinander; nachdem Zhu ins Ausland gegangen war, lebte Frau Wang mit den Kindern zuerst beim Schwiegervater, später bei ihrer Schwester.
- 14 *Blumen und Weiden* (Hua Liu): in der chinesischen Mundart Ausdruck für Bordell. Geschlechtskrankheiten werden *Hualiubing* (Krankheit der Blumen und Weiden) genannt.
- 15 *Amah* (A ma): verheiratete Dienerin.
- 16 *Hongkew* (Hongkou): ein Stadtteil im Norden (nördlich des Suzhou-Flusses) von Shanghai, wo die meisten jüdischen Flüchtlinge (mehr als 10000) von 1938–1946 untergebracht waren, da die Miete dort wesentlich niedriger als in anderen Stadtteilen war; Hongkou war ein Teil des ‚International Settlement‘ (verwaltet durch Engländer, Amerikaner und vor allem Japaner), in dem sich die meisten Industriebetriebe – u. a. japanische – befanden, und wurde daher auch als ‚Klein Tokio‘ bezeichnet. 1931–32 und 1937 war Hongkou Kriegsschauplatz und wurde durch die Bombardierungen und die Politik der GMD größtenteils von den chinesischen Truppen zerstört; die Japaner griffen ihrerseits im September 1931 Shanghai an, nachdem sie die Mandschurei erobert hatten; sie stießen jedoch auf heftigen Widerstand der dort stationierten 19. Feldarmee der GMD. Als die chinesischen Truppen den Krieg verloren, verfolgten sie eine Politik der verbrannten Erde; später wurde Hongkou von den Flüchtlingen teilweise wieder aufgebaut und von den Emigranten als ‚Klein Wien‘ bezeichnet. Hongkou stand nach 1937 (das erste Jahr des sino-japanischen Kriegs) – wie große Teile Shanghais – unter japanischer Verwaltung; von 1943 bis 1945 wurde Hongkou ein Ghetto für jüdische Flüchtlinge; sie wurden gezwungen, dort zu wohnen und durften Hongkou nur mit Genehmigung der Japaner verlassen, um ihrem Beruf nachzugehen. So ist der Name Hongkou eng mit der jüdischen Emigration in Shanghai verbunden.

17 *Konfuzianismus*: benannt nach seinem Gründer Konfuzius (Kongzi, alter Meister, 551–479 v. Chr.); Staatsideologie des antiken China. Konfuzius lebte in einer Zeit, als die Zhou-Dynastie verfiel und Chaos im Land herrschte (dieser Zeitabschnitt wird von der chinesischen Historiographie Chunqiu und Zhanguo genannt). Die Ordnung der Zhou, die Konfuzius als die vollkommene Gesellschaft betrachtete, wurde von den Fürsten nicht mehr gewährleistet. Konfuzius sah es als seine Lebensaufgabe, diese Ordnung wiederherzustellen. In dem Buch *Liji* (Buch der Sitten) sind seine Ansichten zu Ethik in Staat und Familie dargelegt. Die staatliche Ordnung soll nicht mit Gesetzen, Strafen und Gewalt durchgesetzt werden, sondern vielmehr auf der Basis der geordneten Familien und eines vorbildhaften Herrschers aufgebaut werden. Der gesamte Staatsorganismus gründet sich auf die Familie, die die Keimzelle der Gesellschaft bildet und in der jedem Individuum – im Interesse des Kollektivs – seine bestimmte Stelle zugewiesen ist. Die feudalistische Sittenlehre des Konfuzius bildet die Grundlage des Konfuzianismus. Als moralischen Maßstab setzte Konfuzius ‚Drei Grundregeln‘ – Der Kaiser herrscht über seine Völker, der Vater über seinen Sohn und der Mann über seine Frau – und ‚Fünf Grundtugenden‘ – Menschlichkeit, Pflichtgefühl, Anstand, Loyalität und Pietät – (Kurzform: ‚Sangang wuchang‘ genannt) fest. Die konfuzianische Lehre ist besonders frauenfeindlich, Frauen stehen auf einer sehr niedrigen Stufe in dieser hierarchischen Ordnung. In der Sittenlehre gelten außerdem für die Frau noch die ‚Drei Gehorsamspflichten‘ – dem Vater gegenüber vor der Ehe, dem Mann gegenüber in der Ehe und dem Sohn gegenüber in der Witwenschaft – sowie die ‚Vier Tugenden‘ – Sittsamkeit, geziemende Sprache, angenehmes Verhalten und Tüchtigkeit (‚Sancong Side‘ genannt). Die konfuzianische Sittenlehre wurde nach dem Tod des Konfuzius zur Staatslehre. Die feudalistischen Herrscher bedienten sich ihrer, um Land und Leute zu regieren. Sie prägte zweitausend Jahre lang die chinesische Denk- und Verhaltensweise. Erst nach der 4. Mai-Bewegung von 1919 verlor diese Lehre an Bedeutung. Lu Xun kritisierte die Scheinheiligkeit des Konfuzianismus scharf. In seiner Novelle *Neujahrsopfer* schreibt Lu Xun, daß er von den Zeilen der „Sittenlehre“ nur noch zwei Zeichen herauslesen könne: „Chi ren! Chi ren“ (Friß die Menschen! Friß die Menschen). Auch Blum hatte zum Konfuzianismus eine kritische Einstellung.

18 *Übersetzung von Goethes Werther*: hier ist die Werther-Übersetzung von Guo Moruo gemeint: *Shaonian Weite zhi fannao* (Die Leiden des jungen Werthers, 1921). Das Buch hatte die chinesischen Intellektuellen der 20er Jahre stark beeinflusst und rief eine Welle melancholischer Nachahmungen hervor. Guo begann 1919 mit der Übersetzung des *Faust* und beendete den Ersten Teil 1928 und den Zweiten Teil 1947. Er hatte die beiden Bücher nicht aus dem Original, sondern aus dem Japanischen übersetzt. Erst seit den 80er Jahren gibt es neue Übersetzungen von *Faust* und *Die Leiden des jungen Werthers*; Guo Moruo (1892 Leshan/Sichuan – 1978 Beijing), chinesischer Dichter, Dramatiker, Politiker und Historiker; stammte aus einer wohlhabenden Familie. 1913 ging er zum Studium nach Japan. 1919 begann er, beeinflusst von Tagore, Whitman,

Heine und Goethe, neue Dichtung (unterscheidet sich von der klassischen Dichtung) zu schreiben. Sein erster Gedichtband *Nüshen* (Die Göttin) erschien 1921. Im selben Jahr kehrte er nach Shanghai zurück und gründete mit einigen Freunden die literarische Gesellschaft *Chuangzhao She* (Die Schöpfung). Er übersetzte *Die Leiden des jungen Werthers* von Goethe und *Immensee* von Theodor Storm. Weitere Gedichtbände: *Xingkong* (Der Sternenhimmel, 1923), *Huifu* (Wiederherstellung, 1928). 1928 ging er ins Exil nach Japan, wo er sich hauptsächlich historischen Studien widmete. 1937 Rückkehr nach China. In den Kriegsjahren schrieb er seine wichtigen historischen Dramen: *Qu Yuan* (Name eines Dichters), *Tangli zhi Hua* (Tangli-Blumen), *Hufu* (Das tigerartige Siegel), *Kongque Dan* (Die Gallen eines Pfaus); außer Dramen und Gedichten schrieb er zahlreiche Novellen, Erzählungen, historische Werke und autobiographische Romane, u. a. *Zhongguo gudai shehui yanjiu* (Das Altertum in China, 1930), *Jiagu wenzi yanjiu* (Forschung zu Knochenschriften, 1933), *Wode tongnian* (Meine Kindheit, 1935), *Kangzhan huiyilu* (Memoiren aus der Kriegszeit, 1948); *Li Bai yu Du Fu* (Li Bai und Du Fu, 1968). Er war kurze Zeit Vize-Premierminister und viele Jahre Rektor der Chinesischen Akademie (Sinica).

- 19 *Gewerkschaften in Shanghai*: Hier ist der „Allgemeine Gewerkschaftsbund von Shanghai“ gemeint. Die organisierte Arbeiterbewegung unter der Leitung der Gewerkschaften wurde in China Anfang der 20er Jahre ins Leben gerufen. Nach der Gründung der KP Chinas 1921 beteiligten sich vor allem die Kommunisten an den Aktivitäten der Gewerkschaften. 1925 wurde der „All-Chinesische Gewerkschaftsbund“ in Guangzhou eingerichtet, ein Dachverband der Gewerkschaften des Landes, in dem viele Kommunisten – wie etwa Li Lisan, Liu Shaoqi, Deng Zhongxia – aktive Mitglieder waren. Die Gewerkschaften organisierten eine Reihe von Streiks, die sich gegen die in japanischem Besitz befindlichen Baumwollspinnereien in Shanghai richteten. Das Zentralkomitee der KP Chinas trat am 28. Mai 1925 zusammen und rief mit anderen Gruppen zu einer gemeinsamen Demonstration für den 30. Mai in Shanghai auf. Am 1. Juni wurde ein Generalstreik ausgerufen und der „Allgemeine Gewerkschaftsbund von Shanghai“ unter der Leitung der Kommunisten – u.a. Li Lisan, Liu Shaoqi, Qu Qiubai – gegründet. Die Streiks, die der Gewerkschaftsbund organisierte, waren erfolgreich. Bis zum März 1927 hatte der Bund Shanghai unter Kontrolle. Eine provisorische Stadtregierung, der viele Kommunisten und Arbeiterführer angehörten, wurde eingerichtet. Die provisorische Regierung verlangte verbesserte Arbeitsbedingungen für die arbeitenden Massen und forderte die Aufhebung der ‚ungleichen Verträge‘ (s. Anm. 24 Opiumkrieg).
- 20 *Wissen begehre ich nicht, noch Ruhm, Könnte ich nur eine Frau finden, ob schön oder häßlich, aber mit einem glühenden und überströmenden Herzen*. Der Autor dieser Verse ist unbekannt. Gedichte dieser Art waren damals sehr verbreitet.

- 21 *Le-Sse* (Lüshi) – eine klassische chinesische Gedichtform (Gedichte mit acht gereimten Zeilen zu je fünf oder sieben Schriftzeichen, die nach festgelegten Regeln von Reim und Betonung geschrieben wurden). Das Lüshi entstand in der Zeit der Dynastien Wei Jin und Nanbei Chao (220–585) und wurde in der Tang-Dynastie (618–907) vervollkommen. Dichter wie Li Bai und Du Fu schrieben unzählige Lüshi. Die Gedichte der Tang-Zeit gelten als die besten.
- 22 *Anton Pawlowitsch Tschechow* (1860 Taganrog – 1904 Badenweiler): russischer Schriftsteller und Arzt; Zusammenarbeit mit dem Moskauer Künstlertheater. 1901 heiratete er die Schauspielerin Olga L. Knipper. Zahlreiche Reisen führten ihn nach Westeuropa. Er starb während eines Kuraufenthalts im Schwarzwald an Lungentuberkulose. Tschechow behandelte hauptsächlich das Thema der Dekadenz des Kleinbürgertums. Sein Stil wandelte sich vom Realismus zum Impressionismus und Symbolismus; Hauptwerke: *Die Möwen* (1896), *Onkel Wanja* (1897), *Drei Schwestern* (1901) und *Der Kirschgarten* (1904).
- 23 *Nikolai Wassiljewitsch Gogol* (1809 Poltawa – 1852 Moskau): russischer Schriftsteller; Sohn eines ukrainischen Gutsbesitzers. 1818 ging er nach Petersburg und war als Hauslehrer, Staatsbeamter und Dozent tätig; 1836 erster Theatererfolg mit *Der Revisor*. 1836 – 1848 hielt er sich meist im Ausland auf. Kurz vor dem Tod verbrannte er das Manuskript des 2. Teils seines Romans *Die toten Seelen* (1. Teil 1842); Hauptwerke: *Arabesken* (1835), *Der Mantel* (1842).
- 24 *Opiumkrieg*: Krieg zwischen China und England 1839–1842, mit dem die Periode des westlichen Imperialismus begann. 1836 bemerkte die Mandschu-Regierung, daß die massive Opiumeinfuhr zu einem Silberabfluß ins Ausland, daher auch zu einer Finanzkrise des Qing (Mandschu)-Regimes führte, und startete eine Gegenkampagne. 1839 wurde Lin Zhexu als Sonderkommissar der Qing-Regierung nach Guangzhou entsandt, um die Opiumeinfuhr aus Indien zu unterbinden. England wollte jedoch auf die Einnahmen aus dem Opiumverkauf nicht verzichten. Als Lin in Guangzhou Opium verbrennen ließ, griffen die überlegenen britischen Flotteneinheiten China an. Die Mandschu-Truppen waren kein ernstzunehmender Gegner für die englische Flotte mit ihren modernen Waffen und Kanonen. Der Krieg endete 1842 mit der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Nanjing, in dem die Qing-Regierung gezwungen wurde, die fünf Hafenstädte (Guangzhou, Fuzhou, Xiamen (Amoy), Ningpo und Shanghai) zu öffnen und Exterritorialität der Siegermächte (zuerst nur für England, ab 1844 auf Frankreich, USA und andere westliche Mächte übertragen, später kamen noch Rußland und Japan hinzu) zu gewährleisten. Auch Hongkong wurde nach dem Opiumkrieg England überlassen.
- 25 *Tschang Ming-Tjen*: fiktive Romanfigur.

- 26 *Hang-Tschou* (Hangzhou): Hauptstadt der Provinz Zhejiang; bekannt durch die Seidenproduktion und den schönen Westsee.
- 27 *Dao-la* = wir sind da. Es war eine Eigenart von Blum, chinesische Redewendungen in den Text einzuflechten. Häufig sind sie überflüssig.
- 28 *Schao-Ping* (Shaobing): Hefeteig, in flacher Rundform gebacken, ähnlich wie Fladenbrot; zu jeder Mahlzeit üblich, vor allem in Nordchina ein alltägliches Essen.
- 29 *Französische Konzession*: ein Stadtteil in Shanghai, der bis 1943 von den Franzosen verwaltet wurde; nachdem die Mandschu-Regierung den Opiumkrieg verloren hatte, wurde sie gezwungen, die Grenzen zu öffnen; aufgrund der Verträge von Nanjing und Tianjin genossen fünf Hafenstädte, darunter auch Shanghai, den Status der Exterritorialität. In Shanghai wurden 1849 zwei Konzessionen eingerichtet, die in den Jahren 1861, 1900 und 1914 mehrmals erweitert wurden: die ‚Französische Konzession‘ (heute rund um die Huaihai-Straße, 1022 ha) und ‚International Settlement‘ (heute von der Nanjing-Straße bis zum ‚Bund‘ (Kai), Huangpu-Park und Zhabei (nördlich vom Suzhou-Fluß wie etwa Hongkou, Huishan und Yangshupu, 2259 ha), das von Engländern, Amerikanern und Japanern verwaltet wurde. Die ‚Französische Konzession‘ war überwiegend ein Wohnviertel, in dem sich reiche Leute (auch Chinesen) niederließen. Ab dem Shanghai-Zwischenfall 1931, insbesondere seit dem Beginn des sino-japanischen Kriegs 1937, wurde sie auch Zufluchtsort für chinesische Flüchtlinge. Um 1937 sollten sich knapp eine Million chinesische Flüchtlinge in beiden Konzessionen aufhalten. Die Bevölkerung in Shanghai stieg 1937 um mehr als eine Million. Von 1939–1943 wohnten ca. 4000 jüdische Flüchtlinge in der ‚Französischen Konzession‘.
- 30 *Wang Tschü*: *Gern sähe ich tagtäglich Freunde bei mir, / Über Philosophie diskutierten wir. / Gern hätte ich den Steuereinnahmer verjagt, / Daß er nicht mehr mit Taxen und Faxen mich plagt. / Gern sähe ich Söhne und Töchter vermählt, / In Familien, vornehm und auserwählt. / Wenn solche Freude mein Leben mir bot, / Dann brauchte ich kein Paradies nach dem Tod.* Meiner Meinung nach handelt es sich hierbei um ein Gedicht von Wang Ji, und zwar sein Wuyan Lüshi (s. Anm. 21 Lüshi) *Du zuo*. In: *Quan Tangshi* (Gesamtausgabe der Tang-Gedichte): Yuan san shi qi (Bd. 37, Wang Ji, S. 482): Wen jun zun you wai. Du zuo geng he xu. You ke tan ming li. Wu ren suo di zu. San nan hun ling zu. Wu nü jia xian fu. Bai jian sui fen liao. Wei xian zhi fang hu. *Wang Ji* (585 Hejin/Shanxi – 644): Beiname Dong Gao; chinesischer Dichter; lebte in der Zeit des Dynastiewechsels von der Sui zur Tang-Zeit. Er war Beamter der Sui-Dynastie. In der Tang-Zeit zog er sich in seine Heimat zurück. Sein Vorbild war Tao Yuan-

- ming (Landschaftsdichter der Nan-Bei Chao). Wichtigster Repräsentant der Wuyan-Lüshi-Dichtung. Seine Gedichte wurden im *Dong gao ziji* gesammelt.
- 31 *Tschang Da-Dshin*: Romanfigur; Vater von Nju-Lang.
- 32 *Britischer Bergarbeiterstreik*: keine Daten eruiert.
- 33 *Schildkrötenei* (Wangba dan): Schimpfwort; Wangba (Schildkröte), Bezeichnung für Männer, deren Frauen sie mit anderen Männern betrügen. Wangba ist daher das schlimmste Schimpfwort für einen Mann. Wangba dan ist ein Schimpfwort für uneheliche Kinder. Heute in der Bedeutung von Arschloch verwendet.
- 34 *A-Pen-Yon* (Yapian yan): Opium auf Chinesisch (Shanghai-Dialekt). Da Blum zuerst in Shanghai, später in Guangzhou lebte, war der Einfluß der jeweiligen Dialekte unverkennbar. Die Transkription, die sie für chinesische Begriffe verwendet, weist eine starke Färbung durch diese Dialekte auf.
- 35 *Tai-Ping-Aufstand* (1850–1864): 1850 brach der Taiping-Aufstand unter der Führung von Hong Xiuquan aus. 1851 gründete Hong das ‚Himmlische Reich des großen Friedens‘ (Taiping Tianguo). 1853 eroberte die Taiping-Armee die Stadt Nanjing und erklärte sie zur Hauptstadt. 1864 wurde Nanjing wieder von der Mandschu-Regierung anvertrauten Xiangjun (Hunan-Armee) erobert, und der Aufstand wurde niedergeschlagen. Sechzig Millionen Menschen starben während dieser Zeit. Die Taiping-Bewegung war kein reiner Bauernaufstand, sondern hatte eher einen missionarischen Charakter (protestantisches Christentum chinesischer Prägung). Die Soldaten der Taiping-Armee gehörten einer religiösen Sekte an, Hong Xiuquan sah sich als Prediger und Heilsbringer.
- 36 *Sse-Erh* (Si Er): das tote Kind. Im Roman wird es als „der zweite Tod“ erklärt, was nicht stimmt. Nach dem chinesischen Aberglauben bedeutet die Benennung des Kindes als ‚Si Er‘ den Wunsch, daß es nicht sterben soll.
- 37 *Hunden und Chinesen ist der Eintritt verboten*: Im internationalen Settlement und in der Französischen Konzession in Shanghai waren vor 1949 vor manchen Parks und Hotels solche Schilder angebracht.

- 38 *Ma-Ma-Fu-Fu* (mama huhu): es geht nicht besonders, sosolala. Blum übersetzt es mit „ich pfeif darauf“. Sie benutzt im Roman mehrmals das Wort „mama huhu“, aber in den meisten Fällen paßt das Wort nicht zum Kontext. Vermutlich wurde ihr das Wort falsch erklärt.
- 39 *Yüeh-Niao* = Mondvogel: Mädchenname; hier eine weibliche Romanfigur.
- 40 *Mui-Tzai* (Meizai): minderjähriges Dienstmädchen.
- 41 *Mu-Lan* (Mulan): eine literarische Figur im Volkslied *Mulan shi* (Das Lied Mulan); *Mulan shi* ist im Sammelband *Yuefu shiji* (Volksliederbuch) enthalten: Liang gujiao heng chuiqu (Trommelmelodie der Liang). Das Lied besteht aus 62 Zeilen und 330 Schriftzeichen. In der Zeit der Han-Dynastie gab es ein Amt für Musik (Yuefu), das vor allem Volkslieder sammelte und Musik aufzeichnete. Diese Volkslieder wurden zuerst *Geshi* (Liederichtung) genannt, später wurden sie als *Yuefu shi* bezeichnet. In der Zeit der Beichao (Nord-Dynastie, 317–581) war diese Art von Volksliedern weit verbreitet. Da während der Beichao-Zeit verschiedene Völker, vor allem Mongolen, das Land regierten, haben diese Volkslieder die Lebensgewohnheiten der nördlichen Völker zum Inhalt. *Mulan Shi* gehört zu den berühmten Yuefu-Volksliedern. Mulan ist ein Mädchen aus dem Norden (vermutlich ein mongolisches Mädchen). Dort herrscht seit Jahrzehnten Krieg. Da es an Soldaten fehlt, werden auch ältere Männer zum Kriegsdienst eingezogen. Mulans kranker Vater ist auch dabei. Mulan verkleidet sich als Mann und geht für den Vater in den Krieg. Zwölf Jahre lang kämpft sie und wird wegen ihrer Verdienste zum General ernannt. Der Krieg geht zu Ende, und der König möchte ihr ein hohes Amt und reiche Belohnung geben. Mulan lehnt jedoch ab und geht in ihr Dorf zurück. Sie wird als Heldin gefeiert; keiner ihrer Mitkämpfer hatte geahnt, daß sie eine Frau ist. Die Geschichte von Mulan wurde durch das Volkslied so verbreitet, daß jeder in China sie kannte. Viele Bühnenaufsteller verwendeten sie als Dramenvorlage. Blum übersetzte *Das Lied Mulan* für die *Internationale Literatur* (1941, Heft 1, S. 36–37).
- 42 *Tsju-Dshing* (Qiu Jin, 1879? Zhejiang – 1907 Shaoxing): chinesische Revolutionärin, Dichterin und Vorkämpferin der Frauenbewegung; 1904–1906 Studium in Japan; 1905 Mitglied und führende Persönlichkeit der von Sun Yat-sen gegründeten *Tongmenghui* (Revolutionäre Allianz); 1906 Rückkehr nach China, trat für die Gleichberechtigung der Frauen ein (vor allem für die Abschaffung des Fußbindens); verfaßte Aufsätze über die Notlage der Frauen in China; gründete die Zeitschrift *Zhongguo Funü* (Chinesisches Frauenjournal) in Shanghai; Lehrerin an verschiedenen Mädchenschulen in Shanghai; 1907 Leiterin und Lehrerin der Datong (Große Gemeinschaft) Schule (eine westlich orientierte und für die Revolutionäre dieser

Region gedachte Schule) und einer Mädchenschule bei Shaoxing; Teilnahme an einer Reihe von Aufständen in Zhejiang gegen die Mandschu-Regierung; 1907 hingerichtet.

- 43 *Agnes Smedley* (1894 Campground/Missouri – 1950 London): amerikanische Journalistin, Buchautorin und Freiheitskämpferin; 1919 Übersiedlung nach New York. Sie engagierte sich in Fragen der Geburtenkontrolle und für die indische Unabhängigkeitsbewegung. 1921 ging sie nach Berlin und nahm Kontakt zu den dortigen indischen Revolutionären auf. 1929 reiste sie als Reporterin der *Frankfurter Zeitung* nach China und erlangte in den 30er Jahren durch ihre leidenschaftlichen und klaren Augenzeugenberichte über die chinesische Revolution Weltruhm. Sie war sowohl mit chinesischen Kommunisten wie Mao Zedong, Zhou Enlai, Zhu De wie auch mit Nationalisten bekannt und unterhielt Kontakte zu Sinologen, Journalisten und US-Generälen wie John K. Fairbank, Edgar Snow und Joe Stilwell. 1941 kehrte sie in die USA zurück und engagierte sich für die Verbesserung der Chinapolitik Amerikas. Mit Beginn des Kalten Kriegs unter McCarthy wurde sie Zielscheibe der Rechten und der Spionage für die Sowjetunion beschuldigt. Ihre Artikel wurden boykottiert. Vollkommen isoliert, krank und verbittert, entschloß sie sich, nach China zurückzukehren. 1950 reiste sie zunächst nach England, wo sie kurz nach ihrer Ankunft in London starb. Ihrem Wunsch gehorchend, wurde ihre Asche nach China gebracht, wo sie nach einer Gedenkfeier am 6. Mai 1951 in Beijing beigesetzt wurde. Hauptwerke: *Daughter of Earth* (New York 1929), *China's Red Army Marches* (New York 1934), *Battle Hymn of China* (New York 1943) und *The Great Road. The Life and Times of General Chu Teh* (New York 1956).
- 44 *Helene Stöcker* (1869 Elberfeld – 1943 New York): Pazifistin, Frauenrechtlerin, Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung; Ausbildung als Lehrerin bei Helene Lange in Berlin; Studium der Nationalökonomie, Germanistik und Philosophie in Berlin und Glasgow; 1901 Promotion in Bern; 1892 Mitbegründerin der Deutschen Friedensgesellschaft; 1898 Mitbegründerin des „Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine“. Sie kämpfte u. a. für die freie Liebe und das Recht auf Abtreibung. 1905 Mitbegründerin des Bundes für Mutterschutz und Sexualreform, dessen Organ *Mutterschutz* (seit 1908 *Die neue Generation*) sie bis 1932 herausgab. 1933 Emigration nach Zürich; 1941 über London, Stockholm, Sowjetunion in die USA; Hauptwerke: Aufsatzsammlungen *Die Liebe und die Frauen* (Minden 1906), *Erotik und Altruismus* (Leipzig 1924) und der Roman *Liebe* (Berlin 1927).
- 45 *Ricarda Huch* (1864 Braunschweig – 1947 Schönberg/Taunus): deutsche Erzählerin, Lyrikerin, Dramatikerin und Historikerin; sie stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie; 1887 Übersiedlung nach Zürich; 1891 Promotion; anschließend Bibliothekarin und Lehrerin für Deutsch und Geschichte; ab 1897 freiberufliche Schriftstellerin; seit 1900 lebte sie in

München, ab 1927 in Berlin, Heidelberg und Freiburg; seit 1936 in Jena; ihre späteren Werke brachten sie in offenen Widerspruch zur NS-Diktatur; sie leistete geistigen Widerstand mit ihrem Austritt aus der Preußischen Akademie der Künste und durch ihre kompromißlose Ablehnung der Rassendoktrin: Hauptwerke: *Gedichte* (Dresden 1891), *Aus der Triumphgasse* (Roman, Leipzig-Jena 1902), *Die Romantik* (Leipzig 1899–1902), *Die Geschichte von Garibaldi* (2 Bde. Stuttgart-Leipzig 1906/07), *Der große Krieg in Deutschland* (3 Bde. Leipzig 1912–14), *Der wiederkehrende Christus* (Leipzig 1926), *Herbstfeuer* (Lyrik, Leipzig 1944), *Der lautlose Aufstand* (Heidelberg 1953, hrsg. v. Günter Weisenborn).

- 46 *Young Women's Christian Association* = YWCA: 1855 in London gegründeter, der „Young Men's Christian Association“ entsprechender weiblicher Jugendverband; 1894 entstand als weltweiter Dachverband die „World Alliance of Y.W.C.A.“ (Sitz: Genf). Der entsprechende chinesische Zweig wurde zu Beginn des Jahrhunderts gegründet.
- 47 *Hsin-Lu* = Neuer Weg: hier der Name einer fiktiven Romanfigur; Sohn von Nju-Lang.
- 48 *Li Ming-Fung* = leuchtender Wind: ein männlicher Name; hier eine fiktive Romanfigur.
- 49 *Seit fünf Jahren schon sind Schauspielerinnen gesetzlich zugelassen*: Frauen durften vorher nicht in der Öffentlichkeit auftreten; die Frauenrollen auf der Bühne wurden von Männern gespielt. Diese Tradition findet man heute noch in der Peking-Oper. Manche Männer werden in der Peking-Oper für Frauenrollen ausgebildet. Erst 1924 wurde allgemein durchgesetzt, Männer und Frauen gemeinsam auf der Bühne auftreten zu lassen.
- 50 *Dramatische Reformbewegung*: auch neue Theater-Bewegung genannt (s. Anm. 8: Ein neues Theater und Anm. 53: Meihua-Theater).
- 51 *Der Katechismus des Schauspielers*: gemeint ist vermutlich das Buch von Stanislawski *Die Arbeit des Schauspielers an sich selbst*.
- 52 *Mee-jo Fa-Dse* = Meiyou fazi: da kann man nichts machen.
- 53 *Mee-Chua* (Meihua) = chinesische Pflaumenblüten: die einzige strauchartige Pflanze, die im Winter, zumeist im Februar (mit roten, rosafarbenen oder weißen Blüten) blüht; ähnelt den Aprikosenblüten. Meihua symbolisieren Vitalität und Lebenskraft. Viele chinesische Dichter haben diese Blüten wegen ihrer Einzigartigkeit besonders geschätzt. Es gibt zahlreiche Gedichte mit Meihua-Motiven „Yong (dichten) Mei“. Blum schrieb ebenfalls ein Gedicht über

- Meihua: *Pflaumenblüten* (in: Die Antwort. Moskau 1939, S. 66). Im Roman nannte Blum das Amateurtheater „Meihua-Theater“, das in Wirklichkeit „Xinyou-Theatergesellschaft“ hieß, aus der 1924 gegründeten „Xinyou-Gesellschaft“ hervorging und 1927 in Shanghai von Blums Geliebtem Zhu Xiangcheng geleitet wurde; Zhu versuchte, Theater nach dem Vorbild des europäischen Sprechtheaters zu machen; vor allem wurde er vom realistischen und naturalistischen Theater beeinflusst; er inszenierte Stücke wie *Onkel Wanja* von Tschechow, *Der Hund tanzt* von Leonid Andrejw und *Nacht im Café* von Tian Han und erregte große Aufmerksamkeit; einige Schauspieler des Theaters, wie etwa Yuan Muzhi spielten später in der chinesischen Film- und Theatergeschichte eine wichtige Rolle; 1930 schloß sich die Bühne der Liga der linken Theatergesellschaften Chinas an; wegen der dramatischer werdenden politischen Situation wurde die Xinyou-Theatergesellschaft 1931 aufgelöst. „Ich hoffe, daß man in der modernen Theatergeschichte Chinas den Namen Zhu Xiangcheng als Vorkämpfer nicht vergißt“, schreibt Xia Yan in seinem Buch *Lanxun jiumeng lu* (Erinnerungen an alte Träume), Beijing 1985, S. 173–174.
- 54 *Nacht im Café* (*Kafei dianz hi yi ye*, 1920): einaktiges Drama von Tian Han; in der Romanfigur des ‚jungen Literaturprofessors‘ wird Tian Han porträtiert. *Tian Han* (1898 Changsha – 1968 Beijing): chinesischer Dichter, Dramatiker und Vorkämpfer des neuen Theaters; auch ‚Vater des Schauspiels‘ genannt; 1921 Mitbegründer der literarischen Gesellschaft ‚Chuangzhao She‘ (Die Schöpfung); 1924 erschien die einaktige Tragödie *Huohu zhi ye* (Nacht des Tigerfangs); 1927 Professor an der Kunsthochschule Shanghai; 1928 Gründer der Theatergesellschaft ‚Nanguo She‘ (Südchina), aus der viele bekannte Schauspieler und Regisseure hervorgingen; Tian versuchte, die traditionelle chinesische Opernkunst mit der europäischen Theaterkunst zu verbinden; 1930 Mitglied der ‚Gesellschaft der chinesischen Schriftsteller des linken Flügels‘; in dieser Phase dienten seine Dramen in erster Linie der Propaganda; er rief Theatergruppen für die antijapanische Einheitsfront ins Leben. Daneben schrieb er insgesamt über 80 Dramen und Opern, mehr als 20 Filmdrehbücher und knapp zweitausend Gedichte. Der Text der chinesischen Hymne stammt aus seinem Gedicht *Yiyongjun jinxingqu*; Hauptwerke: *Mingyou zhi si* (Tod eines großen Schauspielers, 1927), *Luanzhong* (Die chaotische Glocke, 1932), *Huichun zhi qu* (Sonate des Frühlings, 1934), *Lugou Qiao* (Marco Polo-Brücke, 1937), *Liren xing* (Weg einer schönen Frau, 1947) sowie die historischen Dramen *Guan Hanqing* (Name eines chinesischen Dramatikers aus der Yuan-Dynastie, 1958) und *Wencheng Gongzhu* (Prinzessin Wencheng, 1960).
- 55 *Tschen Bo*: Romanfigur, gemeint ist vermutlich Lu Xun (s. Anm. 13: Lu Xun/III. Teil), der bekannte chinesische Schriftsteller, der zu jener Zeit in Shanghai lebte. Ob sich Lu Xun und Zhu Xiangzheng gekannt haben, konnte nicht festgestellt werden.

- 56 *Wu Hsien-Li* (Wu Xinli): fiktive Romanfigur; Xinli wird oft als Name für Knaben benutzt und bedeutet „neue Kraft“. Als Vorbild dieser Figur diente Blum vermutlich Professor Feng Zhi, den sie kurz zuvor in Beijing kennengelernt hatte. Feng forschte jahrzehntelang u.a. auch über Goethe. *Feng Zhi* (1905 Zhuozhou – 1993 Beijing): chinesischer Lyriker und Germanist; 1921–1927 Studium der Germanistik an der Universität Beijing; danach Lehrtätigkeit in Harbin und Beijing; 1930–1935 Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie an den Universitäten Heidelberg und Berlin; 1935 Promotion an der Universität Heidelberg; im gleichen Jahr Rückkehr nach China; seitdem Professor an verschiedenen Universitäten; Ab 1951 Dekan der Fakultät für europäische Sprachen und Literatur der Universität Beijing; ab 1964 Vorstand des Forschungsinstitut für fremdsprachige Literatur der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften; ab 1979 Vizepräsident des Allchinesischen Schriftstellerverbands; Hauptwerke: *Zuori zhi Ge* (Lieder von Gestern, Gedichte, 1927), *Shisihang Ji* (Sonettenband, Gedichte, 1942), *Du Fu Zhuan* (Biographie von Du Fu, 1952), *Feng Zhi Shi Xuan* (Feng Zhi: Ausgewählte Gedichte, 1980), *Über Goethe* (1986).
- 57 *Der Gott und die Bajadere*: Oper in zwei Akten von Daniel-Francois-Esprit Auber; Text von Augustin Eugène Scribe; Uraufführung 1830 in Paris. Den Stoff entnahm Scribe Goethes Ballade *Der Gott und die Bajadere* (1797). Erzählt wird die Liebesgeschichte zwischen der Bajadere Zoloé und dem Gott von Hindustan, der durch Zoloés Liebe wieder in sein Reich zurückkehren kann. *Daniel-Francois-Esprit Auber* (1782 Caen – 1871 Paris): französischer Komponist; bedeutender Vertreter der französischen ‚Opéra comique‘. 1811 begann er mit Opernkompositionen. Er war Schüler von Cherubini. Ab dem Jahr 1825 Zusammenarbeit mit Eugène Scribe, mit dem gemeinsam er die neue Operngattung der ‚Grand Opera‘ schuf. Mit der Oper *La muette de Portini* (Die Stumme von Portini) war er sehr erfolgreich. Heute werden seine Opern kaum noch gespielt; Hauptwerke: *Maurer und Schlosser* (1825), *Die Stumme von Portini* (1828).
- 58 *Nachtasyk*: Szenen aus der Tiefe in 4 Aufzügen (Drama) von Maxim Gorki. *Maxim Gorki* (1868 Nischnij – 1936 Moskau), russischer Schriftsteller; früh verwaist, wuchs in ärmlichen Verhältnissen fast ohne Schulausbildung auf und wanderte auf Arbeitssuche durch weite Teile Rußlands, wobei er früh mit Revolutionären in Berührung kam. Die Werke aus dem Vagabundenmilieu brachten ihm Weltgeltung. Eines davon ist das Drama *Nachtasyk* (1902), das ihn durch Inszenierungen am Moskauer Künstlertheater (Konstantin Stanislawski, 1902) und Berlin (Max Reinhardt, 1903) weit über die Grenzen Rußlands hinaus bekannt machte. 1934 stellte er als Vorsitzender des Sowjetischen Schriftstellerverbandes die Doktrin des ‚sozialistischen Realismus‘ auf, als dessen erster Klassiker er gilt; Hauptwerke: *Die Mutter* (1906), *Das Leben des Klim Samgin* (1927–1937), Autobiographie: *Meine Kindheit* (1913–1914), *Unter frem-*

*den Menschen* (1915–1916) und *Meine Universität* (1923). In *Nachtasyl* beschreibt Gorki das aussichtslose Leben der Menschen aus der untersten Schicht. Sie stehlen, saufen, schimpfen, streiten, tun aber nichts, um ihr Leben zu verändern. Der Pilger Luka versucht, die Menschen aus ihrer Lethargie zu reißen. Seine Worte finden zwar Anklang, ändern aber im Grunde nichts. Die Menschen führen ihr elendes Dasein fort.

59 *Ma Schu-Ping*: fiktive Romanfigur.

60 *Sun Yat-sen's Lehre*. Sun Yat-sens wichtigste Anliegen waren die sogenannten „Sanmin zhuyi“ (Drei Prinzipien des Volks), nämlich ‚Minzhu‘ (die Demokratie), ‚Minsheng‘ (genug Nahrung für das Volk und die Existenz des Volks) und ‚Minquan‘ (das Recht und die Macht des Volks). Nach westlichen Maßstäben könnte man von Demokratie, Sozialismus und Nationalgefühl sprechen. *Sun Yat-sen* (1866 Xiangshan – 1925 Guangzhou), auch Sun Zhongshan: chinesischer Politiker, Gründungsvater der chinesischen Republik; Sun war bäuerlicher Herkunft. 1879 ging er nach Honolulu; dort absolvierte er die Schule, dann kehrte er nach China zurück und studierte in Hongkong Medizin; 1894 Gründung der Geheimgesellschaft „Gesellschaft zur Wiederbelebung Chinas“; 1895 Flucht nach Japan, wo er – mit einigen Unterbrechungen – bis 1907 blieb. In Japan nahm er den japanischen Namen Nakayama (Zhongshan = Zentraler Berg) an; 1905 Gründung der „Revolutionären Allianz“ (Tongmenghui) unter seiner Führung. 1911 Sturz der Mandschu-Dynastie. China wurde Republik; Sun der erste provisorische Präsident. Er trat jedoch kurz darauf zurück, um dem reformfreundlichen Offizier Yuan Shikai Platz zu machen. 1912 Gründung der Guo Mindang (Nationale Volkspartei) auf Basis der Tongmenghui. 1923 mit sowjetischer Hilfe Reorganisation der Guo Mindang. Die Kommunisten schlossen sich mit der GMD zu einer Einheitsfront zusammen. 1924 stellte Sun eine nationale Regierung auf. 1925 starb er an Lungenkrebs in Guangzhou. Er wurde zu einer Kultfigur der GMD. Seine ‚Drei Prinzipien‘ wurden Parteideologie. Bald nach seinem Tod wandte sich die GMD unter der Führung von Tschiang Kai-schek von Suns Prinzipien ab.

61 *Tschao Yung-Tsjang* (Chao Yongxiang): fiktive Romanfigur; Yongxiang ist ein männlicher Name und heißt „das ewige Glück“.

62 *Ma Dshin-Lan* (Ma Jinlan): fiktive Romanfigur; Jinlan bedeutet „goldene Orchidee“.

63 *Lin Schu-Hsien* (Lin Shuxin): fiktive Romanfigur; Shuxin ist ein weiblicher Name und heißt u. a. „schöner Duft“.

- 64 *Kuo-Min-Tang* (Guo Mindang) = die Nationale Volkspartei, die 1912 aus der „Revolutionären Allianz“ (Tongmenghui) und vier anderen kleinen Gruppen entstand. Im Winter 1912/13 fanden die ersten Wahlen in China statt, in denen die Guo Mindang die Parlamentsmehrheit gewann. Kurz darauf wurde ihr junger Organisator Song Jiaoren ermordet und die Guo Mindang von der Regierung Yuan Shikais aufgelöst. 1923 wurde die Partei von Sun Yat-sen reorganisiert. Er bildete 1924 mit sowjetischer Hilfe in Guangzhou eine nationale Regierung und schloß sich mit den Kommunisten zur ersten Einheitsfront zusammen. Viele Kommunisten traten in die GMD ein, die ‚Drei Prinzipien‘ wurden zur Parteiideologie erhoben. Im selben Jahr wurde unter der Leitung von Tschiang Kai-schek eine Militärakademie (Whampoa, auch Huangpu Junxiao) eingerichtet. 1925 starb Sun; Tschiang Kai-schek wurde sein Nachfolger. Er begann 1926 nach Norden vorzudringen. 1927 marschierten seine Truppen in Shanghai ein und verübten das Massaker vom 12. April 1927 gegen die Kommunisten und die linken Gewerkschaften. 1928 wurde die vereinte Nationalregierung unter der Führung von Tschiang Kai-schek in Nanjing etabliert, die bis 1949 regierte. 1937 zweite Einheitsfront mit den Kommunisten gegen Japan. Die GMD verfolgte jedoch weiterhin die Politik, die Kommunisten zu vernichten. Nach der Kapitulation Japans kämpfte die GMD gegen die KPCh; 1949 verlor die GMD den Krieg und zog sich auf die Insel Taiwan zurück. Dort übernahm sie die Regierung.
- 65 *Gewitter* (Leiyu, 1934): Tragödie in fünf Akten von Chao Yu; *Leiyu* ist sein bekanntestes Stück, das 1934 in der Zeitschrift *Wenxue Jikan* (Literatur Quartalzeitschrift) erschien und 1935 in Tokio von chinesischen Studenten uraufgeführt wurde; Inhalt: der Fabrikant Zhou Puyuan hat vor 20 Jahren seine Dienerin Shiping, die zwei Söhne von ihm hat, sitzengelassen. Shiping übersiedelt mit dem jüngeren Sohn in den Norden. Zhou glaubt, daß sie tot ist, und zieht später ebenfalls in den Norden. Nun wohnt er mit Familie Lu, in die Shiping eingeheiratet hat, am selben Ort. Die beiden wissen aber nichts voneinander. Shipings Mann und Tochter Sifeng dienen in der Familie Zhou. Der jüngere Sohn arbeitet in Zhous Firma, der ältere Sohn Zhous, Zhou Ping, hat ein Verhältnis mit seiner jungen Stiefmutter Fanyi, verliebt sich aber in das Dienstmädchen Sifeng und will mit ihr weggehen. Seine Stiefmutter möchte ihn aufhalten und entläßt Sifeng. Als Sifengs Mutter kommt, ist alles enthüllt. Zhou Ping und Sifeng begehen Selbstmord, als sie erfahren, daß sie Halbgeschwister sind. Shiping und Fanyi werden verückt. Der alte Zhou bleibt allein zurück. – *Chao Yu* (geb. 1910 in Tianjin), urspr. Wan Jiabao: chinesischer Dramatiker; stammte aus einer Beamtenfamilie. 1922–28 besuchte er das Nankai-Gymnasium und wirkte als Schauspieler im Schultheater mit. 1929 begann er mit dem Studium der ausländischen Literatur an der Qinghua-Universität. Er wurde vor allem von der griechischen Tragödie, von Eugen O’Neils und Ibsen beeinflusst. In den 30er und 40er Jahren schrieb er eine Reihe bedeutender Stücke: *Leiyu* (*Gewitter*, 1934), *Richu* (Sonnenaufgang, 1936), *Yuanye* (Die Wildnis, 1937), *Beijing ren* (Menschen in Beijing, 1941) und *Jia* (Die Fami-

lie, nach dem gleichnamigen Roman von Ba Jin, 1942); 1936–1942 unterrichtete er Dramenkunst und europäisches Theater an der staatlichen Theaterakademie in Nanjing; 1946–47 Vortragsreise in die USA; ab 1952 Rektor der Zentralen Theaterakademie in Beijing und Leiter des Beijing Künstlertheaters; 1966–1976 Schreibverbot während der ‚Kulturrevolution‘; 1978 verfaßte er das historische Drama *Wang Zhaojun*. Im Roman schreibt Blum, daß Nju-Lang dieses Stück 1929 inszeniert habe. Dies ist offenbar ein Irrtum, denn das Drama wurde erst 1934 veröffentlicht; 1935 erfolgte die Uraufführung in Tokio; Blum selbst dürfte von dem Drama sehr beeindruckt gewesen sein und beschrieb es deshalb in ihrem Roman. Es wäre möglich, daß sie dieses Stück durch Zhu kennengelernt hatte.

- 66 *Si-Ping, Tssju Po-Yuan* (Shiping und Zhou Puyuan): Theaterfiguren in Chao Yus Drama *Gewitter* (s. oben).
- 67 *Young Men's Christian Association = YMCA*: in der ersten Hälfte des 19. Jhs. gegründete internationale, evangelisch geprägte Bewegung, deren Ziel es ist, Menschen die Person und Lehre Jesu Christi nahezubringen. 1855 wurde ein Weltbund (World Alliance of YMCA) mit Sitz in Genf als Dachverband der Bewegung eingerichtet. Seit 1973 können dem YMCA, der insgesamt rund 30 Mio. Mitglieder umfaßt, auch Frauen beitreten. Der chinesische Zweig „Christlicher Verein junger Männer“ sollte um die Jahrhundertwende gegründet werden. Er trug zur Volksausbildung bei, pflegte Sport und Gemeinschaftsleben und übte großen Einfluß auf die Jugendlichen aus. 1920 gab es den YMCA schon in vielen Städten und einigen hundert Schulen. Allein aus Shanghai kamen 1920 500 Delegierte nach Tianjin zum YMCA-Kongreß.
- 68 *Onkel Wanja*, Szenen aus dem Landleben in vier Akten von Anton Tschechow (1897); Uraufführung 1899 im Moskauer Künstlertheater; der Kunstprofessor Serebjakow kommt mit seiner zweiten Frau Jelene auf sein Landgut, das von seinem Schwager Wanja verwaltet wird. Dieser ist bestrebt, gute Arbeit zu leisten, bis er eines Tages merkt, daß der Professor nicht nur ein Taugenichts, sondern auch ein Egoist ist. Onkel Wanja liebt Jelene, die aber den Landarzt Astrow bevorzugt. Vom Leben enttäuscht, will er sich umbringen, wird gerettet und lebt in Einsamkeit auf dem Landgut weiter. Blums Geliebter Zhu inszenierte 1929 dieses Stück an seinem Theater „Xinyou“ mit großem Erfolg, weshalb wohl auch Blum eine besondere Vorliebe für dieses Drama entwickelte.
- 69 *Sechskleidertag*. Metapher für sehr kalte Tage; die sogenannten Sanjiutian (die dritten Neuntage im 12. Monat nach dem Mondkalender, nämlich von 19.–27. Tagen des 12. Monats, kurz vor dem chinesischen Neujahr). Wenn man an diesen Tagen ausgeht, muß man mindestens sechs verschiedene Kleidungsstücke anziehen (Chu men liu jianyi).

- 70 *Sturmjahr 1927*: am 12. April 1927 verübten die von Tschiang Kai-schek geleiteten GMD-Truppen in Shanghai jenes bereits erwähnte Massaker, bei dem Tausende von Kommunisten, linken Gewerkschaftern und Arbeitern getötet wurden. Die kommunistische Partei wurde fast vernichtet. Mitverantwortlich dafür war auch die Politik Stalins und der Komintern, diese gaben nämlich der KP Chinas die Anweisung, Shanghai Tschiang Kai-schek und seinen Truppen zu überlassen und die Einheitsfront mit der GMD fortzusetzen. Bis zu diesem Zeitpunkt war Tschiang als Revolutionär aufgetreten. Niemand konnte ahnen, daß die Revolution auf so brutale Weise niedergeschlagen werden sollte. Tschiang zeigte erst sein wahres Gesicht, als er Shanghai unter Kontrolle hatte. Er ließ Schießbefehl geben, Kommunisten und Gewerkschafter wurden überrumpelt und standen den bewaffneten Truppen Tschiangs wehrlos gegenüber. Das war das Ende der ersten Einheitsfront der GMD und KPCh (s. Anm. Gewerkschaften in Shanghai und Kuo Mindang). Die KPCh brauchte viele Jahre, um sich von dieser schweren Niederlage zu erholen.
- 71 *Das Drama Der Tiger kommt*: vermutlich meinte Blum das Drama *Nacht des Tigerfangs* von Tian Han, eine einaktige Tragödie: Der Jäger Wei zwingt seine Tochter, die Liebesbeziehung zu ihrem armen Cousin abzubrechen und einen anderen zu heiraten. Das Stück endet mit dem Selbstmord des Cousins.
- 72 *Deutsche Schriftstellerin R. H.* = Richarda Huch
- 73 *Bauernaufstand in Hunan von Mao Tse-Tung*: Aufsatz von Mao Zedong: *Hunan Nongmin Yundong de Kaocha Baogao* (Untersuchungsbericht der Bauernbewegung in Hunan, 1927). Mao Zedong (1893 Xiangtan – 1976 Beijing), chinesischer Politiker; stammte aus einer Bauernfamilie; Mitbegründer der KP Chinas 1921; leitete eine Reihe von Bauernbewegungen in Hunan und Jiangxi; 1927 gründete er das erste Sowjetgebiet Chinas in Ruijin, Jiangxi. 1935 übernahm er die Leitung der KPCh mitten auf dem Langen Marsch. Ende 1935 Ankunft in Yan'an, Shaanxi. Dort installierte er den kommunistischen Stützpunkt (Rotes Gebiet) und wurde Vorsitzender der KP Chinas. 1949 Ausrufung der Volksrepublik China, Mao wird Präsident des Landes. Blum zeigte eine besondere Begeisterung für Mao. Sie erwähnte ihn oft in ihren Büchern. In ihrem Nachlaß-Roman *Schicksalsüberwinder* verwendet sie zahlreiche Mao-Zitate. 1967–1969 übersetzte Blum einige Gedichte Maos ins Deutsche. Ihre kritiklose Zustimmung zeigt die damalige allgemeine Stimmung in China. Mao Zedong wurde allorten zitiert.
- 74 *Pu-Tung* (Pudong): ein Vorort von Shanghai, in welchem zumeist arme Leute und Flüchtlinge wohnten. Heute ist Pudong eine wichtige Wirtschaftszone um Shanghai. Viele internationale Firmen haben hier ihren Sitz.

- 75 *Kwan-Ying* (Guanyin, auch Guan Shiyin): Göttin der Barmherzigkeit; wörtl.: den (flehenden) Ton der Welt betrachtend. Chinesische Ausprägung des Bodhisattva (einer der Begleiter des Buddha); Guanyin zählt zu den vier großen Bodhisattvas des chinesischen Buddhismus, denen besondere Verehrung zukommt. Guanyin manifestiert sich in allen erdenklichen Formen dort, wo ein Wesen seiner Hilfe bedarf, vor allem wenn jemand von Wasser, Dämonen, Feuer und Schwert bedroht ist. Außerdem ist sie diejenige unter den Bodhisattvas, an die sich kinderlose Frauen um Hilfe wenden. Nach volkstümlicher Auffassung ist sie im Süden Chinas, auf der Insel Putuo Shan (Zhejiang), die als das Heiligtum des Buddhismus gilt, beheimatet. Bis in die frühe Song-Dynastie war Guanyin männlich, ungefähr ab dem 10. Jh. wird sie oft mit weiblichen Zügen dargestellt, was auf taoistische und tantrische Einflüsse zurückzuführen ist. Vor der Revolution von 1949 gab es überall in China – in fast allen Dörfern – Guanyin-Klöster, auch Niangniang Miao (Kloster der Göttin) genannt. Die Leute gingen an den Festtagen in die Tempel, um der Göttin ein Opfermahl zu bringen, Räucherstäbchen anzuzünden und so ihren Schutz zu erleben. Heute sind die Klöster fast alle verschwunden.
- 76 *Hsiao-Lung*, *Da-Lung* = kleiner Drache, großer Drache: männliche Namen; Drachen (Long) sind in der chinesischen Mythologie ein Symbol für Yang; männlich, kräftig, stark. Daher wird der Drache oft als Bubename benutzt.
- 77 *Yüeh-Tai-Tai*, *Yüeh-Tu* (Yue taitai, Yuetu) = Mondfrau, Mondhase: die beiden Figuren stammen aus der chinesischen Mondsage Hou Yi und Chang E. Hou-Yi ist ein guter Bogenschütze und Sonnenkönig. Er bekommt von Xiwang mu (der Westkönigsmutter) eine Unsterblichkeitspille. Chang E ist seine Frau. Sie stiehlt die Pille, nimmt sie und wird zur Mondgöttin. Hier wird sie als Yue taitai bezeichnet. Sie hat eine Begleiterin: Yuetu (Mondhase). Diese Legende wurde zum ersten Mal in der Mythensammlung *Huai nanzi* von Liu An (179–122 v. Chr.) erwähnt.
- 78 *Tzao-Schen* (Zhaoshen), im Volksmund auch: Zhaojun, Zhaoshen Ye: der Herdgott. Nach chinesischer Legende hatte Chang Zhaowang (Herdkönig Chang) eine tugendhafte Frau, die ihm Glück und Reichtum brachte. Er aber verstieß seine Frau, um eine jüngere zu heiraten. Von da an verfolgte ihn das Unglück. Er wurde arm und blind. Die junge Frau verließ ihn und Chang mußte betteln gehen. Eines Tages stand er zufällig vor dem Haus seiner verstoßenen Frau, die ihn wiedererkannte und in ihr Haus einlud. Durch ihren Zauber konnte er wieder sehen. Als er seine Frau erkannte, sprang er vor Scham ins Feuer des Küchenherds. Die Frau stellte eine Gedenktafel über dem Herd auf. Seit damals wird Chang als Herdkönig verehrt. Jede Familie hat ihren Herdgott, der die Lebensdauer der Familienmitglieder festsetzt, Reich-

tum und Armut angemessen verteilt und über die guten und schlechten Taten Buch führt, um zu gegebener Zeit Gott im Himmel Bericht zu erstatten. Vor seiner Abreise zum Himmels-gott wird ihm ein Festmahl aus Fleisch, Wein und Honig gebracht, damit er süße Worte spricht. Am 23./24. Tag des 12. Monats fährt er zum Himmels-gott. Da wird sein Bild verbrannt. Am Abend des 30. Tages des 12. Monats kehrt er wieder, und ein neues Bild des Herdgottes wird angebracht. Abfahrt und Ankunft werden jeweils von einem Feuerwerk begleitet.

79 *So-Bong-Nje*, Universität Sorbonne in Paris.

80 *Han-Kou*: heute ein Teil der Stadt Wuhan, Hauptstadt der Provinz Hubei. Wuhan besteht aus drei Städten: Hankou, Hanyang, Wuchang; liegt am Kreuzpunkt der drei Flüsse Yangzi-jiang, Xiangjiang und Hanshui und ist seit dem Mittelalter ein Handelszentrum.

81 *I Lu Ping-An* (Yilu pingan), Gute Reise!

## II. TEIL: EIN SPLITTER GLÜCK

- 1 *Internationale Arbeiterhilfe*: kommunistische Hilfsorganisation; 1921 gegründet von Willi Münzenberg, hervorgegangen aus Hilfskomitees für die sowjet-russische Bevölkerung im Bürgerkrieg. Sie unterstützte v. a. streikende Arbeiter. 1931 hatte sie 100.000 Mitglieder. 1933 wurde sie in Deutschland verboten, verlegte ihren Sitz nach Moskau und arbeitete dort weiter.
- 2 *Neue Volksfrontregierung*: Wahlbündnis aus Sozialisten, Kommunisten und bürgerlichen Linken in Frankreich, das von Juni 1936 bis Oktober 1938 die Regierung stellte und besonders unter Ministerpräsident Leon Blum 1936/37 weitreichende Sozialreformen (Einführung der 40-Stunden-Woche, von Tarifverträgen, bezahltem Urlaub und erweiterter Schulpflicht) initiierte.
- 3 *Li Tschin-Tschin*: fiktive Romanfigur.
- 4 *Han Kiu-Pao*: Romanfigur; möglicherweise wird hier der chinesische Schriftsteller Siao San (Emi Siao) wiedergegeben. Zumindest dient Siao hier als Vorlage zu der Figur: des Vertreters der Komintern. Siao stammte aus Hunan und war ein Schulfreund Mao Zedongs. Er war auch mit Zhu bekannt.
- 5 *Litwakischer Yid*: litauischer Jude. Bezeichnung für Juden aus dem Gebiet des früheren Großfürstentums Litauen; gewöhnlich im Gegensatz zu den Juden aus dem Königreich Po-

len verwendet. Vor und nach dem Ersten Weltkrieg wurden die litauischen Juden, die nach Polen kamen, von den polnischen Nationalisten bekämpft. Die polnischen Juden bekannten sich zur polnischen Kultur, während die litauischen Juden viel stärker von der russischen Kultur beeinflusst waren und unter ihnen die jüdisch-nationale Bewegung verbreitet war. Man warf ihnen vor, zur Russifizierung Polens beizutragen und die nationale Einheit Polens zu bedrohen.

- 6 *Wen-Yen* (Wenyan): klassisches Chinesisch; Sprache der Gelehrten; wörtlich übersetzt: Schriftsprache. Vor 1919 wurde im schriftlichen Verkehr nur Wenyan-Stil benutzt. Das klassische Chinesisch benutzte eine Einwort-Schrift, um Gedanken bildlich zu veranschaulichen. Viele Wörter klingen jedoch so ähnlich, daß ein Satz oftmals zweideutig blieb oder akustisch unverständlich war. Um das klassische Chinesisch, u.a. die Zweideutigkeit und die Anspielungen, wirklich zu verstehen, mußte man vor allem lernen, Zusammenhänge zu erfassen und Phantasie aufzuwenden.
- 7 *Bai-Chua* (Baihua): Umgangssprache, Sprache der einfachen Menschen. Eines der Ziele der 4. Mai-Bewegung 1919 war, die Baihua durchzusetzen. Die jüngere Generation der Schriftsteller, wie etwa Lu Xun, versuchte, literarische Werke im Baihua-Stil zu schreiben. Hu Shi und Chen Duxiu hatten sich gemeinsam für die „Neue Kulturbewegung“ eingesetzt, die Fortschritte machte. 1920 ordnete das Unterrichtsministerium den Gebrauch des Volkschinesischen in den Lehrbüchern an. Hu Shi war der Überzeugung, daß das geschriebene Chinesisch sich der Volkssprache anpassen und den Wortschatz des Alltags verwenden mußte.
- 8 *Hanna Bilkes*: Ich-Erzählerin und Hauptfigur des Romans; diese Figur hat stark autobiographische Züge. Viele Einzelheiten und Erlebnisse Hannas – ihre Herkunft, schriftstellerische Tätigkeit in Wien und Moskau, das Leben als Emigrantin in Moskau, die Liebesgeschichte mit dem Chinesen, die Abenteuerreise durch halb Europa, um nach China zu gelangen, das Leben in Shanghai, die Suche nach dem Geliebten und vieles andere – sind fast identisch mit dem Leben Blums: Nur der Geburtsort wurde von Czernowitz nach Drohobycz in Galizien verlegt.
- 9 *Dimitrowka*: keine Daten eruiert.
- 10 *Das jüdische Theater in Moskau* = das Jiddische Staatstheater in Moskau. Nach der Revolution 1917 erlebte das jiddische Theater in Rußland eine Blütezeit. Der Gründer des ersten jiddischen Theaters in der Sowjetunion ist Alexander Gronovsky. 1918 kam er mit seiner Gruppe, dem Theater Goset, nach Moskau und begann Anfang 1919 zu spielen. Später wurde das Theater in Jiddisches Staatstheater umbenannt und spielte eine führende Rolle in der jid-

dischen Theaterbewegung der Sowjetunion. Zum Repertoire des Theaters gehörten u. a. Stücke jiddischer Autoren wie etwa Avraham Goldfaden, Scholem Alejchem, Yizchek Leib Perez; aber auch Aufführungen von Shakespeares *König Lear* und Gutzkows *Uriel Acosta* wurden erfolgreich gespielt. Die Theaterexperimente von Bertolt Brecht und Erwin Piscator übten ebenfalls Einfluß auf die Entwicklung des jiddischen Theaters in Moskau aus. 1929 übernahm Salomon Mikhoels (1890 Daugavpils – 1948 Minsk) die künstlerische Leitung des Jiddischen Staatstheaters in Moskau, bis er 1948 ermordet wurde. Zwischen 1930 und 1940 gab es ca. 18 bis 20 jiddische Theater in der Sowjetunion: Davon befanden sich die meisten in der Ukraine. Die jiddische Theaterbewegung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg durch Stalins antisemitischen Terror vernichtet.

- 11 *Scholem Alejchem* (1859 Perejaslaw/Ukraine – 1916 New York), Pseudonym für Schalom Rabinowitsch: berühmter jiddischer Schriftsteller; Mitarbeiter der hebräischen Zeitungen *Hameliz* und *Hazefirah*, erste Veröffentlichung der jiddischen Erzählung im Wochenblatt *Dos Yiddische Volksblatt* in St. Petersburg. 1888 gab er in Kiew die Zeitschrift *Die jüdische Volksbibliothek* heraus, in der auch seine ersten Romane erschienen. Kurze Zeit war er Rabbiner in Rußland. 1905 wanderte er nach Amerika aus, zwei Jahre später kehrte er nach Europa zurück und lebte dann in verschiedenen Ländern. Er schrieb Erzählungen, Geschichten, Monologe, die seinen Ruhm als jiddischer Humorist begründeten. Als lachender Philosoph beobachtete er die kleine jüdische Welt: das Leben der Juden in den Shtetln. Mit seinen Geschichten und Erzählungen verewigte er den Typus des ostjüdischen Kleinbürgers. Hauptwerke: *Josele Solowei* (Roman, 1888); *Tewje, der Milchmann* (Roman, 1894), *Kleine Menschelech* (Essays, 1900), *Menachem-Mendel-Reihe* (Kurzgeschichten, 1903), *Schwer zu sein ein Jud* (Komödie, ca. 1906). Nach dem Roman *Tewje, der Milchmann* entstand das Musical *Anatevka*, das 1964 am Broadway mit großem Erfolg uraufgeführt und dann auf den Bühnen der ganzen Welt gespielt wurde.
- 12 *Verlag für Fremdsprachen*: Gemeint ist der ‚Verlag für fremdsprachige Literatur‘ in Moskau, bei dem Blum einige Zeit als Redakteurin, Autorin und Rezensentin gearbeitet hat. Der Verlag bot vielen Emigranten und Schriftstellern die Möglichkeit, ihre Bücher zu veröffentlichen. Auch einige Gedichtbände Blums sind dort erschienen.
- 13 *Orientinstitut*: Gemeint ist das Lenininstitut in Moskau, in dem die ausländischen Kommunisten ausgebildet wurden. In den 20er und 30er Jahren wurden viele chinesische Kommunisten dort ausgebildet: Auch Zhu hatte dort studiert.
- 14 *Stachanowmann*: Stachanowsche Menschen; *Aleksej Grigorjewitsch Stachanow* (1906 Orel – 1977 Moskau): sowjetischer Bergarbeiter und Mitglied der KPdSU. Nach ihm ist die Stacha-

- now-Bewegung benannt, eine 1935 in der UdSSR begründete Bewegung im Sinne des sozialistischen Wettbewerbs. Nach seinem Vorbild sollten die Arbeiter und Bauern zu höchsten Arbeitsleistungen angeregt werden.
- 15 *Kulturpark*: der Staatliche Gorki Kultur- und Erholungspark, auf der linken Seite der Moskwa gelegen. In den 30er Jahren wurden viele derartige Parkanlagen in der Sowjetunion angelegt. Es gibt in diesem Park nicht nur Grünanlagen zur Erholung, sondern hier wurden auch verschiedene Kulturveranstaltungen angeboten. Ziel war es, damit den ‚neuen Menschen‘ zu fördern.
- 16 *Klub ausländischer Arbeiter*: 1923 wurde der ‚Deutsche Kommunisten-Klub‘ in Moskau gegründet. 1926 wurde er in ‚Deutscher Klub‘ umbenannt und fungierte als Kulturzentrum der deutschen Arbeiter. 1932 wurde er zum ‚Klub ausländischer Arbeiter‘ umgestaltet, denn die Zahl der ausländischen Arbeitnehmer in Moskau war erheblich gestiegen. Der Klub diente als gesellschaftliches und kulturelles Zentrum für ausländische Werktätige. Für politische Emigranten, insbesondere Schriftsteller, spielte er ab 1933 eine wichtige Rolle.
- 17 *Komintern*: Abkürzung für ‚Kommunistische Internationale‘, die 1919 unter der Führung von Lenin in Moskau gegründet wurde, um die Weltrevolution voranzutreiben. Sie geriet zunehmend in politische Abhängigkeit von der KPdSU, besonders seit der Zeit, in der sich Stalin in den parteiinternen Auseinandersetzungen immer stärker durchsetzte: 1943 löste Stalin die Komintern auf und ließ sie durch das ‚Kommunistische Informationsbüro‘ ersetzen, das bis 1956 bestand: 1920 wurde das Fernost-Büro der Komintern in Irkutsk eingerichtet (ab 1921 gab es eine chinesische Abteilung). 1920 sandte das Fernost-Büro eine Sonderkommission nach China, die den chinesischen Kommunisten helfen sollte, eine Parteiorganisation ins Leben zu rufen. Der Leiter der Kommission, Gregory Voitinsky, blieb viele Jahre Berater der KPCh; die Politik der KPCh in den 20er Jahren wurde von der Komintern vorgeschrieben. Als Mao 1935 die Leitung der KPCh übernahm, distanzierte er sich allmählich von der Linie der Komintern. Für deutsche und österreichische Emigranten war die Komintern ebenfalls von Bedeutung, da die meisten Mitglieder der KPD und KPÖ von 1933 bis 1945 in Moskau versammelt waren. Siao San, der chinesische Vertreter bei der Komintern, war mit Blums Geliebtem Zhu bekannt. Möglicherweise hatte er Zhu an verschiedene Institutionen empfohlen.
- 18 *Stanislawski-Theater*: Gemeint ist das Moskauer Künstlertheater, das von Stanislawski mitgegründet worden war und in dem er auch als Direktor fungierte. *Konstantin Sergejewitsch Stanislawski* (1863 Moskau – 1938 Moskau): russisch-sowjetischer Schauspieler und Regisseur; seine frühe Inszenierungen, u. a. von Werken Anton Tschechows, gelten international als

Höhepunkt des psychologisch-naturalistischen Illusionstheaters. 1906 und 1922–24 Gastspielreisen in Europa und den USA. Ab 1918 auch Operninszenierungen. Später konzentrierte sich Stanislawski vorwiegend auf den Schauspielunterricht und entwickelte die Stanislawski-Methode, die den Schauspieler vom exakten Vollzug äußerer Handlungen zum intensiven Durchleben der Rolle führen und den Eindruck von Natürlichkeit und Glaubhaftigkeit erzielen soll. Seine Schriften zur Schauspielkunst hatten starken Einfluß auf das internationale Theater, vor allem auf das Theater der sozialistischen Länder. In China war die Stanislawski-Methode für die Schauspielkunst maßgebend; Hauptwerke: *Mein Leben in der Kunst* (1924), *Die Arbeit des Schauspielers an sich selbst* (1938), *Die Arbeit des Schauspielers an der Rolle* (1951).

- 19 *Kurtisanentragödie*: Richu (Sonnenaufgang, 1935), Tragödie in vier Akten von Chao Yu; Uraufführung 1937 in Shanghai; Inhalt: Die Kurtisane Chen Bailu sehnt sich nach einem Leben im Luxus. Sie wird von einem Bankier erhalten, wohnt in einem noblen Hotel, verkehrt nur mit reichen Leuten, die aber eigentlich seelenlos geworden sind. Ihr Jugendfreund Dashing kommt nach Shanghai, um Bailu abzuholen und zu heiraten. Sie lehnt jedoch ab, weil sie an die Liebe längst nicht mehr glauben kann. Ihr Financier geht jedoch in Konkurs. Bailu sieht keinen Ausweg mehr, als sich umzubringen: „Die Sonne geht auf, aber sie gehört uns nicht, wir schlafen ein.“
- 20 *Drama über den Tai-Ping-Aufstand*: das Drama *Taiping Tianguo* (Reich des himmlischen Friedens, 1937) von Chen Baichen. Die Dramatisierung des Taiping-Aufstands (s. Anm. 35/I. Teil) ist eigentlich eine Darstellung des damals aktuellen Geschehens (Krieg gegen Japan). Das Drama erschien kurz nach dem Ausbruch des sino-japanischen Kriegs.
- 21 *Wang Pi-Tzi*: keine Daten eruiert.  
Die Blätter fallen und – ich bin allein. / Im Herbstwind welkten die smaragdnen Bäume. / Durch die entlaubten Äste starrt mein Blick / Und kann die ferne Heimat doch nicht sehen!
- 22 *Kaffeehausgesellschaft*: betrifft das Café Museum in Wien, wo sich zu jener Zeit viele linksorientierte Literaten trafen. Vermutlich lernte Blum hier Ernst Fischer kennen; vgl. Ruth von Mayenburg: *Blaues Blut und rote Fahnen*. München 1977, S. 118: Beschreibung einer Begegnung zwischen Fischer und Blum am 13. Februar 1934. Im Café Museum sammelte sich ein Kreis von ausländischen Journalisten und von Sympathisanten des Februar-Aufstands: „Über drei Tische hinweg rief ihm [Ernst Fischer] die Lyrikerin Klara Blum zu: Ich muß dringend mit dir reden, Genosse Fischer! Bei meinem letzten Gedicht hat sich die ‚Arbeiter-Zeitung‘ etwas Unglaubliches geleistet ... Ich stürzte zu ihr hin: Halten Sie den Mund, Sie Kuh! Haben Sie jetzt nichts anderes im Kopf als Ihre blöden Gedichte?“

- 23 *George Montini*: Hinter dieser Figur steht Ernst Fischer (1899 Komotau – 1972 Deutschfeistritz): Essayist, Lyriker und Verfasser historischer, literaturgeschichtlicher und ästhetischer Schriften. Fischer wuchs in Graz auf. 1927 übersiedelte er nach Wien und wurde Feuilletonredakteur der *Arbeiter-Zeitung*. Ab dem Jahr 1934 Kommunist; Emigration nach Moskau; 1945 Rückkehr nach Wien. Hauptwerke: *Von der Notwendigkeit der Kunst* (1967), *Erinnerungen und Reflexionen* (1969), *Das Ende einer Illusion* (1973). Blum war der Meinung, daß Fischer immer wieder versucht hatte, ihr, aus welchem Grund auch immer, zu schaden. Sie erwähnte in einem Brief an den Verleger Karl Dietz (23. 6. 1956, Greifenverlagsarchiv, Rudolstadt), daß Fischer hinter allen Intrigen gegen sie gestanden sei und diese auch teilweise selbst inszeniert habe.
- 24 *Yang Tschu* (Yang Zhu, ca. 4. – 3. Jh. v. Chr.): chinesischer Philosoph und taoistischer Gelehrter; Zeitgenosse und Gegner von Konfuzius; Vertreter einer pessimistischen Philosophie, die davon ausgeht, daß den einzelnen Menschen nichts anderes übrigbleibt, als sich den Regungen seiner Natur zu überlassen, ungeachtet dessen, was das zur Folge hat. Wenn der Tod naht, soll man sich der Auflösung und Verwesung überlassen. Das ist alles, was der Mensch tun kann. Yang Zhus Grundidee ist die der Wertschätzung des Lebens und der Achtung des Selbst. Er ist bestrebt, das Leben zu erhalten und zu schützen. Yang Zhu konzentriert sich ganz auf das diesseitige Leben, dem der Tod ein absolutes Ende setzt. Die Unsterblichkeitsidee des Taoismus ist für ihn unsinnig, denn die Naturgesetze dulden keine Unsterblichkeit. Yang Zhu gab dem Taoismus dadurch eine neue Wendung, daß er ihn seines mystischen Gewandes entkleidet. Seine Philosophie hatte viel Einfluß auf das geistige Leben der Folgezeit. Sein Werk ist nicht erhalten; seine Grundlehren sind jedoch im *Zhuangzi* und im *Lüshi Chunqiu* überliefert. Das ihm zugeschriebene Kapitel im *Liezi* kann nicht mit Sicherheit als authentisch angesehen werden.
- 25 *Tschiang Kai-schek* (1887 Fenghua bei Ningbo – 1975 Taipei): chinesischer Politiker; stammte aus einer Salzhändlerfamilie. 1906 ging er nach Tokio, um eine militärische Ausbildung zu durchlaufen. 1908 Beitritt zur ‚Revolutionären Allianz‘ in Tokio, wo er auch Sun Yat-sen traf. 1908 Gründung der ‚Vereine militärisch gesinnter chinesischer Patrioten‘. Tschiang war der Meinung, daß China nur durch militärische Stärke vom Imperialismus befreit werden konnte. 1911 Rückkehr nach Shanghai und Aufstieg bei der Guo Mindang. 1924 wurde er Leiter der neugegründeten Militärakademie Whampoa, aus der die sogenannte Whampoa-Clique der GMD-Truppen entstand, die direkt unter Tschiangs Befehl stand, und Oberbefehlshaber der GMD. 1925 übernahm er nach dem Tod Suns die Führung der GMD; 1926/27 Nordexpedition von Kanton an den Yangtse. Er entfachte einen anti-kommunistischen Terror, der mit dem Massaker am 12. April 1927 in Shanghai seinen Höhepunkt er-

reichte. 1928 Gründung der vereinten nationalen Regierung in Nanjing. 1937 Einheitsfront mit den Kommunisten gegen Japan. 1949 Flucht nach Taiwan, wo er die GMD reformierte.

- 26 *John Keats* (1795 London – 1821 Rom): englischer Dichter; 1817 Veröffentlichung des ersten Gedichtbandes; 1818 Erkrankung an Tuberkulose; Hauptthema war für ihn die Suche nach der idealen Schönheit. Die antike Mythologie war von besonderer Bedeutung für ihn. Hauptwerke: *Endymion* (Dichtung, 1818), *Hyperion* (Fragment, 1820), *Isabella* (Verserzählung, 1820) und *Otho the Great* (Drama, 1820).
- 27 *Schen-I, Heng-E* (Houyi, Chang'e): Hier wird auf eine chinesische Legende von Yi, dem Bogenschützen, angespielt. Vgl. *Shanhai jing* (Kap. 18, Hai Nei Jing): Gott schenkt Yi einen rotlackierten Bogen und weißgefiederte Pfeile, damit er das Reich beschützt. Im *Huai Nanzi* (Kap. 8, Pen Jing) findet sich folgende Geschichte: im Zeitalter Yao gingen zehn Sonnen gemeinsam auf, versengten das Getreide und ließen Gräser und Bäume verwelken. Die Menschen hatten nichts zu essen. Yi bekam vom Himmelsgott den Auftrag, die Sonnen vom Himmel zu schießen. Yi schoß seine Pfeile in den Himmel und befreite die Menschheit von den Sonnen. Später wurde er Sonnengott genannt. Chang E ist seine Frau, die Mondgöttin (vgl. Anm. Yue Taitai).
- 28 *Marcel Granet* (1884 Luc-en-Diois – 1940 Sceaux): französischer Sinologe; wandte erstmals moderne soziologische und ethnologische Methoden zur Deutung der älteren chinesischen Gesellschaft an. Hauptwerke: *Die chinesische Zivilisation* (1929), *Das chinesische Denken* (1934).
- 29 *Hoang-Ho* (Huanghe) = Gelber Fluß: zweitlängster Fluß Chinas, 4845 km lang, Einzugsgebiet 771.000 km<sup>2</sup>, jährliche Abflußmenge: 48,2 km<sup>3</sup>. Der Huanghe entspringt im Hochland von Tibet (Bayan Har Shan) und strömt in großen Windungen am Südrand der Wüste Gobi und um das Ordos-Plateau herum in die Große Ebene. Von allen Flüssen der Erde führt der Huanghe am meisten Schlamm. Seine gelbe Farbe rührt von den Sickerstoffen her, die er auf seinem Lauf durch die Lößprovinzen Gansu, Shaaxi und Shanxi aufnimmt (jährlich fast 1 Mrd. m<sup>3</sup>) und im Unterlauf in der Großen Ebene ablagert oder ins Meer schiebt. Dadurch liegt der eingedeichte Fluß stellenweise bis zu 10 m über dem benachbarten Land. Das Umland des Huanghe wurde wiederholt verheerend überschwemmt. Der Gelbe Fluß änderte häufig seinen Lauf. Die Mündung in das Gelbe Meer wechselte zwischen nördlich und südlich der Halbinsel Shandong. Im Huanghe-Bogen liegt der Ursprung der chinesischen Kultur, die durch die besonderen Probleme dieses ‚Sorgenflusses‘ seit jeher vom Wasserbau geprägt war.

- 30 *Anna Karenina* (1878): Roman von Leo Tolstoj; am Beispiel des tragischen Schicksals Anna Kareninas in der Ehe und Liebesbeziehung übte Tolstoj Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Scheinmoral. *Leo Nikolajewitsch Tolstoj* (1828 Jasnaja Poljana – 1910 Astapowo): russischer Schriftsteller; 1844–47 Studium der orientalischen Sprachen und der Rechtswissenschaft in Kasan; 1851–53 Offizier im Kaukasus; 1854/55 Teilnahme am Krimkrieg; 1857 und 1860/61 Auslandsreisen. Von 1862 an lebte er auf dem Familiengut in Jasnaja Poljana; 1901 Ausschluß aus der russisch-orthodoxen Kirche. 1910 verließ er seine Familie, um in der Einsamkeit zu leben. Auf der Reise starb er. Hauptwerke: *Krieg und Frieden* (Roman, 1868/69), *Anna Karenina* (1878), *Auferstehung* (Roman, 1899), *Die Macht der Finsternis* (Drama, 1886), *Der lebende Leichnam* (Drama, 1900)
- 31 *Markus und Franja Herzfeld, Hans Mittner, Alois und Baczka Dämpfinger*: fiktive Romanfiguren, vielleicht dienten mehrere österreichische Emigranten als Vorbild.
- 32 *Übersetzte russische und jiddische Gedichte*: autobiographisch; Blum hat viele Gedichte aus dem Russischen und Jiddischen ins Deutsche übersetzt, die in der *Internationalen Literatur* erschienen sind; aus dem Russischen: Pawel Shelesnow: *Vom Strolch zum Dichter* (Nr. 11, 1939, S. 94–95); Anonym: *Lieder der Stoßbrigadlerinnen* (Nr. 12, 1939, S. 37–38); Taras Schewtschenko: *Katherina, Einst ging ich grübelnd ...* (Nr. 11, 1940, S. 44–45, 59), *Ein wunderlicher Heiliger*; Konstantin Simonow: *Wart auf mich* (Nr. 5/6, 1942, S. 16), *Auf dem Vormarsch, Befreite Stadt, Soldatengespräch, Drei Brüder* (Nr. 1, 1944, S. 32–34); Semjon Gudsenko: *Wir sind erst zwanzig Jahre alt ...*, *Der Sappeur* (Nr. 12, 1944, S. 21); Alexander Puschkin: *1812* (Nr. 6, 1943, S. 6); Maxim Rylski: *Ausblick, Im Schnee, Ich bin ein Sohn des Sowjetlands* (Nr. 5, 1943, S. 9–11); Olga Wyssotzkaja: *Ural* (Nr. 8, 1943, S. 29); Arkadi Kuleschow: *Ballade von den vier Geiseln* (Nr. 5, 1944, S. 20–22); Radule Stijenski: *Die Heimkehr* (Nr. 2, 1945, S. 49–50); Samed Wurgan: *Das Heldenlied, Von der Zukunft* (Nr. 4, 1945, S. 41–42); aus dem Jiddischen: Aaron Wergelis: *Die neue Stadt* (Nr. 11, 1939, S. 95); Samuel Halkin: *Den Roten Kriegern, Der Blitz, Hörst du?, Der Erwählte* (Nr. 3, 1941, S. 91–93); David Hofstein: *Ukraine* (Nr. 10, 1943, S. 34); Abram Sutzkewer: *Aus dem hitlerdeutschen Ghetto* (Nr. 9, 1944, S. 53); Lew Kwitko: *Jusik ... Jusik, Etta, Der Wald, Kinderlied, Erquickung* (Nr. 6/7, 1945, S. 97–101).
- 33 *Zeitschrift ‚Menschenreich‘*: gemeint ist die Zeitschrift ‚Internationale Literatur‘, deren Mitarbeiterin Blum war und für die Blum jahrzehntelang Beiträge schrieb, vor allem Gedichte und Nachdichtungen jiddischer, lachischer, chinesischer und russischer Werke.
- 34 *Valeri Boyanow*: Mit Boyanow ist eigentlich Alexander Fadejew gemeint. *Alexander Fadejew* (1901 Kimry – 1956 Moskau): russischer Schriftsteller und Politiker; 1912–1919 Handelsschule

- in Wladiwostok; ab 1918 KP-Mitglied; 1923 erste Publikation; 1926–1932 führende Persönlichkeit der RAPP; 1934 Vorstandsmitglied des Sowjetischen Schriftstellerverbandes (SSV); 1939–1944 Sekretär des SSV; 1946–1954 Vorstandsvorsitzender des SSV; 1939–1956 Mitglied des Zentralkomitees der KPdSU. Von 1934 bis zu Stalins Tod spielte er eine wichtige Rolle in der sowjetischen Literaturpolitik: Danach verlor er seine Macht. 1956 nahm er sich das Leben. Er hatte nur zwei Romane vollendet: *Die Zerschlagung* (1925/26) und *Die junge Garde* (1948); Blum erwähnt in ihren Briefen an Johannes R. Becher, daß sie an Fadejew geschrieben hatte, und bat auch Becher, mit Fadejew zu sprechen (Klara Blum an Johannes R. Becher, 22. 7. 1940, Zentrales Literaturarchiv in Moskau).
- 35 *Deborah*: Prophetin, die ‚Mutter Israels‘, die zusammen mit Barak das Volk Israel von der Herrschaft des kanaanitischen Königs Jabin von Chazor befreite. Das ihr zugeschriebene Lied (Deborah-Lied), das in der Poesie des Altertums einen wichtigen Rang einnimmt, ist der poetische Spiegel der politischen und sozialen Verhältnisse Israels in der Richterperiode. Deborahs Tat bedeutete nicht nur eine Wiederherstellung der äußeren Unabhängigkeit der nördlichen Stämme, sondern auch die innere Befreiung von der Gesinnung der Unterwerfung, die die Stämme in die Abhängigkeit geraten ließ.
- 36 *Chupa* = Chuppah: Bezeichnung für die jüdische Hochzeit; am Ort, an dem die Hochzeit stattfinden soll, wurde ein Baldachin aufgestellt, die Chuppah. Eine der Bedeutungen des Wortes Chuppah ist Heiligtum. Als solches ist es das Symbol für das Dach des neuen Hauses, das das Paar zu gründen beabsichtigt. Darüber hinaus wird damit auch die Hochzeitszeremonie selbst bezeichnet. Braut und Bräutigam werden von ihren Paten in einer feierlichen Prozession zur Chuppah geleitet. Die Zeremonie wird durch die Ansprache des Rabbiners eröffnet. Nach einer Reihe von Benediktionen zieht sich das Brautpaar kurz zurück, um die erste gemeinsame Mahlzeit einzunehmen. In diesem Ritual kommt die tatsächliche Bedeutung von Chuppah zum Ausdruck, nämlich Zusammenleben. Zum Schluß der Feierlichkeit wird ein Glas zerbrochen. Es wird vor den Bräutigam gestellt, der es mit dem Fuß zertritt. Damit ist die Chuppah beendet (vgl. De Vries: Jüdische Riten und Symbole, Wiesbaden 1990, S. 222–226).
- 37 *Gedicht über das chinesische und das jüdische Volk*: Blums Gedicht: *Das nationale Lied*, in dies.: *Die Antwort*, S. 67–69 (Moskau 1939).
- 38 *Ein biblisches Lied*: Lied der Lieder (Das Hohelied).
- 39 *Gajanee* (Gajane): Opernballett in drei Akten; Musik von Aram Iljitsch Chatschaturjan; Text von Konstantin Nikolajewitsch Derschawin; Uraufführung 1942 in Leningrad; charakteri-

stisch für Chatschaturjans Ballettmusik ist die Verwendung armenischer Volksmusik. Die Hauptfigur Gajane ist eine armenische Kolchosbäuerin. Ihr Bruder verliebt sich in ein kurdisches Mädchen im Nachbardorf. Die Auseinandersetzungen zwischen Gajane und ihrem Mann – der nicht arbeiten will und das kollektive System ablehnt – und die Versöhnung zwischen verschiedenen Völkern stehen im Mittelpunkt.

40 *jessas*: Wienerisch: Jesus; Ausruf der Verwunderung, Bestürzung, des Bedauerns, wie etwa: oh oder ach Gott!

41 *Professor Knöpfelmacher* = Wilhelm Knöpfelmacher (1866 Boskowitz/Mähren – 1938 Wien): jüdischer Kinderarzt und Professor für Kinderheilkunde der medizinischen Fakultät der Universität Wien; Medizinstudium in Wien und Prag; 1891 Dr. med; 1894 – 1900 Assistent am Karolinen-Kinderspital; 1901 Universitätsdozent; ab 1911 Universitätsprofessor. 1938 beging er Selbstmord. Er hatte unter anderem auch Blum behandelt. Als diese von seinem Selbstmord erfuhr, war sie erschüttert und widmete ihm ein Gedicht (s. Blums Gedicht *Professor Knöpfelmacher*, in dies.: *Donauballade*, S. 6–7 (Moskau 1942).

### III. TEIL: ZWEI STERNBILDER FÜHREN TAGEBUCH

1 *Li Tai-Bai* (701 – 762 Dangtu): Berühmter chinesischer Dichter der Tang-Dynastie; auch als größter chinesischer Dichter bezeichnet; geboren in Mittelasien; wuchs in Sichuan auf; verbrachte sein ganzes Leben auf Wanderschaft; 741 kam er auf Einladung des Kaisers nach Changan (Hauptstadt der Tang-Dynastie) und bekleidete für kurze Zeit eine hohe Position. 744 reiste er nach Luoyang, wo er Du Fu traf. Da er fast ausschließlich beim Trinken dichtete, nannte er sich Gott des Weines. 756 wurde er inhaftiert, 758 verbannt. Wenige Monate später wurde er begnadigt und starb 762 in Dangtu (Hubei). Li Bai hinterließ mehr als tausend Gedichte, die zu den besten der chinesischen Lyrik zählen. Hier zitiert Blum zwei Zeilen aus einem seiner Gedichte: *Jing ye si* (Gedanken in der stillen Nacht): Hebe das Haupt, blick in den hellen Mond, / Senke das Haupt, denk an – [die Heimat]. Das Original lautet: *Chuang qian ming yue guang, / Yi shi di shang shuang. / Ju tou wang ming yue, / Di tou si gu xiang*. Das ist ein Fünf-Wörter-Vierzeilen-Gedicht (Wuyan Jueju), das in der Tang-Zeit seine Hochblüte erreichte. Li Bai beherrschte diese Gedichtform besonders gut.

2 *Yenan* (Yan'an): eine Stadt im Norden von Shaanxi, von 1935 bis 1947 Stützpunkt der Kommunisten; Synonym für das „Rote Gebiet“. Ende 1935 kamen die kommunistischen Truppen nach dem Langen Marsch in Yan'an an. Sie errichteten dort eine Regierung und hielten die große Teile der Provinzen Shaanxi, Gansu und Ningxia unter Kontrolle.

- 3 *Karl Marx* (1818 Trier – 1883 London): Philosoph und Kritiker der Nationalökonomie; mit Friedrich Engels Begründer des Marxismus; jüdischer Abstammung; Übertritt zum Protestantismus; Studium der Rechtswissenschaften und der Philosophie in Bonn und Berlin; 1841 Promotion in Jena. 1843 reiste er nach Paris und lernte dort den französischen Sozialismus kennen. 1847 Veröffentlichung des *Kommunistischen Manifests*; 1848 Herausgeber der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Ab 1849 Exil in England. 1860 wurde er Organisator der Arbeiterbewegung. 1864 Gründung der Ersten Internationale unter seiner Mitwirkung. Er schuf die theoretische Basis der materialistischen Geschichtsauffassung; Hauptwerke: *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (1859), *Das Kapital* (1867), *Kritik des Gothaer Programms* (1875).
- 4 *Wa-Dse* (Wa zi): in den Provinzen Shaanxi, Shanxi, Gansu nennen die Bauern junge Männer *Wa zi* oder *Zhe Wa er*.
- 5 *Dshin-Dse* (Jinzi) = Gold. Zi hat in diesem Wort keine Bedeutung, ist ein Suffix des Substantivs. Blum übersetzt Jinzi als Goldmännchen, da sie das Wort Jinzi mit zwei Wörtern Jin (Gold), Zi (Sohn, Kind) übersetzt.
- 6 *Haman, Mordechai*: zwei Figuren aus der Bibel. Mordechai lebte als Jude in Persien, verheimlichte jedoch seine Abstammung. Als der König eine Frau suchte, schickte Mordechai seine Stieftochter Esther an den Hof, und Esther wurde Königin. Mordechais Feind war Haman, der später als Prototyp des Antisemitismus gesehen wurde. Haman wollte, daß Mordechai sich ihm bedingungslos unterstelle. Er forderte ihn auf, auf die Knie zu fallen. Mordechai verweigerte jedoch die Unterwerfungsgeste. Haman wollte daraufhin alle Juden vernichten. Das Volk fiel in Angst und Schrecken. Mordechai bat Esther, sich für die Juden einzusetzen. Tatsächlich gelang es ihr, das jüdische Volk vor der Ausrottung zu bewahren. Diese Geschichte ist der Hintergrund zum Purim-Fest, das jährlich mit großem Aufwand gefeiert wird.
- 7 *Dshou En-Lai* (Zhou Enlai, 1898 Shaoxing – 1976 Beijing): chinesischer Politiker; 1913–1917 Besuch des Nankai-Gymnasiums in Tianjin; 1917 Emigration nach Japan, wo er den Sozialismus kennenlernte. 1919 Rückkehr nach China und Studium an der Nankai-Universität in Tianjin. 1920 ging er als Werkstudent nach Frankreich, wo er sich damit beschäftigte, wie man China retten könne. Bald übernahm er die Führung der dortigen Studentengruppen; 1924 Rückkehr nach China, wo er Kommissar der Militärakademie Whampoa in Kanton wurde. 1928 leitete er den Aufstand in Nanchang und arbeitete danach mit einigen Vorsitzenden der KPCh zusammen. 1935 überließ er Mao die Führung der KPCh und wurde sein engster Mitarbeiter und Vertrauter. 1949–1976 Ministerpräsident Chinas. Im Roman er-

währte die Autorin, daß die Hauptfigur Nju-Lang Zhou Enlai in Paris kennengelernt hatte. Das ist jedoch ein Irrtum Blums, denn Zhou hielt sich von 1920 bis 1924 in Paris auf, während Nju-Lang erst 1929 dorthin kam.

- 8 *Lao Tse* (Laozi) = Meister Lao, Pseudonym für Li Er oder Li Dan: chinesischer Philosoph, Gründer des Taoismus. Es ist umstritten, ob es sich bei Laozi um eine erfundene Figur handelt oder ob er wirklich gelebt hat. Mehrheitlich geht man davon aus, daß er eine historische Person ist. Laozi soll ungefähr in der Chun-Qiu-Zeit (6. Jh. v. Chr.) im Staat Chu (heutige Provinz Henan) gelebt haben. Im Jahr 518 v. Chr. soll er mit Konfuzius zusammengetroffen sein. Sein Lebenswerk ist *Daodejing* (Tao te King), auch *Laozi* genannt. Das *Daodejing* besteht aus zwei Teilen: 1. Teil: Dao (Tao); Das Dao, wörtlich übersetzt: der Weg, der Sinn und das Gesetz der Welt (nach Richard Wilhelms Übersetzung), ist nach Laozi der Ursprung aller Kräfte und die Mutter der Welt: *Dao sheng yi, yi sheng er, er sheng san, san sheng wangwu* (Dao erzeugt die Einheit; die Einheit erzeugt die Zweiheit; die Zweiheit erzeugt die Dreiheit; die Dreiheit erzeugt alle Geschöpfe; Kap. 42); 2. Teil: De (Te); De, wörtliche Übersetzung: die Moral; nach Wilhelm: das Leben; wuwei (Nicht-Handeln) ist der Sinn und das Gesetz des Lebens: *Shengren buxing er zhi, bujian er ming, buwei er cheng* (Er wandert nicht und kommt doch ans Ziel. Er sieht sich nicht um und vermag doch zu benennen. Er handelt nicht und bringt doch zur Vollendung; Kap. 47). *Wuwei er wubuwei* (Beim Nicht-Tun bleibt nichts ungetan; Kap. 48). Das von Blum verwendete Zitat stammt aus dem 2. Teil: De, Kap. 81 (letztes Kap.): „Gelehrsamkeit ist nicht lebensklug. Lebensklugheit ist nicht gelehrt. Güte ist nicht gewandt. Gewandtheit ist nicht gut. Aufrichtigkeit ist nicht schmeichelhaft. Schmeichelei ist nicht aufrichtig.“ Vgl. dazu die Übersetzung von Wilhelm: „Wahre Worte sind nicht schön, schöne Worte sind nicht wahr. Tüchtigkeit überredet nicht, Überredung ist nicht tüchtig. Der Weise ist nicht gelehrt, der Gelehrte ist nicht weise“ (Lao-Tze: Tao Te King. Übersetzt von Richard Wilhelm, Düsseldorf-Köln 1921, S. ). *Xinyan bu mei, meiyan bu xin. Shanzhe bu bian, bianzhe bu shan. Zhizhe bu bo, bozhe bu zhi.*

- 9 *Ba-Lu-Dshün* (Balujun): die Armee der Kommunisten; am 22. September 1937, kurz nach dem Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke bei Beijing, erklärten GMD und KPCh die Bildung einer Einheitsfront, um gemeinsam gegen die Japaner zu kämpfen. Dadurch wurden die kommunistischen Streitkräfte, die vormalige Rote Armee, in die chinesische Wehrmacht der Nationalregierung eingegliedert, und zwar als die Achte Armee; die KPCh wurde legalisiert.

- 10 *Friedrich Nadel*: Wilhelm Pieck hat Blum in ihrem Roman den Namen Friedrich Nadel gegeben. *Wilhelm Pieck* (1876 Guben – 1960 Berlin): deutscher Politiker; 1895 Beitritt zur SPD; 1917 Mitbegründer des Spartakusbundes; 1918/19 Mitbegründer der KPD, deren Führung er

seit damals angehörte; 1921–1928 Mitglied des Landtags von Preußen; 1928–1933 Mitglied des Reichstags; 1933 Emigration über Frankreich in die UdSSR; Ab 1935 Vorsitzender der Exil-KPD; 1938–43 Generalsekretär der Komintern; 1945 Rückkehr nach Deutschland. Im selben Jahr wurde er Vorsitzender der KPD. Er setzte sich für den Zusammenschluß der SPD und KPD zur SED ein. Von 1949 bis zu seinem Tod Präsident der DDR.

- 11 *Expertenstelle in der Bibliothek*: autobiographisch; Blum hatte lange Zeit für die Internationale Bibliothek in Moskau gearbeitet.
- 12 *Lieblingsnovelle*: Hier bezieht sich die Autorin auf sich selbst. Sie schätzte Lu Xun besonders und erwähnte seine Werke oft. Lu Xuns Novelle *Ah Q zhengzhuan* (Die wahre Geschichte des Ah Q) beeindruckte sie sehr.
- 13 *Lu Hsün* (Lu Xun): *Ah Guee* (Ah Q): *Lu Xun* (1881 Shaoxing – 1936 Shanghai), Pseudonym für Zhou Shuren; berühmter chinesischer Schriftsteller und Essayist, als ‚chinesischer Gorki‘ bekannt. 1898–1901 Studium der Naturwissenschaft in Nanjing. 1902 ging er nach Japan; Medizinstudium in Sendai. Ab 1907 widmete er sich ausschließlich der schriftstellerischen Tätigkeit. Im selben Jahr Rückkehr nach China; Mittelschullehrer in Shaoxing; 1917 zog er nach Beijing; 1919 Teilnahme an der 4. Mai-Bewegung; 1920–1926 Dozent an der Beijing-Universität; 1926 Berufung nach Xiamen (Amoy) und 1927 nach Guangzhou; 1927 Übersiedlung nach Shanghai, Chefredakteur der Zeitschrift *Yusi*; 1930 Mitgründer der ‚Liga linker Schriftsteller‘; 1932 Beitritt zur ‚Liga für Menschenrechte‘. 1936 starb er an Lungentuberkulose in Shanghai; Hauptwerke: *Kuangren riji* (Tagebuch eines Verrückten, 1919), *Zhufu* (Neujahrsgesegens, 1924) und *Ah Q zhengzhuan* (Die wahre Geschichte des Ah Q, 1926), *Zhaohua xishi* (Morgenblüten – abends gepflückt, 1929), *Gushi xinbian* (Alte Geschichte, neu erzählt, 1936); in seiner Novelle *Ah Q zhengzhuan* hat Lu Xun das Siegesbewußtsein und den Selbstbetrug der kleinen Leute kritisiert. Ah Q ist ein Landarbeiter, klein, mager, häßlich und hat dazu noch körperliche Mängel. Er wird oft zum Spott- und Prügelobjekt. Da er körperlich schwach ist, unterliegt er immer. Um damit fertig zu werden, entwickelt er die Methode des geistigen Sieges, indem er denkt oder laut sagt: „Es ist, als wäre ich vom eigenen Sohn geschlagen worden.“ Dann geht er zufrieden nach Hause.
- 14 *Schlemihl* (jiddisch): ungeschickte Person, unschuldiges Opfer von Streichen; aus dem hebräischen „selem“ (Dankopfer) abgeleitet; Pechvogel, Unglücksmensch; in Adelbert von Chamisso's Erzählung *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* (1814) wird der Pechvogel in einen Schuldigen verwandelt, der um des Geldes willen seinen Schatten verkauft und dadurch die Verachtung seiner Mitmenschen auf sich zieht. Das Motiv des verkauften Schattens wurde

später oft bearbeitet, etwa von E.T.A. Hoffmann (*Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde*) und Hugo von Hofmannsthal (*Die Frau ohne Schatten*).

- 15 *Schwejk*: Hauptfigur im Roman *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges* (4 Bde. 1921–23) von Jaroslav Hasek. *Jaroslav Hasek* (1883 Prag – 1923 Lipnice nad Sázuou): tschechischer Schriftsteller; Soldat im Ersten Weltkrieg; Mitglied der KP und der Roten Armee in Rußland; 1920 Rückkehr in die Heimat. Als Reporter und Journalist trat er gegen die Kirche, die Monarchie und die verlogene bürgerliche Moral auf. Mit dem satirischen Roman *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges* (unvollendet) erlangte er Weltruhm. Anhand der Figur des scheinbar einfältigen Soldaten Schwejk macht er den Militarismus lächerlich und kritisiert humorvoll und scharf die Sinnlosigkeit des Krieges; sein Werk wurde mehrfach dramatisiert und verfilmt (u. a. Bertolt Brecht: *Schwejk*).
  
- 16 *Tschung-Tsjing* (Chongqing): Hafenstadt am oberen Yangzi-Fluß, Provinz Sichuan; wichtiger Industriestandort und größter Binnenhafen in Südwestchina; 1937–1946 Kriegshauptstadt der Guo-Mindang-Regierung; mehrere Universitäten, seit mehr als 10 Jahren Sonderwirtschaftszone; über 10 Millionen Einwohner.
  
- 17 *Vier große Familien*: die Familien Tschiang Kai-scheks, Song Ziwens, Kong Xiangxis und der Brüder Chen Guofu und Chen Lifu. Bis 1946 waren 70% aller Banken unter ihrer Kontrolle, und sie besaßen 80% des Industriekapitals.
  
- 18 *Sung Tzi-Wen* (Song Ziwen) (1894 Shanghai – 1971 San Francisco), auch T. V. Soong; chinesischer Politiker; gehörte zu den vier mächtigsten Familien in China vor 1949; Schwager Tschiang Kai-scheks; 1924 Präsident der Zentralen Bank; später Finanzminister der GMD-Regierung; unterstützte Tschiang bei seiner Nord-Expedition und seinem antikommunistischen Terror; 1933 Rückzug aus der Politik; 1934 Vorstandsvorsitzender der Bank of China und Finanzmagnat Chinas; 1936 begleitete er seine Schwester Madame Tschiang nach Xi'an, um den Xi'an-Zwischenfall friedlich zu lösen; 1942 Außenminister der GMD; 1945–47 Premierminister der GMD; 1947 Ministerpräsident der Provinz Guangdong. 1949 ging er nach Frankreich, später lebte er in New York im Exil. Er hatte drei Schwestern: Song Qingling (Frau von Sun Yat-sen), Song Meiling (Tschiangs Frau), Song Ailing (Frau von Kong Xiangxi).
  
- 19 *Kung Hsiang-Hsi* (Kong Xiangxi) (1880 Taigu/Shanxi – 1967 New York): chinesischer Politiker; gehörte ebenfalls zu den vier mächtigsten Familien in China; Tschiangs Schwager; 1901–1907 Studium in den USA; 1913 ging er nach Japan und lernte Sun Yat-sen kennen; 1914 heiratete er Song Ailing; 1928 Minister für Industrie und Handel; 1933 Präsident der Central

Bank und Finanzminister der GMD (Nachfolger von Song); 1933 Vize-Premierminister und Finanzminister der GMD-Regierung; 1938–39 Premierminister; 1944 Remission als Finanzminister, später Rückzug aus der Politik; 1947 Übersiedlung in die USA, wo er 1967 in New York starb.

- 20 *Tschen Li-Fu* (Chen Lifu, geb. 1900 in Wuxing/Zhejiang): chinesischer Politiker; gehörte mit seinem Bruder Chen Guofu ebenfalls zu den vier mächtigsten Familien in China. Er und sein Bruder bildeten eine wichtige Fraktion der GMD; Chef des Geheimdienstes; 1938 Erziehungsminister der GMD-Regierung, propagierte die von Tschiang ausgerufene ‚Bewegung des neuen Lebens‘; 1949 ging er mit Tschiang nach Taiwan und versuchte, die GMD umzustrukturieren; Auseinandersetzung mit Tschiang; 1950 Auswanderung in die USA; 1966 Rückkehr nach Taiwan als Vorsitzender der ‚Gesellschaft für die Konfuzius- und Menzius-Forschung‘.
- 21 *Die Neue Vierte Armee wurde umzingelt und massakriert*: Hier meint Blum den Wan’nan-Zwischenfall. Im Januar 1941 stellte die GMD-Regierung der kommunistischen Truppe ‚Neue Vierte Armee‘ in Wan’nan, Provinz Anhui, eine Falle und vernichtete große Teile der kommunistischen Truppen. Die Einheitsfront war damit praktisch beendet.
- 22 *Tschiangs Christentum*: die Frau Tschiang Kai-scheks, Song Meiling, war Christin. Seiner Frau zuliebe hatte sich Tschiang auch taufen lassen. In der Öffentlichkeit pflegte er sein Christentum zu erwähnen. An christlichen Feiertagen gab er Bankette für seine ausländischen Verbündeten.
- 23 *Meine Gedichte in Buchform*: die Autorin weist hier auf ihre Gedichtbände *Die Antwort* (Moskau 1939), *Erst recht!* (Kiew 1939) hin, die damals schon in Buchform erschienen waren.
- 24 *Thora* (Tora): hebräisch: Lehre, Unterweisung; die allgemeine Übersetzung mit ‚Gesetz‘ verkürzt die umfassende Bedeutung der Tora. Tora bezeichnet im engeren Sinne die Moses am Sinai übergebene Offenbarung Gottes (fünf Bücher Mose = Pentateuch). Der Pentateuch gilt als Heilige Schrift des Judentums, als Buch des Bundes des Volkes Israel mit Gott. Die ganzjährige, abschnittsweise Toralesung bildet das Zentrum des jüdischen Gottesdienstes. Die Tora wird traditionell auf eine geschmückte Pergamentrolle von Hand geschrieben und in einem Schrein aufbewahrt. Als Offenbarung und Weisung Gottes enthält die Tora alles, was der Mensch zu einem gottgefälligen Leben braucht, bedarf aber der Auslegung und der ständigen Aktualisierung. In der jüdischen Philosophie wird die Tora oft mit der präexistenten Weisheit identifiziert.

- 25 *La donna è mobile* = Oh, wie so trügerisch: Arie des Herzogs aus der Oper Rigoletto, 3. Akt. Rigoletto, Oper in 3 Akten nach Viktor Hugo von Francesco Maria Piave; neue deutsche Übersetzung v. Hans Hartleb; Musik von Giuseppe Verdi; Uraufführung 1851 Venedig.
- 26 *Baruch Spinoza* (1632 Amsterdam – 1677 Den Haag): niederländischer Philosoph jüdischer Abstammung; erhielt eine biblisch-talmudische Ausbildung; Studium der Scholastik, der alten Sprachen und der Naturwissenschaft, vor allem der Mathematik und der philosophischen Schriften von René Descartes; 1663 Übersiedlung nach Voorburg bei Den Haag; 1670 nach Den Haag. Er stand dem Kreis des leitenden Staatsmanns J. De Witt nahe. 1673 lehnte er das Angebot einer Professur für Philosophie an der Universität Heidelberg ab. Spinoza lebte ehelos und zurückgezogen. Zu seinen Lebzeiten erschien nur ein Buch über Descartes unter seinem Namen. *Der theologisch-politische Tractat* (1670) wurde anonym herausgegeben. Sein philosophisches Hauptwerk *Ethik. Nach geometrischer Methode dargestellt* erschien erst kurz nach seinem Tod (1677). Spinoza wirkte vor allem auf die deutschen Denker wie Leibniz, Lessing, Fichte und Herder ein. Auch der junge Goethe stand unter dem Einfluß von Spinoza.
- 27 *Penelope von Drohobycz*: Penelope: nach dem griechischen Mythos (Homer) Frau des Odysseus, Mutter des Telemach; Drohobycz: eine galizische Stadt, heute in Polen. Da Penelope – nach Blums Meinung – die eheliche Treue symbolisiert, bezeichnet Blum sich selbst oft als moderne Penelope.
- 28 *Ma Yin-Tschu* (Ma Yinchu, 1882 Chengxian/Zhejiang – 1982 Beijing): chinesischer Ökonom; ab dem Jahr 1915 Professor an verschiedenen Universitäten; 1928–37 arbeitete er im Dienste der GMD-Regierung in Nanjing und spielte eine führende Rolle in der Wirtschaftspolitik der Regierung. Nach 1949 war er Rektor der Zhejiang- und Beijing-Universität. In den 50er Jahren wurde Mas Theorie kritisiert. Ma wollte vor allem die Leichtindustrie fördern, um den Export zu steigern, was größere Importe von Maschinen- und Industrieanlagen ermöglichen und damit wiederum die Investitionsrate anheben würde. Man warf ihm vor, die entscheidende Rolle beim Einsatz der Produktionsfaktoren den Marktpreisen zuzuschreiben. Seine Behauptung, daß die Größe der Bevölkerung und ihre hohe Zuwachsrate der wirtschaftlichen Entwicklung und den Investitionen hinderlich und daher bewußte Geburtenkontrolle erforderlich sei, wurde anfangs berücksichtigt. Zu Beginn des Großen Sprungs wurde er jedoch widerlegt, kritisiert und 1960 von der Position als Rektor der Beijing-Universität entlassen. Nach der Kulturrevolution wurde er rehabilitiert; Seine Hauptwerke: *Zhongguo jingji de gaizhao* (Die Umstrukturierung der chinesischen Wirtschaft, 1935), *Tonghuo xinlun* (Währungstheorie, 1945), *Caizhengxue yu Zhongguo caizheng* – *Lilun yu xianshi* (Finanzwesen und chinesische Finanz – Theorie und Praxis, 1946), *Xin renkou lun* (Neue Bevölkerungstheorie, 1956).

- 29 *Volksuniversität*: Vermutlich ist hier die Lu Xun-Literatur- und Kunstakademie in Yan'an gemeint.
- 30 *Erdhöhlen* (Yao Dong): Die Bauern in den Provinzen Shaanxi, Shanxi, Gansu leben traditionell in Erdhöhlen an Hängen, da es in diesen kahlen Regionen zu wenig Brennstoffe zum Heizen gibt. Die Höhlen halten die Wärme länger als Hütten und sind auch vor Wind, Sturm und Regen geschützt.
- 31 *Literaturnaya Gaseta* (Literaturzeitung): gegründet 1929; 1932 wurde sie das Organ des Organisationskomitees des Schriftstellerverbandes (SV) der UdSSR; seit 1934 als wöchentliches Organ des Vorstands der SV herausgegeben; 1942 wurde sie mit der Zeitung *Sovetskoe iskusstvo* (Sowjetische Kunst) unter dem Titel *Literatura i iskusstvo* (Literatur und Kunst) vereint. Bis 1944 war Alexander Fadejew Chefredakteur der Zeitung. Ab November desselben Jahres erschien sie wieder als *Literaturnaya Gaseta* (Literaturzeitung), von 1950 bis 1966 dreimal wöchentlich. Sie spiegelte und bestimmte bis zur Auflösung der Sowjetunion die offizielle literarisch-politische Linie. Viele Beiträge hatten rein politischen Charakter. Mitte 1990 löste sie sich im Rahmen der Perestrojka vom SV und der KPdSU; sie nennt sich nun *Svobodnaja tribuna pisatelej* (Freie Tribüne der Schriftsteller). 1989 erreichte sie eine Auflage von 6,5 Millionen; 1991 fiel die Auflage auf 1,2 Millionen.
- 32 *mein Gedichtband ist rezensiert*: autobiographisch; ein Gedichtband Klara Blums (in russischer Übersetzung) erschien 1940 im Verlag Goslitizdat (Staatsverlag Moskau). Zu diesem Band ist eine Rezension in der *Literaturnaya Gaseta* (Autor und Datum unbekannt) erschienen, aus der das Zitat ‚eine der schönsten Hoffnungen der deutschsprachigen Literatur‘ stammt.
- 33 *Sowjetschriftstellerverband* = Schriftstellerverband (SV) der UdSSR: Einheitsverband der Schriftsteller der UdSSR, der aufgrund des Parteierlasses vom 23. 4. 1932 gebildet wurde. Der SV war 1934 an die Stelle der RAPP und anderer literarischer Gruppierungen getreten. Formell war der SV ein freiwilliger Verband, de facto waren berufliches Fortkommen und materielle Sicherheit der Literaturschaffenden der Sowjetunion an die Mitgliedschaft im SV gebunden. Der erste Präsident war Maxim Gorki. Der ehemalige RAPP-Funktionär Alexander Fadejew spielte seit der Gründung des SV eine Rolle. Per Parteierlaß von 1946 wurde ihm die Leitung des Verbandes übertragen. Das Statut des SV machte für über 50 Jahre den ‚Sozialistischen Realismus‘ zur Richtlinie für alle Mitglieder; die zum Dienst an der kommunistischen Partei und zum Prinzip der Parteilichkeit, also der ständigen Unterordnung unter die jeweilige Parteilinie verpflichtet waren. Oberstes Organ des SV war bis 1991 der Schriftstel-

- lerkongreß; infolge der politischen Umwandlungen während der Perestrojka 1991 hörte er auf, in der früheren Form zu existieren, ohne formal aufgelöst zu werden. Die Mitgliederzahl betrug 1934 1500 und wuchs in den Folgejahren ständig an, 1989 waren 9920 Schriftsteller im SV. Die überwiegende Mehrheit waren KP-Mitglieder. Klara Blum erwarb 1935 die sowjetische Staatsbürgerschaft und wurde 1938 in die Deutsche Sektion des SV aufgenommen; 1939 wurde sie aus der Deutschen Sektion ausgeschlossen, blieb aber weiterhin Mitglied des SV.
- 34 *Tsjing-Te-Tschen* (Jing Dezhen): Stadt in der Provinz Jiangxi mit 581.000 Einwohnern, Südost-China; Chinas bedeutendster Erzeuger von „Chinaware“ und feinem Porzellan (seit 557 n. Chr.); daher wird sie als Porzellanstadt bezeichnet. Heute ist auch die chemische, elektronische und Zementindustrie dort angesiedelt. Der Rohstoff zur Porzellanherstellung, der Kaolin, kommt aus dem Berg Gaolin am Ostufer des Poyang Hu. Die Fabrikation erreichte zur Song-Zeit (um das 10. Jh.) und im 18. Jh. große Bedeutung, vor allem durch die erlesenen Farben (pfauenblau, erbsgrün).
- 35 *Als Dolmetscherin an die Front*: autobiographisch; Blum kam 1943 nach Moskau zurück. Sie hatte sich für die Rote Armee an die Front gemeldet und wurde wenig später als Dolmetscherin an die Front geschickt. In dieser Zeit verfaßte sie zahlreiche Flugblätter und andere Schriftstücke, um den deutschen Soldaten die Unsinnigkeit des Krieges vor Augen zu führen. Der Gedichtband *Schlachtfeld und Erdball* entstand ebenfalls in dieser Zeit.
- 36 *Nachricht von meinem Bruder aus Jerusalem*: autobiographisch; Blum hatte einen Halbbruder, Oskar Maschler (1896 Stanislau – 1971 Jerusalem). Er war der Sohn von Klaras Mutter Cipe Maschler-Blum aus erster Ehe. Im Ersten Weltkrieg war er als Soldat an der Front. Von 1920–1927 studierte er Astronomie und Mathematik an der Universität Wien. 1927 wanderte er nach Palästina aus und arbeitete zuerst in einem Kibbuz in Petah Tiqwa, in der Nähe von Tel Aviv, wo ihn Blum 1928 besuchte. 1931 heiratete er und ließ sich in Jerusalem nieder. Oskar übte großen Einfluß auf die junge Klara aus, sie verstanden sich gut. In ihrer ersten Zeit in Moskau hielt Blum noch Briefkontakt mit ihm. Nach Kriegsausbruch hörten die beiden nichts mehr voneinander. Blum nahm an, daß ihr Halbbruder im israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 ums Leben gekommen war. Warum sie nicht versucht hatte, den Kontakt zu dem Bruder bzw. dessen Familie und andere Verwandten in Israel wieder aufzunehmen, bleibt ein Rätsel. Oskar Maschlers Söhne leben heute mit ihren Familien in Israel.
- 37 *Bao-Dshia* (Baojia): feudalistisches System aus der Song-Dynastie, um die Bevölkerung (vor allem die Landbevölkerung) besser kontrollieren zu können. Dieses System wurde von vielen Dynastien übernommen. Die Grundzelle ist die Hu (Familie). Jede Hu wählt einen Huzhang

- (Obmann); zehn Hus bilden ein Jia und wählen einen Jiazhang (Obmann des Jias); aus zehn Jias entsteht ein Bao; es wird ein Baozhang gewählt; ein Bao ist ungefähr so groß wie ein Dorf. Die Baozhangs sind für die Ordnung und Sicherheit ihrer Gebiete verantwortlich und werden dem Obmann eines Kreises oder einer Stadt unterstellt. Es ist ihre Pflicht, Bericht zu erstatten. Die Regierungsbeamten können mit ihrer Hilfe die Bevölkerung unter Kontrolle halten.
- 38 *Evakuierung nach Kasan, später nach Kuibyschew*: autobiographisch; Blum wurde, wie alle anderen Emigranten, zu Kriegsbeginn nach Kasan evakuiert. Später ging sie aus eigener Initiative nach Kuibyschew, um eine Kommandierung nach China zu beantragen, da die Funktionäre der Komintern und des Sowjetischen Schriftstellerverbandes alle dorthin evakuiert worden waren (Klara Blum an Gregor Gog, 18. 10. 1942, Gregor Gog-Archiv der Akademie der Künste, Berlin).
- 39 *Russische Übersetzerin meiner Gedichte*: autobiographisch; die Übersetzerin hieß Werscheskaja Natalia Leontjewna (Moskau). Sie hatte Blums Gedichte, die 1941 in einem Band erschienen, ins Russische übertragen. Blum war mit ihr befreundet. Als ihr Roman *Der Hirte und die Weberin* und die Novelle *Das Lied von Hongkong* erschienen, beauftragte Blum den Verlag, ein Exemplar an die Übersetzerin nach Moskau zu schicken. Bis 1960 hielt Blum Briefkontakt mit ihr.
- 40 *Das jüdische Antifaschistische Komitee (JAFK)*: 1942 in der UdSSR unter der Führung des Theaterregisseurs Salomon Mikhoels und zahlreicher sowjetischer Juden aus Partei, Armee, Wissenschaft und Kultur gegründet. Die wichtigste Aufgabe des JAFK bestand darin, Geld zur Unterstützung des Verteidigungskriegs der Sowjetunion zu beschaffen. Es wurden auch ein eigener Verlag, eine Presseagentur und eine Zeitung ins Leben gerufen. Das Komitee wurde 1948 aufgelöst, nachdem Mikhoels bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. 1952 fand ein Prozeß gegen eine Gruppe führender jüdischer Intellektueller (u. a. die Führungsmitglieder des Komitees) statt. Sie wurden der Spionage und der Bildung zionistischer Gruppierungen innerhalb der Partei verdächtigt. Alle Angeklagten wurden zum Tod verurteilt und erschossen, nachträglich wurden sie rehabilitiert.
- 41 *Grashdanjitschka*: keine Daten eruiert.
- 42 *Rabbi Hillel*: Gesetzeslehrer und Begründer der nach ihm benannten Schule Bet Hillel. Er wurde 100 Jahre vor der Zerstörung des Tempels der geistige Führer der Juden, soll 40 Jahre (30. v. Chr. – 10. n.) dieses Amt bekleidet und ein Alter von 120 Jahren erreicht haben. Hillel

wurde in Babylon geboren und wanderte mit 40 Jahren nach Palästina aus, um sich Gewißheit über gewisse Bibelstellen zu verschaffen. Später wurde er zum Oberhaupt der Juden ernannt. Eine Reihe von Erzählungen und Aussprüchen aus dem Leben Hillels ist überliefert, die ihn als die Verkörperung von Bescheidenheit, Geduld, Milde und Güte erscheinen lassen. Sein berühmter Spruch: „Was dir unlieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht“, wurde von den Urchristen mit Nachdruck betont. Ein weiterer Spruch von Hillel lautet: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist für mich? Und wenn ich nur für mich bin, was bin ich?“

- 43 *Prophet Jesaja*: alttestamentarischer Prophet aus der Zeit zwischen dem Todesjahr des Königs Usija (736 v. Chr.) und der Belagerung Jerusalems durch die Assyrer (701 v. Chr.). Jesaja gehörte zur Aristokratie Jerusalems, war verheiratet und hatte zwei Söhne. Nach dem babylonischen Talmud soll er unter Menasse (696–642 v. Chr.) den Märtyrertod erlitten haben. Die wesentliche Periode seines Schaffens fiel in die Zeit bis zum Beginn des syrisch-ephraimitischen Krieges (um 736 v. Chr.), in der er die innere Situation Judas und Jerusalems kritisierte. Zu den zentralen Themen Jesajas gehört das Bekenntnis zur ‚Heiligkeit‘ Jahwes und zur ‚Zionstradition‘. Das als erstes der Schriften der ‚Großen Propheten‘ (Nebüim) in der hebräischen Bibel enthaltene Buch Jesaja gliedert sich in mehrere Teile: das Jesaja-Buch, Deutero-Jesaja und Trito-Jesaja.
- 44 *Amerika und England als Verbündete Chinas gegen Japan*: Japan griff am 8. Dezember 1941 den amerikanischen Militärstützpunkt Pearl Harbor an und nahm wenige Stunden später das britische Kriegsschiff HMS Petrel, das auf dem Yangzi bei Shanghai vor Anker lag, unter Beschuß. Am nächsten Morgen marschierten japanische Truppen in Shanghai ein und konfiszierten alle englischen und amerikanischen Besitztümer. Japan erklärte den USA und England den Krieg, die in Shanghai lebenden Bürger aus den USA und Großbritannien wurden als Feinde betrachtet, der Pazifische Krieg war ausgebrochen. Die USA und England waren somit gezwungen, an der Seite der Chinesen, die bereits seit 1937 gegen Japan Krieg führten, zu kämpfen.
- 45 *Yi-Tsijing* (Yijing, auch I Ging), das Buch der Wandlungen: das alte Orakel- und Weisheitsbuch der Chinesen, das die Summe der Erfahrungen und Erkenntnisse aus 3000 Jahren enthält. In ihm wurzelt sowohl die Lehre des Konfuzius wie auch die des Laozi. Das Yijing galt früher als das heilige Buch Chinas. Seine Entstehung reicht in das mythische Altertum zurück. Durch die konfuzianische Bearbeitung wurde das Buch zu einem Stück Literatur und der Nachwelt erhalten. Es stellt in 64 Abschnitten ein Kompendium an Lebensweisheit dar. Die 64 Zeichen, die aus je sechs, teils ungeteilten (starken), teils geteilten (schwachen) Linien bestehen, haben Namen, die gewisse Situationen im Naturverlauf und Menschenleben be-

zeichnen. Die Linien, aus denen sich die Zeichen zusammensetzen, werden nicht als starr und unbeweglich angesehen, sondern als wandelbar; aus jeder starken Linie kann eine schwache werden und umgekehrt. Daher kann sich jedes der 64 Zeichen in jedes andere verwandeln. Daraus ergeben sich  $64 \times 64 = 4096$  mögliche Situationen.

- 46 *Aufstand des Warschauer Ghettos*: 1939 wurde Warschau von deutschen Truppen besetzt. Im April 1940 wurde das Ghetto eingerichtet, das ab November 1940 von der restlichen Stadt abgeriegelt war und in dem etwa 400.000 bis 500.000 Juden aus Warschau und Umgebung, später auch aus dem Ausland, lebten. 1942 starben etwa 100.000 Personen an Hunger und Epidemien. Im Ghetto wirkten zionistische Untergrundorganisationen und erschienen Untergrundzeitungen. 1942 begannen die Deportationen in die Vernichtungslager. Im Juli 1942 wurde die jüdische Kampforganisation gegründet, die von Mordechaj Anielewicz, Izak Zuckermann, Herz Berlinski u. a. geleitet wurde. Am 19. April 1943 begann der Aufstand im Warschauer Ghetto. Nach der Niederlage wurden die überlebenden Juden in die Vernichtungslager deportiert.
- 47 *Patrick J. Hurley* (1883 Oklahoma – 1963): amerikanischer General; stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen; zuerst Jurastudium, dann Militärdienst im Ersten Weltkrieg; Kriegsminister der Hoover-Regierung. Im September 1944 ging er als Sonderbeauftragter des US-Präsidenten Roosevelt nach China, um die Bildung einer Koalition zwischen Kommunisten und Guo Mindang einzuleiten. Im November 1944 besuchte er Yan'an und sprach mit Mao Zedong und Zhou Enlai. Auf Veranlassung Hurleys trafen sich Tschiang und Mao im Herbst 1945 in Chongqing und schlossen im Oktober ein Abkommen. Der Friedensversuch scheiterte. Hurley bevorzugte die GMD, seine antikommunistische Tendenz wurde im Laufe seiner Mission immer deutlicher.
- 48 *General Albert Wedemeyer* (geb. 1897): amerikanischer General; 1930–32 diente er beim 15. Infanterie-Regiment in Tianjin. 1936–38 an der deutschen Kriegsakademie, danach im Kriegsministerium; 1945 wurde er Stabschef Tschiang Kai-scheks und Befehlshaber der amerikanischen Streitkräfte in China (Nachfolger von General Stilwell).
- 49 *Die Zeitschrift Menschenreich nimmt keine Beiträge mehr von mir*: autobiographisch; in den letzten Jahren des Krieges erschienen fast nur noch Übersetzungen Blums in der Zeitschrift *Internationale Literatur*. Ihr künstlerisches Talent hatte nach eigener Aussage nachgelassen.
- 50 *Chefredakteur Cassian Bayer*: autobiographisch; in dieser Figur wird Johannes R. Becher verschlüsselt; *Johannes R. Becher* (1891 München – 1958 Ost-Berlin): deutscher Schriftsteller und

Politiker; Mitglied der KPD. Von 1933 an Chefredakteur der *Internationalen Literatur*. Blum war mit ihm bekannt und bat ihn mehrmals, Gutachten für sie zu schreiben (Klara Blum an Johannes R. Becher, Moskau, 14. 4. 1940, 22. 7. 1940, Zentrales Literaturarchiv, Moskau). Becher schätzte besonders Blums Lyrik. „Die poetischen Werke Klara Blums gehören zu den besten Beispielen deutscher Gegenwartslyrik“ (Zitat nach: Simone Barck: Johannes R. Bechers Publizistik in der Sowjetunion 1933–1945, Berlin 1976, S. 229). Er setzte sich für die Aufnahme Blums in die Deutsche Sektion des Sowjetischen Schriftstellerverbandes ein (Johannes R. Becher an die Deutsche Sektion des SSV, Moskau, 13. 10. 1937, Zentrales Literaturarchiv, Moskau). Die Äußerung Cassian Bayers über Bilkes bezieht sich offenbar darauf.

- 51 *Eine der schönsten Hoffnungen der deutschsprachigen Literatur*: Dieser Satz ist nicht fiktiv. In einer Rezension über Blums Gedichtband in russischer Übersetzung bezeichnet man Blum in *Literaturnaya Gaseta* als ‚eine der schönsten Hoffnungen der deutschsprachigen Literatur‘ (s. Anm. 32: Mein Gedichtband ist rezensiert).
- 52 *Spricht die Feder: ‚Laß mich liegen.‘ Spricht die Wand: ‚Du bist allein‘. Spricht der Stift: ‚Sieh her, so schrumpft die beste Kraft des Dichters ein, Trennt man ihn wie dich von –‘*: keine Daten eruiert.
- 53 *Heinrich Heine: Schade, daß ich ihn nicht küssen kann, / Denn ich bin selbst dieser brave Mann*. Aus: Heinrich Heine: Heimkehr. In: Ders.: Buch der Lieder, Säkularausgabe Bd. 1: Gedichte 1812–1827. Bearb. v. Hans Böhm Berlin 1979, S. 121.
- 54 *Yü Hsing-Fu* = Yu Xingfu: fiktive Romanfigur, Xingfu bedeutet Glück; häufig benutzter Name.
- 55 *Yü Hsüeh-Mee* = Yu Xuemei: fiktive Romanfigur, Yüs Schwester; Xuemei heißt Schneerose und ist ein häufiger Frauenname.
- 56 *nach Polen*: autobiographisch; eigentlich Rumänien; im Roman stammt Hanna Bilkes aus einer polnischen Judenfamilie, während Blum aus Czernowitz (1918–1944 rumänisch, vorher Bukowina) kam. Blum beschrieb ihre eigenen Erlebnisse, sie änderte aber die Ortsnamen. So wurde aus Rumänien Polen, aus Budapest Prag. Bilkes gelingt es, über Prag und Paris nach China zu reisen, während Blum über Bukarest, Budapest und Paris nach China kam.
- 57 *Befreites Gebiet* (Jiefangqū): das Gebiet, das vor dem Ende des Bürgerkriegs 1949 von den Kommunisten erobert wurde, in der spezifischen Terminologie der KPCh ‚Befreites Gebiet‘

genannt. Die Machtübernahme der Kommunisten von 1949 wurde als Befreiung bezeichnet, auch die kommunistischen Truppen nannten sich ‚Volksbefreiungsarmee‘.

- 58 *Befreiungsarmee* (Jiefangjun): die kommunistischen Truppen, die anfangs ‚Rote Armee‘ (Hongjun), dann ‚Achte Marscharmee‘ (Balujun) hießen, wurden 1946 in ‚Befreiungsarmee‘ umbenannt.
- 59 *Bodenverteilung*: die unter der Leitung der Kommunisten durchgeführte Bodenreform. Die Besitztümer (Land und Boden, Tiere, Werkzeuge, Häuser, Getreide und anderes) der Großgrundbesitzer und reichen Gutsherren wurden von den Bauerngewerkschaften beschlagnahmt und an die armen Landarbeiter verteilt. Die Großgrundbesitzer, die weniger als 10% der Landbevölkerung ausmachten, besaßen zuvor 70–80% des fruchtbaren Bodens. 1947 wurde von der kommunistischen Regierung das Gesetz für Land und Boden erlassen, nach welchem der Boden im ‚Befreiten Gebiet‘ verteilt wurde. Durch die Bodenverteilung gewannen die Kommunisten bei den Bauern an Sympathie, was ihnen in weiterer Folge zum Sieg verhalf. Nach der Machtübernahme der Kommunisten in China wurde die Bodenverteilung landesweit durchgeführt, was die landwirtschaftliche Produktion wesentlich erhöhte.
- 60 *Yang-Ko-Bauerntänze* (Yangge): Volkstanz aus der Provinz Schaanxi. Zumeist auf Volksfesten getanzt. Männer und Frauen treten reihenweise auf. Die Männer tragen weiße Trachten mit weißem Tuch auf dem Kopf. Die Frauen sind bunt gekleidet, haben eine Rückentrommel oder zwei rote Seidenbänder. Der Tanzrhythmus ist ähnlich wie Foxtrott,  $\frac{4}{8}$  Takt.
- 61 *Tanz der Fruchtbäume*: eine Art Volkstanz im Norden von China.
- 62 *Messias*: Herr, Erlöser, Sohn Gottes, Heiland.
- 63 *Prag, Paris*: s. Anm. Polen.
- 64 *Comité Intergouvernemental*: keine Daten eruiert.
- 65 *Staatenlosenpaß*: Displaced Persons oder andere Asylanten und Emigranten, die in ihrer Heimat verfolgt wurden, brauchten einen Identifikationsausweis, um in einem anderen Land leben zu dürfen. Ihnen wurde zumeist ein Staatenlosenpaß ausgestellt.
- 66 *Displaced Persons*: Personen nichtdeutscher Staatsangehörigkeit, die im Zweiten Weltkrieg von deutschen Besatzungsbehörden in das Gebiet des Deutschen Reichs verschleppt wurden

oder dorthin geflüchtet waren. Zu Kriegsende hielten sich etwa 8,5 Millionen Displaced Persons (UNRRA-Definition für Entwurzelte) auf dem Kriegsschauplatz Europa auf, davon waren etwa 250.000 Juden. Sie wurden von der Hilfsorganisation der UNO betreut und entweder in ihr Heimatland oder in andere Staaten umgesiedelt.

- 67 *General Marshall* = George Catlett Marshall (1880 Uniontown – 1959 Washington / D.C.): amerikanischer General und Politiker; 1945/1946 Sonderbotschafter in China, suchte erfolglos zwischen Tschiang Kai-schek und den Kommunisten zu vermitteln. 1947–1949 Außenminister; leitete die Politik der ‚Eindämmung‘ des Ostblocks durch Stabilisierung und Stärkung der wirtschaftlichen und politischen Widerstandskraft der europäischen Staaten ein (Marshall-Plan); 1950–1951 Verteidigungsminister. 1953 erhielt er den Friedensnobelpreis, 1959 den Karlspreis der Stadt Aachen.
- 68 *Baalath Teschuba* = Ableitung von Baal Teschuba; wörtlich: Herr der Buße, ‚Büßer‘; der Begriff ist eng an den der Teschuba (Buße) gebunden; Baalat ist die weibliche Form von Baal, Bezeichnung semitischer Gottheiten.
- 69 *Eisenbahnnetz der Mandschurei*: Rußland hatte 1896 eine Eisenbahnkonzession für die Mandschurei erworben und baute zuerst eine Strecke von Manzhouli (Manchuria) bis Wladiwostok: die Ostchinesische Bahn (1903), die 1935 an Japan verkauft wurde. Dann begann Rußland mit dem Bau der Eisenbahnverbindung von Harbin bis Dalian (Dalni) und Lüshun (Port Arthur) auf der Liaodong-Halbinsel: die Südmandschurische Eisenbahn. Diese wurde nach dem Sieg Japans über Rußland 1905 an Japan übertragen und von Japan 1907 fertiggestellt. Nach der Annexion der Mandschurei durch Japan 1931 errichtete Japan neue Eisenbahnlinien in der Gesamtlänge von 3300 km. Bis 1945 wurden alle drei Eisenbahnlinien in der Mandschurei von Japan verwaltet.
- 70 *UNRRA* = United Nations Relief and Rehabilitation Administration: eine Hilfsorganisation zur Unterstützung der Flüchtlinge und Verschleppten (Displaced Persons) in den von den Alliierten besetzten Gebieten; 1943 in Atlantic City gegründet; 1945 von der UNO übernommen; 1947 aufgelöst. Ihre Aufgaben übernahmen z. T. UNICEF und die Internationale Flüchtlingsorganisation. 1951 wurde die Arbeit vom Hochkommissariat für Flüchtlinge bei der UNO (UNHCR) fortgesetzt.
- 71 *Und dein Chinesenlächeln blickt mich an, / So fern, so todeskühn, so sehnsuchtsbitter. / War unser Glück, Nju-Lang, aus Porzellan, / Unsterblich bleibt noch jeder kleinste Splitter.* Zitat aus Klara Blums Gedicht *Porzellan*, in: *Internationale Literatur*, 14 (1944), Nr. 8, S. 45.

- 72 *Hilfskomitee für geistige Arbeiter*: keine Daten eruiert.
- 73 *Chinesische Gesandtschaft*: unter der Regierung von Tschiang Kai-schek.
- 74 *Liga für Menschenrechte* = Ligue pour la Défense des Droits de l'Homme et du Citoyen (Liga für die Verteidigung der Menschen- und Bürgerrechte); gegründet 1898 in Paris zur Revision des Dreyfusprozesses. Später kämpfte die Liga allgemein für die persönliche Freiheit gegenüber dem Staat sowie für die friedliche Regelung internationaler Konflikte. Heutiger Sitz: London; Organ: *Cahiers des Droits de l'Homme* (seit 1917).
- 75 *Das jüdische Hilfskomitee*: HICEM, eine 1927 in Paris gegründete Vereinigung der jüdischen Emigrantenhilfsorganisationen HIAS (Hebrew Immigrant Aid Society, New York), JCA (Jewish Colonization Association, Paris) und EMIDIRECT (Vereinigtes Komitee für jüdische Auswanderung, Berlin); Hauptaufgaben: Unterrichtung der jüdischen Auswanderer über die Lebensbedingungen und Arbeitsmarktsituation in den Immigrationsländern, juristische und konsularische Hilfeleistungen, Einrichtung von Sprach-, Berufs- und Landwirtschaftskursen sowie Beschaffung von Arbeitsnachweisen. HICEM unterhielt ein weitverzweigtes Netz von Büros und Komitees. 1933 wurde HICEM zur wichtigsten Organisationszentrale für jüdische Auswanderer außerhalb Palästinas. HICEM unterhielt Stützpunkte u. a. in Ägypten, Argentinien, Australien, Brasilien, Chile, China, England, Griechenland, Jugoslawien, Kanada, Mexiko, Nordafrika, Persien, Portugal, Südafrika, der Türkei, Uruguay und in den USA.
- 76 *Sutas*: Sanskrit: Sutra; Pali: Sutta; wörtl.: ‚Leitfaden‘ = Lehrrede des Buddha. Es gibt drei Arten von Sutras: 1. die Shruta-Sutras, die auf der Shruti (göttliche Offenbarung) beruhen und die Durchführung großer Opfer betreffen; 2. die Grihya-Sutras, welche die häuslichen Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod regeln; 3. die Dharma-Sutras, die die Pflichten der Kasten und Lebensstadien festlegen. Die Sutras sind uns in Pali, Sanskrit sowie in chinesischer und tibetischer Übersetzung erhalten. Die Grundform der Sutras besteht aus einem Prosatext, der jeweils mit den Worten „Also habe ich gehört“ eingeleitet wird. Diese Worte werden einem Schüler Buddhas in den Mund gelegt. Er soll Buddhas Lehrreden im Gedächtnis behalten und unmittelbar nach seinem Tod rezitiert haben. Nach diesen einleitenden Worten werden die Umstände, die Buddha veranlaßt haben, diese Lehrrede zu halten, sowie Ort, Jahreszeit usw. angegeben. Danach folgt die eigentliche Unterweisung, manchmal in Form eines Dialogs. Der Stil der Sutras ist einfach, populär und didaktisch orientiert. Sutras sind reich an Parabeln und Allegorien. In manche Sutras sind auch Lieder eingefügt. Jedes Sutra bildet eine in sich geschlossene Einheit. Inhaltlich sind zwei Strömungen zu erkennen: 1. die auf Glauben aufgebauten Sutras, die die Buddhologie und die Bodhisattva-Lehre behandeln und den

Aspekt der Hingabe betonen; 2. philosophisch eingerichtete Sutras, die den Hauptgedanken des Mahayana, der Leere, zum Inhalt haben. Das erste Sutra, das ins Chinesische übersetzt wurde, ist ein Sutra in 42 Abschnitten (Sishier chang jing) aus dem Jahr 67 n. Chr.

IV. TEIL: DIE LEUCHTENDE WOLKE

- 1 *Yüeh-Tsijing* = Yueyin: Mondmelodie, oft als Frauennamen benutzt; hier Romanfigur.
- 2 *Pidgin-Englisch*: aus Pidginsprachen: Seit dem 17. Jh. in den Kolonialgebieten europäischer Staaten für den Zweck des Handels und der notwendigen Kommunikation entstandene Verkehrssprachen. Dazu gehören verschiedene Varianten des Pidgin-Englisch. Die Pidginsprachen setzen sich aus Elementen der einheimischen und europäischen Sprachen zusammen, wobei die europäischen Sprachen als Basissprachen fungieren. Pidginsprachen werden nicht als Muttersprache erlernt, sondern nur in der Kommunikation zwischen Erwachsenen verwendet. Im Vergleich zu europäischen Sprachen weisen sie ein vereinfachtes Lautsystem und eine reduzierte Morphologie auf. Pidgin-Englisch ist eine chinesisch-proletarische Variation des Englischen, die nicht zum Kulturaustausch dient, sondern nur zur Verständigung zwischen ausländischen Arbeitgebern und einheimischen Dienstboten, Kulis und Arbeitern benutzt wird, indem englische Wörter nach den chinesischen Regeln und Sprechgewohnheiten zusammengesetzt werden.
- 3 *Po-Tschi* (Biqi) = Wasserkastanie, auch Erdbirne oder Erdkastanie genannt. Ihre Wurzel wird gegessen. Sie hat eine dunkelbraune bis schwarze Schale und weißes Fleisch, das viel Stärke enthält.
- 4 *Tai-Tai* (Taitai) = Madame: chinesische Anrede für verheiratete Frauen.
- 5 *Cho-Gee* (Huogai): Etwas geschieht jemandem recht.
- 6 *Ba-Lu*: die kommunistische Truppe ‚Achte Armee‘ wurde im Volksmund Balu genannt. Gleichzeitig heißt Balu aber auch Buslinie Nr. 8. Das ist ein typisches Beispiel für die Doppeldeutigkeit der chinesischen Sprache.
- 7 *Shanghaier Heim für Displaced Persons*: 1938 für die mitteleuropäischen (vor allem jüdischen) Flüchtlinge gegründete, von verschiedenen Hilfsorganisationen finanzierte Heime. Bis Kriegsende gab es das Ward Road-Heim (das erste, größte und auch am längsten bestehende Heim, auch Flüchtlingszentrum Nr. 1 genannt), das Zhaofeng Road-Heim, das Pingliang Road-

Heim, das Alcock Road-Heim, das Seward Road-Heim, das Wayside Road-Heim, das Kinchow Road-Heim und das Washing Road-Heim. Nach dem Krieg wurden einige neue Heime eröffnet. Ziel dieser Heime war es, Flüchtlingen Unterkunft und Verpflegung zu bieten. Die Wohnverhältnisse waren bescheiden. Sechs bis vierzehn Personen mußten ein Zimmer teilen. Manchmal waren bis zu 150 Personen in einem Schlafsaal untergebracht. Die meisten dieser Heime hatten eine Küche und versorgten Flüchtlinge (auch Nicht-Heimbewohner) jeden Tag mit drei Mahlzeiten. Bis 1940 wurden ein Krankenhaus im Ward Road-Heim und in jedem Heim Krankenzimmer eingerichtet. Als Blum 1947 nach Shanghai kam, war die Heim-Situation schon wesentlich verbessert. Außerdem hatte ein Teil der Flüchtlinge Shanghai bereits verlassen. So bekam Blum ein kleines Zimmer für sich allein.

- 8 *American Joint Distribution Committee* (Joint): gegründet 1914 unter der Leitung von Felix M. Warburg, um die jüdischen Kriegsoffer in Europa zu unterstützen. Nach dem Ersten Weltkrieg half der Joint Juden aus Polen und Rußland, später auch aus Deutschland bei der Emigration. Während des Zweiten Weltkriegs war der Joint das wichtigste und einflußreichste jüdische Hilfskomitee in Shanghai, ohne dessen Hilfe viele Flüchtlinge in Shanghai nicht hätten überleben können. Ab 1945 leistete das Komitee die umfangreichste Hilfe für die jüdischen Überlebenden; die finanziellen Mittel für diese Arbeit wurden von verschiedenen internationalen jüdischen Organisationen (vorwiegend vom amerikanischen United Jewish Appeal) durch Sammlungen bereitgestellt. Anfang der 50er Jahre kamen finanzielle Mittel aus den Wiedergutmachungszahlungen Deutschlands hinzu. Der Schwerpunkt der Arbeit des Joints lag auf der Lösung des Problems der Displaced Persons 1945–1956. Nach der Auflösung der DP-Lager beriet und unterstützte der Joint die Zentralwohlfahrtsstelle und den Zentralrat der Juden in Deutschland.
- 9 *Eh chueeh! Dung-Hsi mai!* An- und Verkaufsruf von Straßenhändlern und Hausierern, die von Haus zu Haus gehen und Trödel sammeln und feilbieten.
- 10 *siebentausend mitteleuropäisch-jüdische Flüchtlinge*: Von 1938–1945 fanden ca. 20.000 Flüchtlinge aus Europa in Shanghai Zuflucht. 80% davon waren Juden, da Shanghai damals die einzige Stadt der Welt war, in die man ohne Genehmigung einreisen durfte. 1947 waren noch ca. 7000 Flüchtlinge dort. Die meisten anderen waren bereits anderswohin ausgewandert oder in ihre Heimatländer zurückgekehrt.
- 11 *Men Dhan-Nü* (Meng Jiangnü): die Geschichte von Meng Jiangnü ist eine Volkssage. Kaiser Shi der Qin-Zeit (221–207 v. Chr.) ließ die Große Mauer bauen, um den Angriff der Mongolen zu stoppen. Der Mauerbau dauerte mehrere Jahre, und viele Menschen wurden zur

Arbeit eingezogen. Meng Jiangnüs Mann Qi Liang war auch dabei. Die Arbeitsbedingungen waren sehr hart: schwere Arbeit, unzureichendes Essen. Viele Menschen starben beim Bau der Mauer, darunter auch Mengs Mann; Meng verließ die Heimat, ging Tausende Kilometer zu Fuß, in der Hoffnung, ihren Mann wiederzusehen. Er war aber bereits tot, und seine Leiche wurde in der Mauer begraben. Meng Jiangnü weinte und weinte, bis Himmel und Erde sich verfinsterten, Tiere und Vögel traurig wurden und Wälder und Berge zu beben anfangen. Durch ihr Weinen stürzte die Mauer um, und sie fand die Leiche ihres Mannes. Die Geschichte von Meng Jiangnü war sehr beliebt und wurde durch Verserzähler (Bianwen: lyrische Gattung aus der Tang-Zeit, eine Mischung von Erzählung und Gesang, die Texte in Verse gefaßt) weit verbreitet. Meng Jiangnü wurde zum Vorbild der Frauen und symbolisierte die eheliche Treue. Blum bezeichnete sich oft als moderne Meng Jiangnü.

- 12 *Wang Bao-Tschan* (Wang Baochan): Eine historische Figur; sie symbolisiert, wie Meng Jiangnü, die eheliche Treue.
- 13 *Sie verschwenden Ihr Herz* = Sie haben sich viel Mühe damit gegeben. Auf Chinesisch: Nin (Sie) fei (verschwenden) xin (Herz). Hier übersetzte Blum den Satz wörtlich ins Deutsche.
- 14 *Heines Lorelei, Don Ramiro und Die schlesischen Weber*: das Gedicht *Lorelei* aus: Heinrich Heine: *Heimkehr* (1823–1824) II und *Don Ramiro* aus Heinrich Heine: *Junge Leiden / Romanzen* (1817–1821); In: Ders.: *Buch der Lieder*, In: Ders.: Säkularausgabe Bd. 1: Gedichte 1812–1827 Bearb. v. Hans Böhm, Berlin 1979, S. 93–94 und 43–47; *Die schlesischen Weber* aus Heinrich Heine: Einzelgedichte 1827–1844; In: Ders.: Säkularausgabe Bd. 2: Gedichte 1827–1844 und Versepen, Bearb. v. Irmgard Möller und Hans Böhm, Berlin 1979, S. 137–138.
- 15 *Politischer Streik im Jänner 1948*: nach der Kapitulation Japans übernahm die GMD die Küstenstädte, u. a. auch Shanghai, von den Japanern. Korruption und Mißwirtschaft standen auf der Tagesordnung. Die industrielle Produktion kam fast zum Stillstand, Verbrauchsgüter blieben knapp, im ganzen Land herrschten Massenarbeitslosigkeit und Hungersnot. Vor allem die steigende Inflation verursachte allgemeine Unzufriedenheit. Allein in Shanghai kam es 1946 zu 1700 Streiks. Die Streikwelle dauerte bis zum Sturz der GMD 1949 und richtete sich vor allem gegen den Bürgerkrieg, gegen die Hungersnot und gegen die Inflation.
- 16 *Goethe: Übers Niederträchtige / Niemand sich beklage; / Denn es ist das Mächtige, / Was man dir auch sage*. Goethe: *Wanderers Gemütsruhe, Buch des Unmuts*. In: Goethes Werke Bd. 2: Westöstlicher Divan, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Hrsg. v. Erich Trunz, München 1972, 9. Auflage, S. 47.

- 17 *Yen-Yi* (Renyi): Humanität und Wohlwollen; Renyi steht im Mittelpunkt der konfuzianischen Lehre. Einmal fragte sein Schüler Fan Chi Konfuzius, was Ren bedeutete; Konfuzius sagte: Ren bedeutet Menschenliebe.
- 18 *Li-Da-Hsüeh, buddhistische Mönchslegende*: keine Daten eruiert.
- 19 *Hung-Lo-Mong* (Honglougong) = Traum der roten Kammer: Roman von *Chao Xueqin* (1715 Nanjing – 1764 Beijing); chinesischer Schriftsteller mandschurischer adliger Herkunft aus einer ursprünglich reichen Familie. Verarmt zog er 1728 nach Beijing, wo er in Not und Elend lebte und starb. Seinen Roman *Honglougong* konnte er nicht vollenden. Die letzten 40 Kapitel wurden von Gao E geschrieben. Das Honglougong schildert am Beispiel der Liebestragödie von Jia Baoyu und Lin Daiyu die Blütezeit und den Verfall der mächtigen Familie Jia. Die Frauen werden in berührender Liebe zum Detail gezeichnet. Obwohl mehr als 400 Figuren im Roman auftreten, wird jede einzeln charakterisiert und lebendig dargestellt. Chao, selbst aus diesem Milieu stammend, zeigte durch zahlreiche Figuren die Konflikte und den unvermeidlichen Untergang der feudalistischen Familie („Wenn der große Baum stürzt, werden alle Affen darauf zerstreut“). Der Roman nimmt einen wichtigen Platz in der chinesischen Literatur ein.
- 20 *Ai-Yah!*: / (überrascht, staunt) = oje, ah, meine Güte. Das Wort benutzt Blum oft in ihren Romanen und Novellen.
- 21 *Dein schmales Antlitz formt sich, Zug für Zug, / Dein zäher Mut, dein sorgendes Verstehen ...*  
Zitat aus Klara Blums Gedicht *Porzellan*, in: *Internationale Literatur*, 14 (1944), Nr. 8, S. 44.
- 22 *Sie erleuchten unsere kalte Hütte* = Nin guang lin hanshe: Das ist eine chinesische Bescheidenheitsformel. Nach konfuzianischer Lehre ist die Bescheidenheit eine wichtige Tugend. Man soll sich selbst nicht loben, nicht prahlen. Wenn man gelobt wird, soll man trotzdem sagen: Es ist noch nicht gut genug. Das eigene Haus wird häufig als hanshe (bescheidene Hütte) bezeichnet, auch wenn man in einem Schloß oder einem Palast wohnt. Ein Gastgeber, der ein Festessen mit zwölf Gängen vorbereitet, wird von Kleinigkeiten sprechen. Die chinesische Höflichkeitsform ist daher nicht wörtlich zu nehmen. Blum hat hanshe an dieser Stelle als „kalte Hütte“ übersetzt, was dem Sinn nach nicht stimmt. Han hat mehrere Bedeutungen: kalt, armselig, bescheiden. Hanshe sollte mit „bescheidene Hütte“ übersetzt werden.
- 23 *Thu Fu* (Du Fu), (712 Gongxian – 770): berühmter chinesischer Dichter; stammte aus einer Beamtenfamilie. Sein Großvater Du Shenyan war schon ein bekannter Dichter. 731 begann er mit einer Wanderung durch das Land. 744 traf er in Luoyang Li Bai und schloß mit ihm eine

- lebenslange Freundschaft. Mehrmals nahm er an der Beamtenprüfung teil, scheiterte jedoch. Da er fast immer in sehr bescheidenen Verhältnissen, zeitweise sogar in Armut und Elend gelebt hatte, war er dem Volk näher als andere Dichter seiner Zeit. Er beschrieb Unzufriedenheit und Not der kleinen Leute, vor allem das Elend, das der Krieg den Menschen bringt. Wegen seiner Nähe zu den unteren Schichten wurde er als ‚Dichter des Volks‘ bezeichnet. Heute sind noch ca. 1400 Gedichte von ihm erhalten. Von der Politik enttäuscht, ließ er sich 759 in Chengdu nieder, wo er die meisten seiner Gedichte verfaßte. Ab 768 unternahm er zahlreiche Schiffsreisen. 770 starb er auf einem Schiff am Xiangjiang-Fluß; Blum zitiert aus folgendem Gedicht von Du Fu: *Zi jing fu fengxian xian yonghuai wubai zi* (Gedanken unterwegs von der Hauptstadt nach Fengxian): *Zhu men yourou chou, Lu you dongsi gu. Drinnen hinter Scharlachtoeren / Läßt man Reis und Fleisch verderben. / Draußen in den öden Gassen / Läßt man Menschen Hungers sterben.* Blum hat hier die Übersetzung von Wilhelm benutzt; vgl. Richard Wilhelm: *Die Chinesische Literatur*. Potsdam 1926 (= Handbuch der Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Oskar Walzel, Bd. 10), S. 148.
- 24 *Lu Hsün (Lu Xun): Die Brauen scharfgefurcht entgegen tret' ich euch, / Und mögen Tausende mit Fingern auf mich deuten. / Gesenkten Hauptes müh' ich mich dem Ochsen gleich: / Den Komenden will ich den Weg bereiten.* Diese Zitat stammt aus Lu Xuns Gedicht *Zichao* (Selbstverspottung, 1932): *Heng mei leng dui qian fu zhi, / Fu shou gan wei ru zi niu.* Das ist ein Lüshi, ein achtzeiliges Gedicht, bei dem jede Zeile sieben Schriftzeichen hat, weshalb diese Gedichtform *qi* (sieben) *lü* genannt wird. Blum zitiert hier zwei Zeilen aus diesem Gedicht. Zum Vergleich die Übersetzung in Lu Xun: *Die große Mauer*. Erzählungen, Essays und Gedichte. Nördlingen 1987 (= Die andere Bibliothek, Hrsg. v. Hans Magnus Enzensberger): *Mit zornigem Blick weise ich auf die Herren von heute, / Den Kopf gesenkt, diene ich den Kindern gern als Büffel* (S. 389).
- 25 *ich kann mein Herz nicht auf den Tisch legen:* wörtliche Übersetzung des chinesischen Satzes „*Wo bu fang xin*“ (ich mache mir Sorgen); in ihrer Novelle *Dreizehn bringen Glück* schreibt Blum: „Das (*fang xin*) ist eine Redensart der chinesischen Volkssprache, und sie bedeutet: du kannst unbesorgt sein“ (Blum: *Dreizehn bringen Glück*. In: dies.: *Das Lied von Hongkong*. Rudolstadt 1959, S. 307).
- 26 *Die Rhapsodie des kleinen Mannes* (Drama): das Drama *Xiao renwu kuangxiang qu* von Shen Fu. *Shen Fu*: chinesischer Dramatiker und Theaterregisseur; in den 40er Jahren wurden seine Dramen oft aufgeführt; Hauptwerke: *Chongqing Ershisi Xiaoshi* (Vierundzwanzig Stunden in Chongqing, Drama, um 1940), *Jinyu Mantang* (Gold und Jade in Hülle und Fülle, Drama, um 1942).

- 27 *Pilger Luka*: Hauptfigur in Gorkis Drama *Nachtasyl*.
- 28 *Herwegh*: Georg Herwegh (1817 Stuttgart – 1875 Baden-Baden): deutscher Lyriker; Theologiestudium; 1839 Flucht in die Schweiz. Dort entstanden die *Gedichte eines Lebendigen* (1841–1843), die ihn berühmt machten. 1842 Reise nach Deutschland; nach Ausweisung aus Preußen Aufenthalt in der Schweiz; 1844–1848 in Paris; 1848 aktiv am badischen Aufstand beteiligt; bis 1866 in der Schweiz. Seine politisch-revolutionären Gedichte begeisterten seine Anhänger durch zündende Rhythmen, leidenschaftliches Pathos und sichere Beherrschung rhetorischer Effekte; weitere Werke: *Bogen aus der Schweiz* (Gedichte, 1843), *Neue Gedichte* (1877).
- 29 *Freiligrath*: Ferdinand Freiligrath (1810 Detmold – 1876 Cannstatt): deutscher Schriftsteller; Kaufmannslehrling, Buchhalter und Kontorist; seit 1839 freier Schriftsteller; 1844 veröffentlichte er die Gedichtsammlung *Ein Glaubensbekenntnis*, in der er antiklerikale Auffassungen vertrat; 1845 Flucht nach Brüssel (Bekanntschaft mit Karl Marx), 1846 nach London. Die Revolution von 1848 begrüßte er mit den Gedichten *Februar-Klänge* (1848) und *Die Revolution* (1849); 1851 mußte er Deutschland wegen seiner *Neueren politischen und sozialen Gedichte* (1849–1851) verlassen. 1868 Rückkehr nach Deutschland. Ab dem Jahr 1874 lebte er in Cannstatt. Weitere Werke: *Das malerische und romantische Westfalen* (1841), *Die Toten an die Lebenden. Juli 1848* (Gedichte, 1848).
- 30 *Die revolutionäre Studentenbewegung von 1848*: gemeint ist die Märzrevolution 1848.
- 31 *Pilsudski-Ära*: Józef Klemens Pilsudski (1867 Sulowo/Wilna – 1935 Warschau): polnischer Politiker und Marschall. Pilsudski wurde in eine litauisch-polnische Adelsfamilie geboren. 1887 Verbannung nach Sibirien; 1893 Mitbegründer der Polnischen Sozialistischen Partei; kämpfte für die Unabhängigkeit Polens; 1916 Mitglied des Staatsrats; 1918 Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte; 1919 Staatschef. 1923 zog er sich ins Privatleben zurück. Drei Jahre später führte er einen Staatsstreich durch und errichtete ein autoritäres System. Von 1926–1930 Ministerpräsident. 1933 strebte er außenpolitisch den Aufbau Polens zur Führungsmacht in Ostmitteleuropa und die Annäherung an Deutschland an, die durch das Nichtangriffsabkommen vom 26. I. 1934 besiegt wurde.
- 32 *Laudin und die Seinen*: Eheroman von Jakob Wassermann (Berlin 1925). Am Beispiel eines verheirateten Wiener Scheidungsanwalts wird die Möglichkeit der Scheidung einer bürgerlichen Ehe diskutiert; *Jakob Wassermann* (1873 Fürth – 1934 Altaussee/Steiermark); deutscher Schriftsteller; ab 1898 lebte er meist in Wien; Freundschaft mit Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann; war in den 20er und 30er Jahren einer der

- meistgelesenen Autoren in Deutschland. Sein Engagement für Gerechtigkeit, gegen Gleichgültigkeit, Kritik an der bürgerlichen Justiz zeigt er vor allem in seiner Roman-Trilogie *Der Fall Maurizius* (1928), *Etzel Andergast* (1931) und *Joseph Kerkhovens dritte Existenz* (1934).
- 33 *Gyges und sein Ring*: Tragödie in fünf Akten von Friedrich Hebbel (1813 Wesselburen – 1863 Wien), deutscher Dramatiker, Lyriker und Erzähler; 1836–39 Studium der Literatur und Geschichte in Heidelberg und München; 1842–46 Reisen nach Kopenhagen, Paris, Wien und Italien; 1846 heiratete er die Burgschauspielerin Christine Enghaus und ließ sich in Wien nieder. 1848 Kandidatur zur Wahl der Frankfurter Nationalversammlung, ohne Erfolg; Hauptwerke: *Judit* (1841), *Maria Magdalene* (1844) und *Die Nibelungen* (1862). Sein Drama *Gyges und sein Ring* (1854, erste Aufführung 1856 Wien) verarbeitet das Märchenmotiv des Zauberrings von Platon. Der Lyderkönig Kandaules bietet seinem Freund Gyges an, mit Hilfe des Rings, der unsichtbar macht, am Abend Rhodopes ‚Entschleierung‘ beizuwohnen. Diese entdeckt ihn und fordert die beiden zum Duell auf. Kandaules stirbt. Rhodopes bleibt sich treu und feiert die zweite Hochzeit mit dem Tod.
- 34 *Lessing und das unsterbliche Wort der gefrorenen Musik*: keine Daten eruiert.
- 35 *undurchdringliches Lächeln*: wird oft im Roman erwähnt. Blum hatte Schwierigkeiten, das chinesische Lächeln zu deuten. Aus diesem Lächeln könne man nicht ableiten, ob man akzeptiert oder abgelehnt wird. Schließlich erkannte Blum, daß es eine Methode ist, Peinlichkeiten zu vermeiden.
- 36 *Vormasch der Befreiungsarmee*: Nach der Kapitulation Japans 1945 versuchten sowohl die chinesischen Kommunisten als auch die Nationalisten, die Mandschurei unter ihren Einfluß zu bringen. Die Kommunisten hatten die bessere Ausgangslage, da sie die Nachbarprovinzen der Mandschurei kontrollierten. 1946 rückten KP-Truppen an mehreren Fronten vor, aber die Nationalisten waren dank amerikanischer Waffen und Hilfeleistungen militärisch überlegen. Die Kommunisten besetzten bis 1948 den Südtteil der Mandschurei, vor allem die ländlichen Regionen, während die GMD die wichtigen Städte unter ihrer Kontrolle hatten. Durch die Bodenreform im Nordosten gewannen die Kommunisten die Unterstützung der Bauern; die GMD-Truppen wurden in den Städten isoliert und belagert. Sommer/Herbst 1948 begannen die KP-Truppen unter General Lin Biao – zuerst in der Mandschurei – mit der Großoffensive gegen die GMD-Truppen. Wenige Monate später eroberten sie die ganze Mandschurei. Die Nationalisten erlitten ihre erste schwere Niederlage und verloren 400.000 Mann ihrer besten Truppen. Gleichzeitig begann die Schlacht von Huaihai um die Stadt Xuzhou, die letzte und wichtigste militärische Enklave

der GMD nördlich des Yangzi. Die Schlacht dauerte zwei Monate und kostete weiteren 500.000 Mann der GMD das Leben.

- 37 *bayrisches Schnadahüpferl* (Schnaderhüpferl): kurzes, meist vierzeiliges Lied, das häufig mit einem Jodler verknüpft ist: *Auf dem Bergel da droben, / Da steht ein Chines'. / Er putzt sich sei' Glatzen / Mit Limburger Käs'.*
- 38 *Tschiao-Da-Hsüeh*: keine Daten eruiert.
- 39 *Mao Schen*: keine Daten eruiert.
- 40 *das Fest des Hirten und der Weberin*: nach dem chinesischen Mondkalender am siebenten Tag des siebenten Monats; vgl. Anm. Niulang, Zhinü.
- 41 *Tschang Tschien*: keine Daten eruiert.
- 42 *Tschiang Tsching-Kuo* (1910 Zhejiang – 1988 Taipei): chinesischer Politiker; Sohn Tschiang Kai-scheks aus erster Ehe; 1965–1969 Verteidigungsminister; 1972–1978 Ministerpräsident; 1978–1988 Staatspräsident der Republik China of Taiwan; ab 1975 war er zugleich Vorsitzender der Kuo-Min-Tang.
- 43 *Rückten an Tientsin und Peking heran*: nach dem Sieg im Nordosten zogen die KP-Truppen unter Lin zusammen mit anderen KP-Einheiten Richtung Beiping (damaliger Name von Beijing) und Tianjin. Sie eröffneten im Dezember 1948 die Schlacht um das Gebiet Beiping – Tianjin. Einen Monat später nahmen sie Chengde, Tangshan, Kalgan (Städte, die um Beijing-Tianjin liegen) ein. Tianjin fiel am 15. Januar 1949, am 22. Januar schlossen Lin Biao und Fu Zuoyi (s. Anm. 10: Fu Zuoyi/V. Teil) einen Kompromiß, um Beiping vor den Verwüstungen des Kriegs zu bewahren. Die GMD hatte schwere Verluste von 4,9 Mio. Mann hinzunehmen. Drei Viertel davon waren Überläufer und Kriegsgefangene. Von den 869 Generälen der GMD desertierten 105 zu den Kommunisten.

#### V. TEIL: DIE ACHTBAREN HUNDERT NAMEN

- 1 *Mee-Mee* (Meimei): kleine Schwester; auf dem Land ist es üblich, kleine Mädchen Meimei zu nennen.

- 2 *Tsche-Kiang* (Zhejiang): Provinz in Südostchina, 102.000 km<sup>2</sup> mit 45 Mio. Einwohnern; Hauptstadt Hangzhou, zählt zu den reichsten und dichtbevölkertsten Regionen Chinas; bekannt u. a. durch ihre Seidenproduktion.
- 3 *Nan-Tschang* (Nanchang): Hauptstadt der Provinz Jiangxi, südwestlich des Poyang-Sees; bereits im ersten Jahrhundert gegründet. Bekannt wurde Nanchang durch den Aufstand 1927 unter der Führung von Mao Zedong.
- 4 *Kwan-Tung* (Guangdong): Provinz im Süden Chinas mit einer Fläche von 231.000 km<sup>2</sup> und 70 Mio. Einwohnern; heute Sonderwirtschaftszone mit den meisten Joint ventures und ausländischen Produktionsstätten; Hauptstadt Guangzhou.
- 5 *Sun-Ga-Li*: Sungari = Songhua Jiang: größter Nebenfluß des Amurs (Usuri Jiang) in den nordchinesischen Provinzen Jilin und Heilongjiang (ehem. Mandschurei). Der Fluß ist 1865 km lang und hat ein Einzugsgebiet von 532.000 km<sup>2</sup>.
- 6 *Bee-Tschi-Tze, Nan-Tschi-Tze* (Bei chi zi, Nan chi zi) = zwei Straßennamen in Beijing, die sich neben der Mauer des Kaiserpalastes befinden.
- 7 *Pai-Lou* (Pailou): monumentales mehrteiliges Tor mit glasierten Ziegeldächern; klassische chinesische Bauform; Pailou werden entweder vor einem großen Baukomplex errichtet, wie etwa vor einem Palast, einem Tempel oder einem Mausoleum, oder am Beginn einer Hauptstraße, an Straßenkreuzungen und an beiden Seiten von Brücken. Vor der Ming-Dynastie wurden Pailou meistens aus Holz gebaut, in der Ming-Zeit verwendete man Steine und in der Qing-Dynastie glasierte Ziegel. Früher gab es in Beijing viele schöne Pailou an den Kreuzungen von Hauptstraßen (z. B. Dongdan-Pailou, Xidan-Pailou, Dongsi-Pailou, Xisi-Pailou). Leider wurden sie während des Bürgerkriegs (um 1948) abgerissen.
- 8 *Bee-Hai* (Beihai): Park in der Stadt Beijing, nicht weit vom Kaiserpalast; früher Ausflugsort für die kaiserliche Familie. In dem Park gibt es eine weiße Pagode aus der Zeit der mongolischen Herrschaft, der Yuan-Dynastie (1271 – 1368), das einzige Denkmal in Beijing, das mongolische Herrscher hinterlassen haben.
- 9 *Peiping Chronicle*: englischsprachige Zeitung; gegründet 1932 in Beijing (damals Beiping); eine der größten ausländischen Zeitungen; seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden viele Zeitungen von in China lebenden Ausländern herausgegeben, in erster Linie englischsprachige.

- 10 *General Fu Tzo-Yi* (Fu Zuoyi), (1895 Ronghe/Shanxi – 1974 Beijing): chinesischer General; 1918 Absolvent der Militärakademie von Baoding. Ab 1918 diente er bei dem Shanxi-Warlord Yan Xishan. 1926 vierter Divisionskommandeur der Shanxi-Truppen; 1927 Beitritt zu den GMD-Truppen; 1937 Befehlshaber der siebten Division der GMD und Ministerpräsident der Provinz Shuiyuan. Er befehligte eine Reihe antijapanischer Gefechte. Nach 1945 kämpfte er gegen die Kommunisten. 1948 Oberbefehlshaber der GMD-Truppen in Huabei (besteht aus fünf Provinzen: Hebei, Shanxi, Shuiyuan, Rehe und Chahaer) mit Sitz in Beijing; im November 1948 Beginn der Beijing-Tianjin-Schlacht; die Kommunisten (Volksbefreiungsarmee) vernichteten den Hauptteil der Truppen Fus; Fu wurde gezwungen, die Forderungen der KPCh – Beijing vor der Verwüstung zu bewahren und friedlich zu übergeben – zu akzeptieren. Er ließ seine Truppen der Volksbefreiungsarmee beitreten und überließ Beijing den Kommunisten. Er selbst wurde von der KP geschätzt und hatte nach 1949 eine hohe Position inne.
- 11 *Korrespondentin der ‚Brücke‘ und des ‚Zeitstroms‘*: keine Daten eruiert.
- 12 *Morgenblütenzeitung*: keine Daten eruiert.
- 13 *Ma-dshong* (Mayong): ein chinesisches Spiel mit 108 Steinen. Es wird zu viert und meistens um Geld gespielt. Man kann dabei sein ganzes Vermögen verlieren.
- 14 *Nathan Leibowitsch Berdytschewski*: keine Daten eruiert.
- 15 *Tientsiner jüdische Gemeinde*: keine Daten eruiert.
- 16 *Ming-Da-Hsüeh*: keine Daten eruiert.
- 17 *Die Demokratische Liga* = Minzhu Tongmeng: 1941 in Chongqing gegründet; Vorsitzender war Huang Yuanpei; Ziel der Liga war, eine demokratische Regierung in China zu verwirklichen; sie versuchte 1946 zwischen GMD und KP zu vermitteln und unterstützte die Studentenbewegung gegen den Bürgerkrieg; 1947 wurde sie von der GMD als illegal erklärt und ging in den Untergrund. 1949 wurde der Sitz der Partei nach Beijing verlegt. Diese Partei hat (wie die folgenden) nur repräsentativen Charakter und keinen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte.
- 18 *Die revolutionäre Kuo-Min-Tang* = Guo Mindang Geming Weiyuan Hui: die linken GMD-Mitglieder gründeten 1948 in Hongkong die revolutionäre GMD, mit Li Jishen als Vorsitzendem; auch diese Abspaltung der GMD arbeitete wie andere sogenannte demokratische

Parteien in der kommunistischen Regierung mit, von echter Regierungsbeteiligung kann jedoch keine Rede sein.

- 19 *Die Partei der drei Prinzipien Sun Yat-sens* = Sanmin Zhuyi Lianhe Hui: eine weitere Abspaltung der GMD; 1943 wurde sie von GMD-Mitgliedern gegründet, die die Einheitsfront mit der KPCh beibehalten wollten. Nach dem Krieg unterstützten sie u.a. die Forderungen der KP, eine Einheitsregierung unter Beteiligung aller Parteien zu bilden; 1949 wurde sie mit der neugegründeten Revolutionären GMD vereinigt.
- 20 *Partei zur Förderung der Demokratie* = Zhongguo Minzhu Cujinhui: 1945 in Shanghai gegründet. Ihre Mitglieder waren meist Linksintellektuelle, deren Ziel es war, in China ein demokratisches System zu errichten. Sie forderten, den Bürgerkrieg und die GMD-Diktatur zu beenden. 1948 schlossen sie sich den Kommunisten an und wurden in der gleichen Art und Weise wie die anderen Kleinparteien in die Regierung aufgenommen.
- 21 *Gerechtigkeitspartei* = Gongdang: keine Daten eruiert.
- 22 *Kompradorenkapitalismus*: Komprador (portugiesisch): ursprünglich Käufer oder Einkäufer; später Bezeichnung für Kauflleute und Unternehmer in kolonialen und halbkolonialen Ländern, die für ausländische ‚Kapitalisten‘ im eigenen Land arbeiteten; Kompradorenkapitalisten waren die großen Kapitalisten, die durch Imperialisten und ausländische Kapitalisten reich geworden waren; Kompradorenkapitalismus ist jene Gesellschaftsform, in der die Kompradorenkapitalisten regierten. In China waren sie bis 1949 sehr mächtig. Sie wurden auch bürokratische Kapitalisten genannt.
- 23 *Demokratisches Frauenblatt*: Gemeint ist die vom Allchinesischen Frauenverband herausgegebene Monatszeitschrift: *Zhongguo funü* (Chinesische Frauen), die im Juli 1949 gegründet wurde.
- 24 *Nachfolgeorganisation des Comité Intergouvernemental*: keine Daten eruiert.
- 25 *Bürgerkrieg von neuem*: Es war vorauszusehen, daß nach dem Ende der japanischen Ära ein neuer Bürgerkrieg in China ausbrechen würde. Um das zu verhindern, schickten die Amerikaner bereits 1944 eine Delegation nach Yan'an, den Stützpunkt der KPCh. Sie versuchten zwischen den Kommunisten und der Guo Mindang zu vermitteln, eine Koalitionsregierung zu bilden und die Neuordnung im Land zu schaffen. Gleich nach Kriegsende 1945 flog Mao Zedong selbst nach Chongqing, um mit Tschiang Kai-schek zu verhandeln. Die Gespräche

scheiterten jedoch. US-Präsident Truman forderte 1946 einen Waffenstillstand und eine nationale Konferenz zur Beendigung der Einparteiherrschaft. General Marschall übernahm die schwierige Aufgabe, noch einmal zwischen GMD und KPCh zu vermitteln. Seine Bemühungen zeigten allerdings auch nicht die erhoffte Wirkung, da beide Parteien China für sich beanspruchten. Ende 1946 begann der Bürgerkrieg von neuem. Er endete mit dem endgültigen Sieg der Kommunisten 1949.

- 26 *Comitee für die Übernahme kultureller Institutionen*: die kommunistische Regierung richtete in sämtlichen eroberten Städten verschiedene Komitees ein, um Institutionen und Verwaltungsbehörden von der nationalen Regierung zu übernehmen. Diese Komitees wurden später in Ministerien oder Verwaltungsbehörden der jeweiligen Stadt umgewandelt. Das Komitee für die Übernahme kultureller Institutionen war eines davon, zuständig für Kulturangelegenheiten.
- 27 *Mukden*: mandschurische Bezeichnung für die Stadt Shenyang in der nordostchinesischen Provinz Liaoning; ab 1625 Hauptstadt des von Nurhaci gegründeten Mandschu-Reichs; heute Hauptstadt der Provinz Liaoning mit 3,5 Millionen Einwohnern.
- 28 *der heilige Da Mo*: indischer Mönch, Übersetzer buddhistischer Bücher ins Chinesische und Gründer des Chan (Zen)-Buddhismus. Er hieß Bodhidharma, chinesisch: Da Mo, und kam ca. im 5. Jahrhundert nach China. Der Legende nach sollte er neun Jahre vor einer Steinmauer im Shaolin-Tempel (Henan-Provinz) meditiert haben, bis seine Gesichtszüge schließlich auf den Stein reflektiert wurden.
- 29 *Pe-Da-Spital*: Klinik der Universität Beijing (auch Beida genannt), liegt westlich des Kaiserpalastes.

# Vorname Nachname

1. Einleitung

Die Dichtung ist ein Kunstwerk, das die  
Wahrheit des Lebens in einer besonderen  
Form darstellt. Sie ist ein Spiegelbild der  
Welt, die wir umgeben, und ein Ausdruck  
des menschlichen Geistes.

Die Dichtung ist ein Kunstwerk, das die  
Wahrheit des Lebens in einer besonderen  
Form darstellt. Sie ist ein Spiegelbild der  
Welt, die wir umgeben, und ein Ausdruck  
des menschlichen Geistes.

## Lyrik

Die Lyrik ist eine Form der Dichtung, die  
sich durch ihre Form und ihre Sprache  
auszeichnet. Sie ist ein Ausdruck der  
menschlichen Seele und ein Spiegelbild  
des menschlichen Geistes.

Die Lyrik ist eine Form der Dichtung, die  
sich durch ihre Form und ihre Sprache  
auszeichnet. Sie ist ein Ausdruck der  
menschlichen Seele und ein Spiegelbild  
des menschlichen Geistes.

Die Lyrik ist eine Form der Dichtung, die  
sich durch ihre Form und ihre Sprache  
auszeichnet. Sie ist ein Ausdruck der  
menschlichen Seele und ein Spiegelbild  
des menschlichen Geistes.

Die Lyrik ist eine Form der Dichtung, die  
sich durch ihre Form und ihre Sprache  
auszeichnet. Sie ist ein Ausdruck der  
menschlichen Seele und ein Spiegelbild  
des menschlichen Geistes.

Die Lyrik ist eine Form der Dichtung, die  
sich durch ihre Form und ihre Sprache  
auszeichnet. Sie ist ein Ausdruck der  
menschlichen Seele und ein Spiegelbild  
des menschlichen Geistes.



## Venezianische Sonette

### I

Wo die Lagunenstadt aufhört zu schreiten  
Mit weißen Marmorfüßen übers Meer,  
Als leichtes Wunder – wo sie wieder schwer  
Versinkt in Gäßchen krauser Häßlichkeiten.

Blickt altersschwarz ein düst'res Tor vom weiten,  
Und führt in ein gedrängtes Kreuz und Quer,  
Von morschen Häusern kerkerdumpf und schwer,  
Umweht vom Hauch der Abgeschlossenheiten.

Das ist das alte Ghetto. Blick hinab.  
Sie wollten nicht ihr eig'nes Selbst verlieren,  
Drum schloß man sie zum erstenmal hier ab.

Es hat das alte Bethaus dumpfe Türen.  
Jahrhunderte schon trug es in der Kehle  
Das Murmeln der erstickten Judenseele.

### II

Hörst du verhalt'ne Synagogenlieder?  
Das ist ein Wiegen drin und ist ein Dehnen,  
Ein klingend, schwellend heißes Freiheitssehnen.  
Sie sangen stets – sie sangen immer wieder.

Wo blieb die ganze Qual gebund'ner Glieder?  
Wo blieb, was einst geschah in Blut und Tränen?  
Die dumpfe Grausamkeit, das stumpfe Höhnen?  
Tot, alles tot. Es blieben nur die Lieder.

Es blieb Erinnerungsreiz auf alten Mauern,  
Und neue Judenkinder ohne Zahl,  
Die spielend auf den morschen Stufen kauern.

Ein buntes Kleinchen hüpfte zu meinen Füßen  
Und singt das Lied ... Bambina, hör' einmal,  
Das alte Ghetto läßt die Zukunft grüßen.

III

Nun trittst du leise aus dem Ghattotor,  
Die schlanke Gondola wippt auf und nieder,  
Die bunten Lichter sprühen tausend Lieder,  
Das feuchte Märchen ruht im Dämmerflor.

Noch eben ernst, wirst wieder du zum Tor,  
Da sind die wohlbekanntnen Träume wieder,  
Und Liebesatem, weiche Liebeslieder,  
Aus allen Säulen hauchen sie hervor.

Sie ward zur Luststadt, ward zur Liebesstadt,  
Die Stadt, wo einmal Weltenmächte sanken,  
Und ihre rauhen Mauern wurden glatt.

Sie freuen sich mit spielenden Gedanken,  
An weißem Marmor und geschnitztem Holz,  
Und nicht mehr Herrschaft – Schönheit ist ihr Stolz.

IV

Nun denk' ich dein, mein Freund, und seh' dich ganz,  
Als Bildnis allen Spiels in allen Zeiten.  
Du Kette hauchgewebter Zärtlichkeiten,  
Du sanfter Kuß, du brauner Lockenkranz.

Bin wieder tief im Schimmer deines Banns,  
Und fühl' dein Haar durch meine Finger gleiten.  
O du – was nützt es, gegen dich zu streiten?  
In deinen Händen wird der Kampf zum Tanz ...

Ein Volk litt Martern – sieh' – da sang es Lieder.  
Ein andres stürzte – da ward Kunst sein Ziel.  
Der Ernst, der Schmerz, das alles schwindet wieder.

Und übrig bleibt nur Farbe, Rhythmus, Bild,  
Und junge Küsse, heiß und schön, und wild,  
Und ewig übers Leben siegt das Spiel.<sup>1</sup>

## Mädchen im Büro

Vor fünfzehn Jahren  
Setzte ich mich an diesen Tisch  
Und schrieb mit fliegenden Händen  
Unter Diktat.  
Seither habe ich viele tausend Papiere beschrieben.  
Kollegen Männer  
Kamen nach mir und überholten mich.  
Aber ich  
Bin bis heute unter Diktat geblieben,  
Immer nur unter Diktat.

Meine Sinne  
Hab' ich in Ketten gelegt,  
Jahre verbracht in willenlos folgsamer Arbeit,  
Willenlos auf den Einen gewartet, der niemals kam.  
Manchmal  
Heulen sie mitten hinein in mein papierenes Leben,  
Festgekettete Hunde, tausendmal böser als freie,  
Aber, wie andre, sie losbinden  
Kann ich nicht mehr.

Hab' einen Traum:  
Die Papiere werden giftgrün sich färben.  
Jeder, der in mein Zimmer kommt, wird es wieder furchtsam verlassen.  
Meine Worte werden sich alle in stechende Nadeln verwandeln,  
Aber ich selbst in Papier, Gesicht und Hände Papier,  
Immer trockener, immer zerknitterter, bis ich es endlich ertrage,  
Täglich das neue, täglich das tausendjährige, täglich das dreimal verfluchte  
Diktat über mir.

Hab' einen andern Traum:

Die Papiere beginnen wütend umherzuwirbeln,  
Werden zu Flugzetteln, füllen, sprengen den Raum

Sprechen

Stumm zu den Schlechtgezahlten, an willenlos bleibende Arbeit Gebund'nen,

Sprechen

Stumm zu den hörigen ungleichen Aufstiegs, Ungleicher Rechte,

Zu den hörigen alter, Askese fordernder Liebesgespenster,

Zu den genarrten hörigen hochmütig schlauer Gesellschaft.

Sprechen

Stumm zu den vielen Frauen unter Diktat.

Bis ich es spüre, daß Tausende neben mir sind, und es endlich vermag,

meine Ketten

Alle auf einmal zu brechen.<sup>2</sup>

## Ein Arbeiterjunge liest Romane

Unsere Straße

Ist ein graues geglättetes Rohr.

Und der Lärm, der unaufhörlich

Mittendurch rinnt,

Wird bei Nacht immer dünner.

Holpert und brüllt nicht mehr, saust nur und blitzt,

Und ich liege wach und will wissen,

Was für ein Leben in diesen nächtlichen Autos

Vorüberflitzt.

Warte bis alle schlafen, setz' mich aufs Fensterbrett,

Lese eins nach dem andern meine Zehnpfennighefte,

Meine wilden Romane, im weißgefrorenen Licht

Unserer Straße.

Ich und meine Romane, wir flitzen

Hinter den nächtlichen Autos her,

Bis wir ihr ganzes Geheimnis besitzen,

Frack und Parfüm und Schwindelaffäre.  
Gentlemanräuber ... Im Dunkel erschossen ...  
Der Detektiv und sein letzter Trick ...  
Bei Champagner Verträge geschlossen ...  
Spannung und Siegerstolz, Wagnis und Glück.

Morgens  
Heult die Sirene.  
Und durch das graue geglättete Rohr  
Unserer Straße  
Strömen wir in die Fabrik.  
Und ich feile schmachlich gehorsam immer wieder ein gleiches  
Eisenstück.  
Und ich sehne  
Mich nach meinem eigenen Willen.  
Räder, riesige, winzige, drehen sich zahllos im Raum,  
Und die Romane der Nacht drehn sich mit ihnen,  
Frack und Gefahr und Trick und stolzen Erfolg  
Nur noch zerrissen wirbelnde Fetzen im Takt der Maschinen.

Ich und meine Romane, wir spähen  
Flink durch die Räder in fremde Welt,  
Bis wir vom Leben der Herrschenden sehen  
Fetzen von Macht und von Sieg und von Geld.  
Immer blinderes Arbeitenmüssen,  
Willenlos schufteten am laufenden Band,  
Aber zugleich immer schärferes Wissen,  
Buchfetzen, Traumfetzen, wild und zerrissen,  
Stückweis' zur Kampfbereitschaft gespannt.<sup>3</sup>

## Ein Arbeiter lernt

Wenn die Lampe brennt  
 Zwischen guten und sorgenden Mienen,  
 Wenn der Feierabend behutsam  
 Das ewige Dröhnen und Klopfen stillt,  
 Das mit dem scharfen Kommandoton der Maschinen  
 Die müde gereizten Ohren noch immer erfüllt,  
 Schlepp ich ein schweres Buch auf den Tisch  
 Und beginne zu lernen.

Dann  
 Verschwinden um mich  
 Die guten gewohnten Sorgengesichter  
 Und dich allein,  
 Mensch aus der herrschenden Klasse,  
 Einzig nur dich,  
 Bourgeois,  
 Seh ich mir gegenüber sitzen beim Lampenschein.  
 Mir gegenüber sitzt du gewandt und befehlend  
 Und von oben herab betrachtest du mich,  
 Deine geschliffenen, überlegenen, deine gebildeten Reden  
 Höre und höre und höre ich.

Dann  
 Wird meine Müdigkeit zum jagenden Fieber  
 Mit schweren befeuchteten Fingern  
 Blättere ich die Seiten um.  
 Stumm  
 Bewege ich meinen Mund.  
 Du dort gegenüber,  
 Wie im Ringkampf entreiße ich Silbe um Silbe dir, Satz dir um Satz,  
 Stemme mich hart gegen Wort und Begriff und breche durch und verstehe,  
 Zeile um Zeile weichst du, machst du mir Platz,  
 Und ich dränge dich immer weiter zurück in die endlich erlernte Geschichte,  
 Dränge mich tiefer in Sinn und Vorausrechnung unseres Kampfes hinein;

Meine Klasse wächst, mein Wissen wächst und überflutet die Zukunft,  
Auf deinem Herrengesichte  
Wird das überlegene Lächeln ein sinnloser Schein.

Wie im Ringkampf entreißt ich Silbe um Silbe dir, Satz dir um Satz,  
Triumpchiere durch harte Begriffe hindurch: auch ich kann denken, verstehen,  
Zeile um Zeile weichst du, machst du mir Platz.  
Mit schweren befeuchteten Fingern  
Blättere ich die Seiten um,  
Vor meinen müden Augen tanzen brennende Kreise,  
Aber ich höre nicht auf in meinem lernenden Fieber,  
Denn, Bourgeois,  
Es geht mir ja nur darum,  
Daß ich zum Trotz dir, du Herrengrimasse, dort gegenüber  
Endlich einmal die Gleichheit aller Menschen beweise.<sup>4</sup>

## Die Ballade vom Gehorsam

Der Kaiser, der König, die Großindustrie,  
Sie brauchten Absatzgebiete,  
Es lockte glühend die Kolonie,  
Es lockten kalt die Profite.  
Wofür aber war der Prolet bereit  
In den Schützengraben zu steigen?  
Für die glorreiche große Gelegenheit  
Seinen Herren gehorsam zu zeigen.  
Habt acht! Gehorsamst!  
In die blutige Schlacht gehorsamst.  
Deinen Drill exerzierst du schwitzend und stumm,  
Einen Schweinehund nennt dich der Feldweibel drum  
Und das Ganze zusammen heißt Heldentum  
Melde gehorsamst!  
Gern willst du krepieren,  
Wenn sie dich nur recht schön kommandieren,

Wenn der Feldwebel stößt und der Leutnant blitzt  
 Und der Oberst fluchend im Sattel sitzt.  
 Dann mordest du stramm von Begeisterung erhitzt  
 Deine Brüder – aus purem Gehorsam.

Und im neunzehnhundert achtzehnten Jahr  
 Da riß die Geduld an den Fronten,  
 Den Millionen Geschundenen wurde es klar,  
 daß sie nicht mehr wollten noch konnten.  
 Und vor ihren Händen lag greifbar die Macht  
 Und die Chance, sich selbst zu regieren,  
 Da haben sie halbe Sache gemacht,  
 Denn sie wollten zuviel nicht riskieren.  
 Gebt acht! Gehorsamst!  
 Revoltiert mit Bedacht gehorsamst!  
 Laßt vorläufig stehn das Privateigentum  
 Und geht vorsichtig rings um die Junker herum,  
 Denn wir wälzen die Ordnung erst allmählich um!  
 Melde gehorsamst!  
 Die Traditionen  
 Muß ein Staatsmann nach Möglichkeit schonen,  
 Daß auch weiter der Chef sich im Klubsessel bläht  
 Und der Arbeiter scheu an der Türe steht  
 Und die Frau im Bett vor Demut vergeht.  
 Das hält aufrecht den Geist des Gehorsams.

Da kriegten die Herren den Größenwahn,  
 Als sie sahen, daß wir sie verschonen.  
 Und der Mensch heißt wieder ein Untertan,  
 Vor dem Hakenkreuz kuschen Millionen.  
 Sie träumen von neuem Cäsarenruhm  
 Ins glorreiche Schlachtfeld hinaus  
 Und lassen indessen ihr Heldentum  
 An gefesselten Arbeitern aus.  
 Habt acht! Gehorsamst!  
 Jetzt ist Deutschland erwacht gehorsamst.  
 Unsre Freiheit würgt ab ein Husarenstreich

Und Gesetz und Unrecht schaltet sich gleich,  
Und das Ganze zusammen heißt Drittes Reich  
Melde gehorsamst!  
Braun bis an die Sohle!  
Der Herrnmensch ist die Parole.  
Am Gefangenen befriedigt sich feig der Sadist  
Und zu neuen Kriegen hetzt der Faschist,  
Und der Untertan schluckt patriotischen Mist  
Und schwelgt und schwelgt im Gehorsam.

Doch die Flugblätter kreisen zerknüllt und versteckt  
Durch Betrieb und Kaserne und Gasse,  
Es rüttelt, von Dunkel und Zwang überdeckt,  
Geheim an sich selber die Masse.  
Und es wühlt der kleine Vertrauensmann  
Mit unterirdischer Stärke.  
Ganz dicht unter Machtausch und blutigem Bann  
Ist der Wille zur Gleichheit am Werke.  
Gib acht! Gehorsam!  
Hast du nachgedacht überm Gehorsam?  
Sich selbst muß gehorchen das Proletariat,  
Doch du hältst für den Stahltrust dein Leben parat  
Und glaubst noch, es ist eine mutige Tat.  
Dein „Melde gehorsamst!“  
Tief mußt du es spüren:  
Ich laß mich nicht kommandieren.  
Nur ein ehrloser Hund hat die Peitsche gern  
Und kriecht auf dem Bauch vor den großen Herren.  
Wer ein wirklicher Held ist, der braucht keinen Herrn  
Und der pfeift auf den blöden Gehorsam.

Und der nächste Krieg kommt mit Giftgas und Pest  
Und losgelassenen Bazillen.  
Es wird sich, wenn sie ihn ausbrechen läßt,  
Das Ende der Menschheit erfüllen,  
Eine Menschheit, die kuscht und sich duckt und pariert,  
Wird nicht mehr ein Jahrzehnt überleben.

Es kann ihr die Kraft, daß sie fortexistiert,  
 Ein aufrechter Nacken nur geben.  
 Schluß mit dem Gehorsam!  
 Einen kräftigen Tritt dem Gehorsam!  
 Wir spielen nicht mehr euer dreckiges Spiel,  
 Wir haben vom Morden, Ihr Herrn, schon zuviel,  
 Und müssen wir schießen, dann seid ihr unser Ziel  
 Melde gehorsamst!  
 Ihr sollt es spüren:  
 Wir lassen uns nicht kommandieren!  
 Über Grenzen streckt schwer sich die Arbeiterhand,  
 Und die Klasse sprengt endlich das Vaterland,  
 Und die Welt und der Geist und das Herz steht in Brand:  
 Wir verweigern dem Krieg den Gehorsam!!  
 ... ..<sup>5</sup>

## Mutter

1913

Du<sup>6</sup> glaubst, daß mich nur Puppen intressieren.  
 Du hältst mich für ein Kind. Du kennst mich schlecht ...  
 Du willst vom Vater weg, du willst studieren,  
 Ich merk es wohl und finde: du hast recht.

Ich bin acht Jahre alt. Ich sitz und spiele,  
 Doch meine Meinung mach ich mir allein,  
 Es kommen Gäste, dicke, dumme, viele.  
 Die streicheln mich und schwatzen auf mich ein.

Sie sitzen im Salon und spielen Karten.  
 Baron Grigorcza schnalzt bei jedem Stich,  
 Die Gouvernante weint versteckt im Garten –  
 Das alles hier ist nichts für dich und mich.

Laß sie dich Blaustrumpf nennen mit Gekicher,  
Ich spiele still und merk mir jedes Wort.  
Zeig mir die Bilder deiner vielen Bücher  
Und denk dir aus: wie kommen wir hier fort?

\*\*\*

Du mußt mir alles vom Prozeß jetzt sagen.  
Vom Richter ist das eine Schweinerei,  
So zu entscheiden, ohne mich zu fragen.  
Egal. Wir sind geflüchtet, wir sind frei.

*Darum*, sagt er, muß ich beim Vater bleiben?  
Was heißt „wirtschaftlich stärker“? Heißt das reich?  
Die Polizei versucht mich aufzutreiben?  
Nun, Wien ist groß, sie finden uns nicht gleich.

Wir sind hier unter deinem Mädchennamen,  
Ich weiß schon, Mutter, ich versteh dich glatt,  
Ich sage niemandem, woher wir kamen:  
„Aus Czernowitz? Ja gibt's denn diese Stadt?“

So schön sind hier in der Pension die Zimmer,  
So kahl, so frei, so einfach und so klein.  
Du wirst studieren dort beim Lampenschimmer,  
Wirst die gescheiteste Studentin sein.

Ich heule plötzlich los – du weinst verstohlen:  
Nein – Kindertraum ist unser stolzes Glück,  
Die Polizei wird mich zum Vater holen  
Und du ... du kehrst von selber dann zurück.

Du stehst und schaust mich an mit großen Blicken:  
„Du kannst, du darfst dort ohne mich nicht sein,  
Sie sollen nicht dein freies Herz ersticken,  
Mein Kind, mein Kind, ich laß dich nicht allein.“

1937

Du bist gestorben. War vorausszusehen.  
 Dein Herz war krank, dein Leben lauter Qual.  
 Ich müh mich, deine Zeilen zu verstehen,  
 Du schriebst im Bett, du schriebst zum letztenmal.

„Seit Jahren habe ich dich nicht gesehen  
 Und säh dich gern noch einmal, eh's zu spät,  
 Doch du mußt fest auf deinem Posten stehen  
 Und kämpfen, daß die Menschheit vorwärts geht.“

Mein Herz schlägt matt in heißem Fieberbrande,  
 Und mühsam geht mein Atem auf und ab.  
 Ich träum von deinem großen Sowjetlande,  
 Das dir das Recht des freien Bürgers gab.

Die Marseillaise braust in meinen Ohren,  
 Und gern ertrag ich's, ohne dich zu sein:  
 Nicht mir, der Menschheit hab ich dich geboren.  
 Mein Kind, mein Kind, laß ruhig mich allein.“<sup>7</sup>

## Czernowitzer Ghetto

I

Die alten Gäßchen ziehn sich eng zusammen.  
 Der Boden hinkt und holpert im Zickzack.  
 Aus schweren Leuchtern zucken kleine Flammen.  
 Der Witz treibt mit dem Unglück Schabernack.

Die Augen funkeln, doch die Wangen blassen,  
 Der Kaftan reißt, die Schläfenlocke bebt,  
 Wenn, halb erstickt in seinen Pariagassen,  
 Ein Volk noch stöhnend, höhrend weiterlebt.

Die Mauer fiel vor mehr als hundert Jahren,  
Und dennoch blieben sie im dumpfen Nest.  
Das Elend hielt sie an den Schläfenhaaren  
In ihrem engen alten Ghetto fest.

II

Für manche nur schlug die Befreiungstunde  
– Sie waren einflußreich und satt und breit –,  
Da lobten sie den Herrn aus vollem Munde  
Und lobten ihre aufgeklärte Zeit.

Sie zogen vornehm in die Gartenstraßen  
Zur Nachbarschaft mit Oberst und Bojar.  
Man mißt sie nicht mit den gewohnten Maßen.  
Sie sind „zwar“ Juden, aber – annehmbar.

Bunt leuchtet abends der Kasinogarten,  
Und die Kapelle spielt rumänisch heiß,  
Blasiert betrachten sie die Speisekarten,  
Sie sind ein lauter, selbstbewußter Kreis.

Es klingt ihr Deutsch zerdehnt, verfärbt, verbogen,  
Geflickt mit Slawentrotz, Romanenglut,  
Buntscheckig Narrendeutsch, von Leid durchzogen,  
Vergessenem Leid, das fern im Ghetto ruht.

Die alte Klage dehnt noch ihre Sprache,  
Pogrom und Schimpf und Wandern ohne Rast.  
Doch längst vergaßen sie schon Groll und Rache,  
Und der Feudalherr ist ihr lieber Gast.

Sie sitzen da, sie nehmen ihn zum Muster,  
Ihr Stolz wird schwach, die Arroganz erstarkt,  
Sie sind ein Kreis, ein lauter, selbstbewußter,  
Sie sind ein schamlos lauter Heiratsmarkt.

Was soll ich tun? Kann ich den Lauf nicht ändern?  
 Mein vorbestimmter Gatte sitzt vor mir.  
 Und drüben, aus den dunklen Augenrändern,  
 Da starrt und starrt der blaue Offizier.

Man sagt ihm nach, er jagt nach leichten Freuden,  
 Man sagt, er kommt und sieht und spielt den Herrn,  
 Man sagt, er kann wohl keine Juden leiden,  
 Doch ihre Frauen, sagt man, nimmt er gern.

Die Fraun, die in den Gartenstraßen wohnen –  
 Leer ist ihr Leben, ein geputzter Zwang.  
 Sie girren laut, sie suchen Sensationen,  
 Wohin denn sonst mit ihrem Tatendrang?

Und die Musik spielt auf mit heißem Klingen  
 Und dringt betäubend in die Sinne ein,  
 Ich hab geträumt, einst Großes zu vollbringen,  
 Und so – und so wird nun mein Leben sein.

Zuerst gewiß der legitime Gatte  
 Und dann der Advokat, der kluge hier,  
 Und dann Papas Geschäftsfreund, dieser glatte,  
 Und dann – dann kommt der blaue Offizier.

Ich bin vom Tische plötzlich aufgesprungen  
 – Zum Glück gibt niemand in dem Lärmen acht –,  
 Ich renne, renne mit gehetzten Lungen,  
 Ich renne meine Antwort durch die Nacht.

## III

Die halbe Stadt<sup>8</sup> hab ich im Zorn durchlaufen.  
 Ich bin am Ziel. Gleichgültig scheint der Mond  
 Auf einen dunklen morschen Häuserhaufen,  
 Darin bedrückt, erstickt der Paria wohnt.

Die alten Gäßchen ziehn sich eng zusammen,  
Der Boden hinkt und holpert im Zickzack:  
Plebejerwiege, der wir doch entstammen,  
Wir im Kasino, protzenhaftes Pack.

Was sind wir? Abklatsch von feudalen Puppen,  
Hier aber ringt und grübelt und erkennt,  
Genährt, gereizt von ihren Bettelsuppen,  
Die Kraft, die einst die Welt ihr Eigen nennt.

Es schärft sich gut die Logik dem Genarrten,  
Das Rechtsgefühl dem, der ein Unrecht litt.  
Heiß brennt der Stolz des Menschen, den mit harten  
Gespornten Stiefeln man zu Boden tritt.

Ich bin dein Kind, du alte Judengasse,  
Und lern aus allem, was mein Volk erfährt.  
Stark, wenn ich denke, stärker, wenn ich hasse,  
Aus jeder Schwäche schmiede ich ein Schwert.

Lehr du mich, lehr, von hier mich loszurigen,  
Mühsal zu tragen, Hunger, Krankheit, Leid  
Und alle Fragen, alle zu bezwingen  
Allein mit meiner wilden Redlichkeit.

An deine Mauer drück ich meine Stirne.  
Von heute an gehorch ich mir allein.  
Folg meiner Galle. Folge meinem Hirne.  
So geh ich recht. Es kann nicht anders sein.<sup>9</sup>

## Der Wunderrabbi von Sadagura

Man raunt: er kann Geburt und Tod erzwingen,  
 Auf einem Tüchlein fährt er übers Meer,  
 Sein Lächeln wird dir Glücksgeschäfte bringen,  
 Sein Zornesblick macht deine Taschen leer.  
 Man geht zu ihm mit Klagen und Beschwerden,  
 Verlassne Frau und Händler vorm Bankrott.  
 Es ist nicht leicht: von ihm empfangen werden.  
 „Ein andermal, der Rabbi spricht mit Gott.“

Sein Haus ist voll von altem, schwerem Prunke,  
 Der Sabbathleuchter<sup>10</sup> glänzt vor Kostbarkeit,  
 Kunstvolle Becher neigen sich dem Trunke,  
 Und sein Gebet, es trägt ein seidnes Kleid.

Er lehnt am Fenster mit gefurchter Stirne.  
 Es zittert leise sein gepflegter Bart.  
 Er weiß: nicht mehr gehorchen ihm die Hirne  
 Wie einst, durch seine bloße Gegenwart.

Sie gehn vorbei mit hohnverhaltne Gesten,  
 Die Kränkung sticht, der fromme Rausch bleibt aus.  
 Er sieht nicht mehr wie einst in allen Ästen  
 Die Zeichen der Kabbala,<sup>11</sup> alt und kraus.

Am Horizont, mit violetten Spitzen,  
 In wilder Schönheit die Karpathen ziehn.  
 Er weiß von Liedern und er weiß von Witzen,  
 So spricht man und so singt man über ihn.

Man sagt: tief kann er in die Zukunft schauen,  
 Ob wahr, ob falsch – bewundert seinen Blick!  
 Man singt: er heilt die kinderlosen Frauen,  
 Das tut er gern, das weist er nie zurück.

Es reckt sich hügelig die enge Gasse,  
Ein Kind ruft Czernowitzer Blätter aus,  
Dort drüben wohnt der Schuster Reb Menasse,  
Das ist sein armes, morsches, kleines Haus.

Er hockt vertieft auf seinem Schemelsitze.  
Er liest. Der Rabbi kneift die Augen ein.  
Er weiß, der macht die allerschärfsten Witze.  
Was für ein Buch mag da sein Buch wohl sein?

Ein dickes Buch. Er kaut die schweren Sätze.  
Er kommt in Schwung. Er wiegt sich hin und her.  
Er prüft und wendet die Gedankenschätze.  
Er hat begriffen. Mehr und immer mehr.

Sein Daumen schwingt, der Logik froh, ins Leere.  
Er beugt sein heißvergrübeltes Gesicht  
Aufs Buch hinab, als ob's der Talmud<sup>12</sup> wäre.  
Der Talmud, Rabbi, aber ist es nicht.<sup>13</sup>

## Der Erntekranz

Du stehst vor mir in bunt zerlumpten Fetzen  
– Des Parkes Buchen rauschen leis im Wind –,  
Ich soll den Erntekranz aufs Haupt dir setzen,  
Das Gutsherrnkind dem armen Bauernkind.

Du zählst wie ich, Katiza, sieben Jahre,  
Krallst scheu dein Händchen in die Schürze ein.  
Ich streichle deine glänzend schwarzen Haare,  
Ich möcht wie du so bunt und barfuß sein.

Papa schreit böß, daß ich mich schmutzig mache,  
Er hebt mich auf und brüllt mir ins Gesicht.

Ich aber finde: das ist *meine* Sache.  
 Mir wieder passen *seine* Freunde nicht.

Ich soll den Erntekranz aufs Haupt dir setzen.  
 Das ist so Brauch. Ergeben neigst du dich.  
 Ich schau auf deine bunt zerlumpte Fetzen.  
 Ich fühl mich blöd und steif. Ich schäme mich.

\*\*\*

So war die Kindheit: leises Buchenrauschen,  
 Familienhaß, ohnmächtig tiefe Wut.  
 Ich möchte nicht mehr meine Jahre tauschen.  
 Ich hab es hinter mir, und das ist gut.

Doch dich, Katiza, möcht ich wiedersehen  
 Im schönen, mir so bitteren Buchenland.  
 Ich möchte neben dir im Kampfe stehen,  
 Bewaffnet sehn die einst so scheue Hand.

Wird euch das ganze reiche Land gehören,  
 Wird der Bojar verjagt, zusamt dem Rest,  
 Wird unser Herr – mein Vater – nicht mehr stören,  
 Dann feiern wir ein schönes Erntefest.

Wir tanzen auf des Parkes grünen Plätzen,  
 Und du, umringt vom freien Bauernheer,  
 Wirst selbst den Erntekranz aufs Haupt dir setzen.  
 Und dann, Katiza, schäm ich mich nicht mehr.<sup>14</sup>

## Das Nationale Lied

Mein Volk ist alt und von Erinnerung schwer,  
Nomadenwildheit braust durch seine Sagen.  
Dein Volk ist uralte, und in seiner Mär  
Siehst du die ersten festen Mauern ragen.

Mein Volk blickt mandeläugig, ohne Rast,  
Auf schwarzem Samte brennt ein Schmerz, ein stummer.  
Schlitzäugig blickt dein Volk, beherrscht, gefaßt  
Und lächelt höflich über seinen Kummer.

Mein Volk spricht singend und an Ausdruck reich,  
Spricht kehlig rau, als ob der Schlund ihm dorrt.  
Dein Volk spricht klingend, feinen Glocken gleich,  
Es teilt und spaltet zierlich seine Worte.

Mein Volk liebt zärtlich und mit schwerem Blut,  
Die Sinne liegen wie im tiefsten Kerker,  
Wird endlich frei die lang verhaltne Glut,  
Der Geist bleibt wach, der Geist glüht stets noch stärker.

Dein Volk liebt weise und mit alter Kunst,  
Trägt Sturm und Stille in den leisen Händen.  
Es taucht die schwarze Nacht in goldnen Dunst  
Und läßt die Einsamkeit in Jubel enden.

Mein Volk schreibt blockig aufs Papier gebannt,  
Buchstaben reiht es auf wie Urweltklötze.  
Es schreibt dein Volk mit fein geübter Hand  
Und formt zu kleinen Bildern seine Sätze.

Es sieht mein Volk sich selber ins Gesicht  
Und spottet über seine eignen Schwächen  
Dein Volk läßt manches zierliche Gedicht  
Mit schonungsloser Menschenkenntnis sprechen.

Die Logik liebt mein Volk, den scharfen Schluß,  
 Begleitet sie mit wildem Händeschwenken.  
 Es kennt dein Volk nicht höheren Genuß  
 Als sich ins Reich des Denkens zu versenken.

Mein Volk lebt in der ganzen Welt verstreut,  
 Gehetzt, beschimpft, von Land zu Land vertrieben.  
 Dein Volk, wenn es sein Reisfeld still betreut,  
 Es blutet unter räuberischen Hieben.

Die Logik liebt mein Volk, den scharfen Schluß,  
 Auch meinem Volk entstammen Männer, Frauen,  
 Die lehrten, was man erst zertrümmern muß,  
 Um eine neue schöne Welt zu bauen.

Dein Volk, wenn es sein Reisfeld still betreut,  
 Hält eisern Wacht auf vorgeschobnem Posten.  
 Und braucht der Freiheitskampf ein Vorbild heut,  
 Er findet es bei euch, im fernen Osten.

Erzähl mir mehr und ich erzähl dir auch  
 Und laß uns unsre Völker ganz verstehen,  
 Vom Fenster her wird dir ein frischer Hauch  
 Von Moskaus Frühling um die Stirne wehen.

„So funkelt unser Witz, klingt unser Lied.“  
 „So tragen wir die Leiden, die uns drücken.“  
 Entzücken bringt uns jeder Unterschied,  
 Und jede Ähnlichkeit bringt uns Entzücken.

Man hat mir einst die ganze Welt verzerrt,  
 Scheuklappen vorgehängt, die wirt mich machen,  
 Man hat mich in mein eignes Volk versperrt  
 Und mich gelehrt, die andern zu verachten.

Ich atme tief, vom alten Wahn befreit,  
 Dein Auge leuchtet schräg, das schwarzgesternete.

Ich liebte nie mein Volk so echt wie heut,  
Da ich die andern Völker lieben lernte.<sup>15</sup>

Moskau, 1938

## Ringstraßencafé

Wo das graue Opernhaus gelassen prunkt  
Und die Lichtreklame Farbenworte funkt,  
Wo im Straßenlärm den Walzertakt man spürt  
Und der Kavalier sich schläfrig amüsiert,

Stehen Marmortische bis zum Straßenrand,  
Rennt er auf und nieder, Teller in der Hand,  
Die Gelenke schmerzen, dünn und längst erkrankt,  
Und sein Mund verzieht sich höhnisch, wenn er dankt.

Kellner sein heißt kriechen, kuppeln wie ein Schuft,  
Dienern, katzenbuckeln, wenn der Gast ihn ruft.  
Er, der Ferdl Schusser, hat sich's ausgedacht:  
Er wird allen zeigen wie man's anders macht.

Funkelt auf sein Auge, strafft sich sein Genick  
Bis ihm zwinkernd ausweicht der Monokelblick,  
Flink ist seine Rede, schlagbereiter Blitz,  
Keiner darf ihn kränken, keinen schon sein Witz.

Anfangs, noch vor Jahren, schalt der Chef ihn aus:  
„Noch so eine Frechheit und du fliegst hinaus!“  
Den blasierten Stammgast aber freut sein Ton,  
Und der Ferdl blieb im Amt als Sensation.

Aber heute kommen Gäste, fremd und keß,  
An den Marmortischen spreizt sich der SS,

Laut und ohne Rücksicht unterhält er sich:  
 „Sind doch schlappe Brüder hier im Lande, nich?“

Und da steht schon Ferdl lauschend, sprungbereit,  
 Zeigt ihm gleich die Wiener Ungemütlichkeit.  
 Über tausend Meilen warnend möchte ich schrein:  
 „Schweige Ferdl, schweige, laß dich da nicht ein.“

Ach, präzis verfahren wird das stramme Pack,  
 Dir den Witz verleiden, du Prolet im Frack.  
 Dich mit Foltern lehren, dieser neue Gast,  
 Daß die Menschenwürde nicht zum Kellner paßt.

Aber du wirst schweigen, bitte, still und hart,  
 Und wirst kämpfen lernen nun auf andre Art,  
 Nicht mit den Gefahren spielen wie ein Kind,  
 Nicht dich nutzlos opfern, wo der Kampf beginnt.

Diesen neuen Kampf, ihn dämpft nicht mehr ein Spaß,  
 Nicht mehr planlos darf versprühen Hohn und Haß.  
 Deine flinke Rede, oft verpufft im Spiel,  
 Härtet sich im Flüstern und erhält ihr Ziel.<sup>16</sup>

## Melodie der Feigheit

Der Park war alt, vom Dämmerlicht verhangen,  
 Ein leises Rauschen aus den Bäumen klang.  
 Blind vom Gespräche kam das Paar gegangen,  
 Kam hundertmal vorbei an meiner Bank.  
 Das Mädchen lief mit zornerhitzten Wangen,  
 Ihr schwarzes Kraushaar aus der Kappe drang  
 Und wie sich ihre Züge jäh vergrämen,  
 Beginnt mein Herz erobert Partei zu nehmen.

Sie redet stürmisch, aber doch voll Zagen,  
So wie ein Mensch hinein ins Dunkel ruft.  
Sie hat gehofft, gelitten und ertragen.  
Es ist genug! Sie macht sich endlich Luft.  
Sie wartet rechtsbewußt: was wird er sagen?  
Sein Schweigen öffnet planvoll eine Kluft,  
Und wie sie ihn zur Rede stellt erbittert,  
Bäumt sich ihr Atem, und die Stimme zittert.

Er möchte nach Laune kommen oder gehen  
Und wissen: stets ist sie für ihn bereit.  
Sie soll ihm sehnsuchtsvoll entgegensehen,  
Eng ist ihr Leben, seine Welt ist weit.  
Sie möchte lernen, seine Welt verstehen.  
Da winkt er ab, da hat er keine Zeit.  
Und strebt sie doch, sich schüchtern zu entfalten,  
Spürt sie mit Schrecken sein Gefühl erkalten.

Er spricht in schwungvoll unbestimmten Tönen.  
Ein Mann wie er ist immer nur zu Gast.  
Es treibt ihn hin, wo die Fanfaren dröhnen,  
In das Getümmel ohne Ruh und Rast.  
Und außerdem verträgt er keine Szenen,  
Sich zu rechtfertigen ist ihm verhaßt,  
Er stürmt ins Leben voller Mut und Glauben,  
Was ihm bequem ist, läßt er sich nicht rauben.

Ein Walzer klingt vom Ringcafé herüber  
Mit heiß verlogener Melancholie.  
Der Jähzorn packt mich wie ein Tropenfieber.  
Das ist der Feigheit alte Melodie.  
Da streckt ein Mensch die Hand zum Licht hinüber –  
Nein! Wieder in die Küche stößt er sie,  
Ist schwermutvoll vom Abschiedston umklungen  
Und atmet auf: der Rückzug ist gelungen.

Das Mädchen kommt zurück, die Schritte schwingen,  
 Geht unbegleitet im Laternenlicht,  
 Es fliegt ihr Haar in dunklen krausen Ringen,  
 Nun sieht sie mich und sieht mir ins Gesicht.  
 Die Melodie der Feigheit hört sie klingen,  
 Sie reckt sich; ihre Schande ist es nicht:  
 Ihr Herz drängt vorwärts in die neuen Weiten,  
 Sein Herz hinkt kläglich hinter unsern Zeiten.

Das Mädchen steht gestrafft im Abendwinde  
 Und grade mir ins Auge funkelt sie,  
 Als ob sie mahnte: „Dichterin, erfinde  
 Doch endlich eine neue Melodie!  
 Daß Zeit und Menschenherz sich ganz verbinde  
 Und eine Liebe aufblüh, groß wie nie.  
 Du mußt sie ahnen und im Liede zeigen,  
 Dann wird die Melodie der Feigheit schweigen.“<sup>17</sup>

9. 1938

## Erst recht!

In den Ghettos von Fokschani,  
 Kischenew<sup>18</sup> und Czernowitz,  
 In den alten, krummen Gassen,  
 In des Elends grauem Sitz,  
 Lebt ein Wort, das auch den stärksten,  
 Mächtigsten Bedrucker schwächt,  
 Des Geschmähten, des Gehetzten  
 Altes Judenwort: „Erst recht.“

In den Ghettos von Braila,  
 Jassy, Hertzsa, Bukarest,  
 Wo bedrängt, bedroht, erstickend

Haus an Haus die Mauer preßt,  
Da geschieht es, daß inmitten  
Not und Enge und Gestöhn  
Plötzlich eine Menschenblüte  
Sich entfaltet, groß und schön.

Emil Schneiberg, jung, versonnen,  
Hört vom Kampf im fernen Land,  
Er verläßt das Heimatghetto,  
Er betritt Hispaniens Strand.  
Wie er vor Guadalajara  
Dicht dem Feind ins Auge blickt,  
Sieht er klar: es ist der gleiche,  
Der daheim sein Volk bedrückt.

Und der stille Judenknabe  
Wächst zu nie geahnter Kraft,  
Und sein Scharfsinn faßt und meistert  
Tief des Krieges Wissenschaft.  
Er befiehlt und lehrt mit Sorgfalt,  
Achtsam, daß er keinen kränkt,  
So daß jedes Freiheitskämpfers  
Herz voll Liebe an ihm hängt.

Und er schreitet ab die Linien  
Und die Kugeln fallen dicht.  
Er erklärt und lächelt freundlich,  
Jung und sanft ist sein Gesicht.  
Plötzlich wankt er, stürzt und blickt noch  
Rasch begreifend in den Raum –  
Über seinem letzten Lächeln  
Wölbt sich ein Olivenbaum.

In Rumäniens Judengassen,  
Tausendköpfig, dicht gedrängt,  
Sammelt sich das Volk, das schweigend  
Seines jungen Helden denkt.

Längst verlernte es zu beten,  
 Das verbissene Geschlecht,  
 Die verpreßten Lippen formen  
 Nur das eine Wort: „Erst recht.“<sup>19</sup>

## Mit meinem Trotz

### I

Im Jahre Neunzehnhundertdreiunddreißig  
 Warst du in Wien. Ich hab dich nicht gekannt.  
 Du kamst, die Wissenschaft dir anzueignen,  
 Wie sie der Westen lehrt. Es war nicht leicht,  
 Lang nicht so leicht wie in Paris und London,  
 Wo deines Volkes viele sind. Doch hier  
 blieb dein Gesicht allein und fremd im Hörsaal,  
 Dein morgenländisches Gesicht.  
 Du warst  
 So bitter einsam wie noch nie im Leben.  
 An deine Lungen griff die dumpfe Stadt.  
 Dich pflegten Menschen, die dich nicht verstanden.  
 Schwer wich die Krankheit. In der Dämmerung  
 Gingst du entlang am stillen Donauufer,  
 Vorsichtig Luft zu schöpfen für die Nacht.  
 Die Blätter fielen knisternd von den Bäumen,  
 Du dachtest des Gedichts von Wang Pi-Tzi,  
 der einsam war wie du im Herbst der Fremde:  
 „Die Blätter fallen und ich bin allein,  
 Im Westwind welkten die smaragdnen Bäume,  
 Durch die entlaubten Äste dringt mein Blick  
 Und kann die ferne Heimat doch nicht sehen –“  
 Ach, alles, was dein Leben je vergällt,  
 Das stand vor deinen armen schrägen Augen:  
 Das enge, strenge, fromme Elternhaus  
 Mit seinen abgezirkelt starren Bräuchen,

Der Vater, der dich schlug, wenn laut du sprachst.  
Und dir gebot, nur ehrfurchtsvoll zu flüstern,  
Der Oheim, der in seiner Sänfte kam,  
Die wehe Röte deiner jungen Stirne,  
Wenn du sie dreimal wundschlugst im Kotau.  
Das leichte Nasenrumpfen der Franzosen,  
Als du ins Tor eintratest der Sorbonne.  
Und die Versammlungsrede, deine erste,  
Wie hat sie auf der Zunge dir gebrannt,  
Wie wolltest du der Welt der alten Bräuche  
Entgegenschleudern deinen roten Stolz.  
Und deine Stimme stockte, lahmte, brach,  
Du konntest deine Stimme nicht erheben,  
Die man von Kindheit auf zum Flüstern zwang.  
Dein Herzblut rann in leisen kleinen Tropfen,  
Und langsam formte der gequälte Mund,  
Was nur dein Volk vermag: ein höflich Lächeln.

Du gingst und gingst auf deinem Uferwege,  
Es rauschte still und dunkel der Kanal.  
Jetzt einen Menschen haben, einen Menschen,  
Sie müßte ja nur wissen, wie es war.  
Vorstellen deutlich sich, was du gelitten,  
Und all die Folter der Erinnerung  
Wär einfach ausgelöscht.  
In dieser Stunde  
Ging ich am andern Ufer auf und ab.  
In meiner Phantasie tritt ich noch immer  
Mit dem geleckten Bonzen dort im Saal.  
Es plagte mich mein alter Treppenwitz:  
„Ich hätt ihm sagen sollen, sagen sollen...“  
Er fertigte uns ab mit Eleganz.  
„Kein Generalstreik also“, brummte Ferdl,  
„Verschoben wegen schlechtem Wetter.“ Still,  
Mit ihrem Schneiderinnen-Blick, dem scharfen.  
Sah Tontschì auf: „Und nachher is zu spät.“  
„Da kann man halt nichts machen,“ seufzte Loisl,

„Laß Klara, laß, er hört dir garnicht zu.“  
 Wie wird es euch ergehn, ihr meine Drei?  
 Wie lang noch, Ferdl, machst du Kellnerwitze,  
 Wie lang noch, Tontschi, nimmst du klug dein Maß,  
 Wie lang noch, Loisl, dünner Arbeitsloser,  
 Verschlingst du Bücher, Bücher haufenweis?  
 Wie wird es euch, wie wird es allen gehen,  
 Wenn man uns lähmt und bindet vor dem Kampf?  
 Und warum wart und bettl ich um Parolen  
 Und steck noch stumm dies Nasenrümpfen ein?  
 Ich möcht ja diese aufgeblasnen Bremser  
 Zum Teufel jagen, sah ich selbst nur klar.  
 Warum ist niemand da, der mir's erklärte?

Wir kamen zu der Brücke, du und ich,  
 Wir blieben stehn an beiden Brückenenden  
 Und kehrten wieder um.  
 Mein Weg zu dir,  
 Dein Weg zu mir, er hatte erst begonnen.

## II

Im Jahre Neunzehnhundertachtunddreißig,  
 In meinem, meinem Zimmer, du bei mir,  
 Erzähltest du vom Gang am Donauufer,  
 Das Jahr, den Tag, die Stunde.  
 Draußen sang  
 Mit slawisch breitem Tonfall Moskaus Frühling.

Dein Weg zu mir, er ging durch Pulverdampf,  
 Und ging durch unterirdisch schmale Gänge,  
 Und ging durch eine silberklare Nacht,  
 Die deine Stimme aus der Kehle löste,  
 Verwandelt, neugeboren, frei und hell,  
 Gestärkt von stolz ertragenen Gefahren.  
 So sprachst du, daß du tausend Menschen nahmst  
 Und jedem einzeln Herz und Nerven stahltest  
 Mit tönendem Metall.

Mein Weg zu dir  
Ging mitten durch den Maskenball des Feindes.  
Begeistert fing ich meine Arbeit an,  
Vor meinem Blick stand straff der Stoßarbeiter,  
Die einstige Kirche war von Büchern hell,  
Der Weg war schön im Glanz der Metrohallen,  
Ich war in Moskau, war bei den Genossen  
Und glaubte mich am Ziel.  
Doch unter ihnen  
Da saß der Schädling, heimlicher Trotzlist,  
Saß herrisch da mit seinem schlaun Kahlkopf,  
Er maß mich mit dem scharfen Spionblick,  
Ließ seine schlaun erschlichne Macht mich fühlen.  
Er winkte kurz: schließt sie von allem aus.  
Und er befahl: für sie gibt's keine Arbeit.  
Er warnte tückisch: etwas stimmt da nicht.  
Er lächelte: es ist um sie nicht schade.  
Und dabei schrie er: *ich* bin die Partei.

Es blühte rings das schöne Sowjetland,  
Und ich war hungrig und war ausgestoßen.  
Wohin ich kam, verstummte das Gespräch,  
Von wo ich ging, klang auf ein leises Zischen.  
Ich lief von Mensch zu Mensch und schrie: „Warum?“  
Und jeder schnarrte stumpf nach dem Befehle,  
Den ihm der Schädling im Geheimen gab:  
„Du bist nicht ausgestoßen, nein, das träumst du,  
Daß du nicht Arbeit kriegst ist einfach Pech.  
Und alles sonst sind Halluzinationen,  
Du leidest sichtlich an Verfolgungswahn.“  
Der machtberauschte Karneval des Feindes  
Mit Masken, rotlackiert, umtanzte mich:  
„Nun, wird's bald? Wirst du endlich nun verrückt?  
Genügt das endlich, dir den Geist zu wirren,  
So daß wir deine wilde Redlichkeit  
Für unser Spiel nicht mehr zu fürchten brauchen?“  
Und ich war einzeln, fremd und namenlos.

Ich schrieb und schrieb und zeichnete den Heuchler,  
 In langen Briefen klagte ich ihn an  
 Und häufte die Belege und Beweise.  
 Lang blieb ich ohne Antwort. In mir war  
 Der Drang; die Welt verändern, schnell verändern,  
 Gehetzt, zermartert, hungrig wie ich war,  
 Der Drang war noch lebendig. Und ich sah  
 Mir selber ins Gesicht: hör auf zu jammern.  
 Du bist bei dir in deinem eignen Land,  
 Und hier kann jeder sich sein Recht erkämpfen.  
 Wie jeden schützt auch dich Partei und Volk.  
 Gelingt auch manchmal noch ein Trug den Heuchlern, –  
 Das Sowjetvolk, es wird sie eines Tags  
 Wie Glas durchschauen und wie Glas zertrümmern,  
 Und du, du mußt ihm helfen. Schlaflos grub  
 Ich mich des Nachts in harte, schwere Bücher  
 Und schliff und stahlte mein Gehirn zum Kampf.  
 Ich formte Verse, die gleich mir ergrimmten,  
 Nur tiefer, schöner, mächtiger als ich.  
 Und diese Verse formten wieder mich,  
 So daß ich neu erstarkte.

Eines Abends

In einem schönen alt-marmornen Schloß –  
 Darinnen einst ein dicker Großfürst schwelgte  
 Und das dem Volke heut gehört – geschah's,  
 Daß ich mich scheu in die Versammlung mischte,  
 Mit einem leeren Raume rings um mich.  
 Da stand der Spion mit seinem schlaun Kahlkopf  
 Und sah mich höhnisch an. Und war umringt  
 Und war geehrt. Und ich stand ganz allein.  
 Ich hielt es nicht mehr aus, ich lief nach Hause,  
 Die Fäuste preßte ich an meinen Kopf.  
 Es raunte um mich her: gib endlich nach,  
 Verzweifle endlich, resigniere endlich.  
 Das ist von deinem Schicksal dir bestimmt:  
 Aussätzig bist du und mußt einsam bleiben,

Du bist Schlemihl und dir gebührt kein Glück.  
In dieser Stunde, du geliebter Mann,  
Rief ich: ich pfeife drauf, was mir bestimmt ist.  
Mein Schicksal? Dieses „Schicksal“ kennen wir,  
Dahinter stehn konkrete Herrn und Damen.  
Euch sag ich's ins maskierte Angesicht,  
Was ihr mir auch nicht gönnt, ich werd es haben.  
Du hältst mich, Schädling, in der Hand? Das stimmt.  
Doch halte nur in deiner Hand die Wespe,  
Und schmerzvoll jammernd läßt du bald sie los.

Ich saß und saß und schrieb ein Lied, ein wildes,  
Von meinen Qualen, meiner Zuversicht.  
Sein höhnisch Lächeln im Versammlungssaal,  
Es tanzte noch vor meinen wehen Augen  
Den alten Tanz. Die Nacht verging. Ich schrieb.  
Es wurde heller Tag. Ich schrieb noch immer.  
Es wurde Mittag. Da an meine Tür  
Klopft hastig eine junge Hausgenossin:  
„Er ist verhaftet, ja, seit einer Stunde,  
Sein Teufelsspiel ist endlich aufgedeckt.  
So hat er manchen ehrlichen Genossen  
Gehetzt, verleumdet, halb zu Tod gequält  
Und seinen Herrn berichtet: ‚Alles klappt!  
Wo ich hintrete mit geübtem Stiefel,  
Da wachsen keine roten Kader. Heil!‘  
Er war gewiß, uns ewig so zu narren,  
Er hat sich wie ein Sieger aufgebläht –  
Da sind sie heut gekommen, ruhig, höflich  
Und unerschütterlich. Ich war dabei ...  
Er schadet keinem mehr.“  
Und rings um mich  
Da öffneten sich langsam die Gesichter.  
Rein war ich vom erlogenen Verdacht,  
Die Hände reichte mir der Stoßarbeiter,  
Das ganze Land, es war von Wissen hell,  
Der Weg war schön im Glanz des frohen Lebens,

Und dieses Leben nahm auch mich nun auf.  
Nun war sie da, die langersehnte Antwort  
Auf meinen schweren unverzagten Kampf.  
Vorüber war die Einsamkeit des Geistes,  
Des Herzens und der Sinne – alles, was  
Den Menschen glücklich macht, war neu mein eigen.  
So fand ich meinen Weg zum Land, zur Arbeit,  
Zu dir. Vergebens tastete der Wahnsinn  
Nach meinem harten Kopf. Vergebens griff  
Die Krankheit nach dem wild verbissnen Herzen,  
Und alles kam zum Schluß, wie ich's gewollt.  
Denn du bist ganz so, wie ich's mir erdacht  
In meinem eigensinnig heißen Kopfe,  
Der mich schon längst, schon seit er richtig denkt,  
Zu deinem großen Volke mächtig hinzog,  
Und bist bei mir, bei mir. Soeben schwirrten  
Noch um dein Ohr die Kugeln der Japaner,  
Schlug krank mein Herz vom Hieb des Klassenfeinds,  
Und nun erglänzt die Nacht. Dein schräger Blick  
Brennt über mir, das Liebeslicht des Ostens,  
Die Klage meines alten Volkes tönt  
Ins Kummerlächeln deines ältern Volkes,  
Verschmilzt in eins, verwandelt sich und wird  
Zu einem jungen neugebornen Lachen.  
Was fürcht ich noch? Was kann dich mir entreißen,  
Zu dem ich mir die Füße blutig lief?  
Dich gab mir keiner, keiner kann dich nehmen,  
Du warst mir nicht bestimmt und nicht geschenkt.  
Ich hab dich mir ertrotzt mit meinem Trotze.  
Mein Schicksal bist du nicht. Du bist mein Sieg.<sup>20</sup>

## Stummer Abschied

Sinnend im Abendschimmer  
Leuchtet dein Bernsteingesicht,  
Überflutet von Licht  
Lächelt dein ernstes Zimmer.

Leise steigt schon die Nacht  
Aus der smaragdnen Tiefe,  
Noch eine Hieroglyphe,  
Dann ist die Arbeit vollbracht.

Winzige Bildzeichen weben  
Aufruf und Kampf ins Papier.  
Nun willst du endlich zu mir,  
Ruhn und erzählen und leben.

Klopft es. Genosse Tschun-Lai.  
Höflich wie immer und leise:  
„Mach dich bereit für die Reise,  
Auftrag von der Partei.“

Niemand darf es erfahren,  
Heimlich wirst du gesandt.  
Komm. Es ruft dich dein Land.  
Hilf ihm die Freiheit bewahren.“

Wie von betäubendem Mohn  
Sind deine Sinne erschlagen,  
Ohne ein Wort zu sagen  
Greifst du ans Telephon.

Dunkle klagende Flammen  
Zucken dir schräge im Blick,  
Sinkt deine Hand zurück,  
Preßt du die Lippen zusammen.

Vor deinem Fenster versinkt  
 Farbig der Abend, der zarte.  
 Denkst wie ich warte und warte –  
 Der Telephonhörer blinkt.

Reglos starr wie im Tode  
 Wird dein Bernsteingesicht,  
 Im verdämmernden Licht  
 Gleichst du einer Pagode.

Kommt durch die Nacht auf mich zu  
 Großes mannhaftes Schweigen –  
 Fahr nur! So will ich dir zeigen,  
 Daß ich stark bin – wie du!<sup>21</sup>

## Nju-Lang

Ein schmales morgenländisches Gesicht,  
 Im schrägen Blick jahrtausendaltes Licht,  
 Jahrhundertlang durchlittne Sklavenfron,  
 Uralten Volkes schwergeprüfter Sohn.

Nordchinas Scharfsinn, strenger Ordnungsgeist,  
 Südchinas Freiheitsdrang, der Stahl zerreißt,  
 Das Blut so südlich heiß, so nördlich schwer,  
 Schuf dich zum roten Revolutionär.

Und weil ich erst im Mittagssonnenbrand,  
 Nach trüber Jugendzeit erst jetzt dich fand,  
 Wo Herz und Geist sich nicht mehr widerspricht,  
 Das Licht die Glut verstärkt, die Glut das Licht –

Weil jeden Morgen neu der Kampf dir tagt,  
 Weil eine Frau, die dich zu wählen wagt,  
 Jedweder Sorgenqual die Stirne bot –  
 Gehör ich dir im Leben und im Tod.<sup>22</sup>

## Brief nach Schen-Si

Einst, vom klugen Auge Li Tai-pos beglänzt, erschaut,  
War die Liebe eine Brücke, porzellanleicht aufgebaut.  
Spiegelt sich verkehrt im Fließchen, strahlt ein leises Glitzern aus,  
Wölbt zerbrechlich ihren Weg vom Nachbarhaus zum Nachbarhaus.

Und hinüber und herüber flogen Blicke, streng bewacht.  
Mit verträumtem Scharfsinn wurden kleine Listen ausgedacht.  
Hob und senkte sich der Fächer, winkte her und scheuchte fort,  
Und der Pinsel schrieb auf Seide sein verstecktes Bilderwort.

Manches alte Bild, es zeigt dir mit gewandtem Pinselstrich,  
Wie die Liebe einer Brücke zwischen Nachbarhäusern glich.  
Dieser Brief, der spät und mühsam in der Heimat Dich erreicht,  
Zeigt Dir, daß sie heute aber einem Regenbogen gleicht.

Die von Haus zu Haus sich wölbte, wölbt sich weit von Land zu Land,  
Hält mit ihren zarten Farben machtvoll Ost und West umspannt,  
Hält umspannt ein Schlachtgetümmel und ein stummes Sichverstehn  
Und Millionen junger Augen, die dem Tod ins Auge sehn.

Sieh, durch meinen Regenbogen schwingt sich Chong, der Fliegerheld,  
Schreitet U Gao-Njen, der schützend neben Greis und Kindern fällt,  
Gleitet Tsin, die Partisanin, gleitet lautlos und behend,  
Die das Volk am Tai-Hu-Ufer<sup>23</sup> seine goldne Blume nennt.

Es umschließt mein Farbenbogen Deines Landes Stolz und Qual,  
Dich und Deines Volkes Kinder, euch, Geschwister und Gemahl.  
Er umschließt den Weg, den weiten, über Wüste, Berg und Fluß,  
Den ich zu euch gehen werde, den ich zu euch gehen muß.

Sehnsucht, Tatendurst, der Sorge phantasierende Gewalt,  
Daß durch jeden Liebesträum der Donner der Geschütze hallt –  
Sag, wie kommt es, daß mein Herz, so namenlos zerquält, zerbangt,  
Nicht in tausend Stücke bricht, bevor ich noch zu Dir gelangt?

Weil die Liebe nicht wie einst in enger Zeit, zerbrechlich, leicht,  
 Einer zierlich kleinen Brücke zwischen Nachbarhäusern gleicht,  
 Weil sie wie ein Regenbogen jede Ferne überwand  
 Und mit ihren zarten Farben machtvoll Ost und West umspannt.<sup>24</sup>

## Melodie der Zuversicht

Lied Penélopes und Gudruns  
 Rauscht mir durch den Sinn  
 Bleib ich fest nur – kommt die Stunde,  
 Wo ich bei dir bin.  
 Und ich öffne meine Augen  
 Und ich sehe dich.  
 Und ich schließe meine Augen  
 Und ich sehe dich.

Ostwärts, ostwärts durch die Wüste,  
 Ach, mein Weg war lang.  
 Und nun ruh ich auf dem harten  
 Lehmgeformten K'ang.  
 Winzig ist die Bauernhütte  
 Und der Himmel dröhnt.  
 An der Tür, bewaffnet, lächelnd  
 Unser Posten lehnt.

Du erklärst mir, wie die finstre  
 Höhle dort entstand,  
 Wie ihr dort von Schlacht zu Schlacht  
 Studiert für euer Land.  
 Eure Höhle – Hohe Schule –  
 Füllt sich lautlos dicht.  
 Aus den alten Hieroglyphen  
 Strömt ein neues Licht.

Nacht für Nacht hat mich die Unrast  
Aus dem Schlaf gehetzt.  
Lauschend dir, auf hartem Lager  
Wohlig ruh ich jetzt.  
Und ich öffne meine Augen  
Und ich sehe dich.  
Und ich schließe meine Augen  
Und ich sehe dich.

Hohe, zierliche Pagoden,  
Tausendjähriger Wert,  
Von den feigen Bombenwürfen  
Liegen sie zerstört.  
Aber deines Volks Gedanken,  
Kluger Märchen Flor,  
Ragen nur noch höher, nur noch  
Zierlicher empor.

Sieh auch jetzt, in deiner Rede  
Klingen Märchen auf:  
Nimmt der Silberfluß durch Wolken  
Seinen Schicksalslauf,  
Vor dem grimmen Mandarin  
Die junge Gattin flieht,  
Bis sie hoch im Himmelspark  
Als weiße Mondfrau blüht.

Chinas Märchen sind wie Glocken,  
Ganz aus Porzellan.  
Läuten sie mit feinen Stimmen,  
Naht der Schlaf heran.  
Und ich öffne meine Augen  
Und ich sehe dich.  
Und ich schließe meine Augen  
Und ich sehe dich.

Morgens dröhnt der graue Himmel  
 Und die Trommel schlägt.  
 Kalter Herbstwind unserm harten  
 Marsch entgegenfegt.  
 Gibt es Stolzeres auf Erden  
 Als die Frauenhand,  
 Die, jahrtausendlang entwaffnet,  
 Das Gewehr nun spannt?

– Es war nichts: im Kugelpfeifen  
 Nur ein kurzer Schlag  
 Und es wurde Nacht vor Augen,  
 Wurde wieder Tag.  
 Aber der Geschütze Dröhnen  
 – Seltsam – klingt gedämpft,  
 Gleich als wär der stille schöne  
 Frieden schon erkämpft.

Über mich gebeugte Köpfe,  
 Traurig flüstern sie.  
 Und ich weiß: ich sterbe jetzt  
 Und weiß: ich sterbe nie.  
 Und ich öffne meine Augen  
 Und ich sehe dich.  
 Und ich schließe meine Augen  
 Und ich sehe dich.<sup>25</sup>

Moskau

## Der schönste Tod

Es war in einer jener dunklen Stunden,  
 Davor der Stärkste sich nicht sicher weiß.  
 Wir hatten trüb zum Trüben uns gefunden,

Ein kleiner, sonst gedankenfroher Kreis.  
Aus fernem Land ein Surren, Rattern, Klagen,  
Ein wirrer Brand die ganze Welt durchloht,  
In unsrer Ohnmacht grübeln wir und fragen:  
„Was, Freunde, denkt ihr, wär der schönste Tod?“

Der erste spricht: „An manchem Krankenbette  
Hab ich's mit Rührung und mit Scheu erlebt,  
Wie, schon gefesselt an die Todeskette,  
Der Menschensinn die Traumesschwingen hebt.  
Der Kranke stirbt, doch glaubt er zu genesen,  
Er sieht sein Leben leuchtend, rosenrot,  
Nie ist er noch so stark, so froh gewesen –  
Das, Freunde, denk ich, ist ein schöner Tod.“

Der zweite sprach: „Nein, mich soll nichts betrügen,  
Nicht Mensch, nicht Phantasie und nicht Natur.  
Im hellsten Tageslichte will ich siegen  
Und nicht auf noch so bunter Traumesschwingen.  
Ich will mein großes Lebenswerk vollenden,  
Genießen noch den Anblick, den es bot.  
Und dann? Dann mag zugleich mein Leben enden –  
Das, Freunde, denk ich, ist ein schöner Tod.“

Der dritte sprach: „Ich möcht nicht ruhig sterben,  
So still, ergebungsvoll dahingerafft.  
Ich möchte selber stürmen ins Verderben  
Mit eigener vollentfachter Lebenskraft.  
Auf tollem Wolkenritt möcht ich erliegen,  
Von hundert Feuerschlünden rings bedroht,  
Mich wehren noch in meinen letzten Zügen –  
Das, Freunde, denk ich, ist der schönste Tod.“

So war auf unsern Stirnen, unsern trüben,  
Aufs neu des Denkens gutes Licht entbrannt,  
So sprach ich denn zum Schluß: „Ich glaub, ihr Lieben,  
Den schönsten Tod habt ihr noch nicht genannt.“

Es dröhnt aus Schlünden, stöhnt aus tiefen Qualen,  
 Von Schwermut ist das stärkste Herz erfüllt,  
 So will ich euch die dunkle Stunde malen,  
 Die unser aller Todessehnsucht stillt:

... Von seinem Klubfauteuil emporgerissen  
 Startt er ins tausendäugige Gesicht.  
 – „Es wird nicht mehr für dich ins Gras gebissen.  
 Von unsrem Blute lebst du länger nicht!“  
 Da steht er an der Wand. Steht dicht umgeben  
 Vom finstren Menschenwald aus Haß und Not.  
 Ein Schuß. Vorbei. Und wir, Befreite, leben –  
 Das, Freunde, wird der allerschönste Tod.“<sup>26</sup>

Geschrieben 1940

## Meister und Narr

Kong Fu-Tse<sup>27</sup> im feierlichen Wagen  
 Fuhr in Staatsgeschäften einst nach Tschu.  
 Kam dem strengen Mann ein Unbehagen:  
 Milde Lüfte wehten weich ihm zu.  
 Mit erhobnem Fächer wehrt der Weise  
 Allzu süßem Duft, der ihn umstreicht.  
 Lästig Ziel der wohlerwognen Reise,  
 Die Provinz des Südens war erreicht.  
 Plötzlich,  
 Tanzend wild ergötzlich,  
 Sprang an seinen Wagen  
 Der berühmte, tolle,  
 Heilige Narr von Tschu.  
 Mit des Eremiten  
 Ungebundnen Sitten  
 Fing er an zu fragen,

Fing er an zu höhnen,  
Lachend unter Tränen,  
Tanzend immerzu.

Sprach der Meister höflich und mit Würde:

„Fragst du, Heilger, was mich hergesandt?  
Es gehört zu meiner Pflicht und Bürde,  
Ordnung aufzurichten euch im Land.  
Ihr vom Süden liebt ein müßig Schweifen,  
Weisheit, Tollheit, Heiligkeit zugleich,  
An des Nordens Vorbild sollt ihr reifen  
Und begreifen Brauch, Gesetz und Reich.“

– „Meister,

Nutzlos nicht begeister  
Deinen nördlich kühlen  
Sinn, so eng und hart!  
Bleibe uns vom Leibe  
Mit den Staatsgesetzen.  
Träumend sich ergötzen  
An des ungebundenen,  
Tiefen Geistes Spielen,  
Wie der Mann am Weibe,  
Das ist unsre Art.“

„Ist das Buch Li-Ki<sup>28</sup> erst dein Berater,  
Wird dies Buch der Sitten dir zum Stern:  
Es gehorche stets der Sohn dem Vater  
Und der Vater seinem edlen Herrn.  
Sinnreich eine Stufenleiter zeige,  
Wer der höhre, wer der mindre Mann.  
Dann, daß er den höhern Rang ersteige,  
Spannt der Mensch die besten Kräfte an.“

– „Bückt euch,

Im Kotau zerknickt euch  
Mit gehetzten Seelen,  
Mit beengten Köpfen,  
Mit beflißnem Streben

Nach dem höhern Rang!  
 Wir – wir wollen leben,  
 Unsre holden Mythen  
 Aus den Pfirsichblüten,  
 Unsre Weisheit schöpfen  
 Aus dem Müßiggang.“

Zog der Meister steif und starr von hinnen,  
 Höhnisch zog dahin der Eremit,  
 Doch daheim, gebeugt beim Wollespinnen,  
 Singt des Nordens Sohn sein stilles Lied.  
 Abgezehrt die lichten Bernsteinwangen  
 Und im schrägen, schmalgeschlitzten Blick  
 Ewig Sorgenqual und Glückverlangen,  
 Nicht verhalf der Meister ihm zum Glück.  
 Rinnen  
 Zäh beim Seidespinnen  
 Stunden, ach, die müden,  
 Frohnt der Sohn vom Süden,  
 Singt sein wildes Lied.  
 Abgezehrt die heißen,  
 Dunklen Bernsteinwangen,  
 Blick, der schräge, große,  
 Starrt ins Grenzenlose,  
 Seinem Glückverlangen  
 Hilft kein Eremit.<sup>29</sup>

## Zwei Dichter

„Mein Freund Thu Fu,<sup>30</sup> es schreibt Dir Li Tai-Po.<sup>31</sup>  
 Seitdem der Sohn des Himmels Dich verbannte,  
 Geschahs in unsrem Kreis, daß lichterloh  
 Bewundrung und Gefühl für Dich entbrannte.  
 Stets warst Du schweigsam, tratest nie hervor,  
 Und wir – wir spreizten uns, wir lauten Toren.  
 Erst als der Kreis der Dichter Dich verlor,

Begriff er endlich auch, was er verloren.

In unsrem Pavillon aus Porzellan  
Wird täglich Deiner Verse Schritt durchmessen.  
Mit Fug und Recht erkennt man endlich an,  
Daß du besitzt, was ich nie besessen.  
Du gibst im Lied Dein tiefstes Herzblut hin,  
Von Zornesglut, von Mitleidsflut getrieben.  
Des Südens Freiheit, Nordens Ordnungssinn  
Vereinst Du, die Gerechtigkeit zu lieben.

Wir hörten schmerzerstarrt von Deiner Not,  
Von Deinen Kummernächten, Hungertagen.  
Daß Du die Hilfe, die der Hof Dir bot,  
Mit wild empörtem Stolze ausgeschlagen.  
Auch dieses weiß ich noch: Wärst Du zu zwein,  
Du würdest lachen Deines harten Lebens.  
Doch man verbannte, Volksfreund, Dich allein,  
Und Deine arme Gattin bat vergebens.

Da wünschte ich denn fast, mein leichter Sinn,  
Du Teurer, Ernster, wär auch Dir beschieden.  
Wenn ich getrennt von einem Weibe bin,  
Such ich bei andern meiner Sinne Frieden.  
Auch ich fühl mich bei Hofe oft bedrückt,  
Doch wenn mir die Eunuchen Ränke spinnen,  
Denk ich der tausend Fraun, die mich erquickt,  
Und lass den Wein durch meine Kehle rinnen.

Du kennst nicht Duft und Trost und Rausch des Weins,  
Kennst nicht der leichten Liebe klingend Schweben.  
Mein Leben tauscht ich gerne gegen Deins  
Für eine Nacht – Dir dieses Glück zu geben.  
Doch findet dieser Brief auch nicht Dein Lob,  
So wolle mir nicht grollen und nicht zürnen,  
Daß ich der Worte leichtes Wölkchen hob  
Zu Deines Denkens leuchtenden Gestirnen.“

– „Mein Bruder Li Tai-Po, Dir schreibt Thu-Fu.  
 Sei nicht besorgt um mich – ich bin Chinese.  
 Du nennst mich stolz – mein Stolz geht schnell zu Ruh,  
 Wenn ich solch sanfte Freundesworte lese.  
 In Eurem Pavillon aus Porzellan,  
 O, wie Ihr mich beschämt, Ihr Gütereichen!  
 Denn Deiner Verse holdem Filigran,  
 Wie darf mein schwerer Vers sich ihm vergleichen?

Die je nach Recht und Wahrheit trachteten,  
 Sie müssen Deinen Unmut mit Dir fühlen,  
 Wenn die allmächtigen Entmachteten  
 Bei Hof Dein Ansehn tückisch unterwühlen.  
 Sie mögen wachen an der Haremstür,  
 Doch besser noch ihr boshaft Herz behüten,  
 Denn Chinas höchster Ruhm, er lebt in Dir  
 Und treibt in Dir der Schönheit lichte Blüten.

Du winkst mir liebeich sanfte Tröstung zu  
 Und willst mich lehren, wie den Gram zu meiden.  
 Mein Freund, bleib Li Tai-Po, ich bleib Thu-Fu,  
 Denn hast du Deine – ich hab meine Freuden.  
 Daß jede Macht an meinem Stolz zerstiebt,  
 Berauscht mich mehr, als Dich der Duft der Weine,  
 Und hast Du, Li, auch Tausende geliebt,  
 Ich liebe mehr als Du – ich liebe Eine.<sup>32</sup>

Ein fernes teures Bild hält mich in Bann,  
 Kristallner Vorhang rauscht herab vom Erker ...  
 So tret ich täglich denn zum Zweikampf an:  
 Ich und das bittere Unrecht – wer ist stärker?  
 Ist diese schwere Art auch nicht Dein Fall,  
 So zürne mir doch nicht und nicht ergrimme,  
 Daß Deinem Wohllaut, Chinas Nachtigall,  
 Ich Antwort gab mit einer rauhen Stimme.<sup>33</sup>

## Der Dichter und der Krieg

„Vom Gifthauch, der die Städte überweht,  
Von Schreckensmasken, grau mit langem Rüssel,  
Von Angst, davor der Hunger selbst vergeht,  
Der kalte Bissen einfriert auf der Schüssel,  
Schweigst du, Poet?

Zerstörte junge Körper schleichen krumm,  
Verstümmelt, humpelnd, stöhnend um die Ecke,  
Indes Millionen neue, stramm und dumm,  
Bereitstehn: ‚Zu Befehl! Bringt uns zur Strecke!‘  
Und du bist stumm?“

„Und ist es schuld, bekenn ich meine Schuld,  
Wehrlos Leiden kann ich nicht besingen,  
Kein Laut will über meine Lippen dringen,  
Im Zorn erstickt bekenn ich meine Schuld.  
Wann wird mein Kriegslied klingen?

Wenn Indiens sanfte Stimme endlich schreit,  
Sein Träumerantlitz aufflammt zu den Sternen,  
Wenn es dem Bruder gleich, im Ost, im Fernen,  
Zäh kämpft um seine Unabhängigkeit,  
Dann will ich dichten lernen!

Und wenn der Schwarze endlich Lunte roch  
Im dunklen Afrika, im jungen, heißen,  
Den Mächten, die sich um die Beute reißen,  
Entgegenfletscht sein blankes: ‚Weder-noch!‘  
Soll Reim auf Reim ergleifen.

Und wenn Europas wissender Prolet  
(So oft betrogen schon um Licht und Ehre)  
Begreift und endlich umdreht die Gewehre  
Und ich mitkämpfend feure, dann ersteht  
Mein Vers, der früchteschwere.

Und ist es Schuld, bekenn ich meine Schuld:  
Wehrloses Leiden kann ich nicht besingen!  
Doch wenn die Menschen endlich niederringen  
Die ärgste ihrer Schanden: die Geduld –  
Dann wird mein Kriegslied klingen.“<sup>34</sup>

Geschrieben 1940

## Professor Knöpfelmacher

Ich sah die Wienerstadt zum erstenmal  
In meinen ruhelosen Kindertagen.  
Ich hatte schwere Lasten schon zu tragen:  
Familienzwist, der Mutter Kampf und Qual.  
Der Stephansturm war grau, das Licht ward fahl ...  
Mein Kinderherz fühlt ich im Fieber schlagen.

Da saß an meinem Bett ein schwarzer Mann,  
Ein Doktor – dennoch war mir gar nicht bange.  
Er sprach mit mir, verständig, sanft und lange,  
Ein neues Spielzeug schenkte er mir dann  
Und fing es gleich mir zu erklären an,  
Und kühler wurde mir die heiße Wange.

„Wirf in die Wasserschüssel sie hinein,  
Die Plättchen hier von Kork, und laß sie ziehen  
Hinschwimmend leicht und frei von Plag und Mühen  
Auf ihrem Wasserspiegel rund und klein.  
Sieh ruhig zu! Sie werden ganz allein  
Sich lösen und als Blumen dir erblühen.“

Ein Märchensee auf meinem Tische stand,  
So bunt, so zart, so schön – nicht auszudenken!  
Und Doktor Knöpfelmachers Augen senken

Sich still: „Die Krankheit wäre bald verbannt,  
Läg es nur immer in des Arztes Hand,  
Den Kindern, ach, den Menschen Glück zu schenken.“

Nach Jahren, weit berühmt, von Süd bis Nord  
Der größte Kinderarzt, bedeckt mit Segen,  
Da jagten ihn mit Hohn und Peitschenschlägen  
Die neuen Herrn von seiner Arbeit fort:  
„Du Saujud wagst es noch, an diesem Ort  
Ein arisch Kind zu heilen und zu pflegen?!“

Professor Knöpfelmacher stand bedroht,  
Beschimpft, verhöhnt, verstoßen von den Schindern.  
„Ich, der ich sechzigtausend kranken Kindern  
Das Leben rettete, such nun den Tod.“  
Er ging. Und Stimmchen schrein in Schmerz und Not,  
Und keiner kann wie er ihr Leiden lindern.

Und wieder steht in milder Lampenglut  
Vor mir, aus Kindertagen längst verflossen,  
Der Märchensee mit Blumen, zart entsprossen.  
Der Zauber schwimmt, entfaltet sich und ruht ...  
Und plötzlich färbt sich alles rot vom Blut  
Des besten Herzens, teuflisch wüst vergossen.

Wir sechzigtausend aber werden dein,  
Der unser Leben rettete, gedenken.  
Solang ein Puls an unsern Handgelenken,  
Die einst du hieltest, schlägt: wir schlagen drein,  
Die Welt vom braunen Scheusal zu befreien,  
Der Menschheit endlich wieder Glück zu schenken!<sup>35</sup>

## Verstummte Melodie

Aus den Donauwellen,  
 Aus den klingend hellen,  
 Drin die Stimme vieler Völker rauscht,  
 Hat das Volk der Wiener  
 Immer schöner, kühner,  
 Tiefer seine Melodien erlauscht.

Ist ein Volk, geboren  
 Flink, mit feinen Ohren,  
 Feinen Sinnen, durstig nach Musik,  
 Warm bewegtem Blute,  
 Reizbar keckem Mute,  
 Ewig wacher Sehnsucht nach dem Glück.

Bayrisch derbe Weise  
 Und die dunkle leise  
 Melodie, die den Hradschin durchzieht,  
 Heiße Pusztatage,  
 Judas alte Klage  
 Formt sich neu und schön im Wiener Lied.

Mozarts holdes Schreiten,  
 Das nach freien Weiten  
 Anmutvoll, doch festen Willens drängt,  
 Und Beethovens Ringen,  
 Machtvoll Schmerzbezwingen  
 Hat das Wiener Volk der Welt geschenkt.

Finstre Jahre kamen,  
 Stramme Horden nahmen  
 Frech das schöne Land als Sieger ein.  
 Lebenden und Toten  
 Wird ihr Lied verboten:  
 „Wiens Musik ist doch nicht rassenrein.“

Kriege ohne Ende,  
Dünne Kinderhände  
Hungrig ausgestreckt, der Vater tot.  
Und das Herz, das müde,  
Möchte doch im Liede  
Singen, spielen, klagen seine Not.

Doch der Herr im Lande  
Geifert: „Schlappe Bande!  
Macht jetzt einmal Schluß mit dem Klimbim!“  
Denn wenn Worte schweigen,  
Tönen doch die Geigen  
Laut des Volkes Leid und Schmerz und Grimm.

Nun, in stummen Gassen,  
Formt sich, nicht zu fassen,  
Melodie, die schweigt und haßt und glüht.  
Und die Träume tönen  
Von dem einzig schönen  
Künftig erst gesungenen Wiener Lied.<sup>36</sup>

## Die Hungerdoina

Durch die Walachei, die heiße,  
Strömt die Donau, breit und gleißend.  
Üppig leuchten die Gefilde,  
Blumen wachsen, kleine wilde.

Wilde Blumen, Volksgedichte,  
Blühen auf im heißen Lichte.  
Überall wo Bäuerinnen  
Scherzen, klagen, träumen, sinnen.

Die Rumänin, arbeitsmüde,  
 Findet doch noch Kraft zum Liede,  
 Ihre Sichel zu beschwingen  
 Und ihr Kind zur Ruh zu singen.

Sie erdichtet Mär und Sagen,  
 Formt der Doina sanftes Klagen,  
 All die Doinamelodien,  
 Wild am Feldrand, wachsend, blühend.

Tauchen Bäuerin und Bauer  
 Nun ihr Lied in Zorn und Trauer,  
 Wächst es in der Ackerkrume  
 Eine bleiche Hungerblume:

„Hitlerleute sind gekommen,  
 Haben uns das Brot genommen,  
 Unser Land, das reiche schöne,  
 Fraßen arm die Hundesöhne.

Und die Hungerdoina sing ich,  
 Klagend meine Hände ring ich,  
 Und die Hungerdoina sing ich,  
 Klagend meine Hände ring ich.

Hitlerleute sind gekommen  
 Haben mir den Mann genommen,  
 Auf die Russen muß er schießen  
 Und sein junges Blut vergießen.

Und die Hungerdoina sing ich,  
 Klagend meine Hände ring ich,  
 Und die Hungerdoina sing ich,  
 Klagend meine Hände ring ich.

Klopft es nachts an meine Türe:  
 „Ich bin da! Ich desertiere!“

Und ich schreie und erwache  
Und es ist mein Mihalache.

Und die Hungerdoina singt er.  
Drohend seine Sichel schwingt er.  
Und die Hungerdoina sing ich,  
Drohend meine Sichel schwing ich!<sup>37</sup>

## Herkunft

Du siehst mich an mit Augen fragend groß.  
Wähnst du, daß ich geschlagen, fluchbelastet  
Die Welt durchirre, herd- und heimatlos,  
Geetzter Fuß, der nirgends ruht und rastet?  
Du irrst. Mein Los ist seltsam, doch nicht hart.  
Fünf Länder haben mir ihr Sein entfaltet.  
In ihrem Schicksal wurzelnd, ihrer Art,  
Hab ich mich selbst gefunden und gestaltet.

Geboren bin ich, wo die Buche rauscht,  
Die Doina\* aufklingt trüb im Unglücksahnen,  
Der Slawenlaut sich trotzig mischt und tauscht  
Mit Schönheitsdurst und Lustklang des Romanen,  
Wo heut der Femestrolch sein Szepter schwingt,  
Die kahlgeraubten Felder hungrig stöhnen ...  
So fühl ich's, daß es Vers um Vers durchdringt,  
Was ihr durchlebt, geknechtete Rumänen.

Und meine Lehrzeit formte eine Stadt,  
In grauer Anmut alternd, sanft, gelassen,  
Mit ihrem jungen Proletariat,  
Witzsprühend kühnen, trotzdurchglühten Massen.  
Gebeugt von tausend Fragen grübele ich,  
Im Ohr noch Mozarts feine Freiheitstöne ...

\* Doina – rumänische Volksmelodie (Anmerkung der Autorin).

Mein Wien, mein Wien, sag, wann befreist du dich,  
Altholde Mutter hoffnungsvollster Söhne?

Zersplittert Volk mit festgefügetem Geist,  
Noch blitzend unterm Hieb der Mörderknute,  
Mein Herz, wohin es auch der Zeitstrom reißt,  
Bleibt Fleisch und Blut von deinem Fleisch und Blute.  
Hält – leicht verwundbar – Todesstürme aus,  
Hartnäckig in der Liebe und im Hasse.  
Ich bin nicht heimatlos. Ich bin zuhause  
In Ost und West in jeder Judengasse.

Und Weibheit, Liebessorge, Liebesschwur  
Verbinden mich dem fernen weisen Lande.  
Der Sprache Glöckchen, mir vernehmbar nur,  
Erzählt von todeskühnem Widerstande.  
Und wie auch meine Sehnsucht stürmt und brennt,  
Noch nie erreichten es die armen Schritte.  
Und dennoch: Herz und Geist und Körper kennt  
Das zarte, heldenstarke Reich der Mitte.

Du fragst mich staunend, wie ich es verstand,  
So viele Länder fühlend zu durchdringen?  
Das lehrte mich mein größtes Vaterland,  
Das Land der frei erhobnen Arbeitsschwingen.  
All meiner Brüder Henker, er zerschellt  
An Rußlands Kraft. Die Kindheitsbuchen rauschen ...  
Mit keinem, keinem andern auf der Welt  
Möcht ich mein seltsam-schönes Los vertauschen.<sup>38</sup>

## An einen jungen deutschen Soldaten

So geht es Tag für Tag das Todesringen,  
Dein Angriff prallt auf Erz, die Erde bebt.  
Du schreibst nach Haus. Wie stolz die Worte klingen!

Du willst, schreibst du, dein letztes Opfer bringen,  
Willst gerne sterben, damit Deutschland lebt!

Doch du – du selbst bist Deutschland. Ihr Millionen,  
Die ihr marschieret mit strammem Wahnsinnschritt,  
Betrügern, Kriegsgewinnlern blind zu fronen,  
Die kühn euch opfern, kühn sich selber schonen,  
Ihr tötet euch und tötet Deutschland mit.

Für Deutschland – kämpft man nicht in fremdem Lande.  
Du, der hier stirbst, du läßt dein Heim im Stich,  
Und der gerechten Rache und der Schande  
Gibst du es preis, dem Bombenwurf, dem Brande,  
Doch willst du Deutschland retten – rette dich!

Es strömt das deutsche Blut – ihr haltet stille.  
Das Blut verströmt – der Bonze mästet sich.  
Für euch – das Grab. Für ihn – Profit in Fülle.  
Soldat, dein junger heißer Lebenswille  
Ist Deutschlands Lebenswille – rette dich!<sup>39</sup>

## Der Tod Stefan Zweigs

Wortflügel atmen, zucken auf und nieder,  
Ein kluger Einfall äugt und hält im Bann,  
Metapher senken ihre Augenlider,  
Vibrierend, spürend, rührend immer wieder  
Blickt wie ein Angesicht dein Stil mich an.

Die Stirne neigt sich schauend nach der Ferne,  
Bis Bild um Bild in ihrer Wölbung kreist:  
Gehetztes Herz wird zu beschwingtem Geist,  
Bestaubte Hände rühren an die Sterne,  
Bewacht vom Lächeln, das Verständnis heißt.

Verlicht dein Lächeln, jäh in Scheu verbissen,  
 Erstarrt die kluge Anmut todeskalt.  
 Zu dir hinüber tastet sich mein Wissen,  
 Klar steht vor mir dein bittres Sterbenmüssen,  
 Nicht durch Gewalt nur mordet die Gewalt.

Wohl konnte dich ihr Griff nicht mehr erreichen,  
 Wohl hielt kein Folterkeller dich versperrt.  
 Doch ihre Stimme jagt dir nach und plärrt  
 Von Land zu Land: „Wer braucht noch deinesgleichen?“  
 Bis Gram und Scham an jeder Zeile zerrt.

Ihr hohler Hohn beginnt dich auszuhöhlen,  
 In ihrem Ton herrschst du dich selber an:  
 „Was taugt dein Werk? Wem willst du was erzählen  
 Von zarter Glut und nuancierten Seelen,  
 Wo nur noch Blut und Stahl heut gelten kann.

Nur Blut und Stahl kann diese Zeit begreifen,  
 Sie braucht nicht mehr dein feinddurchfühltes Wort,  
 Nicht deiner Herzen stilles Früchtereifen.  
 Nur eins ist ihr der Rede wert: der Mord.  
 Zeig, daß du sie verstehst und pack dich fort.“

.....  
 Es neigt dein Werk die Stirne nach den Fernen  
 Bis Welt um Welt in ihrer Wölbung kreist.  
 Da: weitverschneite Steppe, übergleißt  
 Von Dostojewskis blitzdurchhelltem Geist,  
 Tolstois lebendig erdennahen Sternen.

Hier hat dein Schicksal sich – zu spät! – entschieden,  
 Dein Quäler – er zerschellt an diesem Land.  
 Mord oder Werk – hier hat es sich entschieden,  
 Das gute zähe Russenherz hielt stand  
 Und ferne dämmert schon ein neuer Frieden.

Die dich gequält hat, die Kommandostimme  
Wird hohler, hohler, röchelt atemschwer.  
Gedanke und Gefühl setzt sich zur Wehr  
Und reckt sich wieder hoch: „Nein! Ich bestimme!“ –  
Dich aber – dich erweckt dein Sieg nicht mehr.

Smolensk. Ein Lazarettsaal. Junge Hände  
Durchblättern deine Werke fieberhaft.  
„Lies, Wanja!“ – „Mitja, lies und hol dir Kraft  
Und morgen schlägst du zu und machst ein Ende.  
Dann wieder: ... Kunst und Schönheit, Frucht und Saft ...“

Nie kann die Erde deinesgleichen missen.  
O, daß ich nicht mehr zu dir reden kann!  
Wie tausend tiefe Wunden brennt mein Wissen:  
Es war ein Wahn. Du hast nicht sterben müssen.  
Und leuchtend blickt dein schöner Stil mich an.<sup>40</sup>

## Grimmiger Lebensbericht

Die Mutter war ein unscheinbares Wesen,  
Umglänzt von jähem Zauber, wenn sie sprach.  
Der Vater<sup>41</sup> sann: Profit! und ächzte: Spesen!  
Und rechnete im Traum den Zinsfuß nach.  
Nach allseits üblichem Geschäftsgebaren  
Beschloß man, Nachtigall und Fuchs zu paaren.  
So hat in einer freudelosen Nacht  
Die Ehepflicht zustande mich gebracht  
Als durchaus legitim gezeugten Bastard.

Geboren auf Europas Hintertreppen,  
Geneigt zu Pathos und Verstiegtheit,  
Bereit, des Denkens schwerste Last zu schleppen,  
Und unter dieser Last noch sprungbereit,

Wuchs ich heran als Kind des Pulverfasses,  
 Vom Zündstoff voll der Liebe und des Hasses.  
 Die Judengasse ist mein Ahnenschloß,  
 Mein Vaterland ein bunter Völkertroß,  
 Der rastlos wilde Eigensinn mein Erbe.

Ich fiel hinein ins zwanzigste Jahrhundert,  
 Ins Gaszeitalter, Bombensäkulum.  
 Das Leben hat, verdummt, den Mord bewundert,  
 Der Schönheit feinste Stimmen wurden stumm.  
 Ein Heer von Opfern wandert um die Erde  
 Mit halb verschreckt, halb wütender Gebärde.  
 Und was mir Geist und Glut an Träumen gab,  
 Es prallt mit wundgestoßnen Flügeln ab  
 An der beschmutzten Wand der Weltgeschichte.

Und doch – nicht lauter Grausen war mein Leben.  
 In meinem Leben blinkt ein Splitter Glück.  
 Und durch die finstre Jagd der Jahre schweben  
 Zwölf Wochen – Ewigkeit und Augenblick.  
 Ein Sohn der Ferne reichte mir die Hände,  
 Schuf mir das Bild der schönsten Zeitenwende.  
 Ans Ziel kam endlich Körper, Herz und Hirn.  
 Zwölf Wochen – Mund an Mund und Stirn an Stirn –  
 Sah ich im Splitter Glück die Zukunft weben.

Mir blieb sein Bild und, farbenreich entzündet,  
 Zugleich das Bild der völkerbunten Welt,  
 Und jede Zeile läuft, daß sie ihn findet,  
 Vertraut, daß sie ein Stückchen Nacht erhellt.  
 Mein Schicksal herrscht mich an: „Halt endlich stille!“  
 – Laß sehn, was stärker ist: Zwang oder Wille?  
 Dein blindes Toben, meine Menschenkraft?  
 Prall ab an meiner harten Nonnenschaft  
 Der Armut, Keuschheit und des Ungehorsams.

Mit Wunden, dennoch federnd raschen Sohlen  
Jag ich durch Dunst und Lärm, durch Sturm und Dreck,  
Nichts hab ich noch und will mir alles holen.  
Beschwingten Sprunges – komm ich nicht vom Fleck.  
Schon ist die halbe Lebenszeit vergangen,  
Und immer heißt es: jetzt wird angefangen.  
Es pocht das Herz mit zitternder Gewalt –  
Brich oder bleibe ganz! Ich mach nicht halt  
Im großen Amoklauf nach Recht und Freude.<sup>42</sup>

Paris, 1947

## Liebesgedicht an einen alten Mann

Entschieden ist der Kampf, doch nicht beendet.  
Jahrzehntelang bin ich getrennt von dir.  
Mein Lebenszeiger, der sich nachwärts wendet,  
Er leuchtet auf und zeigt dein Antlitz mir.  
Dein schmales Antlitz seh ich vor mir schweben,  
Die Schönheit ist zerstört und doch verklärt.  
Die Falten haben, die es dicht durchweben,  
Den Schimmer höchster Menschlichkeit vermehrt.  
Dein Kampf geht fern von mir und tief verborgen,  
Mir strahlt sein Ziel, der Weg ist unbekannt.  
Und meine flinken, kleinen, grauen Sorgen,  
Sie huschen kläglich hin an seinem Rand:

„Hast du auch milden Tee, dich zu erfrischen,  
Und morgens Reisschleim, der den Magen heilt?  
Wird dir auf ungedeckten Zufallstischen  
Auch manchmal etwas Gutes zugeteilt,  
Gebackne Stückchen Fisch mit Bambussprossen  
Und Rindfleisch, kantonesisch wohlgewürzt?  
Und schadet es dir nicht, wenn du verdrossen

Vor Eile rasch dein Mahl herunterstürzt?  
Was tust du dann, wenn dich die Knochen schmerzen,  
Wenn immer steifer sich dein Schritt bewegt  
Und wenn in deinem geistesstarken Herzen  
Sich endlich doch die Körperschwäche regt?“

Der herbe Herbstwind hat mir zugetrieben  
Ein Maulbeerblatt, aus dünnem Gold geprägt.  
Du hast mir keine Botschaft draufgeschrieben,  
Doch weiß ich, daß es deine Botschaft trägt.  
Vor meine müden Augen dicht gehalten,  
Durchscheinend zeigt es mir den Zeitenlauf,  
Vergrämter Völker stürmende Gestalten,  
Ihr Gram zerbricht, ihr Lächeln leuchtet auf.  
Von Angst und Blut befreites Weltgetriebe,  
Vom Kinderblick der Zukunft überstrahlt ...  
Das Opfer unsrer hartgeprüften Liebe  
Wird tausendfach den Kommenden bezahlt.<sup>43</sup>

Nanking 1955

## Epik

...  
...  
...  
...  
...

...  
...  
...  
...  
...

...  
...  
...  
...  
...

...  
...  
...  
...  
...

...  
...  
...  
...  
...

...  
...  
...  
...  
...

## Warum ich meine Braut nicht bekommen habe

Auf dem Tische stand ein großer, schöner, knusperig weicher Schabbeskugel.\* Es schmeckte einem schon, wenn man ihn ansah. Warm war es im Zimmer, festlich froh. Jeder kleinste Winkel hatte ein freundliches Gesicht. Und das freundlichste Gesicht hatte der große, runde Schabbeskugel.

Ich weiß eigentlich nicht, warum ich schon wieder von ihm angefangen habe. Er hat ja mit der ganzen Geschichte blutwenig zu tun. Und doch – wenn ich daran zurückdenke, muß ich immer beim Schabbeskugel beginnen, spüre sekundenlang seinen feinen, würzigen Duft und die zarte Wärme der beiden schlanken Kerzen.

Mutter ging durchs Zimmer. Sie schlich ein paar Mal um mich herum und betrachtete mich verstohlen. Trug unschlüssig das her und jenes dorthin. Blieb stehen, öffnete den Mund. Schloß ihn wieder. Lächelte. Ging weiter. Kam plötzlich auf mich zu, küßte mich, weinte, wischte sich die Augen und sagte schließlich: „Mendele, sollst mir leben und gesund sein ... du bekommst eine schöne, feine Braut.“ – Ich war ganz in den Schabbeskugel vertieft und verstand sie nicht gleich. Dann aber begriff ich. Und lächelte schlau. Denn mir wurde auf einmal der Zusammenhang klar. Ich war nämlich schon sehr klug, ein wahres Wunderkind, mit meinen vierzehn Jahren.

Vorgestern hatte mich der Bukaczowcer<sup>1</sup> Rebbe rufen lassen. Das war eine hohe Ehre und ich hatte mich sehr gefreut. Er hatte mich gründlich Talmud<sup>2</sup> und Gemarah<sup>3</sup> geprüft und ich hatte ihm schön auf alles geantwortet, denn ich war ein Ilui, das heißt, ein ganz besonderer Musterschüler, und ich wußte soviel auswendig, daß ich es noch heute nicht begreife, wie mein kleiner Kopf das alles behalten konnte.

Zu Hause aber hatten die Eltern mich ganz merkwürdig sorgsam ausgefragt und einander angeschaut und gelächelt, und wieder gefragt und wieder gelächelt.

Nun wußte ich alles. Und war stolz, furchtbar stolz. Der Rebbe hatte mich geprüft, nun wollte er mich zum Schwiegersohn. Das war ein Beweis, daß ich meine Lektion gut, sehr gut, ganz ungewöhnlich gut gekonnt hatte. Das ganze Heiraten erschien mir plötzlich nur wie eine komplizierte Einrichtung zur Belobung braver, fleißiger Buben. Und ich freute mich ... Die Kerzen schauten mit hellen Augen auf mich herab und der große, runde Schabbeskugel lachte mich an.

\* Eine Sabbathmehlspeise (Anmerkung der Autorin).

Dann bekam ich einen neuen seidenen Kaftan. Das war für die Verlobung. Bei der Verlobung sah ich die Braut. Sie war so alt wie ich und hatte dicke, schwarze Zöpfe. Wir sprachen nichts miteinander und sie kam mir auch sehr nebensächlich vor. Ich schaute immer nur den Rebben an, ob er noch etwas sagen, mich noch loben würde. Er aber lächelte immerfort sein gleichmäßiges Lächeln und strich mit der linken Hand langsam über seinen schönen schwarzen Bart.

Es wurde vereinbart, daß wir erst in zwei bis drei Jahren heiraten sollten. Das war so üblich in unserem kleinen galizischen Städtchen.

Mutter weinte und küßte mich, und Vater lächelte stolz und sagte: „Bist a wojler Chussenbucher.“\*

Sehr selbstzufrieden schlief ich abends ein.

... „Ich habe eine Braut!“ ...

Zwei Jahre später war es, nachts. Das Fenster war offen, warm duftender Tauwind wehte herein, wühlte in meinen Haaren und spielte mit meinen Schläfenlocken. Halbwach lag ich da, seltsam benommen. Mir war auf einmal der Gedanke gekommen, im Traum, im Halbschlaf, ich wußte nicht wie. Wie eine große, leuchtende, windgelöste Blume durchs Fenster geflogen kommt und starkduftend auf einen herabfällt. Wie eine Stimme, die man im Erwachen hört, die fremd klingt und doch die eigene ist. Hatte es jemand gesagt? An meinem Bette saß plötzlich eine weiche Gestalt, ein Weib. Die Mutter. Und doch nicht die Mutter. Sie lachte dunkel und erzählte immer wieder: „Menedele, sollst mir leben, du hast eine Braut, eine schöne Braut, eine feine Braut.“ Und ich lauschte, lauschte unersättlich, lauschte, als ob sie mir ein nie gehörtes, spannendes Märchen erzählen würde. Und ich wußte: alles war ein Traum. Was sie erzählte, war ein Traum, und was ich vor zwei Jahren erlebt zu haben vermeinte, war auch nur ein Traum, ein Traum dieser Wundernacht. In Wahrheit saß keine Frau an meinem Bett, kein schwarzes Mädchen mit langen Zöpfen war seit zwei Jahren für mich bestimmt. Es war nur ein Traum, aus lang verachteten Wünschen erschaffen, aber – oh – was war mein ganzes Leben gegen diesen einzigen Traum.

Morgens war ich so verwirrt, daß ich nahe daran war, mich für verrückt zu halten. Es war ja wahr! Ich hatte eine Braut. Seit zwei Jahren und doch – erst seit gestern nacht.

Es war mir, als hätte sich mein märchenhafter Traum nur zufällig in die Wirklichkeit verwirrt. Meine Tage waren von einem angstvollen Glücksgefühl durchtränkt.

Eines Tages sagte der Vater bei Tisch: „Morgen kommt der Bukaczowcer Rebbe.“

\* Bräutigam (Anmerkung der Autorin).

„Kommt Freudele auch?“, platzte ich heraus, und der Klang meiner eigenen Stimme beschämte mich, wie noch nie.

Aber der Vater sah mich nur streng an und erwiderte kein Wort.

Als er das Zimmer verlassen hatte, sagte die Mutter: „Aber, Mendele, wie ist dir nur so etwas eingefallen? Ein Bräutigam fragt doch vor der Hochzeit nicht nach der Braut, das schickt sich doch nicht.“

Sie hätte es mir nicht zu sagen gebraucht. Ich war selber zu Tode erschrocken und empört über meine vorlaute Frage.

Abends sagte der Vater: „Mendeleleben, ich war immer sehr zufrieden mit dir, du warst, unberufen, ein fleißiger Bub, was ist jetzt auf einmal mit dir? Du lernst nicht, du rennst in den Gassen herum und hast Sachen im Kopf, die ein jüdisches Jüngel nicht im Kopf haben soll. Schau, Mendele, der Rebbe hat immer so viel von dir gehalten, und wenn er das jetzt sieht, was wird er sagen, der Rebbe?“

Ich aber dachte: „Der Vater spricht dort etwas vom Rebbe ... Ist er denn schon da? ... Ist Freudele schon da? ... Ich muß sie doch suchen, suchen ...“ –

Und ich rannte in den Straßen herum und suchte.

In unserem Städtchen ging das junge Volk jeden Nachmittag in der langen, grünen Lindentallee spazieren. Da traf ich sie.

Sie war so schön, daß ich erschrak. Hatte große, schwarze, glänzende Augen. Augen, die immer auf etwas warteten, sich auf etwas freuten.

Wir erkannten einander sofort, verständigten uns rasch, unauffällig durch Blicke und Zeichen. Es ging so leicht. Wir fühlten, daß der eine doch nur genau dasselbe denken konnte, was der andere dachte ...

Taufeucht war das dämmerige Feld, und die weißen Kirschbäume sprühten Silberfunken.

Unter den Kirschbäumen stand Freudele und lachte. Lachte über unseren gelungenen Streich. Wir schauten einander an, und sprachen und sprachen, und wußten nicht einmal, was.

„Dein Vater kommt heute abend zu meinem“, erzählte Freudele, „er wird mit ihm alles besprechen, du verstehst mich schon. Denn morgen fahren wir wieder weg. Wirst du mir schreiben, Mendele, sag', was wirst du mir zum Beispiel schreiben?“

Und wir besprachen ganz genau, wie und was wir einander schreiben wollten. „Du bist sehr hübsch geworden“, sagte Freudele in ihrer sachlichen Art, „und du bist auch nicht mehr so klein und so dumm wie vor zwei Jahren.“

Ich konnte nicht so fröhlich sein wie sie. Ich hatte Angst. Es konnte doch immer jemand kommen und uns sehen.

„Du Narr“, sagte Freudele, „und was macht es schon, wenn jemand kommt? Du bist doch mein Bräutigam. Es ist doch ganz in Ordnung, wenn du mich lieb hast.“

Ich hätte ihr gerne klar gemacht, was mich bedrückte. Was mir an der ganzen Sache so verhängnisvoll unwirklich erschien.

„Nein, Freudele“, sagte ich, „in Ordnung ist es sicher nicht. Das ist ja vielleicht auch das Schöne daran. Schau, hast du schon einmal gehört, daß zwei jüdische Kinder einander lieb haben sollen, lieb in der Art, wie wir, und noch dazu vor der Hochzeit? Hast du schon einmal deinen Vater oder deine Mutter über Liebe sprechen gehört? Ich glaube, das ist darum, weil unsere Juden immer so viele Sorgen und so viele traurige Sachen im Kopf haben. Da haben sie einfach keine Zeit dazu. Und wenn dann doch einer kommt und so ein Wesen daraus macht, dann sind sie böse, sehr böse auf ihn.“

Aber sie hatte nicht einmal zugehört ...

Sie schaute mich nur immer mit ihren schwarzen, glänzenden Augen an, schaute, als ob sie etwas von mir erwarten würde. Ein Märchen, ein Wunder, etwas Schönes, Seltsames, nie Gekanntes. Ich fühlte mein Herz unter ihren Blicken schlagen, stolz und angstvoll zugleich. Denn eine dunkle Ahnung verließ mich nicht, daß es nie würde sein können. Weil es zu schön war. Weil es doch nur ein Traum war, der sich in die Wirklichkeit verirrt hatte ...

Spät, spät abends wartete sie vor ihrem Haustor auf mich. Wir wollten noch einmal Abschied nehmen. In der Dunkelheit sah ich ihre erwartungsvollen Augen vor mir, ihren erwartungsvollen Mund, sah die ganze süße, erwartungsvolle Mädchengestalt. Ich küßte sie verzweifelt, ich konnte mich nicht entschließen, ihre Lippen loszulassen, weil ich Angst hatte, daß sie dann in nichts zerrinnen würde für immer und ewig. Freudeles Augen schlossen sich nicht, brennend schwarz waren sie und fragten und fragten ...

Was dann kam, war endloses Stimmengewirr. Menschen umstanden uns, der Vater, die Mutter, der Rebbe, Freunde und Fremde. Ich hörte die Mutter jammern und klagen: „Was ist aus meinem Kind geworden, Gewalt, was ist aus Mendele geworden, er war doch immer so ein wojler, feiner, stiller Chussenbucher.“

Mein Vater aber sagte respektvoll: „Rebbe, Ihr werdet mich ja verstehen, wenn ich Eure Tochter jetzt nicht mehr zur Schwiegertochter will. Ihr wollt ja sicher auch meinen Sohn nicht mehr. Ich kann jetzt überhaupt nicht daran denken, ihn zu verheiraten. Ich muß ihn wegschicken, unter strenge Aufsicht geben und schauen, daß ich ihm wieder seine schlechten Gedanken austreibe.“

Der Rebbe stimmte mit ein paar würdevollen Worten zu. Freudele weinte unaufhörlich.

„Ihr dummen Menschen“, schrie sie, „Ihr närrischen Menschen! Was wollt Ihr von uns? Wenn er mich nicht lieb gehabt hätte, dann hätte ich ihn bekommen, und weil er mich lieb hat, darum bekomme ich ihn nicht. O Ihr dummen, dummen, dummen Menschen!“

Ich hörte Freudeles Stimme nur noch von ferne und wunderte mich, daß selbst ihr Weinen und Schreien so schön klang wie ein trauriges Lied.

Tags darauf weckte mich der Vater sehr zeitlich, hieß mich aufstehen und einpacken. Wir stiegen in den Wagen (die Eisenbahn wurde noch damals bei uns höchstens als Gesprächsthema benützt), um nach Wiznia zu fahren. Dort wohnten die Verwandten meines Vaters, strenge, fromme Leute. Bei denen sollte ich ein Jahr lang bleiben und fleißig lernen.

Eintöniges Regengeplätscher begleitete unsere stille Fahrt. Ruhig saß ich da, tränenlos, und schaute nur immer unverwandt meinen Vater an. Schaute in sein vergrämes, versorgtes Judenantlitz, bis ich voll begriff, warum er mir zürnte und warum er so an mir gehandelt hatte. Und ich dachte, daß alte Leute eben wahrscheinlich dazu da sind, um Ordnung zu halten. Nun, da sich einmal der Traum einer Frühlingsnacht in die leidbedrückte, entsagungsvolle Wirklichkeit unseres düsteren Ghetto verirrt hatte, nun fanden sie mit Recht, daß er nicht hergehörte, und haben ihn einfach hinausgetrieben. Und er ist dann auch nie, nie wiedergekehrt.<sup>4</sup>

## Kol Nidre

An einem schönen Sommerabend des Jahres 1635 spazierte Jan van Deeken mit seinem Freund, Manasse da Santos, in den Straßen von Amsterdam umher. Sie drängten sich durch das bunte Gewühl von krausen Verkaufsbuden, kreischenden Marktweibern und geputzten Stutzern, bis sie schließlich an einer Straßenecke stehen blieben, wo sie, halb im Schatten des mächtigen Portals, ungestörter sprechen konnten. Das Geschrei und Gedränge, die Fülle der grellen, saftigen Farben, der tausend grotesken Einzelheiten des Jahrmarkttrubels, all das drang gerade bis zu ihnen und machte dicht vor ihnen kehrt. Sie standen hart an der Grenze zwischen Lärm und Stille.

Der kleine blonde Student war mit seinem Gefährten in einen spitzfindigen Disput über irgend eine schwierige Stelle des Aristoteles vertieft. Sie sprachen leise und heftig, altes und neues Testament, antike Philosophen, Rabbinen und Scholastiker des Mittelalters wurden zur Entscheidung des Streites herangezogen. Eben war dem jungen Juden ein besonders scharfsinniges Argument eingefallen, welches den Gegner vollständig überzeugen mußte. Er zögerte noch, bemühte sich hinter schmalgeschlossenen Lippen, den Gedanken in möglichst scharfgeschliffenen Sätzen zu formulieren, um seinem Siege Glanz zu geben.

In diesem Augenblick ging am Arm ihrer Freundin ein junges Mädchen an den beiden vorbei, Typus der holländischen Kaufmannstochter, blond, rosig, mit viel zu derben Formen. Jan van Deeken grüßte mit komischer Begeisterung und sie nickte ihm vertraulich lächelnd zu. Ehe sie weiterging, blieben ihre neugierigen Augen noch etwas länger als es schicklich war, an dem blassen Juden hängen.

„Ist sie nicht ein Engel?“, flüsterte der kleine Student.

Sehr ärgerlich, daß sie gerade jetzt gestört worden waren, sagte Manasse: „Meinetwegen, ein Engel. Aber um auf unser voriges Gespräch zurückzukommen ...“

„Vergib, Manasse, aber erst jetzt fällt es mir plötzlich ein. Hast du bemerkt, wie sie dich anschaute?“

„Nein“, sagte der Spaniole nachlässig und senkte die langbewimperten Lider, ängstlich, daß ihm sein Gedanke entgleiten könnte. „Das ist unmöglich! Das könntest du nicht übersehen haben“, versetzte der andere mit kindischer Heftigkeit. „Und nun sagst du das noch so ... so ... und kannst mir dabei nicht in die Augen schauen. Manasse,

wenn du mich belogen hast ...! Wenn du vielleicht hinter meinem Rücken versucht hast, dich ihr zu nähern ...!“

Langsam schlug der Jude die dunkeln Augen auf. Sie trugen den Ausdruck einer unendlich schmerzlichen Überlegenheit. „Du blonder Christenknabe, meine Sorgen sind anderer Art als die deinen.“

„Du kannst leugnen, soviel du willst“, versetzte der Kleine, krebsrot vor Erregung. „Wie soll ich nun mit diesem Verdacht in meinem Herzen dein Freund bleiben? Willst du mich von meinem Zweifel befreien, so schwöre, schwöre einen heiligen Schwur, daß du dich ihr nie, auch nur in Gedanken genähert hast. Dann, nur dann kann ich dir glauben.“

„Es ist mir gar nicht erlaubt, auf so nichtige Dinge zu schwören“, sagte Manasse peinlich berührt.

„Nichtig?“ rief Jan van Deeken und seine Kinderaugen füllten sich mit Tränen. „So ist meine Liebe, mein Lebensglück in deinen Augen eine Nichtigkeit? So wenig gilt dir dein Freund, Manasse? Das habe ich nicht um dich verdient!“

„Jan, so beruhige dich doch“, ermahnte Manasse mitleidig. „Wenn es dir wirklich so um alles geht, nun gut, so werde ich schwören.“

Aber in diesem Augenblick ertönte hinter den beiden eine tiefe Stimme: „Mach' dich nicht lächerlich, Van Deeken. Was läßt du den Juden schwören. Der Jude hat keinen Eid.“

Van Swieten, Jans älterer Studienkollege, stand hinter ihnen, groß und höhnisch.

Leichenblaß bis an die Lippen, erwiderte der Spaniole und seine Stimme klang eiskalt und messerscharf. „Würdest du die ... Freundlichkeit haben, das noch einmal zu wiederholen?“

„Mit Vergnügen“, versetzte in demselben Tone Van Swieten. „Ich sagte, daß es zwecklos sei, euch Juden irgend etwas schwören zu lassen. Euer Eid ist ungültig, denn eure eigene Religion erlaubt euch den falschen Schwur.“

„Du solltest deine Verleumdungen wenigstens anstandshalber zu beweisen versuchen“, spottete der Jude und seine schlanke, schwarz gekleidete Gestalt straffte sich mit der altspanischen Grandezza, die ihm noch in allen Gliedern steckte.

„Warum auch nicht?“ Er sprach mit verächtlicher Absichtlichkeit nur mehr zu Van Deeken. „Jan, du bist noch jung, du kennst die Bräuche dieser Juden nicht, du mußt dir schon eine Belehrung gefallen lassen. Einen Festtag haben diese Juden, den sie Versöhnungstag nennen und an diesem Tage beten sie ein Gebet<sup>5</sup> und in diesem Gebete stehen die Worte: ‚All unsre Eide sind keine Eide.‘

Siehst du nun, daß ich recht habe? Daß der Jude ehrlos ist und daß er keinen Schwur haben kann und auch kein Ritterwort und keine Ritterehre? Es würde mir besser anste-

hen, Van Deeken, und würde auch deinen guten Eltern und deinen wohlgesinnten Freunden erfreulicher sein, wenn du dir künftighin deinen Umgang sorgsamer wählen würdest.“

Manasses Hand war blitzartig nach der Stelle gefahren, wo er einst das Schwert getragen hatte. Dann aber besann er sich, senkte nachdenklich den Kopf.

„Manasse, liebster Manasse, er lügt doch, nicht wahr, er lügt?“, flehte der kleine Student.

Da sagte der Jude sanft: „Er spricht die Wahrheit.“

\* \* \*

Weißes Sonnengleiß lag noch auf den Buden des Marktes, auf den hellblonden Köpfen und rosigweißen Hälsen der drängenden Menschenmenge. Dort aber, wo stillere Straßen abbogen, unter den alten überhängenden Portalen breitete die Dämmerung ihre ersten grauen Samtschatten.

Die beiden Studenten standen regungslos und vermochten sich nicht vom Fleck zu rühren. Die leise Stimme des Juden bannte sie unwiderstehlich in ihr geheimnisvolles Dunkel.

„Er spricht die Wahrheit. Es gibt ein solches Gebet. – Es sind schon einige Jahre her, seit ich es zum ersten Male hörte. Dicht aneinandergedrängt standen wir, beklemmende Heimlichkeit umgab uns, siedende Angst vor Entdeckung. Da stieg das Gebet vor uns auf, langsam stieg es auf.

Bis zu jener Zeit bin ich ein Spanier gewesen, ahnungslos, daß ich etwas anderes hätte sein können. Sie hatten mich erzogen wie man die Söhne der spanischen Ritter erzieht. Und den Söhnen der spanischen Ritter fiel es nicht ein, in mir etwas Fremdes zu sehen. Wenn ich durch die Straßen von Saragossa schritt, trug ich den blitzenden Degen an der Seite und die klirrenden Sporen an den Füßen wie sie (solch ein schönes, kinderstolzes Gefühl empfand man bei diesem Klirren und Blitzen) und ich konnte reiten und fechten wie sie und sie sagten meinen Schwestern Artigkeiten, wie ich den ihren. Und ich betete in ihren Kirchen und war sehr fromm und bekreuzigte mich bei jedem Anlaß, denn das gehörte zum guten Ton ...

Einmal an einem schimmernden Frühlingstag kam ich auf meinem andalusischen Rappen heimgeritten. Kleine weiße Blütenzweige waren an meinen Kleidern und Sporen hängen geblieben, heiß war ich vom rasenden Ritt und müde und sehr selbstzufrieden. Aber an der Türe empfing mich unsere alte Dienerin und führte mich, den Finger an den Lippen, in das entlegenste Zimmer unseres Hauses, schloß sorgsam hinter mir

die Türe, vor der ihr kleiner Sohn Wache hielt. Und da geschah es, daß ich meinen Vater Passah feiern sah.

Noch nie hatte ich dergleichen gesehen. Urplötzlich war ich hineingekommen, ohne Übergang, aus einer Welt der Schwerter und Gitarren, der rauschenden Seidengewänder und blitzenden Edelsteinkreuze und was ich sah war häßlich und fremd, waren Speisen von lächerlich ungewohntem Aussehen, groteske Zeremonien, krause Formeln, kläglich, unverständlicher Singsang. War das wirklich mein Vater, der stolze, finstere Don Diego, der hier im Kreise seiner Familie diesen lächerlichen Spuk trieb, tausend kleinliche Dinge mit umständlicher Sorgfalt vollführte und in singendem Ton, große Tränen in den Augen, alte Geschichten erzählte, deren Sinn ich nur halb verstand?

Ich wollte mich schämen, wollte empört sein in meinem Spanierstolz, aber ich vermochte es nicht. Ich saß beim Tisch, ohne recht zu wissen wie, fand ich mich in den Verlauf der vorgeschriebenen Formeln, aß das flache Brot, aß die bitteren Kräuter. Vielleicht träumte ich nur, ganz gewiß aber hatte ich das alles schon einmal geträumt, dieses heimliche Zimmer, dieses krause Fest, diesen angenehm trockenen Geschmack des Brotes, den bitteren des Krautes, den süßen des Weines. Eine schmerzhaft tiefe Zärtlichkeit erfüllte mich, ich wußte nicht wie mir geschah, ich liebte sie plötzlich alle, die kleinen sonderbaren Dinge, liebte ihre verschnörkelte Häßlichkeit, ihren rührenden Duft, ihre erinnerungsschwere, schmerzlich-listige Zeichensprache. Heimatwärme fühlte ich.

Und ich verstand ohne Mühe, daß ich ein Knecht gewesen war im Lande Ägypten und daß ich ein Verfolgter gewesen war im Lande Spanien und daß sie uns mit Feuer und Schwert gezwungen hatten, unser Judentum abzuschwören, und daß wir doch Juden geblieben waren, damals und heute. Und daß mein Vater, der stolze Don Diego, die Zierde der spanischen Bürgerschaft, heimlich und in Todesangst vor der unermüdlich forschenden Inquisition, doch an den verbotenen, alten, sonderbaren Überlieferungen festhielt und nun zum ersten Male seine Kinder einweilte, widerstrebend und gegen seine bessere Vernunft, aber er konnte nicht anders.

Von dem Tage an führte ich, wie all die unzähligen heimlichen Juden Spaniens, ein qualvolles Doppelleben. Lüge wurde mir zur Angewohnheit und List und Verstellung. Ein ungesunder Scharfsinn nistete sich in meiner Seele ein und der unterdrückte Jähzorn des heißen, peinvoll gedemütigten Blutes machte sich in heimtückischem Spotte Luft. Es war ein Leben der tiefsten Erniedrigung und doch qualvoll schön in seiner heimlichen, zu Tode gängstigten Liebe zum alten, oft verleugneten Judentum. Es war eine zähe sinnlose Liebe, die sich blind an die kleinsten Dinge klammerte, an den Duft des warmen Mazzahbrotes,<sup>6</sup> an den Schimmer der zarten Chanukakerze.

Du glaubst nun, Van Swieten, daß dieses schmachvolle Lügenleben endlich eine wirksame Waffe war gegen den unbeugsamen Starrsinn des alten trotziges Volkes, an

dem sich jahrhundertlang Priester und Könige die Köpfe wundgerannt hatten. Glaubst, daß wir doch jetzt mit unfehlbarer Sicherheit so werden mußten, wie ihr uns haben wolltet: willensschwach, feige, unzuverlässig, ehrlos. Ich wundere mich nicht darüber. Ich habe es selbst geglaubt, einen heißen, schweren Sommer lang.

Dann aber kam der Herbst mit seinen düsteren Festen.

Unter tausenderlei unwürdigen Listen und Vorsichtsmaßnahmen trafen sich am Versöhnungstage die heimlichen Juden von Saragossa. Dicht aneinandergedrängt standen wir, beklemmende Heimlichkeit umgab uns, siedende Angst vor Entdeckung. Da stieg das Gebet vor uns auf, langsam stieg es auf ...

Leise bange Traurigkeit. Stille, angstvoll verhaltene Klage. Langsam enttauchte der Melodienflut ein schmerzlicher Gedanke. Was habt ihr uns getan? Was habt ihr den armen frommen Kindern Judas getan? Eide zwangt ihr sie zu schwören, die keine Eide waren ... keine Eide ... keine Eide ...

Drohung, Folter, Blut. Ratlos steht die gepeinigte Judenschar, Menschenschwäche siegt, sie murmeln mit bleichen Lippen die Paternoster, die sie der Henker lehrte. Das waren keine Eide ... keine Eide ...

Der Sang ward stärker, wand sich leise in quälender Erinnerung ... Eisiger Wasserstrom ... kahlgeschorene Priester ... düsteres Glockengeläute ... rote Lämpchen vor beängstigenden Marienbildern ... metallharte Kreuze ... Kreuze ... Kreuze ... Kreuze ... keine Eide ... nein – nein ... keine Eide ...

Und das gepeinigte Lied schwoll hoch und hell in befreiendem Sturm. All die schmachvollen Eide ... sie waren keine Eide. Sie waren erzwungen und das Herz, das alte zähe Judenherz hatte keinen Teil an ihnen. Kein Priester, keine Taufe war je imstande, einen Juden in einen Christen zu wandeln. Meineidig, befleckt, mit Schmach und Sünde beladen, blieb er was er war. Das Gefühl, daß er entehrt war, stumpfte nicht seinen Heldenmut ab, die hartnäckige Treue für sein Judentum.

Mir aber fiel mein halbvergessener Spanierstolz ein, meine einstigen Begriffe von Mannesehre und Rittertum. All das war mir nun genommen worden. Ich lächelte.

Es erschien mir so unsäglich albern und barbarisch neben dem gigantischen Heldenstum dieser armen erniedrigten Menschenschar. Ich erkannte die höhere, die höchste Ehre, die in unserer Schmach lag.

Sieh her, Van Swieten, es ist ja nicht notwendig, daß du mich verstehst. Ich verstehe dich jedenfalls vollkommen. Auch ich habe einst auf einen Ehrenkodex geschworen, dem das Blutvergießen eine edle Sache war und der den verachtete, der nicht nach genauen Gesetzen eine jede Beleidigung ihrer Schwere gemäß mit entsprechenden Wunden bezahlte. Da kannst du wohl mein Volk ehrlos nennen, denn mehr Böses ist ihm zugefügt worden, als es in hunderttausenden von Zweikämpfen wettmachen könnte.

Aber lächeln muß ich, daß du glaubst, du hättest unseren eisernen Judenstolz gebrochen, weil du uns die kleine Ehre nahmst, die dem Manne ein liebes Spielzeug ist: Die Ehre der Formeln und Worte. Du irrst. Ihr alle irrt. Ihr habt euch verrechnet. Ihr wolltet uns zwingen, Verräter zu werden, Verräter an unserem Judentum. Wir aber wurden damals lieber Verräter an einem edlen Gute des Menschenherzens, am Eid. Wir zerbrachen fast unter der Last dieser Schande, aber wir beteten unser schmerzenreiches Heldenlied, unser Kol Nidre – und blieben Juden.“<sup>7</sup>

## Die seidenen Zures

Nutele Friedmann kehrte nach fünfjähriger Abwesenheit in sein Heimatstädtchen zurück. Er hatte in Wien die „Matura“ gemacht und zwei Semester Medizin absolviert. War eben zwanzig Jahre alt geworden und seine Eltern fanden, daß es nun an der Zeit sei, ihm einen kleinen Ferienbesuch zu machen.

Das Wiedersehen mit den schiefen, schmutzigen Straßen des kleinen galizischen Städtchens, mit dem Gewürzladen seines Vaters und mit der ganzen, wild auf ihn einredenden Familie, brachte in sein feines Gesicht nur ein sanftes Lächeln, von dem man nicht hätte sagen können, ob es ein gerührtes oder auch nur ein geduldiges Lächeln war. Er hatte sich eine leise, diskrete Stimme angewöhnt und sprach ein seltsam unpersönlich korrektes Hochdeutsch. Es lag etwas in seiner Art zu sprechen, das auch mit den alltäglichsten Dingen wie mit Porzellansachen umging.

Abends bei Tisch. Der alte Awrumko kaute umständlich an seinem Bissen. Den ganzen Nachmittag über hatten tanzende Schimmer Wände und Möbel verhüllt. Die täglichen Dinge seines Lebens waren spurlos im Begrüßungsrusch ertrunken. Heißer Stolz war in ihm, schaute rückwärts auf unendliche Mühen, schaute vorwärts und lächelte: „Mein Sohn wird ein Doktor sein.“

Aber nun waren die tanzenden Schimmer still geworden, sanken in langsamen Goldtropfen zu Boden. Langsam tauchten wieder seine Möbel und Wände hervor, sein Zimmer, seine täglichen Plagen, seine Welt.

Von den Körpern und Bewegungen dieser Welt stach die Erscheinung seines Sohnes mit solch einer Fremdheit ab, daß es wie alles Ungewohnte, die Spottlust des Vaters reizte. Sein Wesen veränderte sich, er stellte seine Fragen ungeduldiger, skeptischer, oft mit einem gewissen Unterton trockener Überlegenheit. Er fühlte wieder mit vollem Bewußtsein, daß es ihn langweilte, wenn Nutele mit genießerischer Umständlichkeit Wiener Sehenswürdigkeiten beschrieb und ersättlich in allen Einzelheiten schwelgte. Er unterbrach ihn trocken, fragte nach Wiener Verwandten.

Nutele gab gewissenhaft Auskunft. Ja, er hatte, wie aufgetragen, Vetter Itzig besucht, war dort sogar zum Nachtmahl eingeladen worden und hatte bei dieser Gelegenheit Vetter Herschls Tochter kennengelernt.

Vetter Herschls Tochter? Beide Eltern wurden plötzlich lebhaft. Sie hatten mit Vetter Herschl vor Jahren in großer Freundschaft gelebt. Die kleinen Mirl und Nutele wa-

ren in derselben Woche geboren worden und die Eltern hatten wechselseitig lebhaften Anteil an den Kindern genommen. Erst als Herschl nach Wien zog und anfang, sich deutsch zu kleiden, war eine kleine Entfremdung eingetreten.

Nutele erzählte nicht viel. Er hatte sie, wie gesagt, bei Vetter Itzig kennengelernt und war ihr, ein paar Tage später, auf der Universität begegnet. Sie hatte ihn ein paarmal aufgefordert, sie ins Theater zu begleiten und dann auch öfters zu sich eingeladen und ihm vorge-sungen. Sie besuchte das Konservatorium und man prophezeite ihr eine große Zukunft.

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Groß und schwarz verträumten sich seine Augen.

Das alles rief in Awrumko unbewußt unwillige Empfindungen hervor. Er begann mit einer gewissen Absichtlichkeit von seinem Elend, seinen täglichen Leiden zu reden.

Man plagte sich. Man quälte sich. Umsonst. Man war von Feinden umgeben. Judenhaß bei allen, von Bauern bis hinauf zum Polizeimann.

Manche bezahlten nicht gleich. Wurden grob und stießen Drohungen aus, wenn man sie mahnte. Meinten es ja meistens nicht ernst. Aber schon zitterte man. Fuhr bei jedem Geräusch zusammen. Sah halbvergessene Schreckbilder vor sich aufsteigen, ausgerissene Bärte, Messer, Blut. Dachte längst nicht mehr an das mühsam erworbene Geld, sondern bangte nur um das nackte Leben. Und war schutzlos.

Manchmal waren gute Zeiten gekommen. Und das Geschäft schien aufzublühen und man dachte schon an Vergrößerungen. Immer wieder und wieder versuchte man sich aus dieser erstickenden Armut zu winden, ein Leben zu erreichen, in welchem es ruhige Nächte gab, nicht mehr zersägt und zerschnitten durch die ewige Sorge: ‚Habe ich für den morgigen Tag genug für mich und mein Weib? Habe ich für den nächsten Monat genug für Nutele und sein Studium?‘ Aber sie machten dem armen Juden das Leben immer schwerer und schwerer, bis er atemlos innehielt und wieder den kleinen Vorsprung verlor, den er seiner Armut abgewonnen hatte.

Nutele war sonderbar.

Tagelang saß er in seinem Zimmer, kümmerte sich um nichts, hatte für gar nichts Interesse. Wenn jemand zu ihm sprach, hörte er höflich und sanft ...

Du wirst so vertieft sein, daß du mich nicht eintreten hören wirst. Ganz plötzlich wird Musik im Zimmer sein. Prunkvolle Arien und kleine schmerzdurchleuchtete Ghetto-liedchen. Du wirst mich nicht sehen. Nur meine Stimme wird bei Dir sein. Du wirst nicht mehr glauben wollen, daß diese Stimme in einem Menschenwesen lebt. Wirst es besser wissen: Wirst erkennen, daß es die Stimme Deiner Jugend ist, die Du geliebt hast, die mit Dir weint und Dich weiter ins Leben hinausschickt, die Stimme Deines ersten süßen kleinen Studententraums.

Dann werden die Lieder leise verklingen. Wir werden einander gegenüber sitzen und zwischen uns wird der samtene Vorhang der Dunkelheit sein. Wir werden still vor uns hinblicken und immerfort nur das eine denken: Niemals, niemals, niemals, niemals. Das erstemal wird darin Verzweiflung klingen, das zweitemal Traurigkeit, das drittemal Musik. Und zuletzt wird die Musik dieses Wortes so wunderbar sein, daß Du Dich plötzlich dabei ertappen wirst, wie Du Dir nicht mehr wünschen kannst, es wäre anders gekommen. Denn Du liebst die Schönheit, und tiefe Schönheit wird über Deinem Schmerze sein.

Ich aber werde keinen Vorwurf mehr fühlen, mein Herz wird nicht mehr schmerzen bei dem Gedanken an Dich, sondern Dich still und heiter lieb haben wie kleine Kinder und leise Ghettolieder.

Mirjam

Stille. Weiche, webende Stille. Tief und ruhig ging Nuteles Atem und leise raschelte der Brief. Der alte Jude stand mit weitgeöffneten Augen da. Was er nie gekannt, was er bitter verachtet hatte, lag nun zum ersten Male vor ihm in seinen farbigen Bildern und biegsamen Rhythmen, die Uraltes in ihm wachriefen, ekstatischen Schönheitsrausch des alten Hebräers, längst verschüttet, längst versenkt. Er fühlte in seinen Händen die seidenen Zures knistern.

Er hatte immer gewußt, daß es im menschlichen Leben Schmerzen geben muß. Und die Schmerzen hatten für ihn immer bestimmte Gestalten gehabt, sie waren häßlich, sie waren gifterfüllt. Und nun erkannte er, daß es auch Schmerzen gab, die schön waren. Kein Ekel war in ihnen, kein Haß, kein Krampf. Es waren feine, weiche, seidene Zures.

Das alte Spottwort hatte plötzlich einen anderen Klang bekommen. In seinem knisternden Rauschen war eine neue Weisheit, ein neues Heil.

Und der alte Awrumko fühlte plötzlich mit heißer Gewissheit eine Zukunftswelt kommen, in der nichts Niedriges mehr war, nichts Grausames, nichts Stumpfsinniges. Eine feine, kluge, seidene Welt. Und weil eine Welt ohne Zures unmöglich ist, so würde es auch dort Zures geben, aber eben nur feine, seidene Zures, so wie sie sein Sohn, sein süßer, goldener, gebildeter Nutele hatte. Nicht mehr die rohen Schmerzen, die der Mensch dem Menschen zufügt, sondern schöne, natürliche Schmerzen, seidene Kissen, die man Kindern unter die Wangen schiebt, damit sie leise durch ihre Träume knistern.

Und der alte Jude neigte sein vergrämes Haupt über den kleinen, leichten Mädchenbrief und segnete die seidenen Zures – segnete sie als den Teil einer fernen schönen Welt.<sup>8</sup>

## Wassilka, die Bäuerin

Die Geschichte Wassilkas ist in der *Bukowina* sehr bekannt. Vielleicht wird sie einmal ein Volkslied werden. Aber heute ist sie noch ebenso wie ihre Hauptgestalt, wie die hochgewachsene Ukrainerin mit den breiten Backenknochen, den Augen von wilder Schlaueit und der einfältigen Nase mitten drin, eine lebendige, eng mit dem Alltag verbundene Tatsache, über die man sich je nach Klassenzugehörigkeit ärgert oder freut, aber über deren Bedeutung noch nicht sehr viel nachgedacht wird.

Wassilka stammt aus der Neu-Bukowina, aus einem der kleinen Dörfer, die einander alle so ähnlich sehen, die in diesem buntscheckigen rumänisch-deutschen, ukrainisch-jüdischen Ländchen durch ihre überall gleiche Armut, Unsauberkeit und Verwahrlosung wieder eine trostlose Einförmigkeit herstellen. Das war Wassilkas Umgebung, war der erste Teil ihres Lebens: Strohdach über dem Kopf, morgens, mittags und abends Maisbrei, hier Mamaliga genannt, schlafen im Schmutz, und dabei ausgezeichnet schlafen, als ständige Kleidung ein unsauberes, aber herrlich gesticktes Hemd und dazu ein dickes dunkles Tuch um den Oberkörper gewickelt. Der Vater Kleinbauer und zugleich Saisonarbeiter, die Brüder Tagelöhner im benachbarten Sägewerk. Die Lebensweise stumpf, aber die Phantasie beweglich, lauierend, die Sprache seltsam wild, stoßende Laute, trotziger Tonfall. Die ukrainischen Bauern sind für jeden Fremden ein Rätsel. Sie streben nach keinen besseren Daseinsbedingungen, ja sie ahnen kaum, daß es so etwas gibt, aber sie laufen eifrig in alle Volksversammlungen und folgen, oft ganze Dörfer, der sozialistischen Agitation, sie sind unwissend und doch unzufrieden, bedürfnislos und doch revolutionär, Bauern und doch traditionsfrei. Um diese Widersprüche zu verstehen, muß man ihre Geschichte kennen, die Geschichte eines Volkes, das nie eine eigene Herrenklasse besessen hat, sondern immer als Ganzes aus Kleinbauern, Knechten, Proletariern bestand. Immer wieder von Fremden, von Hetmans, Bojaren, polnischen Adelligen unterdrückt und ausgebeutet, immer wieder in der Rolle des minderwertigen, des verlachten und verachteten Pöbels gegenüber der fremden Erobererklasse, haben sich die Ukrainer eine einzige Leidenschaft bewahrt, die sie bei aller Bedürfnislosigkeit doch stets von neuem in die Reihen des Klassenkampfes treibt: ihren dumpfen Haß gegen jedes Herrentum und jede Unterwerfung, jeden Befehl und jeden Gehorsam. Ungleich leichter ist es, ihre Stimmen für den Sozialismus zu gewinnen als die der rumänischen Bauern, trotzdem sie genau so unwissend und verwahrlost sind.

Ihre Armut und Kulturlosigkeit ist ihnen selbstverständlich und bedrückt sie nicht weiter, drückend allein ist für sie das Gefühl der daraus folgenden Knechtschaft. Keine Großbauern gibt es unter ihnen, denen es sich auszahlt, erdgebunden und konservativ zu sein, keine „Treue zu angestammten Herren“ hat jemals ihren revolutionären Willen zum besten gehalten. Ihr Nationalismus fällt fast vollständig mit der proletarischen Bewegung zusammen, aus dem einfachen Grund, weil sie ein einziges Volk von Proletariern sind. Auch die dünne, sehr dünne Intellektuellenschichte, die sich in allerletzter Zeit entwickelt hat, ändert das Bild nicht. Sie geht entweder in gleicher Richtung mit dem Willen der Massen oder sie wird von den Massen hartnäckig abgelehnt. Angesamelter Trotz, verhaltener Jähzorn steckt in dem plumpen Gefüge der ukrainischen Sprache, in ihren stoßenden Lauten, ihren saftigen Flüchen, die nirgend so herrlich wütend, nirgend so herzbefreiend sind, wie in dieser einzigen *hundertprozentigen Plebejersprache Europas*.

Diese echt ukrainische Abneigung gegen Gehorsam und Hörigkeit war bei Wassilka mit besonderer Schärfe ausgeprägt. „Schrei“ mich nicht an“, pflegte sie als Kind zu ihrer Mutter zu sagen. „Wenn du schreist, weckst du bei mir den Teufel auf.“ Auf ihren Teufel berief sie sich bei jeder Gelegenheit mit großem Erfolg, sie hielt damit ihre Brüder in Schach und jeden, der ihr nahetreten wollte. Als Zehnjährige sah sie einmal zufällig, wie ein Bauer seine Frau schlug. Wassilka rief Leute herbei, rief das halbe Dorf zusammen. Man bedeutete ihr, sie soll ruhig sein, das sei nichts Besonderes, das täte jeder Mann seiner Frau, er hätte sie trotzdem sehr lieb. „Ich werde schon zurückschlagen“, erklärte Wassilka außer sich. „Den Kopf soll er brechen mit so einer Liebe.“

Als Wassilka neunzehn Jahre alt war, wurde sie als *Dienstmädchen* in die Stadt geschickt. Es war zwei Jahre nach dem Krieg und Czernowitz zeigte ein verändertes Gesicht. Zur Zeit seiner österreichischen Staatszugehörigkeit hatte es sich nicht ohne Erfolg bemüht, eine Art Klein-Wien darzustellen. Jetzt, unter der rumänischen Herrschaft, begannen sich die bürgerlichen Gesellschaftskreise immer mehr nach dem Vorbild von Bukarest zu richten. Während in Wien sich die Stellung des Dienstmädchens allmählich in die gebesserte und geschütztere Stellung der Hausgehilfin verwandelte, wurden in Czernowitz die Verhältnisse, milde gesagt, immer patriarchalischer. Wassilka lernte sie vom ersten Tag an gründlich kennen. Daß ihre Arbeitszeit unbegrenzt war, daß sie in einer Kammer voll Ungeziefer schlafen mußte, daß sie zum Essen die schlechtesten Abfälle bekam, das alles wäre ihr nicht weiter aufgefallen. Aber daß sie den Herrschaften die Hand küssen mußte, daß man nie anders als im Kommandoton mit ihr sprach, daß man sich in ihre Privatangelegenheiten einmischte, daß sich die vornehmen Damen bei ihr für ihre Vornehmheit entschädigten und ihrer schlechten Laune mit den gemeinsten Schimpfwörtern, manchmal sogar mit Schlägen Luft machten – das alles waren Dinge,

die Wassilka nicht ertragen konnte und wollte. Sie wechselte von Dienst zu Dienst, bald kannten sie die meisten Hausfrauen, persönlich oder vom Hörensagen, und erzählten einander schauernd ihre respektlosen Antworten. Die eine hatte die Gewohnheit, ihre Mädchen, wenn sie vom Einkauf am Markt zurückkamen, blindlings des Diebstahls zu verdächtigen. Das schadete nie und konnte gelegentlich stimmen. „Panji (Herrin)“, entgegnete Wassilka, „wenn ich stehlen wollte, so würde ich es schon gescheiter anfangen. Aber was gibt es bei euch schon zu stehlen? Eure Schulden vielleicht?“ – Eine andre konnte es nicht leiden, wenn das Mädchen eine Begründung ihrer Befehle verlangte oder sie über einen Irrtum aufklärte. „Du mußt nicht immer gescheiter sein als ich.“ – „Ich muß nicht“, lachte Wassilka, „aber ich bin es!“ – „Du freches Luder“, schimpfte die dritte. „Wer bist du eigentlich? Du bist die schmutzige Magd und ich bin deine Herrin.“ – „Ich weiß, daß ich keine Herrin bin“, stimmte Wassilka bei. „Ich würde mich auch schämen, so eine Herrin zu sein.“

Eines Abends lehnte Wassilka am Küchenfenster und sah in den Hof hinab. Es war ein schmaler Hof, wie ein tiefes, graues Rohr, und die Last erlittenen Unrechts und angesammelter Wut drängte sie, sich in diese Tiefe fallen zu lassen. Da öffnete sich in der gegenüberliegenden Wand, schräg über ihr, ein Küchenfenster und schräg unter ihr ein zweites und so immer fort im Zickzack, und gedämpfte ukrainische Mädchenstimmen gingen hin und her. – „Du weißt, Domka?“ – „Was gibt es, Paraska?“ – „Der Herr hat gesagt, wenn ich ihn heute nicht in meine Kammer einlasse, schmeißt er mich hinaus.“ – „Das ist kein Geschäft, Paraska. Bei meinen vorigen Herrschaften habe ich den Herrn hereingelassen und nachher hat er mich erst recht hinausgeschmissen.“ – „Paraska, der Hilko stirbt vor Sehnsucht nach dir.“ – „Schrei nicht so, Marinka, der Herr hat gesagt, so lange ich bei ihm im Dienst bin, duldet er nicht, daß ein Bursch zu mir kommt.“ – „Paraska hat eben einen ganz besonders tugendhaften Herrn, was, Marinka?“ – „Ah, daß dich der Teufel hole, Domka! So tugendhaft ist meine Herrin auch. Jedesmal, wenn der Herr wegfährt, schläft sie mit einem rumänischen Offizier. Aber wenn sie den Hriz bei mir erwischt, dann spuckt sie mir ins Gesicht.“ – „Pst, ihr drei! Wißt ihr, was *meine* Herrin macht? Sie verlangt immer, daß ich ihr die Schuhe anziehe und dann überlegt sie sich die Sache und ich muß ihr das zweite Paar anziehen und dann das dritte und so fort. Mir scheint, es macht ihr Freude, wenn man vor ihr auf dem Boden herumkriecht.“ – Immer neue Küchenfenster öffneten sich. In unendlichem Zickzack schimpften und klagten die Stimmen vom Keller bis zum Dach, vom Dach bis zum Keller. Wassilka dachte an keinen Selbstmord mehr. Mit einem Ruck drehte sie sich um und erblickte ihre Herrin, die ihr mit der gewohnten verachtungsvollen Gebärde ihr Nachtmahl, Brot und Würstrinden, hinwarf. Mit der gleichen, höhnisch nachgemachten Gebärde des Hochmuts, mit einem Lachen der Wut und der Schlaueit warf ihr

Wassilka das Essen zurück und zischte: „Behalte dir dein schäbiges Sklavenbrot. Ich bin nicht mehr dein Dienstbote. Wir bleiben nicht eure Dienstboten. Es hat sich ausgedient.“ Sprach's, raffte ihr Bündel zusammen und war draußen. Die alte, reiche Frau starrte ihr mit offenem Mund nach. Sie war schwerhörig und hatte kein Wort verstanden ...

Wassilka kehrte in ihr Dorf zurück und wurde zuerst Kommunistin, schwankte kurze Zeit zwischen beiden Parteien und entschied sich dann endgültig für die *Sozialdemokratie*. Sie ist ein stiller, klarer Mensch geworden mit ihren breiten Backenknochen, ihren schlauen Augen und der einfältigen Nase mitten drin, sie, der gefürchtete Hausfrauenschreck, eine der verträglichsten und diszipliniertesten Parteigenossinnen. Nur in den Reden, den primitiven und dabei im ganzen Lande berühmten Reden, die sie in Wahlversammlungen, Frauenversammlungen hält, bricht ihre ganze alte Leidenschaft hervor und reißt Tausende mit.

Das ist die Geschichte Wassilkas.

Vielleicht wird sie einmal als Lied gesungen werden. In den wilden, auffahrenden Lauten der ukrainischen Sprache, dieser Sprache des Trotzes, des Jähzorns und der Revolution. In der Sprache, wie sie nur ein Volk sprechen kann, das aus lauter Unterdrückten besteht, lauter Feinden des Befehls und des Gehorsams.

Ein Volk ohne Herren.<sup>9</sup>

## Chanukahlichter und Klassenbewußtsein

Die Floßgasse<sup>10</sup> streckt sich grau und naß durch den Dezembermorgen. Die paar Menschen, die man trifft, laufen mürrisch fröstelnd an einem vorbei. Und doch hat sie schon manchmal ganz anders ausgesehen, die arme Floßgasse, etwas Behagliches hat sie oft an sich gehabt, etwas Koscheres. Küchenduft kam von irgendwo dahergeweht, da und dort standen in Gruppen Juden und „dillten“ sich gemächlich in der trägen Mittagsstunde wie nur in irgend einer Judengasse des Ostens. Aber heute, um diese Zeit, hat die gute koschere Floßgasse ein vergrämtes, nüchternes Großstadtgesicht. Ein Haus nur, die alte Schul, summt leise wie ein Bienenstock, murmelt fortwährend, als ob sie eine eigene Stimme hätte, klagend und eintönig ihre Gebete. Und durch die angelaufenen Fensterscheiben der Milchhalle schimmert zart, wie Baumgeäst, ein Chanukahleuchter.<sup>11</sup> Dem Karmelitermarkt<sup>12</sup> zu hört man die aufgeregte Stimme einer Marktfrau: „Bei mir wet Ihr nischt pojlen kin Mezijes.“

\* \* \*

Auf dem Karmelitermarkt, die jüdische Volksküche hat zwei Arten von Besuchern, die dort ihr 60-Groschen-Mittag verzehren. Arbeiter und Arme schlechtweg. Man unterscheidet sie auf den ersten Blick, obwohl die Arbeiter oft nicht besser gekleidet sind als die anderen. Aber sie sind gekennzeichnet durch den Zusammenhang, der zwischen ihnen herrscht, die Art, wie sie einander zurufen, zusammenstehen, zusammengehen. Die Armen haben alle irgendeinen Zug von Seltsamkeit, Einsamkeit. Man findet Schnorrertypen unter ihnen, wie aus den Büchern Mendele Mocher Sforims, Sonderlinge, Outsider des Proletariats.

\* \* \*

„Ich bin organisierter Sozialdemokrat“, sagt der alte Flickschuster, „und wenn Vetter Mordche deswegen schimpft, so weiß ich was ihm zu antworten. Ein armer Mann ist ein Sklave, sage ich ihm, und ein Sklave muß nach der Befreiung streben, sonst verdient

er die ärgste Strafe, sage ich ihm.“ Und, bibelfest, zitiert er sofort den Vers vom Sklaven, der die Freiheit verschmäht. „Aber“, fügt er hinzu, „für meine Kinder, sie sollen leben, bin ich weiter nur der alte Jid, der nichts versteht. Ein schweres Geschäft ist das mit meinen Kindern, gesund sollen sie sein. Chaim ist bei den Kommunisten, Dwojrele ist epes eine Anarchistin, Chancie geht mit ihrem langen Bocher in den Schomer und Leibale, 12 Jahre ist er alt, bis hundertzwanzig, Leibale schreit: ‚Ihr mit eurer Politik seid alle blöd, die Hauptsache ist ein schönes Fußballmatch.‘“ „Und dann“, fährt er fort, „Verstehen Sie, Freilein, ich bin ein guter Sozialist, aber muß ich mir darum meine Jüdischkeit abgewöhnen, es ist mir so wohl in meiner Jüdischkeit. Jom Kippur habe ich gefastet, wie mein Vater und mein Großvater, so soll ich leben, ich hab einfach keinen Appetit gehabt. Und jetzt habe ich Chanukah gehalten, wie es bei meiner Mutter zu Hause war, ich habe die Lichter gebenscht, so süß und schön haben sie gebrannt und geknistert, die kleinen Lichter. Die Kinder haben mich ausgelacht, der Vater, haben sie gesagt, ist ein koscherer Sozialdemokrat. Nun frage ich Sie, Sie sind doch ein gebildetes Freilein, kann man denn nicht ein guter Sozialdemokrat sein und doch Lichter benschén?“<sup>13</sup>

## Judenszene

Aus dem Drama „Nacht“ von Klara Blum

Nebenraum eines großstädtischen Literatencafés. Kubistische Zeichnungen an den Wänden, gedämpftes Licht aus betont originellen Wandlampen. Vollbesetzte Tische. Harra und Leo im Vordergrund.

Harra: „Mir einen Schwarzen, Herr Ober.“

Leo: „Er hat dich ganz erstaunt angesehen.“

Harra: „Warum?“

Leo: „Weil du mit einer so jubelnden Stimme zu ihm gesprochen hast.“

Harra: „Ich kann nicht anders. Ich möchte Turmult machen. Dieses Summen, dieses Brausen. Endlich wieder mittendrin zu sein. Ganz abstrakt kommt mir heute alles andere vor, mein System, mein Ziel, unser Zweikampf. Im weiß nur Farben, Stimmen, Kontraste, Effekte.“

Leo erwidert einen Gruß.

Harra: „Wer ist das?“

Leo: „Eben der, von dem ich dir erzählt habe. Rolf Kehring, der Priester der sieben Geheimnisse, wie er sie nennt.“

Harra (lacht): „Originell.“

Leo: „Es ist überhaupt ein interessanter Klub. Wirst die Leute ja bald alle kennenlernen.“

Markus Löwy ist eingetreten; magerer, langnasiger Mensch, mit einem dichten schwarzen Haarschopf: „Noch nichts los?“ (Leicht singender Akzent.)

Leo reicht ihm nachlässig die Hand. „Sie sind zu früh gekommen. Wie gewöhnlich.“ (Macht ihn durch eine zweite nachlässige Handbewegung mit Harra bekannt.)

Markus, sich an den Tisch setzend, gezwungen: „Das beweist mein Interesse!“

Leo: „Es beweist höchstens Ihre Sucht, überall mit dabei zu sein.“

Markus, scharf: „Und die anderen Herren kommen wohl aus lauter Zurückhaltung her?“

- Leo: „Die anderen sind hier in ihrem eigenen Gebiet.“
- Markus (überlegen, aber nervös): „Ach so, da wollen Sie hinaus.“
- Leo: „Es ist nun schon einmal die Eigenart von Ihresgleichen, immer, gerade dort zu sein, wo Sie am meisten Fremdkörper sind.“
- Harra (vehement): „Jetzt ist es aber genug!“
- Markus: „Nur Ruhe, Frau Doktor, er hat vielleicht nicht so unrecht.“
- Leo: „Siehst du. Nicht einmal wehren will er sich.“ (Er wird weggerufen.)
- Harra (wie oben): „Ich vertrage keinen Antisemitismus.“
- Markus (durch ihre Hitze ein wenig ironisch berührt): „Aber warum denn?“
- Harra (überstürzt): „Ich halte die Juden für ein unterdrücktes Volk mit einer hohen Mission ...“
- Markus: „Mission?“ (Er läßt mit einem kaum hörbaren Stöhnen den Kopf auf die Tischplatte sinken.)
- Harra (teilnahmsvoll, aber verständnislos): „Was haben Sie?“
- Markus: „Mission. Nur dieses Locklied nicht mehr. Zu gründlich ist es uns verleidet worden.“
- (Pause. Er sieht sie an.)
- „Kennen Sie das Lied vom großen Narren der Weltgeschichte? Jeder schädigte ihn, er aber wollte sich nur immerfort nützlich machen. Klingelte ein großer Gedanke in seiner Schellenkappe, so gab er ihn schleunigst der Menschheit her. Anfängen von primitiven Sittengesetzen bis zur modernsten Soziologie. Seine Einfälle waren gut, aber er, wie er war, ging der Welt auf die Nerven. Sein fremdartiges Wesen, seine verwirrende Disharmonie äußerer Schwäche und innerer Kraft, sein ewiges Besserwissen, seine unverständliche Geduld all das war zu aufreizend. Man schlug ihn, schlug ihn ...“
- Harra (sich aufbäumend): „Nicht ———! Man darf nicht schlagen ...“
- Markus: „Vielleicht hätte er sich wehren können. Aber da fiel ihm immer gerade ein neues Menschheitsprojekt ein, über das er noch rasch nachdenken mußte, gleich jetzt während der Schläge. Möchten Sie nicht einmal sehen, diesen großen Narren der Weltgeschichte? Er sitzt vor ihnen. Sein Name ist Jud.“
- Harra (leise, aufgewühlt): „Und was nun?“
- Markus: „Ein Traum wie Bergesfrische und warmduftendes Brot. Die alte Narrenrolle der Menschheit vor die Füße werfen. Heimkehren in ein eigenes starkes normales Ich.“
- Harra: „Ein Traum?“

Markus: „Bald Wirklichkeit.“

Harra: „Und dann?“

Markus (mit leiser Selbstironie): „Nachdenken. Über neue Menschheitspläne nachdenken. (Plötzlich naiv): Man kann doch besser nachdenken, wenn man ein normales Leben hat, nicht wahr?“

Harra (sieht ihn an): „Jude!“<sup>14</sup>

## Herrendämmerung

Die Studentin Harra Fred hat einen Teufelspakt abgeschlossen. Sie will beweisen, daß sie keine Demagogin ist, daß sie ihre revolutionäre Gesinnung, ihre Ablehnung jeder Tradition, jeder Verlogenheit und Unterordnung auch in ihrem persönlichsten Gefühlsleben durchsetzen kann.

(Die Maskenbar, intimer Raum, halb originell, halb schäbig, kleine, nicht sehr geräuschvolle Jazzband. In einer Loge Wolodja und Hella.)

Wolodja: Kann ich dafür, wenn die Frau sich mir direkt an den Hals wirft?

Hella (beschwichtigend): Gewiß kannst du nichts dafür.

Wolodja: In ihrer lebhaften Phantasie stellt sie sich nämlich schon vor, daß ich dauernd an sie gebunden bin. (Kurzer, mürrisch-tiefer Lachlaut:) Dauernd gebunden an so ein Quecksilber, so ein grelles Irrlicht, so einen grotesken Querkopf – es ist nicht auszudenken.

Hella (unsicher, vorsichtig): Ein interessantes Mädchen ist sie ja schließlich.

Wolodja (brutal): Bist du vielleicht eifersüchtig?

Hella (erschrocken): Ich und eifersüchtig?

Wolodja: Interessant oder nicht. Wenn man einem Mann derartig entgegenkommt, so ist er einfach verpflichtet, zuzugreifen.

Hella (lacht): Das ist ja wahr.

Wolodja: Aber verantwortlich bin ich nicht. In keiner Weise. (Ein wenig stotternd:) Ein Mann wie ich muß seine Freiheit bewahren. (Sieht sie mißtrauisch an:) Oder vielleicht nicht?

Hella (hastig): Selbstverständlich.

(Die Jazz beginnt zu spielen.)

Der Jazzsänger (singt):

Denn unsre Masken, Masken, Masken,  
Sie sind der letzte Schlager dieser Kultur.

Ein Gast: Jetzt erst fällt es mir auf, daß ein Teil der Leute maskiert ist.

Ein anderer: Das ist ja der Geschäftstrick dieser Bar. Wer hat in diesen Pleitezeiten noch genug Geld, um auf Redouten zu gehen. Da findet man hier wenigstens einen kleinen Ersatz.

Der Jazzsänger:

Die Banken krachen, die Betriebe stocken,  
Maschinen und Gehirne laufen leer,  
Man pumpt, man mahnt, man jagt nach jedem Brocken –  
Umsonst: die alte Rechnung stimmt nicht mehr.  
Noch aber kann man gut repräsentieren,  
Mit Frack und Lack, bevor das alles aus,  
Auf unbezahltem Porzellan dinieren,  
Den Herren spielen im verfallnen Haus.  
Masken, Masken, Masken,  
Das ist die letzte Ware, die noch geht,  
Masken, Masken, Masken,  
Solang der ganze Schwindel fortbesteht.  
Und jedermann von euch braucht Masken,  
Solang die alte Welt noch herrscht und prahlt,  
Darum kauft Masken, Masken, Masken,  
Weil, wer nicht kauft, am teuersten bezahlt.  
Uns droht noch keine Krise,  
Uns blüht die allerlängste Konjunktur.

Den unsre Masken, Masken, Masken,  
Sie sind der letzte Schlager der Kultur.

Auf liberal läßt sich nicht mehr verdienen,  
Vorwärts nach rückwärts heißt das Losungswort,  
Altdeutsch maskiert, doch mit Täsarenmienen  
Rentiert sich noch der Nibelungenhort.  
Modern zu sein ist nicht mehr letzte Mode,  
Für Fortschritt schwärmen, das ist längst passé,  
Der Zug der Zeit schleift unsre Macht zu Tode,  
Zurückdrehn ist darum der beste Dreh.

Masken, Masken, usw.

Der Mann von heute hat bequeme Sinne,  
 Und die Statistik gibt ihm darauf ein Recht,  
 Die neue Liebe ist erst am Beginne,  
 Und wo sie hinkommt, dort ergehts ihr schlecht.  
 Noch heißt es für den Herrn Komödie spielen,  
 Die Dumme spielen – klug und raffiniert,  
 Er muß sich turmhoch überlegen fühlen,  
 Damit er so etwas wie Liebe spürt.  
 Masken, Masken, Masken,  
 Das ist die letzte Ware, die noch geht,  
 Masken, Masken, Masken,  
 Solang der ganze Schwindel fortbesteht.

Hella (erschreckter Zischlaut): Wolodja! Harra ist hier.

Wolodja (barsch): Red keinen – (bricht ab).

Harra (steht an der Tür; sie hält die Aktentasche an sich gepreßt und sieht sich suchend um).

Der Jazzsänger:

Und jede Frau von euch braucht Masken,  
 Weil, wer nicht kauft, am teuersten bezahlt.

Harra (zwischen den Zähnen): Darauf pfeife ich.

Wolodja (mit einer Mischung von Strenge, Ängstlichkeit und gutmütigem Zureden):

Harra? Was willst du hier?

Harra: Wissen, woran ich bin.

Der Jazzsänger:

Uns droht noch keine Krise,  
 Uns blüht die allerlängste Konjunktur,  
 Denn unsre Masken, Masken, Masken,  
 Sie sind der letzte Schlager der Kultur.

Wolodja (halb ratlos, halb triumphierend): Bis hierher hast du mir nachlaufen müssen?

Harra (wirft den Kopf zurück): Deine geschmeichelte Eitelkeit kannst du ein andres-  
 mal auskosten. Jetzt verschwinde. Ich möchte mit der Kollegin reden.

- Wolodja: Hella, ich verbiete dir ...
- Harra: So? Wir dürfen gar nicht miteinander sprechen, dürfen uns nicht verständigen, sollen nur ja gehässige Rivalinnen und giftige Feindinnen bleiben, damit du dein Doppelspiel bequem fortsetzen kannst? Das schlag' dir nur aus deinem schönen Kopf. Ich habe nichts gegen Hella. Ich fühle mich vollkommen solidarisch mit ihr.
- Wolodja: Aber hergekommen bist du doch.
- Harra: Hast du dir eingebildet, daß ich mich noch lange irritieren und versklaven lassen werde von diesem zweideutigen Hin und Her und Kommen und Nichtkommen und Lieben und Nichtlieben? Ich bin hergekommen, jawohl, und ich werde mir auch Klarheit verschaffen. Verschwinde.
- Wolodja: Zahlen, Herr Ober. (Zahlt, nimmt Hut und Mantel; ein wenig von oben herab): Du bist jetzt in Wut. Aber später einmal wirst du einsehen, wie unrichtig du dich benommen hast.
- Harra (verächtlich): Halt deinen schönen Mund. Es kommen ja doch nur immer größere Lügen heraus.
- Wolodja: Komm, Hella.
- Harra: Aber nein, ich will doch mit ihr sprechen.
- Wolodja (befehlend, aber zugleich mit einem neuen Ton der Vertrautheit): Hella, Du gehst mit mir.
- Hella (steht auf, stolz und beglückt).
- Wolodja: Zieh dich an, rasch.
- Harra: Was für Angsthasen sie doch sind, diese großen Frauenhelden.
- Wolodja (mit einem wütenden Blick auf Harra): Also gut, Hella, Du kannst dableiben. (Ab.)
- Hella (blaß, aber mit Haltung): War diese Szene notwendig, Harra?
- Harra: Aber Hella, das einzig Mögliche ist es doch, daß wir beide uns aussprechen.
- Hella: Sie denken jetzt: diese oberflächliche Gans, die gar nicht imstande ist, einen Mann wie Wolodja Borewitsch zu verstehen, bildet sich ein, daß sie ihn festhalten kann.
- Harra: Und Sie denken: diese überspannte Person, die keine Ahnung davon hat, wie man einen Mann behandelt, bildet sich ein, daß sie mir Konkurrenz machen kann.
- Hella: Wenn Sie mir einen solchen Gedankengang zutrauen, dann halten Sie mich eben für dumm. Alle Welt hält mich ja dafür.

- Harra: Ich halte Sie nicht für dumm. Ich halte Sie für einen schönen, großzügigen, feinfühligem Menschen. Und für eine Streikbrecherin.
- Hella: Nennen Sie es so. Ich kann nicht anders. Ich schweige still und vermeide jeden Konflikt, und warte und warte auf den Augenblick, wo ich den öden Gurus und den dummen Gesellschaftsrank der Professorentochter hinschmeißen werde und die Gefährtin eines Revolutionärs sein werde, meines Revolutionärs.
- Harra (Hände in den Haaren vergraben): Ich halte das nicht aus.
- Hella (sanft): Lieben Sie ihn sehr?
- Harra: Ob ich ihn liebe? Tag und Nacht denke ich nur daran: Mit ihm zusammen sein und dann gegen alle Mächte der Erde kämpfen. Mit ihm zusammen sein und dann die ganze Welt umstürzen.
- Hella: Ich aber denke nur: Mit ihm zusammen sein. Und neben diesem Gedanken hat kein Dann mehr Platz.
- Harra (senkt den Kopf): Ja, Hella. Für heute sind Sie die Siegerin.<sup>15</sup>

## Das Lied von Hongkong

1921/1922

## DIE HAUPTPERSONEN<sup>16</sup>

Ssu Dshau-dshöng (Su Zhaozheng), Deckarbeiter

Kung, Koch

Wang, Heizer

Lju, Steward

Ljang, Trimmer

Lin Dja-min, im kantonesischen Dialekt Lim Ga-min

Matrosen des Fahrgastschiffes „Wasserlilie“;

Lin Dschu-fu, im kantonesischen Dialekt Lim Djü-fuk, Onkel Lin Dja-mins

Lin Dja-li, im kantonesischen Dialekt Lim Ga-leh, Bruder Lin Dja-mins

Dschan, Steuermann des Dampfers „President Wilson“

Ssü, Deckarbeiter des Dampfers „Saskia“

Li, Schofför

Ede Stürck, Fiete Müller, Kurt Grösing: deutsche Matrosen

Tan Jä-ssja, Teehändler

Pubskill, Reeder

Polly White, Dolly Brown: Sekretärinnen Pubskills

Graybag, Reeder

Rowena, Graybags Tochter

Sidonie Fromont, Frau eines französischen Teehändlers

Sir Ronald Dimfort, hoher britischer Kolonialbeamter

Varney, Polizeichef

Pastor Hopkins



In einem von Kantons zahllosen stickigen Hintergäßchen lebte ein Schuhmacher namens Lin mit seiner Frau und seinen beiden von sieben Kindern übriggebliebenen Söhnen. Der Ältere zählte einundzwanzig Jahre und hieß Lin Dja-li (Jiali), im kantonesischen Dialekt Lim Ga-leh. Seine beiden Rufnamen bedeuteten „die Kraft der Familie“. Er war ein magerer, aber phlegmatischer Bursche mit breiten Backenknochen und nachdenklich mahlenden Kiefern. Der Jüngere zählte achtzehn Jahre, ein schmaler, biegsamer, sehr dunkelhäutiger Junge mit einer munteren Stupsnase und großen, funkelnd schwarzen Augen, die er abwechselnd schwärmerisch weitete oder spitzbübisch verengte. Er hieß Lin Dja-min (Jiaming), im kantonesischen Dialekt Lim Ga-min. Seine Rufnamen bedeuteten „das Licht der Familie“, denn er war beim Herbstmittenfest<sup>17</sup> des Jahres 1903 unter dem Licht des Vollmondes auf die Welt gekommen. Beide Brüder arbeiteten in der kleinen Lo Kjang-Gummifabrik. Aber eines Tages mußte der alte Lo, von der königlich britischen Konkurrenz verdrängt, seine Fabriken schließen, und sie waren brotlos. Nach einigem Hin und Her bekam Ga-leh eine Arbeit als Lastenkuli im Hafen der Himmlischen Schriftzeichen, dem Haupthafen des Perlenflusses. Für Ga-min erschien die Hilfe in der Gestalt des Onkels Lim Djü-fuk, der nebenan in Hongkong auf dem britischen Frachtdampfer „Prosperity“ angeheuert war. Djü-fuk erbot sich, den Jungen mitzunehmen und auf seinem oder einem anderen Schiff unterzubringen.

Sie fuhren in einer Dschunke mit rotbraunen, mehrfach geflickten Segeln den dunkelschimmernden Perlenfluß<sup>18</sup> hinab. Seinem Onkel zu Ehren spielte Ga-min mit Schwung und Fertigkeit einige kantonesische Lieder auf der Mundharmonika: „Goldamsel, singe, und ich lausche dir“, „Donner bei trockenem Wetter“ (Gan da lei), „Leuchtende Wolken jagen den Mond“ (Caiyun zhui yue)<sup>19</sup> und „Der arme Mönch verlangt nach einem Weibe“. Zwischendurch fragte der Junge erwartungsvoll, ob sie denn gleich nach ihrer Ankunft in Hongkong das große Meeresteufelschiff besteigen würden. „Das geht nicht so schnell“, erklärte sein Onkel, ein vierzigjähriger Matrose mit faltigem Gesicht. „Du kannst nicht einfach zum ausländischen Superkargo gehen, der

nimmt dich nicht, ai-ja, der schaut dich gar nicht an. Ich muß dich zu einer Vermittlerbande bringen. Das sind Chinesen, aber sie dienen den Fremden – Comprador nennt man so was. Vielleicht gehe ich mit dir zur Gesellschaft des Himmlischen Drachen, das sind freilich Gauner, die einem Matrosen zehn Hongkongdollar vom Arbeitslohn abziehen. Aber die von der Gesellschaft des Nephritpalastes sind noch ärgere Gauner und ziehen gleich zwölf Dollar ab.“

„Onkel! Die fremden Meeresteufel reden gar nicht mit unsereinem?“, fragte Ga-min mit sichtlicher Enttäuschung. „Später, wenn du bei ihnen arbeitest, reden sie schon mit dir“, entgegnete Djü-fuk. „Aber du hast keine Ursache, dich darauf zu freuen.“

Ga-min machte lange schmale Spitzbubenaugen. Auf so etwas Interessantes freute er sich natürlich doch. Er hatte schon ein paarmal Ausländer gesehen. China war ja das Land der offenen Türen und Kanton ein Vertragshafen, wo die Fremden alle möglichen Vorrechte besaßen, und gleich daneben lag das Inselchen Hongkong, der Duftende Hafen, Großbritanniens kleine und schöne Kronkolonie, und dorthin segelte jetzt ihre Dschunke.

„Onkel! Wie lange bist du schon bei ihnen?“

„Ai-ja! Zwanzig Jahre, mein kleiner Freund.“

„Und du kannst in ihrer Sprache reden?“

„Das muß man. Du wirst es auch müssen. Paß auf, ich lehre dich einen Vers, so kannst du dir leichter die fremdländischen Worte merken.“ Und mit dem gleichen traditionellen Singsang, mit dem seine Ahnen die Sprüche des Konfuzius gelernt hatten, intonierte er:

„Komm, das heißt: come,

Und geh, das heißt: go.

Ja, das heißt: yes

Und nein, das heißt: no.

Talkie heißt reden

Shut up, das heißt: schweig.

Schlagen Sie mich nicht

Soll heißen: don't strike!

Öffne die Türe

Heißt: open the door

Und wer den Fremden dient,

Heißt: Comprador.“

Ga-min wiederholte alles mit gutem Gedächtnis und herzlichem Eifer. Er wußte noch nicht, was für ein bitteres Stück Weltgeschichte in diesem primitiv geflochtenen Körbchen der Mnemotechnik lag.

In Hongkong angelangt, gingen sie zur Gesellschaft des Himmlischen Drachen. Zwei Männer saßen, sich fächernd, vor der Eingangstür, ein Arbeitsvermittler und sein Gehilfe.

„Nein, alter Lim, auf der ‚Prosperity‘ habe ich schon einen andern Leichtmatrosen untergebracht. Aber ich verschaffe deinem Neffen eine Stelle auf dem hochfeinen Passagierdampfer ‚Water-Lily‘. Hoffentlich spricht er englisch.“

Ga-min hob seine Stupsnase und deklamierte mit spitzbübischer Wichtigkeit den eben erlernten Vers.

Beide Vermittler lachten. „Also gut!“, bestätigte der Ältere. „Er kriegt acht Hongkongdollar Monatslohn, und davon ziehe ich nur fünf Dollar ab. Wird er auch nie vergessen, daß ich sein Wohltäter bin?“

„Aber ich will doch meinen alten Eltern was schicken“, protestierte Ga-min.

„Ein pietätvoller Sohn! Mach jetzt deine erste Reise, bei der zweiten wirst du schon mehr verdienen.“

„Möge der hochzuschätzende alte Herr nur vier Dollar abziehen!“

„Guter kleiner Freund! Jetzt mach aber, daß du fortkommst, sonst gebe ich die Stelle einem andern.“

„Wir gehen in eine chinesische Matrosenherberge“, meldete Djü-fuk.

„Geht nur“, sagte der jüngere Vermittler, „ihr findet dort Ssu Dshau-dshöng, einen Deckarbeiter von der ‚Water-Lily‘, der wird deinem Neffen alles erklären, ein Bauernbursche aus der Provinz Kwandung, aber reden kann er wie zehntausend Lehrer.“

Der ältere Vermittler blickte ihnen kopfwiegend nach: „Beinahe hätte er mir einen Dollar abgehandelt. Ich habe doch wirklich ein allzu weiches Herz.“

Die chinesische Matrosenherberge war ein kahler Raum in einem vierstöckigen Gebäude, das sonst lauter Büros enthielt, Büros britischer, amerikanischer, französischer, holländischer, portugiesischer und anderer Firmen der Schifffahrt und des Handels. Das Büro einer deutschen Firma hatten ebenfalls die britischen Sieger übernommen. Gerade unter der Matrosenherberge verwalteten Monsieur Fromont und der ehrenwerte Tan Jä-ssja ihren ausgedehnten Teehandel, aber obwohl Herr Tan sich als Großkaufmann aufspielte, war er eigentlich der Untergebene des Franzosen und ihm gebührte nur der Titel eines Compradors – dieser klangvolle und schäbige Titel, der die Narbenspur einer älteren, der portugiesischen Kolonialherrschaft war. Onkel und Neffe begegneten Herrn Tan auf der Treppe, und er fragte herablassend: „Habt ihr schon gegessen?“<sup>20</sup> worauf sie logen, sie hätten schon gegessen.

Betten gab es in der chinesischen Matrosenherberge nicht. Man legte sich einfach auf den Fußboden und schlief. Jetzt aber war es noch zu früh zum Schlafen. Lim Djü-fuk fragte nach Ssu Dshau-dshöng, und man zeigte ihm einen schlankgewachsenen, etwa fünfunddreißigjährigen Arbeiter. Die Herberge war überfüllt, und alle riefen zugleich nach Ssu Dshau-dshöng – „Lau Ssu“ hin und „Lau Ssu“ her –, jeder wollte ihn etwas fragen und ihm etwas erzählen. Unermüdlich, ja mit sichtlicher Befriedigung ging er von einer Gruppe zur andern. Er hatte ein regelmäßiges, von innerem Leben leuchtendes Gesicht mit großen Südseeaugen, die den Augen des jungen Ga-min glichen und doch nicht glichen, so wie die Gedanken den Träumen.

In fünf verschiedenen Dialekten schwatzten und schrien die Matrosen durcheinander, im scharfen nördlichen, im lispelnden, singenden Shanghaier und im mundaufsperrenden Ningpo<sup>21</sup>-Dialekt, im zischenden und pfeifenden Shantung<sup>22</sup> und im knackenden kantonesischen Dialekt. Im Gegensatz zu seinem Onkel verstand Ga-min kaum die Hälfte. Doch erhaschte er einige unflätige Matrosenflüche, die ihm hochinteressant erschienen. Man konnte hören, daß Ssu Dshau-dshöng mehrere Dialekte sprach, am meisten aber Pekinesisch, auch Allgemeinsprache<sup>23</sup> genannt. Mit einigen redete er laut, mit anderen leise. Die meisten klagten über die niedrigen Arbeitslöhne, die steigenden Preise, die hohen Abgaben an die Vermittler und das barbarische Benehmen der fremden Meeresteufel.<sup>24</sup> Ssu Dshau-dshöng nannte die Ausländer niemals fremde Meeresteufel, auch nicht weiße Herrschaften, auch nicht Masters und Missies, auch nicht Gentie-men, er gebrauchte ein wunderschönes, ellenlanges Wort, das wie ein prächtiger Donner dahinrollte und das Ga-min sich nicht gleich merken konnte. Heftig beneidete er den Deckarbeiter um seine sichtliche Beliebtheit. Sonst war er, Ga-min, wohin er kam, der Beliebteste, das betrachtete er als schuldigen Tribut, als den einzigen Aktivposten seines jungen, aber harten Lebens.

Endlich erwischten sie Ssu Dshau-dshöng,<sup>25</sup> der sein langes Geflüster mit Kung Dschung, dem Schiffskoch, und Wang Ör-kang, dem Heizer, beendet hatte. Djü-fuk stellte seinen Neffen vor, und die beiden sahen einander an – der Mann mit nachdenklicher Rührung und der Junge mit neiderfüllter Bewunderung. Dann sagte Ssu, wobei er vor lauter Feierlichkeit den kantonesischen Dialekt vergaß und wieder ins Pekinesische geriet: „Du bist sicher sehr besorgt um deinen Neffen, Kamerad Lim Djü-fuk. Ich kann dir nicht versprechen, daß wir ihn beschützen werden, denn wir haben noch gar keine Macht. Aber wir werden uns anstrengen, aus Dja-min etwas Rechtes zu machen, und das wird uns bestimmt gelingen, das sehe ich schon an seinem Gesicht.“

Im Glanz der südlichen Septembersonne lag Hongkong, die kleine, blanke Felseninsel, schön ausgezackt von vielerlei Buchten, ein idealer Hafensplatz. Die Hauptstadt Victoria, die mit ihren Luxusvillen, Luxuslokalen und Luxusämtern lässig an einem steilen Berg-

hang lehnte, war malerisch und elegant zugleich. Auf dem Weg zur Victoriabucht, die schimmernde Wasserfront-Esplanade entlang, flanieren die Passagiere erster Klasse. Sie hatten ihr umfangreiches Gepäck vorausgeschickt und gönnten sich einen gemütlichen Abschiedsbummel. Die Sonne prallte zwei führenden Mitgliedern des Hongkonger Exekutivrates auf die Glatzen, Mr. Pubskill (Pubskill Shipping Company) und Mr. Graybag (Graybag Shipping Company).

Beide waren über fünfundvierzig, Graybag ein Witwer und Pubskill ein Junggeselle mit zwei bildhübschen Sekretärinnen, von denen aber nur eine seine Mätresse war. Mit seinen beiden Sekretärinnen, einem Unterdirektor und zwei Korrespondenten, die im Bedarfsfall auch als Dolmetscher für Deutsch und Französisch dienen konnten, schiffte sich Mr. Pubskill heute ein, um nach London und Hamburg zu reisen. Er fuhr in doppelter Eigenschaft auf der ‚Water-Lily‘: als ihr Passagier und als ihr Eigentümer.

Mr. Graybag, sein Geschäftsfreund, begleitete ihn zum Schiff, teils um höflich zu sein, teils um möglichst viel von den Ansichten und Absichten Mr. Pubskills zu erfahren. Aber bevor er angefangen hatte, ihn auszufragen, wurde er schon selber ausgefragt.

„Nun, Mr. Graybag, wie war Ihr Erholungsausflug nach Kanton? Hatte leider keine Zeit, mitzukommen. Schade! Kalkuliere, daß Sie sich glänzend amüsiert haben.“

„Sprechen Sie aus Erfahrung?“

„Das will ich meinen, Herr! Diese exquisite kleine Fremdeninsel Schamin.<sup>26</sup> Dieses todschicke, streng exklusive Theaterchen. Ich habe dort vor zehn Jahren eine Aufführung der ‚Geisha‘<sup>27</sup> gesehen, die kann ich bis heute nicht vergessen. Alle Spitzen der Gesellschaft waren anwesend. Und die Tanzabende im französischen Klub! Und die Blumenparties der Schiffsmakler! Und Sie –?“

„Und ich habe bedauert, daß ich nicht lieber nach Peking oder Tientsin gefahren bin. Da, wo jetzt die Kriegsherren sozusagen regieren, ist es viel gemütlicher. Aber in Kanton, dieses rosarote Sun-Yat-sen-Regime ...<sup>28</sup> Ich glaube, China wird gefährlich.“

„Die Chinamänner waren nie, sind nie und werden nie gefährlich sein. Ihre traditionelle Passivität ist ihnen schon in Fleisch und Blut übergegangen. Ich kenne sie seit zwanzig Jahren, ich muß es also wissen. Die Kriegsherren beruhigt man mit einem Trinkgeld. Und bei den Kulis kann man auch das Trinkgeld sparen, das sind Geschöpfe ohne Galle und vollkommen zufrieden, wenn man sie vegetieren läßt.“

„Ja, aber man hört doch so allerhand ...“

„Gerüchte, alter Freund, Gerüchte. Die Kriegsherren streuen diese Gerüchte aus, um größere Trinkgelder zu bekommen.“

Das klang einleuchtend und beruhigend. Mr. Graybag schmunzelte voller Bewunderung: „Sie sind wirklich ein alter Chinakenner. Nicht umsonst genießen Sie bei uns eine solche Autorität.“

Sie hatten die Victoriabucht erreicht. Mit glänzend schwarzem Unterbau und glänzend weißem Oberbau lag die ‚Water-Lily‘, die Wasserlilie, im Hafen, elegant, als wäre sie kein Passagierdampfer, sondern eine Riesenjacht. Neben ihr nahmen sich zwei andere Schiffe, die amerikanische ‚President Wilson‘ und die holländische ‚Saskia‘, wie schwimmende Fabriken aus.

„Prachtstück“, anerkannte Graybag. „Bißchen verschwenderisch, nicht wahr? Aber Sie werden schon Ihre Gründe haben ...“

„Die habe ich in der Tat. Man muß von Zeit zu Zeit auch an die Repräsentation denken. Und diesmal holen wir einen soeben ernannten Verwaltungsrat ab, einen jungen Lord aus alter Familie. Der Gouverneur von Hongkong hat ihm sogar einen persönlichen Willkommensgruß geschickt.“

„Oh yes, Sir Ronald Dimfort, der Palästina-Dimfort.<sup>29</sup> Stimmt's?“

„Genau. Obwohl er sich in Palästina sehr gut bewährt hat. Aber er hat selbst seine Versetzung beantragt. Es ist ihm dort zu unbequem.“

„Die Regierung Seiner Majestät wollte ihn doch ursprünglich in die britische Delegation der Neun-Mächte-Konferenz<sup>30</sup> aufnehmen.“

„Davon ist man wieder abgekommen. Sir Ronald ist zu selbstherrlich. Auch ihm ist es sicher lieber, ein mächtiger Mann in Jerusalem oder Hongkong zu sein als eine dekorative Null bei der Washingtoner Konferenz. Es ist schon alles geregelt. Wir holen ihn von Haifa ab und bringen ihn nach London. Zehn Tage bleibt er dort, dann holen wir ihn nochmals ab.“

„Ich verstehe. Die ‚Wasserlilie‘ macht inzwischen eine Extratour nach Hamburg.“

„Das tut sie.“

„Der Frachter ‚Prosperity‘ desgleichen.“

„Desgleichen.“

„An der deutschen Inflation kann man gut verdienen.“

Mr. Pubskill schwieg.

„Dein Schweigen hilft dir nicht“, dachte Mr. Graybag. „Ich weiß ganz genau, was du einkaufen wirst. Schiffsbaumaterialien wirst du einkaufen. Für ein Spottgeld, versteht sich. Vierhundert bis fünfhundert Prozent wirst du verdienen. Aber nicht bei mir. Ich werde deine Preise drücken, daß es kracht. Ich und meine Tochter Rowena, wir wollen auch leben.“

Pastor Hopkins, ein weißhaariger alter Herr mit rundem Gesicht und mildem Gewohnheitslächeln, die Bibel in der Rechten, trat heran.

„Ah, Reverend Hopkins! Wollen Sie freundlichst einmal die Bibel aufschlagen und der ‚Wasserlilie‘ eine gute Prophezeiung mitgeben?“

Reverend Hopkins tat, als schlösse er die Augen, aber eigentlich blinzelte er. Nicht

ohne einen kleinen gottgefälligen Schwindel schlug er die erwünschte Seite auf und las mit Salbung: „Aber Rachel war schön von Gestalt und schön von Angesicht.“

„Das geht auf Ihre Tochter“, schmunzelte Pubskill. „Miß Rowena Graybag wird ja wohl bei der Rückfahrt an Bord kommen.“

„Ich möchte nicht unbescheiden sein“, versetzte Graybag, „aber meine Tochter kann sich sehen lassen. Sie hat ihre Erziehung in Lausanne beendet, und ich werde sie nun endlich bei mir haben.“

„Und so ganz schutzlos lassen Sie eine so schöne junge Dame reisen?“

„Das macht nichts. Wir sind moderne Menschen. Rowena ist zweiundzwanzig Jahre alt und hat einen kühlen und reservierten Charakter.“

Schon wieder ein Pfiff!

Er schrillte durch die Luft, durch das Hirn, durch die Knochen, ein Ton von unsagbarer Häßlichkeit, geringschätzig, mitleidslos ...

Ga-min war vor drei Stunden, um elf Uhr nachts, auf den bloßen Planken neben der Schwelle des Kohlenbunkers eingeschlafen. Seinen Schlaf hatte er sich redlich verdient. Er hatte Kohlen geschleppt, dann Kartoffeln geschält, dann den Speisesaal ausgefegt, dann servieren geholfen und schließlich Teller gewaschen. Er war gleich eingeschlafen trotz der Stickluft und dem Schmierölgestank in diesem Raum, mit dem verglichen sein elendes Heimatgäßchen ein Luftkurort war. Und jetzt, um zwei Uhr nachts, weckte ihn der Chiefteward, der Ball sei beendet, er solle den Tanzsaal ausfegen.

Er war kein Faulpelz, er nicht. Hätte man ihn manierlich geweckt – „Steh auf, Gung-Jo (Gongyou), arbeitender Freund, entschuldige, es gibt etwas Dringendes zu tun“ –, so wäre er gern aufgestanden. Aber dieser Pfiff! Dieser schrille, geringschätzig, unsagbar häßliche Pfiff. Er war die Musik zum ausländischen Text, zu den üblichen Reden, die von den Weißen an die chinesischen Arbeiter gerichtet wurden.

Der Erste Offizier nannte sie Hunde. Der Zweite nannte sie Chinesenhunde. Der Dritte nannte sie eingeborene Schurken. Der Vierte nannte sie gelbe Affen. Der Chefkoch nannte sie verdammte Chinamänner, und der Chiefteward nannte sie ebenfalls Hunde. Auch Püffe und Stöße waren keine Seltenheit.

Ga-min hatte den Tanzsaal ausgefegt. Er fragte, ob es sonst noch was zu tun gäbe, und der Chiefteward zischte: „Marsch, fort!“ Ga-min stieg hinunter. Da es für chinesische Matrosen weder Schlafräume noch Lagerstätten gab, streckte er sich wieder auf den Planken neben dem Bunker aus. Aber diesmal konnte er nicht einschlafen.

Seit vierzehn Tagen war er schon unterwegs. In Singapur, Bombay und sonstwo hatte die „Wasserlilie“ geankert, aber nur die Weißen hatten an Land gehen dürfen.

Kung, der Koch, hatte sich herzbrennend darauf gefreut, seinen älteren Bruder auf-

zusuchen, der in Singapur ein Rikschakuli war. Vor Enttäuschung war er ganz in sich zusammengesunken. Ga-min schätzte ihn höher als alle andern, höher als den Heizer Wang, einen Fischersohn aus der Provinz Fukien (Fujian),<sup>31</sup> dessen verbissene Miene mit dem messerscharfen Mund ihm Angst machte, höher selbst als Ssu Dshau-dshöng, dessen gültige Strenge ihn verwirrte. Ga-min hatte die nicht gerade vernünftige Angewohnheit, die Menschen danach zu beurteilen, ob sie ihn mochten oder nicht. Die ihn mochten, waren weise, gut, anschwärmenswert und mit sämtlichen Tugenden ausgestattet. Die ihn nicht mochten, waren dumm, schlecht, lächerlich und mit sämtlichen Lastern ausgestattet. So war die Welt für ihn eingeteilt.

Kung, der Koch, hatte ein schwermütiges Gesicht, das sich aufhellte, sobald er Ga-min erblickte. Er lobte ihn für jede Kleinigkeit, er geizte nicht mit Trostworten, er, der selbst viel trostbedürftiger war. Besonders gern hörte er den Jungen auf der Mundharmonika spielen, und sein Lieblingslied war „Leuchtende Wolken jagen den Mond“. Er steckte ihm Leckerbissen zu, die Ga-min aus Höflichkeit mit verzückter Grimasse herunter schluckte, obwohl sie ihm gar nicht schmeckten, denn er war an das ausländische Essen noch nicht gewöhnt.

Kung Di-dschung stammte aus der Provinz Shantung, ebenso wie vor zweitausendvierhundert Jahren Kung Fu-tse, von den Engländern Confucius genannt. Allen Ernstes behauptete er, von diesem großen Weisen abzustammen. Er war der Sohn eines Gelehrten und hatte in seiner Kindheit eine gute literarische und philosophische Bildung erhalten. Korrupte Beamte ruinierten die Familie, sein Bruder wanderte aus, er aber versuchte, seinem Vater in den Tod zu folgen. Das alles hatte er Ga-min erzählt, sogar schon mehrere Male. Buddhistische Mönche schnitten ihn rechtzeitig vom Birnbaum, an dem er sich aufgehängt hatte, pflegten ihn gesund und lehrten ihn die Kochkunst.

Seine Kochkunst war es, die den verwöhntesten Passagieren einen sensationellen Genuß bereitete, die chinesische und ausländische Speisen mit gleicher Meisterschaft herstellte – aber die Trinkgelder steckte der weiße Chefkoch ein, der nie eine Bratpfanne anrührte. Außerdem zeichnete und malte Kung Di-dschung kunstvoll schöne Menükarten – aber das Lob der Fahrgäste steckte wieder der Chefkoch ein. Trotz seiner schwächlichen Gestalt, seiner hohen und spezialisierten Arbeitsqualität ließ man Kung, den Koch, gelegentlich Kohle schleppen oder aufwaschen. Geregelt Arbeitszeit und geregelte Arbeitsteilung gab es nur für Weiße. Man ließ die Kellner Kohlen trimmen und die Deckarbeiter Kartoffeln schälen und die Wächter nach stundenlangem Wachestehen den Wellentunnel putzen – sie waren ja nur Chinamänner.

Ein grauer Schimmer kroch die Schiffstreppe herab: Morgendämmerung. Ga-min sprang auf und streckte sich. Er hatte nicht geschlafen, aber dafür gehörig nachgedacht, das war auch was wert. Lebensfreude und Kraftgefühl seiner achtzehn Jahre regten sich

wieder. Er stieg hinauf, um Schuhe zu putzen, die vor den Kabinentüren standen. Zu dieser Arbeit fühlte er sich als Schusterssohn besonders befähigt. Schade, daß niemand zusah. Er putzte, schmierte, rieb und wischte, bis die Lederschuhe wie schwarze, gelbe, blaue und silbergraue Laternen glänzten. Halblaut fragte er auf Pidgin-Englisch, ob es gut sei: „Goodie, no goodie?“, und gab sich selbst die Antwort: „Very goodie!“

Oben wusch Ssu Dshau-dshöng das Promenadendeck, und er eilte ihm zu Hilfe. Gemeinsam wuschen sie sämtliche Deckflächen, zuletzt das Hospitaldeck, von dem man zum Promenadendeck hinaufsehen konnte wie auf eine Theaterbühne. Pubskills hübsche Sekretärinnen machten ihren gemeinsamen Morgenspaziergang, die blonde Miß Dorothea Brown, genannt Dolly, die Pubskills Mätresse war, und die brünette Miss Paulina White, genannt Polly, die frei war. In schöner Eintracht schimpften sie auf Madame Sidonie Fromont, diese rothaarige Katze, diese kokette Französin, die nach Paris fuhr, um Toiletten zu kaufen.

Nun war auch das Hospitaldeck fertiggewaschen. Ga-min fragte gewohnheitsgemäß und erwartungsvoll, ob er es gut gemacht habe.

„Natürlich hast du es gut gemacht. Aber, Dja-min, du solltest nicht immer um Belobigung betteln. Das lenkt dein Gehirn von wichtigen Dingen ab.“

Ga-min hatte ohne Zweifel verstanden. Er rieb sich die Stirne, als wollte er die eben gehörten Worte einprägen. Dann aber zog er ein Spitzbubengesicht: „Du hast mich schon wieder Dja-min anstatt Ga-min genannt. Wozu redest du Pekinesisch mit mir? Wir sind doch Landsleute aus einer Provinz.“

„Und wozu reden wir so viele Dialekte?“, gab Ssu die Frage zurück. „Das bringt die Menschen gegeneinander auf.“

Ga-min prustete. „Hast du gehört, älterer Bruder Ssu, wie Lju, der Kabinesteward, und Ljang, der Kohlentrimmer, sich gestern gestritten haben? – ‚Ihr aus Shansi seid stumpfsinnige Bergwölfe‘, hat Lju gesagt, und ‚Ihr aus Shanghai seid ausgekochte Banditen‘, hat Ljang geantwortet.“

Ssu lachte nur ein kurzes, unfrohes Lachen und wurde gleich wieder ernst. Sie hockten nebeneinander hinter dem Rettungsboot.

„Siehst du, darum rede ich, soviel es nur irgend geht, in der Allgemeinsprache. Wir sind ja alle Chinesen. Wenn wir einander nicht verstehen und jeder dem anderen seine Provinz heruntermacht, wie können wir dann“ – Er brach plötzlich ab.

„Älterer Bruder Ssu! Wo hast du Pekinesisch gelernt?“

„Auf dem Schiff natürlich. Aber vorgenommen habe ich es mir im Dorf, schon im Gefängnis.“

„Du warst im Gefängnis?“, fragte Ga-min, von ihm wegrückend, denn er war ein ehrsamer Schusterssohn, und mit Strolchen wollte er nichts zu tun haben.

„Das war vor fünfzehn Jahren, im Herbst 1906. Die alte Kaiserin saß noch auf ihrem wackligen Thron. Ich war ein junger Kleinbauer, eben verheiratet, mein Nachbar war der siebzigjährige Großvater Ssing, ein guter, guter Mensch – jede Falte in seinem Gesicht war voller Güte.

Einmal schickt unser Gutsbesitzer, der gnädige Herr Ma, zwei Diener zu Großvater Ssing, um Schulden einzutreiben. Ich sage: ‚Er hat ihm doch gar nichts mehr schuldig, aber Herr Ma hat mit verschiedenen Kniffen die Pacht gesteigert.‘ Der alte Mann bitet um Geduld. Da trampeln sie in seine Hütte und schleppen vier Säcke Reis fort – seinen ganzen Wintervorrat. Ich rufe die Nachbarn zusammen, wir stellen uns den Dienern in den Weg und zwingen sie, dem alten Mann seinen Reis zurückzugeben. So bin ich ins Gefängnis gekommen.“

„Wohin? Nach Kanton?“, fragte Ga-min ehrfurchtsvoll.

„Aber nein, im Dorf. Der gnädige Herr ist Räuber, Richter und Polizeichef zugleich. Der halbe Keller in seinem Haus ist ein Gefängnis für widerspenstige Bauern. Man muß auf dem nassen Fußboden liegen, ohne Matte, und Ratten gibt es, Skorpione, giftige Raupen und Zehntausende blutsaugende Moskitos.

Aber mich haben sie nicht lange geplagt. Lan-hua, meine Frau, hat aufgepaßt, und wenn niemand in der Nähe war, hat sie mir alle möglichen Sachen gebracht und durchs Gitterfenster geschoben: Einen Schürhaken, um die Ratten totzuschlagen. Eine Zange, um die Raupen und Skorpione zu packen. Ein Schlagnetz, um die Moskitos plattzudrücken.

Dann hat sie eine Matte zerschnitten und die Streifen ganz schmal zusammengerollt und durchs Gitterfenster gezwängt. So konnte ich wieder ordentlich schlafen und nachdenken. Damals habe ich darüber nachgedacht, daß alle Bauern aus allen Provinzen einander helfen sollten, und über vieles andere.“

„Und wie bist du wieder herausgekommen?“

„Einmal bringt mir Lan-hua ein Teigbrötchen und ein Bilderbuch. Da kommt ganz plötzlich der Gutsbesitzer daher. Lan-hua kriegt einen Schreck, und aus dem Schreck wird Verzweiflung, und aus der Verzweiflung wird Mut. Hochaufgerichtet fragt sie: ‚Wie lange wird der gnädige Herr meinen Ehwirt noch im Gefängnis halten? Er hat das Alter eines siebzigjährigen Greises geehrt, dafür sollte er nicht bestraft, sondern belohnt werden!‘

Lan-hua ist eine einfache, abgerackerte Bäuerin, weder schön noch häßlich, aber plötzlich wurde sie so wunderschön, daß ich wie geblendet vom Gitterfenster zurückprallte.“

„Du bist glücklich zu preisen“, flüsterte Ga-min.

„Auch der gnädige Herr prallte zurück und war plötzlich sehr höflich. ‚Beruhige dich, Schwägerin Ssu‘, sagte er. ‚Ich werde alles in Ordnung bringen.‘ Und er hat mich frei-

gelassen. Später hörten die Bauern ihn sagen, Guan Jin (Guanyin), die Göttin der Barmherzigkeit, sei in meine Frau gefahren und habe ihm durch den armseligen Mund einer Bäuerin ihren göttlichen Befehl verkündet.

Das Elend in unserem Dorf aber wurde schlimmer. Darum bin ich Matrose geworden. Im März war ich zu Hause. Lan-hua sagt, der Gutsherr glaubt noch immer, daß sie manchmal von der Göttin besessen ist. Ich aber weiß jetzt, woher Lan-huas Schönheit kommt. An die Götter glaube ich nicht mehr. Bald wird sie mir ein Kind gebären. Wenn wir wieder in Hongkong landen, liegt vielleicht schon ein Brief in der Matrosenherberge.“

Die „Wasserlilie“ ankerte in Haifa. Als Sir Ronald Dimfort mit seinen Begleitern die Schiffstreppe hinaufstieg, intonierte die Kapelle „Rule, Britannia“, „Herrsche, England“. Das war ein sinniger Einfall des Kapitäns. Mr. Pubskill hätte es freilich vorgezogen, einen Walzer aus seiner Lieblingsoperette „Die Geisha“ spielen zu lassen. Der neuernannte Verwaltungsrat war kaum fünfunddreißig Jahre alt, ein hochgewachsener Dandy mit einem harten, regelmäßigen und blasierten Gesicht – eine Verschmelzung von Herrenmensch und Herrenmodeplakat. Die meisten Damen standen „zufällig“ auf dem Promenadendeck. Madame Sidonie Fromont hob mit graziöser Bewegung die Lorgnette an ihre erfahrenen Augen und vergaß, sie sinken zu lassen. Dolly Brown, die blonde Sekretärin, urteilte: „Schön, aber arrogant“, und Polly White, die brünette, lächelte: „Arrogant, aber schön!“

Zwei seiner Begleiter, Mr. Cohn und Mr. Tabari, benützten diese letzte Gelegenheit für zwei politische Gespräche. „Wir Juden“, sagte Cohn, „sind ein jahrtausendlang gehetztes und gejagtes Volk. Palästina ist ein dünn bevölkertes Land. Die Araber haben viele Reiche, und wir wollen ja nur unser eigenes kleines Territorium besitzen wie andere Völker.“

„So sentimental dürfen Sie den Arabern nicht kommen“, lächelte geringschätzig Sir Ronald Dimfort. „Die Araber sind eine kriegerische Nation. Denen imponiert man nur mit der geballten Faust.“

„Vielleicht hätten Sie doch die Güte, Mr. Tabari eine direkte Aussprache vorzuschlagen?“

„Ganz nutzlos. Die Araber wollen nichts davon hören. Sie haben zuviel Vorurteile gegen euch Juden.“

Dann sprach Sir Ronald mit Mr. Tabari.

„Ein sorgsamer Hausvater verschließt beizeiten die Tür“, äußerte der Araber. „Wenn die Juden sich erst einmal im Nahen Osten festgesetzt haben, wer weiß, ob sie dann nicht versuchen werden, bei uns die Herren und Gebieter zu spielen.“

„Ja, wer weiß?“, wiederholte Sir Ronald. „Die Juden sind schlau. Heute sprechen sie

friedliche Worte, morgen zeigen sie euch die geballte Faust. Wir Engländer haben ihnen gegenüber freilich manche Verpflichtungen. Aber es wäre unfair, wenn wir euch Araber nicht gleichzeitig warnen wollten.“

„Die Güte Dimfort-Paschas ist ein kostbarer Edelstein. Das Beste und Gerechteste wäre freilich eine offene Aussprache zwischen den Vertretern beider Völker.“

„Unmöglich. Die Juden wollen nichts davon hören. Sie haben zuviel Vorurteile gegen euch Araber.“

Sir Ronald Dimfort konnte sich sagen, daß er die Aufträge seiner Regierung pünktlich und geschickt erfüllt hatte. Aber es war nicht leicht gewesen und hatte Kopfschmerzen gekostet. Man mußte diese Leute fortwährend ablenken, damit sie nicht auf den Gedanken kamen, die britische Oberhoheit zum Teufel zu wünschen. Länger als ein halbes Jahr hätte er es auf diesem geheiligten Pulverfaß nicht ausgehalten.

Nun wollte er sich amüsieren. Das war auch nicht ganz leicht, denn er hatte die vornehme Gewohnheit, alles langweilig zu finden.

Nicht nur langweilig, sondern anstößig fand er es, daß einem bald da, bald dort die Chinesen über den Weg liefen. Gut, sie waren billige und bequeme Arbeitskräfte, das hatte Mr. Pubskill beteuert. Aber dann sollten sie möglichst unsichtbar bleiben. Ronalds Ideal waren die römischen Galeeren mit ihren imposanten langen Ruderreihen, die sich in mächtigem Rhythmus von selber zu bewegen schienen, während die rudern den Sklaven ihre schwitzende Niedrigkeit im finsternen Bauch des Schiffes verbargen.

Sonst aber war die ‚Wasserlilie‘ wirklich nicht übel, ein elegantes Schiff mit gutem Essen, bequemen Betten und hübschen Frauen. Sir Ronald teilte seine Gunst zwischen Madame Fromont und der brünetten Sekretärin. Polly White leistete keinen Widerstand, aber Sidonie Fromont fand ein kokettes Vergnügen daran, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen.

Ga-min hatte indessen das Versteck hinter dem Rettungsboot zu seinem liebsten Ruheplatz erwählt. Von dort konnte er abends die Musik aus dem Tanzsaal hören, und die fremdländischen Klänge begannen ihm zu gefallen.

Eines Vormittags stand Sir Ronald an der Reling und daneben Sidonie Fromont, die ihr goldrotes Haar mit wohlgelegener Berechnung in der Mittelmeersonne aufsprühen ließ. Sir Ronald unterstützte seine Werbung durch die Behauptung: „Das Leben ist kurz, Madame!“ – „Monsieur“, versetzte Sidonie, „das ist ein sehr origineller Gedanke!“, und promenierte davon.

„Ich muß schärfer vorgehen“, überlegte Sir Ronald und schlenderte nachdenklich dem Hospitaldeck zu. „Ich werde sie zum Rettungsboot führen und daran erinnern, daß man auch auf dem technisch vollkommensten Schiff in ständiger Lebensgefahr schwebt und folglich“ –

Gedankenverloren betrachtete er das Boot von allen Seiten und blickte plötzlich in das schlitzäugige Gesicht Ga-mins, der manierlich „Master, Go-Mo-Ning!“ sagte (das sollte heißen „Good morning, Master!“) und sich dann bescheiden zurückzog. Sir Ronald ging mit angeekelter Miene weiter. Ga-min ahnte nichts Böses, er hatte sechs Stunden lang ununterbrochen gearbeitet, nämlich Schuhe geputzt, Deck gewaschen, Kohle geschleppt und Kartoffeln geschält, wer wollte ihm die kleine Atempause in guter Luft mißgönnen?

Aber Sir Ronald Dimfort sagte zum Zweiten Offizier, das sei keine Zucht, das sei keine Ordnung, das farbige Gesindel habe an seinem Platz zu bleiben.

Um drei Uhr nachmittags schrillte ein Pfiff. Ga-min stellte den eben gewaschenen Teller behutsam auf einen Küchentisch und eilte die Schiffstreppe hinauf. Da stand der Zweite Offizier und brüllte: „Chinesenhund! Fortwährend lungerst du auf dem Deck herum! Die Passagiere beschweren sich!“

Ga-min überlegte angestrengt. Er wollte etwas Vernünftiges und Versöhnliches sagen, fand aber nicht gleich die englischen Worte. Das zutrauliche Gesicht des jungen Chinesen reizte den Zweiten Offizier noch mehr. Der Fuß mit dem eleganten Ledersstiefel, den Ga-min heute früh so schön geputzt hatte, fuhr durch die Luft und trat ihn gegen das Schienbein. Ga-min hätte „Don't kick!“ sagen müssen, aber das Wort fiel ihm nicht ein, so sagte er „Don't strike!“, es paßte ja ungefähr. Im nächsten Augenblick traf ihn die Faust des wutschnaubenden Gebieters mitten ins Gesicht, und aus der kleinen, lustigen Stupsnase schoß das Blut.

Alle Vorsicht vergessend und obwohl er sich kaum auf den Füßen halten konnte, hob Ga-min die schmalen Knabenfäuste zum Gegenschlag. Da sah er, wie der Zweite Offizier mit kreidebleichem Gesicht vor ihm zurückwich. Nein, nicht vor ihm. Da standen zwanzig, dreißig oder mehr ... Und wieder hörte er von Ssu Dshau-dshöng jenes herrlich donnernde Wort, das er nun nicht mehr vergessen würde: Di-guo-dschu-i-dschö! (Di guo zhu yi zhe) Imperialisten! Untersteht euch nicht, den Jungen zu schlagen!“ – „Barbaren seid ihr“, bekräftigte Kung, der Koch. Er hielt eine kunstvoll schöne Menükarte in der Hand, die er soeben fertiggezeichnet hatte, und riß sie in Stücke. Quer lief der Riß durch zwei zierliche Silberhühnchen, die ein violettes Band mit der silbernen Inschrift „Hühnerfricassé“ zwischen ihren Schnäbeln trugen.

„Für euch zeichne ich keine Menükarten mehr. Wer wollte vor Ochsen Flöte spielen!“

„Wir sind Menschen, keine Sklaven“, rief Ljang, der Kohlentrimmer. – „Wieviel Trinkgeld bekommst du für deine Henkersarbeit, du Gentie-man?“, höhnte Lju, der Kabinensteward. Und Wang, der Heizer, fragte, langsam an ihn herantretend: „Wir dürfen nicht mal Luft schnappen, was? Wir sollen uns verkriechen, das möchtest du? Warum wir? Warum nicht ihr?“

Der Zweite Offizier war noch weiter zurückgewichen und hielt den Griff seiner Kabinentür in der Hand, als hätte er es eilig, diesen Vorschlag auszuführen.

„All right, bring dich in Sicherheit“, entschied Ssu. „Aber solltet ihr noch einmal einen von uns schlagen, so kriegt ihr das Zehnfache zurück.“

Vorsichtig hinter seiner Kabinentür hervorschauend, schrie der Zweite Offizier: „In Hongkong werdet ihr alle entlassen!“, und schloß eiligst ab.

„Nach Belieben!“, schrie Ssu zurück. „Aber was wir dann machen werden, ist unsere Sache.“

Nordwärts glitt die ‚Wasserlilie‘. Es wurde kälter. Die letzte Nacht vor der Landung in Cherbourg war nach der Strategie der schönen Madame Fromont der geeignete Zeitpunkt für ihre Übergabe. Die brünette Sekretärin, auf dem Weg zu Sir Ronalds Kabine, sah eine Gestalt im Fehpelz vor der Türe stehen und huschte eiligst fort. Wenn sie die Französin auch verabscheute, so war sie doch nur eine Angestellte und hatte der Gattin eines kapitalkräftigen Tee-Exporteurs den Vorrang zu lassen. Sie kehrte in ihre Kabine zurück und blickte nachdenklich auf die kostbare Bonbonnière, die ihr der schöne Lord in der letzten Nacht geschenkt hatte. Leise sumnte sie aus Mr. Pubskills Lieblingsoprette das Lied vom verlassenen Goldfischfräulein, das ihr Boß in den Diktatpausen vor sich hinzusummen pflegte:

„Er warf ihr Kuchenkrümelein,  
Und das konnte doch nichts als Liebe sein.  
Sie sagte: ‚Das ist sicherlich:  
Er füttert mich, also liebt er mich.‘“

Ronald Dimforts Gedanken konzentrierten sich von neuem auf die Politik. Bei der Landung in London wurde er von einigen Beamten erwartet und auch von einem jüngeren Standesgenossen, Sir Richard Randsleigh, mit dem er zuweilen Briefe wechselte. Mr. Pubskill nahm am Begrüßungsgespräch teil. Die wilde politische Phantasie des jungen Aristokraten, seine Schilderung effektvoller Kriegserlebnisse und ebenso effektvoller Ga-laempfangs bei einem italienischen Parteiführer namens Mussolini gefielen den beiden erfolgreichen Männern und entlockten ihnen kräftige Worte der Anerkennung. Mr. Pubskill war freilich etwas zerstreut, er dachte an seine Geschäfte in Hamburg. Gamin dachte auch an Hamburg, er freute sich auf das Wiedersehen mit seinem Onkel auf dem Frachter ‚Prosperity‘. Aber Ssu Dshau-dshöng warnte ihn, es werde eine greuliche Schinderei geben, er solle vorher jede freie Minute benützen, um auszuschlafen und Kräfte zu sammeln.

In Hamburg durften sie zum ersten Mal an Land gehen, aber nur weil sie arbeiten

mußten – und wie! Zwölf Stunden lang ließ man sie Kisten schleppen und Balken und Stangen und wieder Kisten. Mr. Pubskills jüngerer Korrespondent fungierte als Dolmetscher. Es stellte sich heraus, daß Miß White, die brünette Sekretärin, Deutsch verstand, und sie machte ihre Sache noch besser als er. Auf der ‚Prosperity‘ traf Ga-min seinen Onkel und erzählte stolz, wie treu die Kollegen ihn verteidigt hatten. Onkel Djü-fuk dankte Dshau-dshöng mit weitaufgerissenen Augen, wobei all die verfrühten Falten seines müden Gesichtes zitterten, und wollte ihm eine winzige Pagode aus reinem Silber schenken, aber Dshau-dshöng nahm sie nicht an.

„Seit zwanzig Jahren bin ich Matrose“, erzählte Djü-fuk, „aber so eine Fahrt habe ich noch nicht erlebt. Unsere Leute sind wie ausgewechselt, sie lassen sich nicht mehr so viel gefallen. In Hongkong erzähle ich dir alles.“

Kisten, Kisten, Kisten – und dann kam endlich ein freier Nachmittag.

„Ich gehe schlafen. Und ihr?“

„Dein Neffe ist zum ersten Mal ausgefahren“, meinte Dshau-dshöng. „Ich bringe ihn unter Leute, da sieht und hört er was.“

„Älterer Bruder“, wunderte sich Ga-min, als sie einer großen Hafenschenke zusteuerten, „wie kommt es, daß du dich so gut auskennst?“

„Ich war schon einmal da“, lachte Ssu Dshau-dshöng. „Im vorigen Jahr auf der holländischen ‚Orania‘. Bis nach Petrograd sind wir gefahren.“

An einem Tisch saßen drei deutsche Matrosen und sangen:

„Verronnen die Nacht  
Und der Morgen erwacht,  
Rote Flotte mit Volldampf heraus!  
Wir roten Matrosen,  
Mit Stürmen und Tosen,  
Wir fahren als Vorhut voraus.“

Dshau-dshöng schien das Lied zu kennen.

Er summt freudig die Melodie und radebrechte sogar einige Worte.

„Hallo, Kameraden, spricht ihr deutsch?“

„No talkie German“, lächelte Dshau-dshöng.

„Macht nichts. Wir sprechen englisch. Kommt an unseren Tisch.“

Dshau-dshöng machte, bevor er sich setzte, eine korrekte Verbeugung und Ga-min, wie es seiner Jugend geziemte, eine entsprechend tiefere.

„Mein geringer Name ist Ssu Dshau-dshöng, der Name meines kleinen Bruders ist Lin Dja-min, und wir sind beide aus der Provinz Kwandung.“

„Und ich bin Fiete Müller aus Kiel, und diese beiden Kollegen sind Ede Stürck aus Berlin und Kurt Grösing aus Bremen. Jetzt trinkt mal ein Gläschen, wir haben gesehen, wie niederträchtig der verdammte John Bull euch schufteten läßt.“

Auf dem Tisch lag eine Broschüre. Ihr Titelbild zeigte einen riesigen Arbeiter, der mit gekreuzten Armen auf ein riesiges Räderwerk hinabsah. Zu ihm hinauf keifte ein winziger Kapitalist mit Frack und Zylinder. Die Aufschrift „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will“ konnte Dshau-dshöng nicht verstehen, aber das Bild war einleuchtend genug.

„So muß man es machen“, bestätigte er, zu Ede gewendet, mit verständnisvollen Schlitzaugen.

„Wir hatten vor drei Jahren einen Matrosenaufstand in Kiel und dann einen Generalstreik der Werftarbeiter“, mischte sich Fiete ein.

„Was für einen General?“, wollte Ga-min wissen. „Einen guten oder einen schlechten?“ „Laß“, winkte Su. „Ich kann dir das später erklären.“

„Wir Berliner“, sagte Ede, „hatten vor anderthalb Jahren einen Generalstreik und vor acht Monaten wieder einen.“

„Aber was hat es geholfen?“, fragte Kurt auf deutsch. „Einen Scheißdreck.“

„Das ist nicht wahr. Wir haben den Kapp-Putsch kurz und klein geschlagen.“

„Alles Scheißdreck.“

„Du hast so viel Klassenbewußtsein wie ein Mäuseschwanz.“

„Wieso kein Klassenbewußtsein? Ich habe auch gestreikt.“

„Ja, um Lohnerhöhung. Politik ist dir scheißegal.“

„Scheißegal“, bestätigte Kurt und leerte sein Glas.

In einiger Entfernung flammten zwei, drei bunte Lichter auf.

„Das ist St. Pauli“, erklärte Kurt, der Ga-mins Blicken gefolgt war, auf englisch. „Da gibt es abends Musik und schöne Weiber.“

„Very interesting“, freute sich Ga-min.

„Mal hingehen, Kollegen? Ich zeige euch das Hamburger Nachtleben.“

„Ein klassenbewußter Prolet geht zu keiner Hure“, schimpfte Fiete auf deutsch.

Aber Kurt entgegnete mit Überzeugung: „Loch ist Loch.“

„Ich habe leider Dienst“, entschuldigte sich Dshau-dshöng, nicht gerade wahrheitsgemäß. „Mein kleiner Bruder kann vielleicht kommen, vielleicht auch nicht. Will der Kollege so freundlich sein und von dreiviertel neun bis neun auf ihn warten? Aber nicht länger als bis neun.“

Sie empfahlen sich mit mehreren Verbeugungen.

„Knorke Proleten!“, urteilte der Berliner, „n bißchen etepetete vielleicht – aber das sind so Landessitten.“

Dshau-dshöng und Ga-min spazierten gemächlich im halbleeren Schiff umher. Dann hockten sie sich wieder hinters Rettungsboot. Von dort konnten sie das leuchtende Zifferblatt der Hafenuhr sehen.

„Jetzt weißt du also, was ein Generalstreik ist“, beendete Ssu den ersten Teil seiner Erklärungen. „Und was die Gewerkschaft ist und die Kommunistische Partei und die Revolution und die Solidarität.“

„Die Solidarität“ – wiederholte Ga-min mit schwärmerisch geweiteten Augen. „Das habe ich schon damals vor der Kabinentür gewußt, gerochen hab ich's mit meiner blutigen Nase. Aber vorher habe ich gar nicht gemerkt, daß ihr mich alle so gern habt.“

„Daß wir dich gern haben, Ga-min, ist Nebensache. Die Hauptsache – aber das erkläre ich dir am Ende.“

„Gut, jetzt erzähl von diesem Petrograd.“

„Im vorigen Jahr war ich Trimmer auf dem Frachtdampfer ‚Orania‘. In Petrograd schleppe ich ein paar Kisten mit Margarine und Trockengemüse ans Land, da kommen zwei russische Lastenträger und ein Soldat, und der Soldat hilft ihnen tragen. Alle drei sind schrecklich zerlumpt, gar nicht wie sonst weiße Männer, aber sie strahlen über das ganze Gesicht. Unser Superkargo sagt, er will mit ihrem Boß sprechen, da lachen sie mit ihren tiefen Russenstimmen, daß es dröhnt, und sagen, es gibt keinen Boß. ‚Keinen Boß?‘, denke ich. Wie der Soldat mir die letzte Kiste abnimmt, frage ich ihn leise: ‚You talkie English?‘ – Er sagt: ‚Yes.‘ Dann sind wir in eine Schenke gegangen, und er hat mir eine Menge erzählt. Die haben im großen Imperialistenkrieg – du verstehst? – im großen Meeresteufelkrieg nach zweieinhalb Jahren die Gewehre umgedreht und ihren Kaiser vom Thron heruntergeschossen.“

„Gut“, freute sich Ga-min.

„Gut, aber nicht gut genug. Wir in China sind unsern Himmelssohn auch schon losgeworden, aber wie schauen wir aus? Immer noch unter dem Stiefel der fremdländischen Kapitalisten und unter dem Filzschuh der einheimischen Gutsbesitzer. Die russischen Kommunisten haben ihre Gutsbesitzer und Kapitalisten jetzt fortgejagt, der Boden gehört den Bauern, Schiffe und Fabriken gehören den Arbeitern“ –.

„Aber sie gehen in Lumpen, hast du gesagt.“

„Weil alles kaputt ist und die Kapitalisten sie von draußen angreifen. Aber sie haben ihren Körper aufgerichtet und lachen darüber. Aus der Armut kann man natürlich herauskommen, wenn man die Blutsauger abgeschüttelt hat.“

Alles ist anders geworden. Arbeiter ist ein Ehrenname. Der Soldat hilft dem Lastenträger, nein, noch besser, dieser Soldat war in Wirklichkeit ein roter Hauptmann, ich hab es später herausgekriegt. Einer steht für alle und alle stehen für einen.“

„Wie damals vor der Kabinentür ...“

Alle armen Leute sind dort Brüder und Schwestern. Ja, auch Schwestern. Es darf keine Straßenmädchen mehr geben, keine wilden Hühner, wie man sie bei uns in Südchina nennt. Wenn ein Mädchen mit einem Burschen schläft, so tut sie es nicht, weil sie seine Käschmünzen haben will, sondern weil sie ebenso sehr nach ihm verlangt wie er nach ihr. Und er wird besser und mutiger durch sie, und sie wird besser und mutiger durch ihn.“

„Wie deine Frau vor dem Gitterfenster.“

„Gerade im besten Reden hat man mich aufs Schiff zurückgepfiffen. Aber was ich wußte, das wußte ich nun, und ich sagte zu meinem Kollegen: ‚Das ist es, was wir brauchen.‘“

Ssu Dshau-dshöng stand auf. Er streckte sich gemächlich, und zur Normaluhr hinüberschauend, bemerkte er: „Es ist halb neun. Gehst du jetzt nach dem Hafen?“

„Nein, ich muß noch mit dir sprechen. Ich hab nämlich eine Idee“ –

„Aber das Nachtleben – – ?“, fragte Dshau-dshöng auf Englisch mit verhaltenem Lächeln.

„Ma-ma-fu-fu, ich pfeif auf so ein Nachtleben. Hör zu, älterer Bruder, wir müssen, wenn wir in Hongkong landen, sofort eine Gewerkschaft gründen. Du hältst eine schöne Rede in der Matrosenherberge, und ich mache Musik, um die Leute aufzupulvern.“

„Reden halten werde ich bestimmt, und nicht nur einmal, und deine Musik, die können wir ausgezeichnet brauchen. Aber eine Gewerkschaft haben wir in Hongkong schon seit dem 21. März. Willst du Mitglied werden?“

„Unbedingt. Und dann gründen wir eine Kommunistische Partei.“

„Die haben wir am 1. Juli gegründet.“

„Wer? Wo?“

„In Shanghai, in einer kleinen Gasse, mittendrin in der Fremdenstadt, die Franzosen nennen sie Rue Wantz. Es gibt da einen Professor aus Peking, der heißt Li,<sup>32</sup> und einen, der heißt Tschön,<sup>33</sup> und einen Bauernburschen aus der Provinz Hunan, der heißt Mao, noch nicht dreißig Jahre alt, aber von Bauernsachen versteht er mehr als andere.“

„Also, darum“ –

„Ja, darum, mein kleiner Bruder. Daß wir dich gernhaben, hätte dir wenig geholfen. Die Hauptsache ist, daß es aufwärts geht mit uns armen Leuten, aufwärts, aufwärts.“

In London kam Sir Ronald Dimfort an Bord, respektvoll begleitet und verabschiedet von drei Beamten des Foreign Office. In Cherbourg erschien in ihrer neu angeschafften raffinierten Pariser Reisetoyette Madame Fromont. In Genua aber ging ein neuer Stern auf: Miß Rowena Graybag.

Die meisten Herren standen „zufällig“ auf dem Promenadendeck. Mr. Pubskill bekam Herzklopfen, als wäre er um zwanzig Jahre jünger. Die Schiffsoffiziere kommentierten mit flüsternder Bewunderung Miß Graybags lichtblondes Haar, ihre dunkelblauen Augen, ihren rosigen Teint und die Ziffer ihrer Mitgift.

Die Ziffer ihrer Mitgift kannte auch Sir Ronald. Aber wenn der junge und noch wenig bekannte Sir Richard Randsleigh Lady Mercia, die Tochter des Marquês Glissmont, zur Frau bekommen hatte, warum sollte er, ein erfolgreicher Staatsmann, mit der Tochter eines kolonialen Geldsacks vorliebnehmen? Außerdem hing er an seiner Junggesellenfreiheit. Das änderte aber nichts daran, daß Rowena ein Musterexemplar seiner angelsächsischen Rasse war und daß er sie den anderen Damen vorzog.

Polly White, die brünette Sekretärin, schluckte tapfer ein Restchen Verliebtheit herunter. Von früh bis spät saß sie an der Schreibmaschine und registrierte die deutschen Einkäufe. Sie träumte davon, Abteilungsleiterin der Pubskill Shipping Company zu werden, der erste weibliche Abteilungsleiter in Hongkong. Sidonie Fromont war tief empört, daß ihre neuesten Pariser Toiletten diesen aufgeblasenen Dandy kalt ließen. Rowena Graybag schließlich beschäftigte sich gründlich und systematisch mit dem Gedanken an Ronald Dimfort. Das war ihr tägliches Arbeitspensum. Bald sah sie ihn als mittelalterlichen Ritter in silberglänzender Rüstung, bald als modernen Welteroberer, bald als dämonischen Don Juan, der jedoch im stillen bereit war, einer schönen, reichen und jungfräulichen Retterin auf den Pfad der Tugend zu folgen.

In solche Träume versunken, stand sie an der Reling. Die Sterne hingen wie reife Früchte am Tropenhimmel, und von verborgenem Leben leuchtete das Indische Meer.

Hinter ihr sang eine Männerstimme:

„Oh, tanz, du kleine Geisha du,  
Und sing ein süßes Lied dazu!“

Rowena fuhr herum und verbarg ihre Enttäuschung hinter einem wohlherzogenen Lächeln: „Oh, Mr. Pubskill, Sie sind ja sehr musikalisch.“

„Zu gütig, Miß Graybag. Wie kann ein geplagter Geschäftsmann musikalisch sein? Aber meine Schiffskapelle, was? Die kann sich hören lassen.“

„Ganz reizend, in der Tat.“

„Bald haben wir unseren Abschiedsball, da zeigt sich die Kapelle erst in ihrem vollen Glanz.“

„Pa schreibt mir, das Peninsula-Hotel habe ein neues Konzertcafé eröffnet.“

„Wenn ich Sie ausführen dürfte“ –

„Ich will Ihre kostbare Zeit nicht in Anspruch nehmen“, lehnte Rowena ab. „Wenn ich ausgehe, dann nur mit Pa.“

Mr. Pubskill verabschiedete sich, bevor er davonpromenierte, mit einer ergebungsvollen Verneigung seines Glatzkopfes und dachte dabei: „Du wirst schon wollen.“

„Was hat er für Absichten, dieser alte Lebemann?“, überlegte Rowena beunruhigt. „Er soll bei seiner blonden Sekretärin bleiben.“

Und dann vergaß sie alles: Sir Ronald stand vor ihr.

„Da sind Sie, Miß Rowena! Ich suche Sie überall.“

„Daß Sie jemanden suchen, ist ganz unwahrscheinlich. Sie sind viel zu stolz dazu. Wissen Sie, welchen Spitznamen Madame Fromont Ihnen gegeben hat? – Ronald I., König der Table d'hôte.“

„Sidonie könnte mich auch den König eines anderen Möbelstückes nennen“, dachte Ronald, aber er verschluckte diese Bemerkung und zitierte statt dessen: „Wer eine Dinner-Tafel regieren kann, der kann die Welt regieren“, sagt Oscar Wilde.“<sup>34</sup>

„Das sagt nicht Oscar Wilde“, kramte Rowena ihre Pensionatsbildung aus. „Das sagt nur eine seiner Figuren, Lord Illingworth, der ihm gar nicht gefällt.“

„Und Ihnen gefällt er, dieser verruchte Lord Illingworth?“

Rowena lächelte vielsagend.

„Wenn er Ihnen gefällt“, meinte Sir Ronald, „so kann es ihm schon egal sein, ob er seinem Verfasser gefällt.“

„Das ist ein großes Kompliment für mich.“

„Das ist ein viel zu kleines Kompliment für Sie.“

„Aber Oscar Wilde ist in der ganzen Welt berühmt.“

„Die ganze Welt ist eben eine gemischte Gesellschaft.“

„Man sagt, daß er sehr unmoralisch war“, murmelte Rowena. Das war eine gute Gelegenheit, die Augenlider zu senken und die langen Wimpern zur Geltung zu bringen.

„Ich meine etwas anderes“, sagte Sir Ronald. „Unter einer dünnen Hülle von Witz und Eleganz hausiert er in der allerschäbigsten Weise mit Rührseligkeit und Mitleid.“

„Was haben Sie gegen das Mitleid?“

„Mitleid beschäftigt sich mit häßlichen Dingen. Ich will mich nur mit schönen Dingen beschäftigen.“

Warum brachten ihr seine tastenden, drängenden Blicke eine so geringe Lust?

Sie wandte sich wieder dem Meeresleuchten zu: „Das Schönste ist eine solche Sommernacht – am 2. Dezember.“

„Ja, wir sind nicht sehr weit vom Äquator entfernt.“

„Diese großen Sterne“, schwärmte Rowena. „Man sehnt sich und weiß nicht, wovon.“

„Eine vollendete Dame ist sie nicht“, dachte Ronald und legte den Arm um sie.

Ins Meeresleuchten starrend konnte Rowena nicht sehen, daß er begehrllich und geringschätzig zugleich auf sie hinablächelte.

Abschiedsball!

Die Kapelle spielte einen feurigen Ragtime. Diesmal suchte Ronald Rowena wirklich. Sie trafen sich im Schatten der Schiffstreppe und versanken in einem langen Kuß. Das Nächste war, daß Ronald verlangte, sie solle nach dem Ball in seine Kabine kommen. Dieses Benehmen fand Rowena beängstigend und unerfreulich. Mit ihrer Mitgift von einer Dreiviertelmillion Pfund Sterling hatte sie doch wohl das Recht auf eine zartere Werbung. An ihm vorüber zum Tanzsaal schreitend, sagte sie mit sanftem Vorwurf: „Ich hoffe, Sie sind ein Gentleman.“ Ronald folgte mit spöttischem Lächeln.

Ga-min lag wohlversteckt hinter dem Rettungsboot und lauschte der Tanzmusik. Er hob die schmalen, braunen achtzehnjährigen Hände, bis sie sich mit großen Sternen und mit großen Hoffnungen wie mit Litschiefrüchten zu füllen schienen.

Rowena huschte auf das Promenadendeck. Sie blickte mehrmals zurück, aber niemand folgte ihr. Vor sich selber verbarg sie ihren Jammer hinter einer geheuchelten Genugtuung und murmelte: „Diesen unmoralischen Menschen bin ich los.“

Sir Ronald hatte nur einmal mit ihr getanzt, einen abgehackten Foxtrott, während er den romantischen Tango und den zärtlichen English-Waltz mit Sidonie Fromont verschmachtet hatte. In den Tanzpausen sprach er auch nur mit Sidonie und streichelte sie mit Blicken und Worten. Rowena war entschlossen, nicht mehr in den Saal zurückzukehren.

Von seinem Versteck sah Ga-min das Kapitalistenfräulein wie auf einer Bühne hin- und herschreiten. Sie trug ein Abendkleid aus pfauenblauem Velours transparent. Bläßgolden schimmerte ihr Haar. In Ga-min flackerte eine mit Abneigung vermischte Begierde auf und verlosch sogleich wie ein billiges Streichholz.

Wieder erklang jener abgehackte Foxtrott:

„Der flotte Kavalier,  
Er tanzt von zehn bis vier.  
Er tanzt mit dir,  
Er tanzt mit mir,  
Er tanzt zumeist mit ihr.“

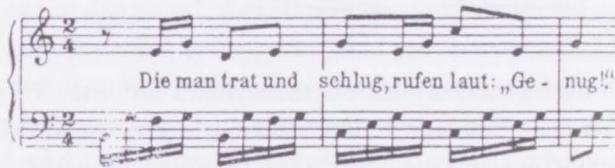
Ärgerlich summte Rowena:

„The dashing gentleman  
May dance as much he can ...“

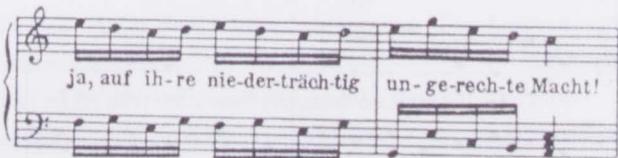
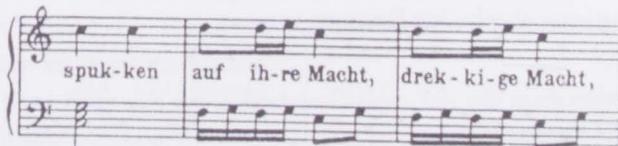
und Ga-min parodierte sie in seinem Versteck auf Pidgin-Englisch:

The dashie gentie-man  
May dance as muchie can ...“

Gentleman! Die unsinnige Doppelbedeutung dieses Wortes – vornehmer Herr und anständiger Mensch – drang in sein Bewußtsein und erfüllte ihn mit verhaltenem Gelächter und mit prickelndem Haß. Die abgehackte fremdländische Tanzmelodie pochte in seinem Blut, und im Rhythmus seines chinesischen Blutes wurde sie umgeschmolzen.



Die Töne verdünnten sich, neigten und bogen sich, wirbelten wie ein glöckchentontragender Wind und drehten sich, drehten sich aufwärts.



## Das Lied von Hongkong

Der harte Taktstock wurde zur graziösen Sprungfeder. Das war kein englischer Foxtrott mehr. Das war ein neuerschaffenes chinesisches Volkslied.

Regungslos lag Ga-min und formte Töne und Worte.

Musical score for the first system of the song. It consists of two staves: a treble clef staff for the melody and a bass clef staff for the accompaniment. The time signature is 2/4. The lyrics are: "Doch wir ja - gen sie weg. Die Hund uns nann-ten, win-seln selbst vor Schreck."

Finstere Erfahrung und aufleuchtende Gemeinsamkeit, lärmende Matrosenderbheit und stiller Volksverstand, Empörung und Hoffnung, das alles wurde von einer graziösen Munterkeit erfaßt und emporgewirbelt wie ein klingender Propeller.

Auf den Planken ausgestreckt und leise die Lippen bewegend, gab Ga-min seinem freudig erschaffenen Lied den Namen Bu-bu-gau —<sup>35</sup> „Schritt für Schritt aufwärts“.

Musical score for the second system of the song. It consists of two staves: a treble clef staff for the melody and a bass clef staff for the accompaniment. The time signature is 2/4. The tempo marking "Allegro" is written above the first staff. The lyrics are: "Schritt für Schritt ge - hen wir Ma-tro-sen-ku - lis auf - wärts. Die man trat und schlug, ru-fen laut: „Ge - nug!“ Wei-Ber Herr,

brauner Knecht, doch der Knecht hat recht. Und das

Recht stärkt den Knecht und wir zei - gen, daß

kei - ner schweigt, auf je - dem Schiff der

Ku - li streikt, er streikt! Ja,

wenn der Ku - li will, dann stehn sie still. Schritt für

Schritt seht ihr ihn stei - gen. Nun, ihr Ge -

Das Lied von Hongkong

nos-sen, hört uns an: — Her-ge-eilt

sind wir, her-ge-eilt sind wir, kampf-be-reit

Mann für Mann. Und wir ru-fen: Auf-wärts! Wir

las-sen uns nicht duk-ken. Wir

spuk-ken auf ih-re Macht, drek-ki-ge Macht,

ja auf ih-re nie-der-träch-tig un-ge-rech-te Macht.

Wir durch-wach - ten die Näch - te,

wir er - lit - ten ih - re Schläg' und

Trit - te, ih-re Pfif - fe auf dem

Schif - fe, auf dem frem - den Höl - len-

schif - fe, ih - re Pfif - fe. Uns

Men - schen, uns rie - fen sie bloß

Das Lied von Hongkong

Hun - de, die - se Hun - de! Doch wir

ja - gen sie weg. Die Hund uns

nann-ten, winseln selbst vor Schreck. Chi - na-

mann brach Zwang und Bann und ei - ne neu-e Zeit fängt

an. Und die neu - e Zeit, sie geht auf - wärts.

— Bricht der Knecht sich end-lich Bahn, fängt das



In der zweiten Woche nach der Landung der ‚Wasserrilie‘ in Hongkong wurden unter anderem folgende Briefe geschrieben:

An Sir Richard Randsleigh Wohlgeboren  
London Westend

Lieber Richard,

Vielen Dank für Deinen freundlichen Brief und die Einsendung Deines Zeitungsartikels. Du sprichst kühne und treffende Gedanken aus. Mit Recht verurteilst Du die Anbetung des Straßenpöbels, die jetzt große Mode ist. Wenigstens in der Metropole. In den Kolonien ist es Gottlob noch nicht soweit. Vor jedem Parktor steht die Aufschrift: „Hunden und Chinesen ist der Eintritt verboten!“ Kein Chinese wagt es, das Trottoir entlang zu gehen, sie gehen nur auf der Straßenmitte. Schade, daß man in London die Arbeiter so frech werden ließ ... Aber freilich, das sind Weiße, das kann man nicht vergleichen. Immerhin ist es höchste Zeit, mit dieser jämmerlichen Demokratenmode aufzuräumen, bevor alle Schönheit des Lebens vor die Hunde geht. Glaubst Du wirklich, daß es Mussolini gelingen wird, die Macht zu ergreifen und den römischen Geist zu erneuern? Das wäre ein gutes Beispiel für andere Länder, nicht zuletzt für unseres.

Du fragst, ob ich Dich für den geeigneten Mann halte, eine britische Faschistenpartei zu gründen. Gewiß, lieber Richard, aber die Zeit ist noch nicht reif, Du mußt günstigere Umstände abwarten. Sieh Dich inzwischen in einigen anderen Parteien um. Das rate ich Dir als erfahrener Politiker.

Um Gottes willen, schicke mir nicht Nietzsches Werke. Ich kann keine Philosophie vertragen, am wenigsten deutsche. Wer ein Gentleman ist, der braucht keine Philosophie, und wer keiner ist, dem schadet sie nur.

## Das Lied von Hongkong

In Hongkong ist das Leben recht elegant, aber im Grunde langweilt es mich. Koloniale Geldsäcke und ihre Familien sind hier die Spitzen der Gesellschaft. Amtlich gibt es wenig zu tun. Ich mache oft Ausflüge, spiele Bridge, reite, tanze und kaufe Chinoiserien. Reeder und andere Ritter von Soll und Haben sitzen im Exekutivrat und führen das Regiment, und wir haben nichts zu tun, als sie amtlicherseits in jedem Fall zu unterstützen, denn ihre Macht ist die Macht der weißen Rasse. Das habe ich dem Gouverneur gesagt, und er hat mir beigestimmt. Auch er ist aus guter Familie, und wir verstehen uns recht gut.

Wenn das alles nur nicht so langweilig wäre! Manchmal kommen wilde Gerüchte aus Shanghai und Peking von angeblichen Streiks und Meutereien. Ich würde ja ganz gern einmal eine kleine Sensation erleben. Aber wie mir Pubskill, der erfahrenste unter diesen Geldsäcken, versichert, ist das alles leeres Geschwätz und das gelbe Gelichter zu keinem Widerstand fähig.

Zehn Uhr! Ich gehe ins Peninsula tanzen. Fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neujahr. Empfehle mich der schönen Lady Mercia und vergiß mich nicht.

Sehr aufrichtig

Dein Ronald Dimfort

Hongkong, den 16. Dezember 1921.

### Gesuch

An die hochlöbliche Schiffsbau- und Schifffahrtsfirma Pubskill, Hongkong

Bezugnehmend auf die bevorstehende Heimkehr des Abteilungsleiters Mr. Johnson nach Plymouth, möchte ich mir die höfliche Anfrage erlauben, ob Sie die Leitung der Abteilung für Auslandskorrespondenz meiner Wenigkeit anvertrauen wollen. In aller Bescheidenheit möchte ich bemerken, daß ich meine organisatorischen Fähigkeiten im Dienste der Firma schon einige Male bewiesen habe. Die französische und die deutsche Sprache beherrsche ich in Wort und Schrift. In Hamburg gingen einige der erfolgreichsten von den kürzlich abgeschlossenen Geschäften durch meine Hände.

Ich glaube, daß ich der Firma in einer leitenden Stellung größeren Nutzen bringen kann und erbitte daher die freundliche Erwägung meines Vorschlages.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre

Paulina White

Hongkong, den 16. Dezember 1921.

Betreffend das Gesuch von Miß Paulina White, Direktionssekretärin, Hongkong

Es widerspricht den Prinzipien unserer Firma, die Leitung einer Abteilung in weibliche Hände zu legen. Insbesondere benötigt ein Leiter der Auslandskorrespondenzabteilung männlichen Weitblick und männliche Autorität. Es widerspricht ferner den Prinzipien unserer Firma, der Tendenz, männliche Arbeitskräfte durch weibliche zu verdrängen, auch nur den geringsten Vorschub zu leisten. Ein Mann ist auf seine berufliche Karriere angewiesen. Eine Dame hat andere Möglichkeiten.

Für die Pubskill Shipping Company  
Bertram E. Pubskill, Generaldirektor  
Hongkong, den 18. Dezember 1921.

Auch Ssu Dshau-dshöng bekam einen Brief, den sehnlich erwarteten Brief, den er mühsam entzifferte, denn er konnte nur hundertsechsendachtzig Schriftzeichen lesen. Der Dorflehrer Ma Huan, ein guter Mensch und feindlicher Verwandter des gnädigen Herrn Ma, schrieb, Dshau-dshöngs Frau habe einen Sohn geboren, ein gesundes, wenn auch mageres Knäblein. Für einige Stunden geriet Dshau-dshöng in einen solchen Freudentaumel, daß er völlig die gewerkschaftliche und politische Arbeit vergaß. Er rannte aufs Postamt und schickte vier Hongkongdollar nach Hause. Dann rannte er in einem Anfall von ehemännlicher Eitelkeit zum Schnellfotografen auf der steilgestuften Ssing-Wong-Street. Der Fotograf war ein Mischling und glaubte, seine Kunden am besten zu bedienen, wenn er sie möglichst ausländisch erscheinen ließ. In seinem armseligen Atelier stand die Attrappe eines europäischen Anzugs aus Papiermaché mit Schlips und Kragen. Gehorsam stellte sich Ssu dahinter und blickte steif und verlegen die Linse an. Wieder rannte er aufs Postamt, um sein Foto nach Hause zu schicken. Der prachtvolle, kühne und wildschöne Kopf, den er über seinem Arbeitskittel trug, erschien auf dem Bild als der Kopf eines hübschen Durchschnittsbürgers von drittklassiger Eleganz. „Fein!“, dachte Dshau-dshöng zutiefst befriedigt, „fast wie ein Verkäufer in einem Shanghaier Konfektionsgeschäft.“

Mechanisch ging er dann den Weg zum Gewerkschaftshaus auf der Dschung-Huan-Street gleich neben der Pubskillwerft. Ein Lastauto stand vor dem Tor des Schiffsbauplatzes, das einzige, das diese Firma besaß, denn sie ließ ihre Lasten lieber von den Kulis schleppen, das war billiger. Li Dse-ming, der Schofför, rief ihn an, ein stattlicher Tientsiner mit hoher, gebuckelter Stirne.

„Das sind Zustände, Lau Ssu! Man wird sich bald keine Schale Tee mehr leisten können. Diese Schildkröte von einem Fromont hat wieder den Preis gesteigert. Wir müssen unser bißchen Erfrischung mit dem letzten Blutstropfen bezahlen, und Madame

Fromont“ – er sagte auf chinesisches „die große Dame Fo Lo-mong“ – „zieht jede halbe Stunde ein anderes Kleid an.“

Ssu schwieg zerstreut.

„Einige von unseren Arbeitern haben Familie“ –

„Ja?“ fragte Ssu interessiert, „meine Frau hat nämlich einen Sohn geboren.“

„Du bist glücklich zu preisen! – Aber hör zu, es ist nicht mehr auszuhalten ...“

Ssu Dshau-dshöng riß sich zusammen: „Entschuldige, ich höre schon. Die Preise fliegen, die Löhne kriechen, was? – Uns Seeleuten geht es auch nicht anders. Wir bekommen ein Fünftel vom Arbeitslohn eines weißen Matrosen. Sie glauben, wir sind ihre Sklaven.“

„Machen wir zusammen einen Plan.“

„Kommt doch einmal nebenan in unser Gewerkschaftshaus. Ich glaube, es ist der richtige Moment.“

Li trat nah an ihn heran. Die Buckel seiner Stirne bewegten sich im Drang der Gedanken.

„Du weißt gar nicht, wie recht du hast. Pubskill zahlt noch weniger als andere Reeder. Dabei hat er in Hamburg für einen Hühnerdreck Sonne und Mond eingekauft und macht jetzt Profite bis zum Himmel. Das hat mir seine Sekretärin erzählt.“

Ssu riß die Augen auf: „Seine Sekretärin hat mit dir darüber gesprochen?!“

„Da staunst du, was? Es gibt auch anständige Auslandsmenschen. Sie hat Bitteres gegessen und ist wütend auf Pubskill – und überhaupt.“

Graybag las die Preisliste durch.

„Eine Chesterfield gefällig?“ fragte Pubskill.

„Danke, ich bin Nichtraucher geworden. – Aber hören Sie, wie können Sie nur? Das sind ja Himalayapreise. Das kommt gar nicht in Frage.“

„Wie Sie wollen. Ich bin nicht darauf angewiesen. Früher oder später habe ich selbst Verwendung dafür, für jedes Brett, für jeden Nagel. Gleich nach Jahresschluß beginne ich zwei neue Schiffe zu bauen.“

„Haben wir anderen nicht auch das Recht, an der deutschen Inflation zu verdienen?“

„Wer hat, der hat.“

Graybag schwieg mit finsterner Miene.

„Warum so böse, alter Freund?“, sondierte Pubskill. „Für Sie ist das nur eine Kleinigkeit – Sie besitzen ja den größten Schatz der Welt. Ich meine Ihre Tochter. Eine Apfelblüte ist das! Ein himmlischer Engel!“

Graybag riß den Mund auf und schloß ihn wieder. Nach einigen Sekunden brachte er ein höfliches Lächeln zustande.

Es klopfte.

„Eine Abordnung der Zimmerleute und Lastenkulis“, meldete Polly White.

„Keine Zeit“, schnauzte Pubskill, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen.

Polly wich nicht vom Fleck: „Die Leute fragen, wann Sie Zeit haben.“

„Weiß ich nicht.“

Die Tür klappte hörbar.

„Was wollen die Kulis?“, fragte Graybag. „Lohnerhöhung?“

„Was sie wollen, ist Nebensache.“

„Aber wenn sie streiken?“

„Die Chinamänner haben nie gestreikt, streiken nie und werden nie streiken. Ich kenne sie seit zwanzig Jahren. Ich muß es also wissen.“

„Auf der ‚Wasserlilie‘ soll es einen kleinen Krawall gegeben haben.“

„Unsinn. Mir hat man nichts gemeldet. Die Leute langweilen sich und erfinden sensationelle Gerüchte.“

Pubskill drückte den Zigarettenrest in den Aschenbecher und summte behaglich ein Lied aus seiner Lieblingsoperette:

„Chin-, Chin-, Chinamann

Ist ein armer Tropf.

Jedermann beutelt ihn

Gar zu gern am Zopf.“

„Sie tragen keine Zöpfe mehr“, bemerkte Graybag.

„Aber wir beuteln sie noch immer“, schmunzelte Pubskill selbstbewußt.

Graybag heuchelte Vergeßlichkeit: „Wovon sprachen wir vorhin?“

„Von Ihrer unvergleichlichen Tochter. Ich wollte sie ins Peninsula ausführen. Leider hat sie mich abblitzen lassen!“

Schweigen.

Eine heftige, aber nur sekundenlange Qual durchzuckte Graybags rundes Gesicht und wich sofort einem ruhigen, frommen Geschäftsbewußtsein.

„Rowena ist allzu reserviert. Übrigens können wir zu dritt ausgehen.“

„Sehr nett, in der Tat. Sagen wir: heute abend?“

„Ich muß erst meine Tochter fragen.“

„Wir könnten dann morgen nochmals über die Preise sprechen.“

„All right, heute abend.“

Im Büro der französischen Teefirma Fromont & Co. saß Herr Tan Jä-ssja, im kantonesischen Dialekt Tam Jip-ha, der Stille Kompagnon. Still war er freilich, aber im Grunde kein Kompagnon. Der Franzose steckte den größten Teil der Profite ein und ließ ihn schufteln – er war ja nur ein Chinese. An seinem sechzigsten Geburtstag, der übrigens von keinem Ausländer beachtet worden war, hatte Herr Tan einige diskrete Hinweise auf sein vorgerücktes Alter geäußert und bescheiden vorgeschlagen, neben dem französischen und englischen auch einen chinesischen Korrespondenten anzustellen. Aber Monsieur Fromont hatte kurzerhand abgelehnt. Gerade jetzt saß er mit seiner Frau bei irgendeinem großen Weihnachtsdinner, dem dritten in dieser Woche. Herr Tan indes saß noch um zehn Uhr abends im Büro, handhabte Pinsel und Tusche und schrieb mit vor Anstrengung entzündeten Augen in seiner traditionell schönen Handschrift Geschäftsbriefe an die Teelieferanten in der Provinz Kwandung,<sup>36</sup> in der Provinz Hupeh und sonstwo. Vor sich hinmurmeln schimpfte er Monsieur Fromont auf chinesisch ein Schildkrötenei und eine Schildkröte. Das erste bedeutete Bastard und war in diesem Falle eine durch nichts begründete Hypothese, aber das zweite bedeutete Hahnrei und entsprach zu seiner Genugtuung ohne allen Zweifel den Tatsachen. Was aber war er selbst, er, Tan Jä-ssja, der Enkel eines gelehrten Kommentators von Dshuang Dses Totenschädeldialog und Schmetterlingstraum?<sup>37</sup> – Er war ein Comprador, und dieses schönklingende Wort kam vom portugiesischen „comparare“, herbeischaffen, und bedeutete einen eingeborenen Diener.

Vor ihm stand ein grüner Jadebecher aus der Provinz Kansu, einer jener berühmten „nächtlich leuchtenden Becher“,<sup>38</sup> die der Dichter Wang Han<sup>39</sup> vor zwölfhundert Jahren so schön besungen hatte. Der alte Mann nahm einen Schluck Tee, lehnte sich müde zurück und lauschte den Geräuschen der Nacht.

Über seinem Kopf, in der Matrosenherberge, wurde laut, aber ernst und feierlich gesprochen und zwischendurch Musik gemacht. Eine Mundharmonika erklang, einige chinesische Ör-hu-Geigen<sup>40</sup> und die hölzerne, dünn wirbelnde und doch so melodische Tischtrommel. Das waren die wohlbekanntesten Melodien seiner kantonesischen Heimat: „Es trabt mein Rößlein über Stock und Stein“, „Leuchtende Wolken jagen den Mond“, „Donner bei trockenem Wetter“ und eine, die er noch nicht kannte, die noch wohltuender war als alle anderen in ihrer graziösen Munterkeit, ihrer wirbelnden Frische. Aufseufzend griff Herr Tan nach seinem elfenbeinernen Namensiegel, auf dessen Seitenwand in Miniaturschrift ein Gedicht über mondbeleuchtete Blumen eingeritzt war, unterzeichnete die fertigen Geschäftsbriefe und murmelte dabei den folgenden Monolog vor sich hin:

„Früher haben die Matrosen einander unflätige Flüche an den Kopf geworfen, wilde Hühner gejagt, Mahjong gespielt, gesoffen und Opium geraucht, und das war für sie das Richtige. Jetzt aber politisieren sie und machen Musik. Wollen die Matrosen Kul-

turmenschen sein? – Das ist ja unnatürlich. Das ist ja, als wollten die Schauspielerinnen tugendhafte Damen sein. Da hört ja jede Ordnung auf!“

Unbekümmert um diesen philosophischen Einwand dauerte oben die Versammlung fort. Ssu Dshau-dshöng bemühte sich, sie ruhig und umsichtig zu leiten, aber die Freude stieg ihm in heißen Wellen zu Kopf und verhängte seine Augen mit goldenen Nebelschleiern. Seine furchtlose und sorgfältige Arbeit hatte schnellere und reichere Früchte getragen als er und als irgend jemand erwartet hatte. Ein Matrose nach dem andern meldete sich zum Bericht. Auf allen oder fast allen Schiffen hatten sie gemeutert. Anstelle der wehrlosen Kuligeduld gab es überall zornigen Widerstand. „Nein, wir lassen uns nichts mehr gefallen.“

Einen von Lim Djü-fuks Kollegen hatte der Superkargo im Kohlenbunker der ‚Prosperity‘ eingesperrt, weil er nach sechzehnständiger Arbeit eingeschlafen war. Da hatten die Matrosen eine Kiste Tee ins Meer geworfen und gedroht, noch mehr zu versenken, wenn man ihn nicht augenblicklich freiließe. Keiner von ihnen war abgeheuert worden – auch Ssu Dshau-dshöng, Lim Ga-min und ihre Kameraden waren verschont geblieben; denn niemand wagte, dem selbstsicheren Mr. Pubskill zu melden, wie schwierig die Lage geworden war. Abgeheuert war dabei Ssü, ein Deckarbeiter der holländischen ‚Saskia‘, und Dschan, ein Steuermann der amerikanischen ‚President Wilson‘. Ssü hatte dem Dritten Offizier, der ihn treten wollte, geschickt den rechten Stiefel vom Fuß gezogen, so daß der feine Herr krachend hinplumpste. Dschan war vom Chiefteward angespuckt worden und hatte ihn zur Antwort ins Gesicht geschlagen. Beide Mannschaften waren bereit zum Proteststreik gegen die Entlassung ihrer Kollegen. Ein Matrose von der portugiesischen ‚Figueira‘, einäugig und ohne Nase, verhielt in stammelnden Worten die gerechte Rache an den Peinigern. Dshau-dshöng strich mit einer leisen, brüderlichen Bewegung über sein verstümmeltes Gesicht und sagte: „Wir wollen dich trösten, Genosse!“ Wieder erhob sich aus Ga-mins Mundharmonika ein Propeller mit durchsichtig leuchtenden Flügeln – sein selbstkomponiertes Liedchen. Schon hatten einige die Melodie erfaßt und begleiteten Ga-min auf ihren Ör-hu-Geigen. Andere schlugen mit feinen Stäbchen die Tischtrommel.

„Bu-bu-gau!“, rief Ljang, der Kohlentrimmer, und Lju, der Shanghaier, produzierte sich: „Upward, aufwärts, nawjerch, en haut!“ Ssü versuchte einen Solotanz, aber er hatte zu wenig Platz. Onkel Djü-fuk zog ein Stück Papier aus dem Ärmel und bat flüsternd Kung, den Koch, für ihn einen Brief zu schreiben: „Mein Bruder in Kanton soll doch erfahren, wie sich der Junge herausgemacht hat.“ Während er sein Lied zum dritten Male vorspielen mußte, sah Ga-min den Heizer Wang zum ersten Male lächeln. Langsam lösten sich seine messerscharf aufeinandergepreßten Lippen, schöne, blanke Zähne schimmerten hervor, und das hart verbissene Gesicht war plötzlich voller Güte.

Kung überreichte Onkel Lim den rasch und gewandt geschriebenen Brief. Onkel Lim verbeugte sich immer wieder dankbar, und Kung wehrte ab, diese Höflichkeit sei unnötig.

Dann wandte er sich an Ssu Dshau-dshöng und fragte: „Weißt du, was Möng Dsö<sup>41</sup> vor zweitausendzweihundert Jahren über dich gesagt hat?“

„Er hat mich doch gar nicht gekannt“, lachte Ssu.

„Er hat gesagt: ‚Wer ist der Edelste von allen? – Wer junge Talente erweckt.‘“

Einige Tage später marschierten sie geschlossen zur Dschung-Huan-Street in ihr Gewerkschaftshaus. Das blaue Schild mit der großen und doch zierlichen weißen Aufschrift „Verband chinesischer proletarischer Matrosen“<sup>42</sup> glänzte ihnen entgegen, als sie an der Pubskillwerft vorüberkamen. Li, der Schofför, zusammen mit fünf Gießern, zehn Zimmerleuten, fünfzehn Tallymännern oder Warenabzählern und dreißig Lastenträgern oder Kargokulis, schloß sich ihnen an.

„Genossen“, sagte Ssu, und seine schöne dunkle Stimme füllte den Saal, „wir begrüßen unsere Gäste, die Werftarbeiter. Wir wollen mit ihnen die Lage besprechen und die nächsten Schritte ausmachen.“

Noch vor der Abfahrt der ‚Wasserlilie‘ hat die Matrosengewerkschaft dem Reederverband vier Forderungen gestellt: dreißig Prozent Lohnerhöhung, Achtstundentag, Verbot aller Beschimpfungen und Mißhandlungen, Arbeitsvermittlung durch die Gewerkschaft.“

„Sehr richtig, durch die Gewerkschaft!“, rief Ljang.

„Und nicht durch die Vermittlerbanden, die uns mehr als den halben Lohn abziehen, diese Gauner vom Himmlischen Drachen.“

„Die vom Nephritpalast sind noch ärgere Gauner“, wollte Lju sein überlegenes Wissen zeigen.

„Du als Shanghaier verstehst dich freilich besser auf die Gaunerei.“

„Hört auf zu streiten, ihr Arschlöcher“, zischte Wang, der Heizer.

„Der Reederverband hat nicht geantwortet“, berichtete Ssu.

„Der Reederverband tut, was Pubskill sagt“, erklärte Li., der Schofför.

„Pubskill, der alte Schurke, antwortet nie!“, schrien einige Kargokulis.

Die Zwischenrufe machten Ssu nicht ungeduldig, im Gegenteil, sie freuten ihn.

„Gestern haben wir wieder unsere Forderungen gestellt“, nahm er von neuem das Wort, „und noch eine fünfte dazu: Wiederanheuerung der Abgeheuerten.“

„Wer ist abgeheuert?“

„Ssü von der ‚Saskia‘, Dschan von der“ –

„Was hast du ausgefressen, Lau Ssü?“

„Ich laß mir keine Fußstritte mehr geben!“

„Zehntausend Jahre, Bruder, sollst du leben!“

„Zehntausendfache Nachkommenschaft sollst du haben!“

„Aber vorher einen anständigen Arbeitslohn“, lachte Ssü.

„Jetzt warten wir noch zwei Wochen“, fuhr Ssu in seiner Rede fort, „dann stellen wir unsere Forderungen zum dritten- und letztenmal und geben ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit. Nehmen sie keine Vernunft an, so streiken wir.“

„Talkie heißt reden,

Shut up, das heißt: schweig!

Schlagen Sie mich nicht,

Sonst kommt es zum Streik!“

schmetterte Ga-min mit seiner hellen Tenorstimme.

„Aber wir wollen nicht noch zwei Wochen warten“, meldete ein Zimmermann von der Pubskill-Werft.

„Wir wollen den alten Schurken endlich Manieren lehren“, bekräftigte ein Warenabzähler.

„Pubskill ist der König von Hongkong.“

„Er ist das Schildkrötenei<sup>43</sup> von Hongkong.“

„Ein anderes Schildkrötenei ist dieser neue ausländische Mandarin, dieser Le-schön.“

Alle stimmten bei, denn Le-schön bedeutete verderbter Edelmann oder verhurter Edelmann.

„Er ist schuld daran, daß man Ga-min die Nase blutig geschlagen hat“, schimpfte Kung. „Der feine Herr Ding-fu-dö!“

Brüllendes Gelächter beantwortete diese chinesische Aussprache des Namens Dimfort, denn sie bedeutete „tugendreich“.

„Also, Genossen“, erklärte Ssu, nachdem er sich zusammen mit den anderen satt gelacht hatte, „wenn ihr schon vor uns streiken wollt, so ist das auch nicht schlecht. Aber fangt erst am 5. oder 6. Januar an, so wird unser Streik euch bald zu Hilfe kommen.“

„Richtig!“

„Lau Ssu versteht es.“

„Lau Ssu ist weise wie der heilige Da Mo.“

„Mit dem Unterschied, daß er nicht an Buddha glaubt.“

„Nein, ich glaube nur an die Solidarität der Arbeiterklasse.“

Li, der Schofför, drängte sich durch die Menge zum Podium. In heftigem Nachdenken bewegte sich seine gebuckelte Stirn:

„Die Solidarität kommt nicht von selber. Wir müssen die Arbeitslosen aufklären, sonst werden die Imperialisten sie zu Streikbrechern machen.“

„Lau Li hat recht! Ich habe das Wichtigste vergessen!“, rief Ssu eifrig.

„Wir müssen ihnen klar machen, daß ein Streikbrecher ein Verräter ist und überhaupt kein Chinese.“

„Richtig! Nieder mit dem Imperialismus und mit seiner ganzen Familie!“

„Die chinesischen Arbeiter – Bu-bu-gau!“

Lieber Sir Ronald,

hoffentlich finden Sie es nicht unpassend, daß ich mich in meiner Bedrängnis an Sie wende. Ich brauche Ihre ritterliche Hilfe, vor allem Ihren Rat.

Mr. Pubskill hat um meine Hand angehalten, und Pa besteht darauf, daß ich seinen Antrag annehme. Er sagt, Mr. Pubskill sei der König von Hongkong, und als seine Gattin werde ich die Königin von Hongkong sein. Einen König habe ich mir anders vorgestellt. In meinen Augen ist er nur ein ordinärer Spekulant. Außerdem ist er fünfunddreißig Jahre älter als ich. Pa sagt, daß Pubskills Autorität so groß ist, weil er sich auf die Chinesen versteht. Nun, und? – Bin ich eine Chinesin?

Pubskill will Pa etwas von seinen Hamburger Einkäufen zu ermäßigten Preisen abgeben, wenn ich einwillige, seine Frau zu werden. Aber Pa kann es sich natürlich leisten, mehr zu bezahlen. Das kann doch der liebe Gott nicht wollen, daß Rowena Graybag einem reichen alten Lebemann verkauft wird wie irgendeine hübsche Schneiderstochter.

Pa sagt, es handle sich nicht darum, ob er es sich leisten kann. Die Ehre der Firma verlange es, die höchsten Profite zu erzielen, und für die Ehre der Firma müsse ich mich opfern. Verstehen Sie das?

Sir Ronald! Sie sind ein Gentleman und werden eine verzweifelte junge Dame nicht im Stich lassen. Sie sind ein erfahrener Mann und können mir sicher raten.

Ich möchte, daß wir uns zum Fünfuhrtee im Peninsula treffen. Bitte schreiben Sie mir, wann Sie Zeit haben.

Ihre

Rowena Graybag

Hongkong, den 4. Januar 1922.

Tagelang wartete Rowena auf Ronalds Antwort. Aber die Antwort kam nicht.

Dagegen kam ihr zu Ohren, daß Pubskills Arbeiter streikten. Sie fühlte eine kleine Schadenfreude, aber sie blieb so traurig wie zuvor.

„Lächerlich“, sagte Pubskill, in seinen geschnitzten Bürostuhl zurückgelehnt. Er klin-

gelte und ließ den Comprador rufen, einen Sohn der reichen Familie Dshän aus Ningpo, der fließend Englisch sprach.

„Wir stellen neue Arbeiter ein. Aber nicht zu viel für den Anfang: zehn Gießer, zwanzig Zimmerleute, zehn Warenabzähler, hundert Kargokulis. Macht hundertvierzig Stück. Dauert der Streik länger als drei Tage, so können wir noch mehr dazunehmen. Aber das ist ganz unwahrscheinlich.“

Der junge, europäisch gekleidete Chinese verbeugte sich: „Um wieviel Uhr, Herr Generaldirektor?“

„Um vier.“

Punkt vier stand Dshän wieder im Direktionsbüro. Pubskill las ein Modejournal.

„Erledigt?“, fragte er, ohne aufzublicken.

„Leider nicht erledigt. Es gibt keine Arbeiter.“

Pubskill klingelte.

„Miß White, die Adressen der Vermittlerbanden.“

„Hier bitte.“ Polly tat, als hätte sie noch etwas im Büroschrank zu suchen.

„Waren Sie bei der Gesellschaft des Nephritpalastes?“

„Ich war bei der Gesellschaft des Nephritpalastes, des Himmlischen Drachen, des Mondpalastes, der Schwebenden Lotosblume und der Sieben Flöten.“

„Und was sagen sie?“

„Sie sagen, daß es keine Arbeiter gibt.“

„Höchst sonderbar. Noch zu Neujahr war Hongkong voll von Chinamännern, die um Arbeit bettelten – sind sie alle ins Wasser gefallen?“

„Das nicht, aber sie sagen, sie wollen keine Streikbrecher sein.“

„Und ich sage Ihnen, my dear fellow, daß ich mir von Ihnen keinen blauen Dunst vormachen lasse. Sie haben meinen Auftrag verbummelt, und jetzt suchen Sie Ausflüchte.“

„Mr. Dshän hat sich alle Mühe gegeben“, warf Polly ein. „Ich habe es gesehen, als ich in der Ssing-Wong-Street die Paßbilder abholte.“

„Dahinter steckt nämlich die Furcht vor den Streikposten“, versuchte Dshän zu erklären.

„Zum Teil ist es die Furcht“, präzierte Polly. „Zum größeren Teil das Ehrgefühl.“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gefragt, Miß White.“

„Sehr zu Ihrem Schaden, Mr. Pubskill.“

Bisher war der Hongkonger Winter ein milder, lichtdurchgoldeter Herbst gewesen. Aber in der zweiten Januarwoche wurde es, wie alljährlich, kalt. Sidonie führte ihren Fehmantel spazieren, und Rowenas schönverdüsterte Augen schimmerten unter einer weißen Hermelinkappe.

Am 12. Januar begannen dreizehn Matrosenmannschaften den Streik: die Mannschaften der ‚Wasserlilie‘, der ‚Prosperity‘, der ‚Saskia‘, der ‚President Wilson‘, der ‚Figueira‘, der ‚Maiden Queen‘, der ‚Britannia‘, der ‚Titania‘, der ‚Orania‘, der ‚Etoile‘, der ‚Jeanne d’Arc‘, der ‚Golden Fairy‘ und der ‚Golden Glory‘.

Ihre Posten standen in sämtlichen Häfen. Unter der Mannschaft jedes neuangekommenen Schiffes wurden Flugblätter verteilt. Ssu Dshau-dshöng hatte sie, zusammen mit andern, verfaßt, und Kung, der Koch, hatte sie kalligraphisch aufgeschrieben und mit Sonnen und Sternen verziert, wie einst die Menükarten mit Hühnern und Weintrauben. Jubelnd rissen ihnen die Matrosen die Flugblätter aus den Händen, lasen und erzählten zugleich. Auch sie hatten Krach geschlagen, Schläge mit Schlägen, Tritte mit Tritten vergolten. Schluß mit der Beleidigung, Schluß mit der Quälerei.

Ga-min kämpfte wie besessen. Bald stand er im Victoriahafen Posten, bald im Hoffnungshafen, bald im Tytamhafen. Abergläubische Leute behaupteten, man habe ihn gleichzeitig im Aberdeenhafen und im Tiefwasserhafen gesehen. Er war größer und männlicher geworden. Aber sein munteres Gesicht war völlig abgezehrt von Hunger und Überanstrengung. Einige Bettler, Diebe und verkrachte Straßenhändler, die zum Hafen kamen, um als Streikbrecher ein paar Cents zu verdienen, ließen bei seinem Anblick die ausländischen Dienstherrn im Stich, bevor Ga-min auch nur ein Wort zu ihnen gesprochen hatte. Kung, dem Koch, krampfte sich das Herz zusammen, wenn er die schmale, biegsame Jünglingsgestalt von früh bis abends oder von abends bis früh im Hafen stehen sah, immer aufrecht, immer begeistert, mit einem dünnen, zerlumpte Kittel bekleidet, vom kalten Nordwind durchblasen. Er beschwor ihn, sich zu schonen, sein Talent der gemeinsamen Sache zu erhalten, aber Ga-min lachte nur. Auch Ssu Dshau-dshöng hatte Angst um ihn. In seinem glühenden Proletariertopf trug er einen Haufen von Bruchstücken zusammengeklauten Wissens, und so wußte er auch, daß die Lunge eines Achtzehnjährigen mehr gefährdet war als die eines älteren Menschen. „Sü wird dich morgen ablösen“, sagte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Wir müssen Geld für die Streikkasse sammeln, das kannst du besser als andere.“

Pubskill kämpfte um seine wankende Autorität im Reederverband und im Exekutivrat. In seiner prunkvollen Junggesellenwohnung gab er Galadinnern mit anschließenden Hausbällen, um seinen Optimismus zu zeigen, sein Prestige als Geschäftsmann zu festigen und Rowena zu imponieren. Polly White und Dolly Brown ließ er dabei als Hausdamen arbeiten. „In solchen Zeiten“, sagte er, „muß jeder gewissenhafte Angestellte Überstunden machen.“ –

„Nun, hast du mit dem alten Herrn Tan Jä-ssja gesprochen?“, fragte Ssu am nächsten Tag.

„Der alte Herr Tam Jip-ha hat mir hundert Hongkongdollar gegeben“, erwiderte

Ga-min im kantonesischen Dialekt. „Wir sind ja alle Chinesen“, hat er gesagt. Und dann ist mir der alte Herr von der Vermittlerbande des Himmlischen Drachens begegnet und hat mir fünfundvierzig Dollar zugesteckt. ‚Ich weiß, daß ihr mich einen Gauner nennt‘, hat er gesagt. ‚Aber mein Herz ist mit euch. Wenn ihr die fremden Meeresteufel fortjagt‘, hat er gesagt, ‚dann brauche ich kein Gauner mehr zu sein!“

„Gut, kleiner Bruder, jetzt schau, daß du den jungen Dshän erwischen kannst, Pubskills Comprador. Er wird dir noch Adressen von wohlhabenden Chinesen geben. Aber du mußt ihm auf der Straße auflauern. Untersteh dich nicht, in sein Büro zu gehen!“

Vor dem Tor der Pubskillwerft stand Li, der Schofför, Streikposten. „Ga-min“, sagte er leise, „geh jetzt gleich in die Ssing-Wong-Street zum Schnellfotografen. Dort wartet auf dich die kleine ältere Schwester Wai Dö, unsere gute Sekretärin. Sie hat was für die Streikenden.“

Ga-min setzte in Sprüngen die steilgestufte Ssing-Wong-Street hinab. Im Hinterzimmer des Fotografen stand Polly White und hielt ihm triumphierend zwei große Pakete entgegen. Darin waren Butterbrote, kaltes Beefsteak, kaltes Huhn, Schinken, Eier, Apfelsinen, Schokolade und Kuchen, die sie beim Galadinner beiseitegebracht hatte.

„Missie goodie!“, erklärte Ga-min mit Autorität.

„Wie heißen Sie, junger Mann?“

„Mein geringer Name ist Lim Ga-min.“

„Also, Master Lim, ich wünsche Ihnen und Ihren Kameraden recht viel Glück.“

Draußen spielte jemand auf einer Ör-hu-Geige, und ins Hinterzimmer drang eine gedämpfte Musik.

„Was für eine reizende Melodie!“, sagte Polly. „Man hört sie jetzt an allen Straßenecken. Ein kantonesisches Volkslied, soviel ich weiß, aber auch ein bißchen international. Man kann sogar Foxtrott dazu tanzen.“

„Goodie, no goodie?“, fragte Ga-min gespannt.

„Very goodie.“

„No goodie“, widersprach Ga-min mit bescheidenem Lächeln. „Es ist nämlich von mir.“

„Bis jetzt hat der Streik achtundfünfzig Schiffe erfaßt, zum größeren Teil britische“, berichtete Mr. Graybag. „Insgesamt streiken sechstausendfünfhundert Matrosen, das ist das Fünffache der ursprünglichen Zahl. Der Verkehr mit Shanghai und Singapur ist bereits lahmgelegt.“

„Wieviel Lohnerhöhung verlangen sie?“

„Dreißig Prozent, Reverend Hopkins“, antwortete ein Reeder und Mitglied des Exekutivrates namens Corvine.

„Aber, aber! Und mit welcher Begründung?“

„Die allgemeine Teuerung“, erklärte Michelson, sein Teilhaber.

Sir Ronald Dimfort langweilte sich. Er zündete sich eine Chesterfield nach der andern an, bis die Rauchwolken an den lilaseidenen Tapeten hängenblieben. In seiner Brieftasche knisterten ein paar lila Papierblätter, Rowenas Hilferuf, den er noch nicht beantwortet hatte. Aber er las ihn jeden Abend und hielt dazu einen kleinen Monolog. So regelmäßig hielt er diesen Monolog, daß er schon fast ein Abendgebet zu nennen war.

„Natürlich! Das Reederstöchterchen möchte geheiratet werden. Nein, Fräulein Rührmichnichtan. So leicht wird man nicht Lady Dimfort, auch nicht für eine Dreiviertel-million Mitgift.“

„Sie begründen ihre Lohnforderung nicht nur mit den steigenden Preisen“, sagte Graybag, „sondern auch mit der angeblichen Gleichberechtigung aller Rassen.“

„Eine ganz falsche Auslegung der Bibel“, tadelte Pastor Hopkins.

„Von der Bibel reden sie nicht“, lachte Michelson. „Aber sie reden andauernd davon, daß die weißen Matrosen auf den Kriegsschiffen den fünffachen Arbeitslohn bekommen.“

„Was geht sie das an?“, knurrte Pubskill. „Unverschämtes Gesindel!“

„Jetzt wird es endlich ein bißchen interessanter“, dachte Ronald. „Ich möchte mich an diesen farbigen Bestien als Dompteur versuchen. Das wäre doch nach all der Langweile eine kleine Sensation.“

„Eine verfluchte Lage“, seufzte Graybag. „Wäre Seine Exzellenz der Gouverneur doch anwesend!“

„Seine Exzellenz hat sich leider erkältet“, sagte Ronald.

„Gentlemen“, begann Pastor Hopkins, „die Forderung nach dreißig Prozent ist natürlich eine gottlose Verstiegenheit. Aber sollten wir nicht christliche Milde üben und fünf Prozent bewilligen?“

Corvine und Michelson tauschten Blicke. „Das wäre vielleicht ein Ausweg.“

„Gentlemen“, sagte Ronald, der nun scharf aufpaßte und die ablehnenden Mienen Pubskills und Graybags begriff, „ich glaube nicht, daß eine solche Nachgiebigkeit am Platz wäre. Gerade jetzt müssen wir zeigen, daß wir die Herren sind. Es ist leicht genug, die Kulis einzuschüchtern.“

„Leicht genug?“, wiederholte Graybag gereizt. „Eine kühne Behauptung! Und der Beweis?“

„Zum Beweis werde ich jetzt selbst mit den Chinamännern ein Wort reden“, versetzte Ronald lässig und blies den Zigarettenrauch aus leicht gerümpften Nasenlöchern.

„Sir Ronald“, entschuldigte sich Graybag, „ich wollte Sie gewiß nicht provozieren.“

„Das weiß ich“, beruhigte ihn Ronald herablassend, „aber es macht mir Spaß.“

„Daß ein Beamter den Kulis die Leviten liest – das ist sogar eine ausgezeichnete Idee“, freute sich Pubskill. „Aber doch nicht ein so hoher Beamter wie Sie! Ich finde das unter Ihrer Würde.“

„Meine Würde“, versetzte Sir Ronald mit leichter Schärfe, „steht hier nicht zur Diskussion.“ Er nahm Mantel und Hut. „Wir wollen Männer sein und handeln. Good-bye.“

Zur selben Stunde tagte im kleinen Sitzungszimmer des Gewerkschaftshauses das Streikkomitee, Ssu Dshau-dshöng, Dschan, der Steuermann, Kung, der Koch, Ssü, der Deckarbeiter, Wang, der Heizer, und neun andere. Das Zimmer hatte noch keine Möbel, und sie hockten auf ihren Fersen. In dieser für chinesische Gewohnheiten recht bequemen Haltung beschlossen sie, der größte Teil der Streikenden solle nach Kanton fahren und dorthin das Hauptquartier des Kampfes verlegen. Nur eintausendfünfhundert sollten in Hongkong bleiben, um die Mannschaften neuangekommener Schiffe aufzuklären und jeden möglichen Streikbruch zu verhindern.

Natürlich hatten sie keine Uhr. Dschan schaute durchs Fenster auf die Normaluhr.

„Joh! Da steigt der verhurte Edelmann aus seinem Rolls-Royce. Er kommt zu uns.“

„Haha, der Herr Tugendreich!“

Sie empfingen Ronald Dimfort alle vierzehn in einer geraden Reihe stehend und abwechselnd antwortend, so daß er nicht sehen konnte, wer der Vorsitzende war.

Sir Ronald grüßte nicht.

„Good evening, Master“, lächelte Ssü mit betonter Nachsicht.

„Ich komme, um euch zu warnen.“

„All right. Warnen Sie.“

„Mit eurer Faulenzerei werdet ihr keinen Erfolg haben. Braucht ihr etwas, so müßt ihr eure Dienstherrn darum bitten. Ertrotzen könnt ihr nichts. Das sage ich euch im Namen der Regierung.“

„Der Regierung ist es egal, ob wir hungern.“

„Im Gegenteil. Die Regierung warnt euch vor dem Streik, also vor dem Verhungern.“

„Und ohne Streik sind wir satt geworden?“

„Eure Arbeitgeber sind der Meinung, daß ihr genug bekommt. Und sie haben recht. Ihr bekommt sogar ein ganzes Fünftel vom Arbeitslohn eines weißen Matrosen.“

„Aber wir arbeiten mehr als die weißen Matrosen. Uns pfeift ihr, wann es euch einfällt.“

„Nicht wann es uns einfällt, sondern wann wir es für richtig halten.“

„Aber die weißen Matrosen können sich ausschlafen“, beharrte Wang.

„Es sind doch Weiße“, belehrte ihn Ronald herablassend.

„Weiße, Weiße, Weiße ... Bist du ein Beamter oder ein Farbenhändler?“

„Seid ihr Farbige oder nicht?“

„Haben wir recht oder nicht? – Unsere Kollegen hat man abgeheuert“ –

„Weil sie aufsässig waren.“

„Wir sind alle aufsässig.“

„Matrosen müssen Disziplin haben.“

„Und eure Disziplin? – Schläge, Tritte, Beleidigungen.“

„Auf den Schiffen darf man nicht empfindlich sein.“

„In China darf man nicht grob sein.“

„Hier ist nicht China.“

„Wo das chinesische Volk ist, da ist China.“

„Die Reeder sagen, daß ihr genug verdient. Was ihr dazu sagt, ist mir egal.“

„Wozu bist du dann hergekommen?“

„Um euch zu warnen.“

„Warne lieber deine Reeder.“

Scharenweise fuhren sie nach Kanton. Mit der Eisenbahn, mit den Schiffen, mit den Dschunken. Auf dem Bahnhof wurden sie von Abordnungen des Gummiarbeiterverbandes, des Metallarbeiterverbandes und des Lehrerverbandes begrüßt, im Hafen der Himmlischen Schriftzeichen von einer Abordnung des Schifferverbandes und des Transportarbeiterverbandes. An ihrer Spitze stand Lim Ga-leh und lauschte den Berichten der Streikführer mit nachdenklich mahlenden Kiefern und so scharf konzentrierter Aufmerksamkeit, daß er seinen jüngeren Bruder nicht bemerkte. Ga-min mußte ihn dreimal am Ärmel zupfen, bis er sich endlich umwandte, schlitzäugig zu strahlen anfang und Ga-mins Schulter streichelte. Das bedeutete, in die europäische Gebärdensprache übersetzt, soviel, als ob er ihn stürmisch umarmt hätte.

In Ga-mins Heimatgäßchen standen die Leute Spalier und schrien, er solle zehntausend Jahre leben. Man wußte schon, daß er ein Kampflied komponiert hatte, und drückte ihm eine Mundharmonika in die Hand. Die Nachbarskinder tanzten. Vater Lim holte ein Zypressenholzbrettchen aus der Wohnküche – das war seine Ahnentafel – und erklärte, schon sein Urahn Lim Dak-wok habe beim Schustern Lieder komponiert. Mutter Lim wischte sich die Augen und bat, man solle ihren Jüngsten endlich essen lassen.

Wer in Kanton keine Familie hatte, wurde von der Gewerkschaft untergebracht. Die einen in Arbeiterwohnungen, die andern in städtischen Gebäuden. Das hübsche, balkongeschmückte Landsmannschaftsheim der Provinz Hunan auf der breiten Ja-Schu-Straße wurde ihr Hauptquartier mit zwei Bürozimmern und fünf Massenschlafräumen. Textilarbeiterinnen breiteten Matten, Decken und Kissen auf den quadratischen Steinfliesen aus und beklebten die hölzernen Stützbalken mit zierlichen Scherenschnitten.

Fünf junge Intellektuelle – drei Studenten und zwei Büroangestellte – boten sich als unbezahlte Auslandskorrespondenten an. Dshau-dshöng griff begeistert zu. Er diktierte ihnen Telegramme und Berichte an die Matrosenverbände in Petrograd, Hamburg und Marseille.

Abends kamen Gäste. Ein schnell improvisiertes Orchester spielte Bu-bu-gau. Ga-min hockte auf dem Podium in seinem frisch gewaschenen und geflickten Arbeitskittel, machte geduckt die Bewegungen eines Deckschrubbers und richtete sich plötzlich auf. Schön und machtvoll erklang sein jungmännlicher Tenor:

„Schritt für Schritt  
Gehen wir Matrosenkulis aufwärts.“

Er sprang auf die Füße, beide Fäuste geballt:

„Die man trat und schlug,  
Rufen laut: ‚Genug!‘“

Mit aufklingender Fröhlichkeit drehte er sich nach rechts und nach links:

„Weißer Herr,  
Brauner Knecht,  
Doch der Knecht hat recht.  
Und das Recht  
Stärkt den Knecht“ –

Immer größere Kreise zog sein Tanz:

„Und wir zeigen,  
Daß keiner schweigt,  
Auf jedem Schiff der Kuli streikt.  
Er streikt –  
Wenn der Kuli will,  
Dann stehn sie still.“

Ga-min stand still. Er kreuzte die Arme wie der Arbeiter auf jenem Hamburger Büchlein ...

„Schritt für Schritt seht ihr ihn steigen.“

Plötzlich die Arme ausbreitend trat Ga-min vor das Publikum:

„Nun, ihr Genossen, hört uns an.  
Herbeigeeilt sind wir,  
Kampfbereit Mann für Mann,  
Und wir rufen: Aufwärts!“

Ga-min sprang federnd in die Luft.

„Wir lassen uns nicht ducken.“

Ga-min sprang noch höher in die Luft.

„Wir spucken  
Auf ihre Macht“ –

Wirbelnd drehte sich Ga-min um die eigene Achse.

„Dreckige Macht,  
Ja, auf ihre niederträchtig ungerechte Macht!“

Drei Tage später sang die ganze Stadt sein Lied.

Mitten im Trubel hatte Ssu Dshau-dshöng beobachtet, daß der stille, unscheinbare Lim Ga-leh, der immer bescheiden hinter seinem glänzenden Bruder zurücktrat, für politische Berichte ein gründliches Verständnis und ein unfehlbares Gedächtnis hatte. Er verarbeitete jedes Wort mit nachdenklich mahlenden Kiefern und vergaß es nie wieder. Ssu verhandelte erfolgreich mit seinem Hafenmeister: Ljang, der Kohlentrimmer, sollte Lim Ga-leh für einige Wochen vertreten und ihm den Arbeitsplatz frei halten, denn Ssu wollte ihn, zusammen mit Onkel und Bruder, als Kurier nach Hongkong schicken.

Am 14. Februar kehrten die drei Lims nach Kanton zurück, ganz durcheinandergebracht von widersprechenden Gefühlen. Der Streik hatte sich riesenhaft ausgebreitet. Hundertsechundsechzig Schiffe lagen still. Der Streik der Pubskillwerftarbeiter hielt unverhindert an, und auch die Belegschaften anderer Werften waren vor kurzem in Sympathiestreik getreten. Seit gestern streikten sogar die Straßenkehrer.

Die Imperialisten, in ihrem kalten Hochmut, hatten heiße Wutanfälle. Auf Befehl der Hongkonger Regierung war das Haus der Matrosengewerkschaft von der Polizei geschlossen und das Schild entfernt worden, ihr schönes blauweißes Schild mit der Aufschrift „Verband chinesischer proletarischer Matrosen“.

Ssu diktierte seinen Helfern einen Artikel, der am nächsten Tag in allen kantonesischen Zeitungen erschien, auch in Sun Yat-sens englischsprachiger „Canton Times“.<sup>44</sup>

„Wir stehen“, so schrieb er, „in einem rechtmäßigen Streik um Lohnerhöhung, Achtstundentag, normale Arbeitsvermittlung, Wiedereinstellung unserer entlassenen Kollegen und zivilisierte Behandlung. Unser gesetzliches Vorgehen beantwortet die koloniale Regierung mit einem ungesetzlichen Überfall auf unser Gewerkschaftshaus. Sie wird sehen, daß wir Arbeiter uns nicht einschüchtern lassen.“

Als er den Bahnhof betrat, um selbst nach Hongkong zu fahren und dort den weiteren Kampf zu organisieren, brauste gerade ein Zug in die Halle. Shanghaier Eisenbahner sprangen ab, schüttelten ihm die Hände und übergaben ihm Hilfgelder, die sie und ihre Kollegen im ganzen Land gesammelt hatten. Von der Lokomotive wehte eine große Fahne:

„Helft den Matrosen von Hongkong!“

Hongkong war nicht wiederzuerkennen. In allen Häfen lagen dicht aneinandergedrängt die gelähmten Schiffe. Kulis beherrschten das Straßenbild. Sie gingen umher, lasen Flugblätter, spielten auf Ör-hu-Geigen und Mundharmonikas Bu-bu-gau. Vor allen Luxusgeschäften standen Polizisten.

Li, der Schofför, und Dschan, der Steuermann, die Ssu während der letzten Wochen in Hongkong vertreten hatten, verlangten, daß man den fünf Bedingungen eine sechste hinzufüge: Öffnung des Gewerkschaftshauses und höfliche Rückgabe des Schildes durch einen Vertreter der Regierung. Das verlange auch die Masse der Streikenden.

„Und sie haben recht“, sagte Ssu.

Auf der Esplanade begegnete er Herrn Tan Jä-ssja. Beide lachten, denn sie trafen sich auf dem Trottoir, auf dem vor wenigen Wochen noch kein Chinese zu gehen gewagt hatte. „Euch wackeren Arbeitsmännern“, begann Herr Tan im klassischen Stil, „euch Achtbaren Hundert Namen verdanke ich eine ganze Menge. Die fremden Meeresteufel sind nicht mehr so übermütig. Monsieur Fromont hat einen chinesischen Korrespondenten angestellt. Er wagt es nicht mehr, mich alten Mann bis zehn Uhr nachts Geschäftsbriefe schreiben zu lassen.“

„Das freut mich“, lächelte Ssu.

„Aber hört einmal, das könnt ihr doch nicht von der Kolonialregierung verlangen, daß sie euer Gewerkschaftsschild zurückgibt. Sie würde ja dadurch ihr Gesicht verlieren, ihr ganzes Prestige.“

„Ungerechte Leute sollen nur ruhig ihr Gesicht verlieren“, sagte Ssu. „Das ist eine gute Lehre für sie.“

„Nein, nein, ich weiß einen besseren Ausweg. Ihr könnt doch einfach den Namen ändern und ein neues Schild aufhängen. Zum Beispiel ‚Verband der silbernen Meereswellen‘ oder ‚Verband der leuchtenden Perlen‘.“

„Der hochzuschätzende alte Herr hat unsere Streikkasse unterstützt, und das werden wir nie vergessen. Aber die Führer des Kampfes bleiben wir, die Arbeiter.“

Ssu ging nun zum Gewerkschaftshaus der Lastenträger und fand, daß man es auch geschlossen hatte.

Am nächsten Morgen klebte ein Flugblatt in englischer Sprache neben dem Tor des Hauptverwaltungsgebäudes: „Das Streikkomitee erwartet um fünf Uhr nachmittags vor dem Eingang des Matrosengewerkschaftshauses Sir Ronald Dimfort und die Wiedergutmachung seines ungesetzlichen Überfalls.“

Sir Ronald kam wirklich. Aber mit zwanzig Polizisten und zwei Geschützen, die dem Eingang gegenüber aufgestellt wurden.

„Nun?“ , höhnte Ronald. „Wer ist der Herr im Lande?“

„Du nicht“, war die gleichmütige Antwort.

Ronald hob die Faust. Auch Dshau-dshöng hob seine schmalen, braunen, von unabwaschbaren Teespuren durchzogenen Fäuste, und Ronald murmelte plötzlich: „Das ist ja absurd.“

„Fürchte dich nicht, du feines Herrchen“, lächelte Dshau-dshöng. „Ich will mir an dir nicht die Hände schmutzig machen.“

Sie standen einander gegenüber, der weiße Lord und der farbige Arbeiter, beide noch jugendlich, beide ungewöhnlich schöne Männer.

Aber plötzlich, ohne sich allzusehr zu verändern, wurde der blasierte Ausdruck in Sir Ronalds stolzen grauen Augen zu einer glotzenden Leere, und die Härte seines schön-geschnittenen Mundes wurde dünn wie die Eisdecke einer gefrorenen Pfütze.

Er wandte sich dem Polizeileutnant zu: „Wir müssen noch Instruktionen von Seiner Exzellenz einholen“, sagte er mit tonloser Stimme und räumte das Feld.

Bevor er wieder nach Kanton fuhr, besprach Ssu mit Li und Dschan die notwendigen Vorbereitungen. Auf neue Gewalttaten der Imperialistenregierung konnte es nur eine Antwort geben: den Generalstreik.

Ssu versprach, nach einigen Tagen wiederzukommen und die drei Lims mitzubringen: Lim Djü-fuk, den erfahrensten Berater, Lim Ga-leh, den besten Kurier, und Lim Ga-min, den jüngsten und populärsten Propagandisten.

In Kanton erwarteten ihn Briefe aus aller Welt: Die Petrograder Gewerkschaft sandte ein kleines, aber vollendet schönes Aquarell, auf dem ein blonder russischer Matrose

einem chinesischen Matrosen die Hände reichte. Aus Hamburg schrieben Fiete Müller und Ede Stürck. Sie schickten ein Foto Ernst Thälmanns und berichteten von einer Solidaritätskundgebung für die Matrosen von Hongkong, bei der Thälmann eine kräftige Rede gehalten hatte. Aus Paris kam die „Humanité“ mit einem Artikel über den Kampf der chinesischen Arbeiter, den Ssu nicht lesen konnte. Aber einer der drei Studenten, die im Streikkomitee arbeiteten, erklärte ihm die Bedeutung des Zeitungsnamens, und das war Glück genug.

Am nächsten Tag – es war der 26. Februar – stopfte Dshau-dshöng Briefe, Bilder und Zeitungen in seine Ärmel und kehrte zusammen mit den drei Lims nach Hongkong zurück.

„Ich möchte wissen, was die Polizei eigentlich geleistet hat!“

Mr. William H. Varney, der Polizeichef von Hongkong, sah seinem Vorgesetzten erstaunt in das wutgefrorene Gesicht.

„Ich denke, Sir Ronald, wir haben Ihre Instruktionen gewissenhaft befolgt. Wir haben das Haus der Matrosengewerkschaft geschlossen und das Haus der Kargokulis“ –

„Eine große Leistung!“, spottete Ronald. „Und was haben Sie dort gefunden?“

Bei den Matrosen chinesische Übersetzungen des ‚Kommunistischen Manifestes‘ und des Buches ‚Staat und Revolution‘ von Lenin, einige Exemplare von Sun Yat-sens ‚Die drei Prinzipien‘<sup>45</sup> und ein altes, zeretztes Buch mit deutschen Matrosenliedern.“

„Sie verstehen Deutsch?“

„So ziemlich.“

„Na, und –?“

„Ein Lied fängt an:

„Lustig ist die Reederei,  
Sie verdient viel Geld dabei –“

und endet:

„Zu Hamburg schifften wir uns ein  
Und schlugen dem Reeder die Fenster klein!“

„Interessant. Und bei den Kargokulis?“

„Nur ‚Die drei Prinzipien‘, das ‚Kommunistische Manifest‘ und sonst lauter Eierbücher.“

„Eierbücher?“

„So nennen die Chinamänner ihre traditionellen Bilderbücher, weil sie so billig sind wie Eier.“

„Und was steht darin?“

„Lauter Feenmärchen.“

„Abgeschmackt. Und was hat die Polizei sonst getan?“

„Wir haben einen Matrosen verhaftet, der einen sogenannten Streikbrecher erstochen hat.“

„Wer ist dieser sogenannte Streikbrecher?“

„Ein Schlepper vom Nachtlokal ‚Die Wassernixe‘.“

„Und der Messerstecher?“

„Ein Matrose von der ‚Figueira‘. Einäugig. Nasenlos. In flagranti ertappt.“

„Da hat die Polizei eine große Heldentat vollbracht“, höhnte Ronald Dimfort.  
„Wenn das alles ist ...“

Der Polizeichef schwieg.

„Binnen vierundzwanzig Stunden wird über Hongkong Belagerungszustand und Standrecht verhängt.“

„Also am 27. Februar um zehn Uhr vormittags“, notierte Varney.

„Ginge es nach mir, so fingen wir schon heute an. Aber Seine Exzellenz besteht darauf, den damned natives, den verdammten Eingeborenen ein Ultimatum zu stellen.“

„Soll der Eisenbahnverkehr unterbrochen werden?“

„Natürlich. Dieses unverschämte Hin- und Herfahren von Hongkong nach Kanton und von Kanton nach Hongkong muß aufhören.“

„Die Chinamänner sind aber nicht verwöhnt. Können sie nicht fahren, so gehen sie zu Fuß.“

„Welche Aufgabe ergibt sich daraus für einen fähigen Chef? – Die Grenze mit Polizeitruppen zu besetzen. Niemanden durchzulassen. Bei der geringsten Widersetzlichkeit scharf zu schießen.“

„Manche Streiker pflegen mit Dschunken den Perlenfluß hinauf nach Kanton zu fahren.“

„Dann muß man also auch die Mündung des Perlenflusses unter strenger Kontrolle halten.“

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein.“

„Sie sind ein Optimist.“

Liebe Lan-hua!

Du fragst, wann ich ins Dorf zurückkomme, um meinen kleinen Sohn zu sehen. Ich weiß es wirklich nicht. Unser Kampf hat jetzt den Höhepunkt erreicht.

Diesen Brief schreibt für mich Genosse Kung Di-dschung aus der Provinz Shandung, Schiffskoch der ‚Wasserlilie‘, einer unserer besten Kämpfer. (Das ist nicht wahr. Ich, der unwürdige Kung Di-dschung, kann mich weder mit Deinem Gatten noch mit den andern Helden vergleichen.)

Das ist herrlich, daß Du jede Woche eine Gruppe von Frauen zum Lehrer Ma führst und daß er euch aus der Zeitung vorliest. Du bist meine ältere Schwester. Noch in diesem Jahr will ich einen Bauernverband ins Leben rufen, und Du wirst einen Frauenverband gründen. Große Kämpfe stehen uns bevor, großartige Jahre der Revolution. Im nächsten Monat sollst Du dem Jungen nicht nur Milch und Reisschleim geben. Zum Frühstück gieße ihm ein bißchen Zuckerrohrsaft in seine Reisschale und zu Mittag ein bißchen Sojabohnensaft. Beides ist nahrhaft und billig. Eine Zeit wird kommen, wo die Bauern dreimal täglich Reis essen werden, ob Du mir glaubst oder nicht. Hier schicke ich Dir das Bild eines Ausländers, er ist aber kein Imperialist, im Gegenteil, meine Freunde schreiben, daß er ihr Führer ist, ein Lastenträger und ein guter Mensch, denn er hat eine Freundschaftsrede für unsern Streik gehalten. Er heißt Tä-ör-man. Weil er rote Haare hat und eine rote Fahne trägt, nennen ihn die Arbeiter auch den roten Teddy. Heb das Bild auf und zeig es später unserm Sohn. Gib ihm später auch manchmal von den Schwarzblatt-Litschiefrüchten zu essen, sie sind nicht sehr teuer und sehr nahrhaft, das sagen in Kanton alle Gelehrten. Ihre feinen Schalen wölben sich wie die Bogen Deiner entrüsteten Augenbrauen damals vor dem Gitterfenster. Das Bett haben wir jetzt bis auf einen Jüan und dreißig Käschen abgezahlt, gib Ssing, dem Tischler, noch achtzig Käschen, mehr kannst Du Dir jetzt nicht leisten, die restlichen fünfzig geben wir ihm nächstes Jahr zum Frühlingsfest. Sage ihm, ich danke ihm für seine freundschaftliche Geduld mit drei geziemenden Verbeugungen, er ist ein echter Arbeiter und das ist das Beste, was man heutzutage von jemandem sagen kann. Auch dem Lehrer Ma danke ich mit drei geziemenden Verbeugungen dafür, daß er euch die Zeitung vorliest, aber am tiefsten verbeuge ich mich vor der zukünftigen Leiterin des Frauenverbandes als ihr

unwürdiger

Ehemann

Hongkong, den 26. Februar 1922.

Liebe Miss Graybag,

es tut mir leid, daß ich Ihren Brief so spät beantworte. Die gegenwärtigen Ereignisse nehmen einen Mann ja sehr in Anspruch, und ich muß vieles unternehmen, wozu sonst nie-

## Das Lied von Hongkong

mand den Mut und die Tatkraft aufbringt. Inzwischen bin ich Ihnen wohl einige Male im Peninsula und bei Pubskills Galadinnern begegnet, aber dort waren wir in großer Gesellschaft, und es bestand keine Möglichkeit einer Aussprache.

Sie verlangen meinen Rat. Hier ist mein Rat: Gehorchen Sie Ihrem Vater. Der Gehorsam muß gewahrt werden, im Kleinen wie im Großen, sonst geht die Welt aus den Fugen.

Was Ihr Vater für Sie bestimmt, das müssen Sie für das Richtige halten. Sie werden eine vielbewunderte Königin von Hongkong sein und ich der eifrigste Ihrer Bewunderer, unter der Bedingung, daß Sie Ihre Schönheit nicht durch Trotz und Widerspenstigkeit zerstören.

Sehr aufrichtig

Ihr Ronald Dimfort

Hongkong, den 27. Februar 1922.

Rowena ließ den Brief fallen und bedeckte beide Wangen mit den Händen, so, als habe man sie ins Gesicht geschlagen. Trostbedürftig starrte sie in den Spiegel, aber nicht einmal der Spiegel hatte genügend Trost für sie.

„Missie wantchie tea?“ Mit dem Teebrett in den Händen stand die chinesische Dienerin vor ihr und lächelte zutraulich.

„Geh zum Teufel, Amah!“, fauchte Rowena. „Ich kann deine gelbe Fratze nicht sehen, geh zum Teufel, du ekelst mich an.“

Schweigend ging die Frau aus dem Zimmer. So war sie immer hinausgegangen, wenn Rowena sie beschimpft hatte, aber heute schien ihr Schweigen bewußter oder, wie Rowena es nach kolonialen Begriffen nannte, hinterhältiger.

Egal, es lohnte sich nicht, darüber nachzudenken. Das Gefühl der Erniedrigung überflutete sie von neuem, beschmutzte alle Sehnsucht, alle Schönheit, alle Lust des Lebens. Rowena weinte, weinte, weinte sich in den Schlaf. Am nächsten Morgen war es plötzlich sehr warm geworden: der kurze Hongkonger Winter war schon zu Ende.

Undeutlich vor sich hinmurmelnd, daß ihr der Frühling verhaßt sei und sämtliche Männer dazu und überhaupt die ganze Welt, öffnete Rowena alle Fenster und klingelte nach dem Frühstück.

Niemand kam.

Sie klingelte ein zweites und ein drittes Mal. Dann entschloß sie sich, die Türe zu öffnen und ihre Stimme anzustrengen: „Amah! Bist du taub? Ich habe dreimal geklingelt.“

Keine Antwort.

„Bring mir das Frühstück!“

Stille.

„Willst du die Beleidigte spielen? – Diese Hinterhältigkeit. Echt chinesisch. Ich kann dich doch nicht um Entschuldigung bitten. Das ist ja absurd!“

Stille.

„Gut, ich bitte dich um Entschuldigung. Jetzt bring endlich mein Frühstück!“

Niemand kam.

Mit automatischer Grazie und verständnislos herabhängender Kinnlade huschte die schöne Rowena die Treppe hinunter zur Küche – sie war leer. Leer war auch die Eingangshalle. Der Koch, die Amah, der erste, der zweite und der dritte Boy waren verschwunden.

„Pa!“, schrie Rowena, die Fassung verlierend, „Pa!“

Mr. Graybag trat aus seinem Zimmer und lächelte trübe: „Generalstreik, mein Kind. Generalstreik auf Hongkong, auf der Felseninsel mit den goldenen Quellen, auf der Idealkolonie, auf der Perle unserer britischen Krone. Wer hätte das gedacht!“

„Pa“, schluchzte Rowena, „so schlecht wie in diesen Wochen ist es mir noch niemals ergangen.“

„Wenigstens einen Trost kann ich dir geben“, sagte mitleidig der alte Reeder. „Ich verlange nicht mehr, daß du Pubskill heiratest.“

„Mein goldiger Pa!“

„Er ist fertig, sage ich dir. Die Hälfte seiner Angestellten muß er entlassen.“

„Auch die blonde Sekretärin?“

„Auch die. Seine Werftarbeiter haben noch vor den Matrosen gestreikt, und er hat größere Verluste als wir alle.“

„Das ist Gottes Strafe.“

„Du verstehst deinen Vater, mein teures Kind. Ja, Pubskill ist gestraft, und er verdient seine Strafe. Uns alle hat er irregeführt mit seinem prahlerischen Geschwätz: ‚Ich kenne die Chinamänner. Ich kenne ihre traditionelle Passivität. Sie leisten niemals Widerstand, sind froh, wenn man sie vegetieren läßt.‘“

„So ein alter Lebemann und auch noch dumm.“

„Er hat seine ganze Autorität verloren. Er ist auch nicht mehr Vorsitzender im Reederverband.“

„Du bist jetzt der Vorsitzende, bist du es? – Ich gratuliere.“

„Well, sie haben mich alle gebeten, so mußte ich diese Ehre annehmen. Wie könnten auch tüchtige Geschäftsmänner sich noch länger von so einem Klotzkopf führen lassen, der glaubt, daß man heute dieselbe Kolonialpolitik treiben kann wie vor zwanzig Jahren! Die moderne Kolonialpolitik muß geschmeidig sein“ –

„Wenn die Amah zurückkommt, schenke ich ihr vielleicht das Kleid mit den Obstflecken“ –

„– und muß den verdammten Eingeborenen auch manchmal nachgeben und manchmal sogar schmeicheln und alles versprechen, auch was man gar nicht halten kann.“

„Am besten gefällt mir an der neuen Kolonialpolitik, daß ich das alte Scheusal nicht zu heiraten brauche.“

„Nein, du kannst frei nach deinem Herzen wählen, aber natürlich eine gute Partie. – Wie ist das mit Sir Ronald Dimfort? Fromonts behaupten, du interessierst dich für ihn.“

„Sprich nicht von diesem unmoralischen Menschen, mein teurer Pa! Was der auf dem Schiff von mir wollte, oh shocking, das kann ich dir gar nicht erzählen. Aber ich habe ihn abgewiesen, und wie!“

„Dieser Schurke!“, entsetzte sich der alte Reeder. „Und er ist gar nicht mal Baron, bloß Baronet. Mein gutes Kind, dich hat wahrlich der liebe Gott beschützt. Wenn auf dem Schiff etwas zwischen euch passiert wäre, dann hätte ich die doppelte Mitgift hergeben müssen. Ihm oder einem andern.“

Generalstreik ...

An die Hunderttausend marschierten in gemächlichem Zug nach dem Festland und ließen Hongkong als Kolonie ohne eingeborene Arbeiter hinter sich. Sie marschierten, breite, spitze Strohhüte auf den Köpfen, ärmliche Kleider am Körper und goldene Hoffnung im Blick, Matrosen, Lastenträger, Warenabzähler, Gießler, Dreher, Zimmerleute, Schuster, Schneider, Straßenhändler, Bäcker, Zuckerbäcker, Rikschakulis, Sänftenträger, Gärtner, Schuhputzer, Straßenkehrer, Briefträger, Elektromonteuere, Schofföre, Buchdrucker, Kellner, Torwächter, Kammerzofen, Köche und Kindermädchen. Arm in Arm marschierten in der ersten Reihe die drei Lims, Ga-min unaufhörlich redend, während die beiden andern nur hier und da in vergnügter Einsilbigkeit ein zustimmendes „E!“ aus der Kehle stießen.

Sie überschritten die Brücke von der Insel nach der Halbinsel Djau-lun,<sup>46</sup> die auch zum britischen Kolonialgebiet gehörte. Langsam näherte sich die ruhige Schar dem Grenzbezirk Schatjön.

„Stop!“ kommandierte die bewaffnete britische Polizistentruppe. „Zurück nach Hongkong!“

„Ihr habt uns nichts zu befehlen!“, schrien die Arbeiter. „Das ist unser Streikrecht.“

„Wir haben Verwandte in Kanton“, erklärte mit unzerstörbarer Milde eine ältliche Frauenstimme.

„Vorwärts, Genossen!“, schmetterte Ga-min. „Unser Streik ist schon fast gewonnen. Zeigt den Imperialisten, daß ihre Zeit zu Ende ist. Vorwärts und aufwärts!“

Da krachten Schüsse.

Im Getümmel fühlte der Steuermann Dschan seine Hand ergriffen: „Wir müssen zurück“, sagte Ssu. „Den Generalstreik können wir auch in Hongkong gewinnen, ohne so viele Genossen zu opfern.“

„Gut, sag mir, was ich tun soll.“

„Ein paar hundert können versuchen, über das Gebirge nach Kanton zu kommen. Die übrigen müssen wir zurückführen. Übernimm du die Arbeiter, das ist leichter, und schau zu, daß sie die Toten und Schwerverwundeten tragen. Ich übernehme alle Handwerker, Händler, Rikschamänner und Diener.“

Er machte eine weitausholende Handbewegung; aus seinem Ärmel troff Blut.

„Du bist verwundet, Lau Ssu?“

„Ma-ma-fu-fu, darauf pfeife ich. Aber in meiner Seele dreht sich ein scharfes Messer – die drei Lims sind nämlich ...“

Da lagen die drei Lims auf dem Sandboden von Schatjön.<sup>47</sup> Eine leblose Masse war Lim Djü-fuks bedachtsames Herz. Eine leblose Masse war Lim Ga-lehs hart grübelndes Arbeiterhirn mit dem Präzisionsinstrument seines unfehlbaren Gedächtnisses. Und eine leblose Masse war auch Lim Ga-min.

Es wird niemals sein:

Ga-mins lichtdurchfunkelte Hochzeitsnacht mit Lan-huas jüngster Schwester beim Vollmondfest der Herbstmitte 1923; die Geburt seiner Tochter Da-mee; seine Teilnahme an den Revolutionskämpfen, an der Kommune von Kanton im Dezember 1927 unter der Führung von Ssu Dshau-dshöng und Je Dschän-jing (Ye Jianying);<sup>48</sup> seine Partisanenarbeit von 1937 bis 1940; seine musikalische Ausbildung an der Lu-Ssün-Akademie<sup>49</sup> in Jenan (Yan'an); sein Partisanenmarsch, komponiert im Jahre 1942; seine Begegnung mit Mao Tse-tung bei der Jenaner Beratung über Literatur und Kunst 1942;<sup>50</sup> seine Befreiungskantate im Jahre 1949; seine Friedenshymne im Jahre 1952; die Teilnahme seiner Tochter, der Ingenieurin Lin Da-mee, am Bau der Jang-tse-Riesenbrücke; seine Oper „Die Brückenbauerin“ im Jahre 1959; seine Oper „Der gemeinsame Weg“ im Jahre 1962; seine zweite, noch viel schönere Friedenshymne im Jahre 1974, einmütig gesungen in allen Ländern der Erde; seine Weltraumsymphonie im Jahre 1989; sein glücklicher Tod im Jahre 1990.

Das alles versickerte im Sandboden von Schatjön.

In Kanton durchliefen unbestimmte Nachrichten die Stadt: von einer Tragödie in Schatjön, vom Generalstreik, der dennoch siegreich weiterging, von der Ankunft einiger hundert Streiker über versteckte Gebirgspfade. In das Gäßchen von Vater und Mutter Lim drang nur die Nachricht von der Ankunft, und so erwarteten sie mit freudiger Selbstverständlichkeit ihren Bruder und Schwager und ihre beiden Söhne.

Niemand kam. Es wurde Nachmittag. Es wurde Abend. Niemand kam. Es wurde Nacht. Endlich ertönte von draußen ein leiser Anruf. Die beiden Alten rissen gleichzeitig die Türe auf.

Da stand, in weiße Trauerkleider gehüllt, tiefen Kummer in den gütigen Zügen und sich bis zur Erde verbeugend, Sun Yat-sen.

Generalstreik ...

Nein, ihre Schüsse auf waffenlose, ruhig zur Heimat ziehende Streiker hatten nichts genützt. Im Gegenteil. Der Haß war tiefer und klarsichtiger geworden, der Generalstreik beherrschte die Insel mit machtvoller Unbeweglichkeit.

Die Polizisten schossen, wo sie mehr als zwanzig Chinesen beisammenstehen sahen. Mr. Varney wollte lieber zuviel als zuwenig tun. Alles wollte er lieber als noch eine so demütigende Stunde in Ronald Dimforts Büro erleben. Aber was half es? –

Die Chinesen gingen mit höhnischer Ruhe auseinander und streikten weiter.

„Unsere blühende Profitinsel welkt dahin“, dachten die Ausländer. „Sie hat allen Glanz verloren, diese kleine und kostbare Perle in der Krone der Weltherrschaft.“

„Unsere Zukunft ist nahe“, dachten die chinesischen Arbeiter, „eine Zukunft ohne Beleidigung, ohne Quälerei, eine schöne, menschenwürdige Zukunft.“

Am 8. März lag in der Matrosenherberge, elegant kuvertiert, ein Brief des Reederverbandes. Die Herren baten ihre Knechte um Verhandlungen.

Über das Trottoir der Esplanade, das früher kein Chinese hatte betreten dürfen, schritten gemächlich Ssu Dshau-dshöng, den verwundeten Arm in der Schlinge, Dschan, der Steuermann, Ssü, der Deckarbeiter, und Wang, der Heizer, als Delegierte der Matrosen, und Li, der Schofför, als Delegierter der Transportarbeiter.

Das Gebäude des Reederverbandes hatte ein löwengeschmücktes Tor, und an den silbergrauen Marmorplatten lehnten Mr. Graybag, Mr. Corvine und der Besitzer der ‚President Wilson‘, ein gummikauender Amerikaner namens Pixter.

Sie begrüßten die herankommenden Kulis mit einem korrekten „Good morning!“ und baten sie einzutreten. Die hochmütigen Dienstherren waren sehr höflich geworden.

Im Sitzungszimmer warteten Michelson und der Eigentümer der ‚Saskia‘, Mijnheer van der Loo. Die Rauchwolken ihrer Zigaretten hingen an Tapeten aus dunkelgrüner Seide.

„Ich möchte vor allem feststellen“, eröffnete Graybag die Sitzung, „daß europäisch-amerikanische Unternehmer und chinesische Arbeiter einander nicht als Gegner betrachten sollten. Wir stehen im Verhältnis des gegenseitigen Aufeinanderangewiesenseins und gegenseitigen Nutzens. Wir Engländer haben die westliche Zivilisation nach Hongkong gebracht“ –

„Besonders nach Schatjön“, bemerkte Ssu Dshau-dshöng. Er bemerkte es mit leiser Stimme, aber der starre Schmerz in seinen Zügen veranlaßte den Vorsitzenden, das Zivilisationsthema fallenzulassen.

„Wir bewilligen eine allgemeine Lohnerhöhung von zwanzig Prozent“, fuhr Graybag fort. „Dieses außerordentliche, in der Geschichte des Handels und der Industrie noch nicht dagewesene Entgegenkommen beruht auf unserer aufrichtigen Hochachtung vor den tapferen chinesischen Seemännern.“

„Und der Achtstundentag?“ fragte Wang.

„Wird eingeführt.“

„Die Arbeitsvermittlung?“ fragte Ssü.

„Wird neu geregelt.“

„Die Mißhandlungen?“, erinnerte Dschan.

„Sind von heute an strengstens verboten.“

„Die Entlassung unserer Kollegen?“, mahnte Ssu.

„Wird rückgängig gemacht.“

„Ich habe bereits Befehl gegeben, Steuermann Dschan wieder anzuheuern“, erklärte Pixter mit dick aufgetragener Biederkeit und machte Miene, Dschan die Hand zu schütteln, aber der stellte sich dumm.

„Und ich habe Befehl gegeben, Deckarbeiter Ssü wieder anzuheuern“, echote van der Loo mit nicht ganz sicherer Stimme.

„Und die Transportarbeiter?“, erkundigte sich Ssu.

„Die Transportarbeiter stehen nicht im Lohnstreik, sondern im Sympathiestreik.“ Graybag lächelte zu Li hinüber. „Dieses ideale Motiv macht ihnen alle Ehre.“

„Wem?“, fragte Li. „Vielleicht den Arbeitern auf Ihrer Werft, Mr. Graybag. Wir Pubskillarbeiter haben schon vor den Matrosen um höheren Lohn zu streiken begonnen.“

„Dieser Pubskill“, seufzte hörbar Michelson.

„Ich kann Ihnen mitteilen“, lenkte Graybag ein, „daß der Reederverband Mr. Pubskill gestern das Versprechen abgerungen hat, seine Löhne meinen Löhnen anzugleichen.“

„Jawohl, abgerungen“, lachte Corvine. „Es war gar nicht leicht.“

„Dann“, erklärte Li, „bleibt nur noch eine Frage: Bekommen die Matrosen heute ihr Gewerkschaftsschild zurück?“

Graybag lächelte säuerlich. „Das Schild hat nicht der Reederverband konfisziert, sondern die Regierung. Diese Frage liegt also nicht in unserer Kompetenz.“ Er zog die Uhr. „Es ist zehn Uhr fünfunddreißig. Ich nehme an, daß die Arbeit sofort wieder aufgenommen wird.“

„Sofort, sogleich, sobald“, wiederholte Li mit vollendeter Höflichkeit. „Sobald nämlich die Matrosen ihr Schild zurückbekommen haben.“

Er stand auf, und die Matrosen folgten seinem Beispiel: „Good bye, Masters.“

Kurz darauf begaben sich drei von den Herren in das Gebäude des Exekutivrates. Sie brauchten nicht weit zu gehen. Reederverband und Exekutivrat waren benachbart – und nicht nur im räumlichen Sinn.

Im Sitzungszimmer mit den lilaseidenen Tapeten saßen Mr. Pubskill, finster vor sich

hinbrütend, Pastor Hopkins, die Bibel lesend, und Sir Ronald Dimfort, eine Chesterfield nach der anderen rauchend. Auf dem Tisch lag ein drei Tage altes Protesttelegramm Sun Yat-sens gegen die Tragödie von Schatjön.

„Sie nehmen die Arbeit wieder auf, sobald man ihr Gewerkschaftsschild zurückbringt“, berichtete Graybag.

„All right, bringen Sie es zurück“, höhnte Pubskill.

„Warum er?“, fragte Michelson. „Warum nicht Sie?“

„Ich bin Gott sei Dank zu unpopulär.“

„Sie machen Witze, meine Herren“, tadelte Graybag. „Die zuständige Persönlichkeit für diese Zeremonie ist natürlich Sir Ronald.“

„Ich denke nicht daran“, versetzte Ronald, ohne die Zigarette aus dem Mundwinkel zu nehmen.

„Und warum nicht, Mylord?“, höhnte Graybag, ihm absichtlich einen höheren als den gebührenden Titel gebend.

„Ich bin nicht Ihr Messengerboy.“

„Nein“, dachte Graybag, „aber du bist ein erbärmlicher Feigling. Meiner unschuldigen Tochter einen schamlosen Antrag zu stellen, dazu hattest du Mut genug.“

„Dieser Ritter von Soll und Haben will mir Befehle erteilen“, dachte Ronald. „Dabei hat er nicht einmal genug Autorität im eigenen Haus. Ich war es, der seine Tochter zum Gehorsam ermahnt hat.“

„Wie gesagt“, beharrte Graybag, „ich bin der Meinung, daß Sir Ronald gehen sollte.“

„Sie können freilich nicht verstehen, daß so etwas unter meiner Würde ist.“

„Ihre Würde, Sir Ronald, steht nicht mehr zur Diskussion.“

Finsteres Schweigen – aber plötzlich ertönte eine salbungsvoll tröstende Stimme: „Ich begreife kaum, wieso die Herren noch nicht auf den nächstliegenden Ausweg verfallen sind ...“

Polly White, die brünette, und Dolly Brown, die blonde Sekretärin, trafen sich vor dem Direktionsbüro der Pubskill Shipping Company.

„Du bist abgebaut, Dolly?“

„Jawohl. Und du?“

„Meine Entlassung war zu erwarten. Aber deine!“

„Well, es kränkt mich nicht einmal so sehr.“

„Du willst sagen, es kränkt dich nur am Tage, in der Nacht aber freut es dich.“

„Du hast es getroffen, Polly.“

„Und jetzt zeige ich dir was: In London streiken die Ingenieure.“

„Wirklich? In Hongkong weiß kein Mensch was davon.“

„Sie wollen es nicht wissen. – Das ist eine alte Nummer der ‚Canton Times‘. Siehst du: vom 25. Februar. Mr. Dshän hat sie mir zugestellt. Hier auf der ersten Seite: Gründung einer Arbeiterinnengewerkschaft in Kanton unter Führung der Textilerin Miß Wang Schö-jjän. Untertitel: Warum sollen die Männer Gewerkschaften haben und wir nicht? – Und hier auf der zweiten Seite: Streik der Londoner Ingenieure. – Ein britischer Ingenieurstreik, das ist für so eine Zeitung ein gefundenes Fressen.“

„Ich meine, Polly, wir sollten nach Hause fahren.“

„All right, Dolly. Und wenn wir keine Arbeit kriegen, dann gründen wir ein Schreibbüro mit Übersetzung und Unterricht.“

„Und du, Polly, du heiratest einen streikenden Ingenieur.“

„Es kann auch ein Buchhalter sein.“

„Oder ein Grundschullehrer. Irgendwo muß es doch anständige Männer geben.“

„Und unsere kolonialen Dandies soll der Teufel holen!“

„Das soll er.“

Auf dem Weg zum Reisebüro kamen sie an der Pubskillwerft vorüber. Li, der Schofför, stand als Streikposten vor dem Tor, und die beiden jungen Frauen nickten ihm verständnisvoll zu.

„Sagen Sie, Mr. Li, ihr wollt wohl den Kommunismus einführen?“

Der Schofför lächelte undurchdringlich.

„Wir möchten nämlich wissen, ob die Frauen dann die gleichen Rechte haben werden.“

Lis gebuckelte Stirne zuckte im Drang seiner Gedanken: „Yes, Missie.“

„Und eine weibliche Angestellte bekommt den gleichen Arbeitslohn wie ein Mann?“

„Unbedingt, Missie.“

„Und sie braucht nicht mit dem Boß — — — ich meine — — —“

„Einen Boß brauchen wir überhaupt nicht.“

„Und sie kann in ihrem Beruf ebenso aufsteigen wie ein Mann?“

„Bu-bu-gau, Missie.“

„Well, wenn das so ist, dann wünschen wir Ihnen die besten Erfolge!“

Li wies auf das Gewerkschaftshaus: „Dort sehen Sie schon unseren ersten Erfolg.“

Durch den riesigen Menschenhaufen der Dschung-huan-Straße wandelte, sein unentwegtes Gewohnheitslächeln auf den Lippen, Pastor Hopkins. Die Leute ließen ihn höflich passieren. Als sie sahen, daß er das Schild in den Händen trug, streckten sie beifällig den rechten Daumen in die Luft und äußerten, das sei „very goodie“.

Vor dem Tor des Gewerkschaftshauses nahm Ssu das Schild mit einer korrekten Verbeugung entgegen. Ssü stieg auf die bereitstehende Leiter und hängte es an seinen Platz.

Raketengeknatter und Jubelgeschrei.

„Es lebe der Verband proletarischer chinesischer Matrosen!“

„Es lebe der Sieg!“

Silbern erklangen die Ör-hu-Geigen:

„Chinamann

Brach Zwang und Bann

Und eine neue Zeit fängt an ...“

„Und Ga-min ist ermordet“, stieß Wang hervor.

„Unser kleiner Bruder ist ermordet“, echote Ssu.

Aber nicht zerreißen konnte ihr scharfer Schmerz die schöne Fröhlichkeit dieser Tanzmelodie, dieser Kampfmelodie.

Ssu Dshau-dshöng starb im Jahre 1929, ein kranker, von jahrelangen schweren und todesmutigen Kämpfen erschöpfter Mann. Die Internationale Arbeiterhilfe rettete seinen siebenjährigen Sohn vor dem weißen Terror und brachte ihn nach Moskau. Er arbeitet jetzt in einer Pekinger Filmfabrik.

In Kanton arbeiten vier Teilnehmer jenes Streiks, vier Männer im Alter von fünf- und fünfzig bis fünfundsiebzig, ein Schofför, ein Telefonist, der Vorsitzende der kantonesischen Zentralgewerkschaft und ein Angestellter des Matrosenklubs.

Der tote junge Ga-min ist namenlos untergetaucht in der namenlosen Masse proletarischer Helden und Märtyrer. Seine Bu-bu-gau-Melodie aber lebt. Der Dachdecker summt sie beim Klettern, die Greisin beim Stiegensteigen, das Kind beim Lernen. Ich habe sie unzählige Male im kantonesischen Radio gehört und einige Male im Pekinger und Nankinger Radio. Während ich diese Geschichte fertigschreibe, spielt die sechzehnjährige Tochter meiner Haushälterin die Bu-bu-gau-Melodie auf der Mundharmonika.

In den Liederbüchern wird sie einfach als die populärste Tanzmelodie der kantonesischen Volksmassen bezeichnet. Ihr Text ist vergessen. Der sozialistische Aufbau wird bald einen anderen hervorbringen und der Kommunismus wieder einen anderen. Die Melodie aber bleibt. Sie ist die unsterbliche Seele des toten Ga-min, der klingende Propeller menschlichen Aufstiegs.



# Publizistik

## Publizistik



## Was erwarte ich vom Leben?

Ich sitze im Eisenbahnzug, stumm, zurückgelehnt. Fiebernd sehe ich hin, wie die Landschaft sich am Fenster abrollt wie ein schöner, bunter Film. In meinem Kopfe geht es zu wie in einem Hexenkessel. Hunderte von Gedanken entstehen in der Sekunde, wachsen, schwellen unförmig an, bis sie mir fast die Stirne sprengen. Ich habe für immer von meiner Kindheit Abschied genommen. Habe mich gewaltsam von dem schönen Orte losgerissen, der mir meine letzten Ferien mit Stimmung und Musik erfüllt hat. Es war ein starkes, unwiderstehliches Gefühl, das mich zu diesem Entschluß gezwungen hat, allen fremden Meinungen, Ratschlägen und Warnungen zum Trotz: Ich bin erwachsen, ich will selbständig sein. Wer es liebt, mag stillhalten, fremde Hände über seinem Schicksal dulden, im sicheren Heim die Zeit verträumen und warten, bis das Leben hereinkommt und ihn abholt. Vielleicht kommt es auch nie. Ich habe keine Geduld dazu. Ich springe in den dahinbrausenden Zug und fahre ins Leben hinein.

Und kenne das Leben doch eigentlich noch gar nicht. Aber ich habe viel darüber sprechen gehört. Von klugen, erfahrenen Menschen. Und sie haben alle wie verschmähte Verliebte gesprochen, manche wehmütig und enttäuscht, manche spöttisch und bissig. Haben das arme, schöne Leben gescholten und verleumdet und ihm alle möglichen schlechten Dinge nachgesagt. Jetzt, in diesem Augenblicke höre ich ihre Stimmen, sie klingen alt und überlegen: „Wie kann man nur so unklug sein, so unvorsichtig, so unpraktisch. Du hättest in Ruhe und Sicherheit leben können, behütet und beschützt, und rennst ins Ungewisse, nur um deinen jungen Trotzkopf durchzusetzen. Du kennst das Leben nicht. Wir kennen das Leben. Weißt du, was du vom Leben zu erwarten hast? Entbehrung, Enttäuschung, Unbestand aller Freuden, und Mühe, Mühe, oft ganz nutzlose, immer unsägliche, zermürbende Mühe.“

Über den bunten Film da draußen haben sich indessen die zarten, silbergrauen Schleier der Dämmerung immer dichter und dichter gezogen. Der enge, grüngepolsterter Raum verliert sich ganz in schwarzen, weichen Schatten. Nur der kleine Spiegel, der dem Fenster gegenüber hängt, hat den letzten Schimmer des Tages in sich aufgesogen und bildet einen einzigen, tiefblau leuchtenden Lichtfleck.

Plötzlich verliere ich die Grenzen der Wirklichkeit und bin mitten im Märchen.

Ich sehe keinen Raum mehr. Fühle mich mit rasender Schnelligkeit durch das saulende Dunkel getragen und über mir brennt eine kleine, blaue Flamme, spiegelteuf, in

stummer Schönheit. Und ich schaue und schaue in die blauleuchtende Tiefe hinein, bis ich eine Stimme heraushöre, eine leuchtende Märchenstimme: „Ich bin das Leben. Sieh mich an und sage mir, ob ich nicht schön bin.“

„Und wenn du schön bist, sage mir, warum reden sie dann so schlecht über dich, die Alten, Erfahrenen, die dich kennen?“

„Niemand kennt mich. Siehst du denn nicht, daß ich ein Spiegel bin? Den Leuchtenden leuchte ich und den Trüben bin ich trüb.“

„Und was habe ich von dir zu erwarten?“

„Wenn du es nicht selbst weißt, dann erwarte auch nichts von mir.“

„Doch, ich weiß. Dasselbe, was die Erfahrenen sagten, nur daß sie die Dinge nicht beim Namen zu nennen wissen. Hoffnungen ohne Zahl, groß und beglückend, geschaffen, daß, wenn eine stirbt, zehn andere auferstehen. Augenblicke, welche die Schönheit von Ewigkeiten enthalten. Und Kampf, Kampf, oft nur um seiner selbst willen, aber immer heißen, starken, alle Kräfte erquickenden Kampf.“

„Du hast mich verstanden. Leb' wohl!“

Die blaue Flamme verlischt. An der Wand hängt der kleine Spiegel, leise glänzend.

Es ist Nacht geworden. Ich springe auf, öffne mit einem Ruck das Fenster. Noch einmal schaue ich zurück in die Ferne, woher ich gekommen bin. Leb' wohl, Kindheit, Sonnenland, Traumland. Und dann schaue ich vorwärts. Dort in der Ferne liegt die große Stadt, ein heller Lichterkranz.

Jedes einzelne Licht ist ein Sinnbild des Lebens. Es leuchtet über Arbeitenden, Leidenden, Genießenden. Es leuchtet über dem ungeheuren Großstadtgetriebe, das ich liebe wie den Pulsschlag meines eigenen Lebens.

Jedes einzelne Licht ist eine helle Stimme. Und mir ist, als ob mich diese Stimmen rufen würden: „Bald bist du bei uns, unter uns ...“ Und ich freue mich ...

Wien, im Oktober 1923<sup>1</sup>

## Die Tochter Zions

Aus all den alten Schriften, aus dem Buche der Könige, der Richter, der Propheten, schaut uns immer wieder ein rührend anmutiges Gesicht entgegen. Und in der fremdartigen Tracht, in dem sonderbaren Rahmen längstvergangener Dinge erkennen wir eine altvertraute, täglich gewohnte Erscheinung: „Die Tochter Zions.“<sup>2</sup>

Wie sie ruhig dasteht zwischen den schwarzgrünen Bäumen und den weißen Mauern des alten Judenlandes, hat sie schon irgend etwas schwer zu Bezeichnendes, das sie von den übrigen Frauen unterscheidet, ihr Wesen anders formt, ihr Schicksal anders färbt. Auf den ersten Blick scheint sie ganz Weib des Altertums, ganz Orientalin, weich träg, pflanzenhaft, eine seelenlose Blume der Lebenslust, wie sie all die anderen waren. Aber auf ihren schwarzen Wimpern, auf ihrem scharfen Profil und auf ihrer hohen Stirne liegt schon irgend ein Hauch von Menschentum, von Nachdenklichkeit, liegt die erste Spur einer beginnenden Vergeistigung: Leid.

Sie mußte leiden, die arme, kleine Tochter des jüdischen Volkes, bitter und unaufhörlich leiden. Immer wieder gab es Bedrängnis, Kriegsnot, Blut, Tod, immer wieder Gefangenschaft, Verbannung. Immer wieder hieß es: „Weine, Tochter Zions, klage, zerreiße deine Kleider, weine um dein Volk, klage und weine.“ Dieses ewige, bitter ernste Trauern wurde zu einem bleibenden Zug ihres Wesens, wurde zu einer frommen Pflicht, der sie nicht untreu werden durfte. Wie schalt der Prophet, wenn sie sich manchmal ein wenig vergaß, sich an schönen Gewändern freute oder Vergnügen daran fand, mit dem dunklen Feuer ihrer Augen zu spielen und mit der leichten Musik ihrer Füße. Immer wieder und wieder kam das große Volksleid, riß sie aus dem süßen Halbschlaf ihres Haremlebens, zwang schmerzhaft den kaum erwachten Geist zu großen, unpersönlichen Volksgefühlen. Vielleicht, daß ihr kindhafter Verstand schon damals darüber nachgegrübelt hat, was das wohl zu bedeuten hätte, daß gerade ihr, der Tochter des auserwählten Volkes, ein ernsteres, trüberes Dasein beschieden war als ihren Gefährtinnen. Und das war eine von den vielen Fragen, deren Antwort lange auf sich warten läßt, – jahrtausendelang.

\* \* \*

Und Jahrtausende später sitzt die Tochter Zions, den Kopf in die Hände gestützt und sinnend und sinnend ...

Sie überdenkt ihre Lebenspläne, Aussichten, Schwierigkeiten ...

Sie hat es schwerer als andere. In doppelter Hinsicht. Sie ist Weib und ist Jüdin. Ist zweifach geringgeschätzt, zurückgesetzt, ausgestoßen von aller Gleichberechtigung. Ihre Brüder haben es schwer, weil sie Juden sind, aber sie sind Männer. Ihre Schwestern haben es schwer, weil sie Frauen sind, aber sie sind keine Juden. Sie aber, die arme kleine Tochter Zions, muß zwei Lasten tragen, wo schon eine drückend genug ist.

Ihre schwere Stirne sinkt ...

Es war ein Tag in ihrem Leben, da hatte sie einen Atemzug lang völlig an ihr Judentum vergessen, an ihr stilles, stolzes, ewiges Leid, so groß und schön war der Gedanke, der auf einmal von ihr und Millionen Frauen Besitz ergriffen hatte: Wir wollen unseren vollen Anteil am Leben, an der Weltarbeit, am Weltgeist. Unnatürlich einseitige Geschöpfe waren wir bisher, gewaltsam zu schwachen, stumpfen, unselbständigen Wesen verkümmert, um einem einzigen Daseinszweck besser zu dienen. Wir wollen nicht mehr. Gebt uns unsere Menschenrechte, um die ihr uns jahrtausendlang betrogen habt. Gebt uns unser Menschentum wieder.

Rascher, feuriger, zuversichtlicher als alle anderen hatte sie diesen Gedanken erfaßt, der so ganz ihrem innersten Wesen entsprach, ihrem brennenden Wissensdurst, ihrem fiebernden Tatendrang ...

Eine Zukunftswelt lag plötzlich vor ihren Augen, reich, schön, frei ...

Aber ihr grüblerischer, messerscharfer Intellekt zerteilte den Rausch der Begeisterung.

Und wenn das große Ziel erreicht wurde? – Auch unter gleichberechtigten Frauen war die Jüdin ewig ungleichberechtigt.

Und sie begriff den großen Sinn des Judentums.

Auch andere Nationen hatten ihr Volkstum. Aber sie hatten außerdem, und völlig getrennt davon, die Interessen ihrer Religion, ihrer Klasse, ihres Geschlechtes. Doch das ewig rätselvolle und sonderbare Schicksal des Juden wollte es, daß er, gezwungen, alles mit seinem Volkstum zu verquicken, nie daran vergesse. Feinde sandte es in seinen Weg, die es ihm ins Gedächtnis riefen, weil sie ihn damit zu höhnen glaubten, während sie ihm unbewußt dienten. Und darum ward sein unterdrücktes Volk vergessend, einer unterdrückten Klasse beistehend, so konnte es erleben, daß die, denen es zur Gleichberechtigung verholfen hatte, ihm dann mit dem einzigen Wort: „Jude!“ diese selbsterkämpfte Gleichberechtigung verweigerten. Und darum schüttelt auch die kleine Tochter Zions mutig alle Zweifel ab und sagt sich entschlossen: Ohne mein Volk gibt es für mich keine Emanzipation.

Mein geliebtes Volk, ich bleibe bei dir. Meine Ansprüche, meine Frauenrechte, ich lege sie in deine Hand. Ich weiß, du wirst sie ohnehin besser verstehen als die anderen Völker. Du hattest doch nie so recht Sinn und Zeit für dieses unglückselige Experiment,

lebende, denkende Menschen in künstlicher Schwäche und Unwissenheit heranzuzüchten, als einseitige Liebesgeschöpfe und Luxusgeschöpfe. Du, auf deinem beispiellosen Leidensweg brauchtest Menschen und hast darum auch mein Menschentum immer ein wenig in Anspruch genommen. Schon damals, im Altertume, als alle andern nur Weib waren, war ich schon ein wenig Jüdin, habe für dich gelitten, um dich geweint. Und dann später, viel später, in dem armseligen Ghettohäuschen, habe ich da nicht gearbeitet und verdient wie die modernste Frau, um meinem Mann das Talmudstudium zu ermöglichen? Und zuletzt, bei dem ersten Kongreß<sup>3</sup> deiner stolzen Selbstbefreiung, hast du mir da nicht als erstes unter den Völkern das Stimmrecht gewährt, wie einem Manne?

Du brauchst mich, mein Volk. Du brauchst mich zum Aufbau deines Landes. Meine sorgenden Gedanken, meine fiebernde Arbeitslust, meine freudige Opferbereitschaft, du kannst sie nicht entbehren. Menschen brauchst du und wirst nicht danach fragen, ob Männer oder Frauen. Wenn es nur ganze Menschen sind.

Mein geliebtes Volk, die Tochter Zions bleibt bei dir! Dein Gott ist mein Gott. Dein Land ist mein Land. Und deine Gleichberechtigung ist auch meine Gleichberechtigung.<sup>4</sup>

## Die Frauen und die bürgerliche Revolution

Im Revolutionsjahr 1789 entstand unter den französischen Arbeiterinnen zum erstenmal eine Art von selbständiger Bewegung, der erste, wenn auch schüchterne und völlig planlose Versuch, gegen den Druck des Elends, der Rechtlosigkeit anzukämpfen.

Schwer genug lastete auf dem Manne aus dem Volke, auf dem Manne, der dem Pöbel, der „Canaille“ angehörte, wie es in der damaligen großenwahnsinnigen Herrensprache hieß, der dreifache Druck von Elend, Rechtlosigkeit und Mißachtung. Aber schwerer, noch viel schwerer lastete all das auf der Frau aus dem Volke, drückte sie noch um ein paar Grade tiefer unter das normale Maß von Menschenrecht und Menschenwürde hinunter. Die Frauen des Proletariats, die zu jener Zeit schon längst genau so wie die Männer ihrer Klasse schufteten und mühevoll ihr Brot verdienen mußten, wurden von den Handwerkerzünften angefeindet und bekämpft. Die armen Näherinnen, die sich für Hungerlöhne bis zur Schwindsucht abmühten, die von den Besitzenden ausgebeutet und von ihren eigenen männlichen Klassengenossen als „Weiber“ mißachtet und im Stiche gelassen wurden, verloren während der damaligen Industriekrise scharenweise ihre letzte armselige Lebensmöglichkeit. Die Zahl der Prostituierten wuchs ins Ungemessene. In seiner stumpfen Hilfslosigkeit schien das weibliche Proletariat den letzten Rest von Menschentum einzubüßen. Da brach von Not und Schande gedrängt, wie ein plötzliches Wunder, der unterdrückte Wille, die selbständige Empörung, das denkende, fordernde Rechtsbewußtsein aus seinen Reihen hervor. Zahllose anonyme Flugschriften tauchten in den Pariser Straßen auf, schilderten das unerträgliche Elend der Arbeiterin, die ungerechte Zurücksetzung der Frau gegenüber dem Manne. In diesen Flugschriften wurden zum erstenmal die Ursachen der Prostitution bei ihrem wahren Namen genannt, wurde endlich ausgesprochen, daß vor allem Not und Hunger die Frauen dazu trieben und nicht ihre eigene Sündhaftigkeit und Leichtfertigkeit, wie es die heuchlerische Gesellschaft bisher wahrhaben wollte. Von den zwei Arbeiterdeputationen, die nach dem Zusammenbruch der Bastille in die Nationalversammlung kamen, bestand die eine aus Arbeiterinnen. Ihr Auftreten fiel so schüchtern und weltfremd aus, wie eben bei diesen armen, bisher auf stumpfe Ergebung dressierten Arbeitstieren der erste ungewohnte Schritt in die Öffentlichkeit ausfallen mußte. Aber ihre Forderungen waren nichts anderes als eine zwingend einfache und richtige Schlußfolgerung aus den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche die französische Revolution

soeben proklamiert hatte. Sie wollten nichts anderes als Gleichstellung in der Arbeit, verlangten, daß man ihnen das gleiche Recht wie den Männern auf ehrlichen Broterwerb zuerkenne, daß man endlich damit aufhöre, sie als Frauen anders zu werten und sie dadurch direkt und indirekt zur Prostitution zu treiben. Sie wollten ihr Leben wie die Männer auf eine gerade, selbständige Weise durch eigene Arbeit erhalten und nicht auf dem schmachvollen Umweg über ihre Geschlechtlichkeit.

Zur gleichen Zeit begannen auch die Frauen des jungen Bürgertums in ihrer Weise um Gleichberechtigung zu kämpfen, unter der Führung von Olympe de Gouges, der ersten großen Frauenrechtlerin jener Zeit, gründeten sie eigene Vereine, eigene Zeitschriften, verlangten für sich die gleiche geistige Ausbildung, den gleichen politischen Einfluß, wie ihn bisher nur die Männer hatten. Als die Französische Revolution die Menschenrechte proklamierte, antwortete Olympe de Gouges logisch und leidenschaftlich mit der Proklamation der Frauenrechte.

Aber der erhoffte Erfolg, die erhoffte Anerkennung blieben aus. Die Führer der Französischen Revolution betrachteten die Entwicklung der Frauenbewegung mit Mißtrauen und Ablehnung und warteten nur das Verstreichen der ersten radikalsten Revolutionsperiode ab, um ihre Bestrebungen offen zu bekämpfen und zu unterdrücken. Schon im Jahre 1793 beschloß der Konvent die Auflösung der Frauenvereine. Und die Frauendeputation, welche abgeschickt wurde, um gegen diesen Beschluß zu protestieren, erlebte das tragikomische Schauspiel, diese Männer der großen Revolution in fromme und salbungsvolle Deklamationen für die alte Ordnung, die alte Unterordnung der Frau, ausbrechen zu hören.

„Wißt ihr denn nicht“, fragte pathetisch Amar, ein Mitglied des Konvents, „daß die Ehrbarkeit es dem Weibe verbietet, öffentlich aufzutreten und mit Männern zu diskutieren?“ Und der Generalprokurator Chaumette deklamierte begeistert: „Die Natur gebietet es euch, zu bleiben, was ihr seid. Ihr habt keinen Anspruch auf Einmischung in unsere Kämpfe und wozu erhebt ihr ihn auch? Durch eure Reize und eure Schönheit könnt ihr weit sicherer herrschen als durch politische Rechte. Die Gesetzgeber liegen euch zu Füßen und eure Macht ist die einzige, die wir nicht brechen können.“

Das war die Antwort, die endgültige Antwort, welche die große Französische Revolution den Vorkämpferinnen für Frauenrechte gab. Die ganze Inkonsequenz der bürgerlichen Revolution, ihre scheinbare Anerkennung der Gleichheit aller Menschen und ihr Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn es an eine Verwirklichung dieser Gleichheit gehen soll, war durch diesen Zwischenfall besonders scharf beleuchtet. Das aufstrebende Bürgertum hatte unter der Fahne des Gleichheitsgedankens die Herrschaft des Adels gestürzt, um gleich darauf unbekümmert um seine eben ausgerufenen Parolen eine neue Klassenherrschaft, die eigene Herrschaft über das Proletariat zu errichten. Das Wort

„Bürger“ und „bürgerlich“ hatte noch nicht aufgehört, ein Schimpfwort von oben zu sein, das der Adel verachtungsvoll gebrauchte, und schon verwendete man es als ein Schimpfwort von unten her, als ein Schimpfwort der unterdrückten Proletarier gegen ihre neuen Herren. Und in gleicher Weise blieb die bürgerliche Revolution in der Frauenfrage auf halbem Wege stehen. Genau so wie sie das Proletariat, so lange es als Mitkämpfer nötig war, als gleichwertig anerkannte, um es bald darauf nach der gleichen großwahn sinnigen Herrenart zu behandeln, wie es der Adel getan hatte, genau so verfiel sie auch den Frauen gegenüber nach kurzem Gleichheitsrausch in den alten Herrenstandpunkt der Feudalzeit, in die geschwollenen Phrasen von Natur und Sitte, deren eigentlicher Inhalt das vernichtende Urteil war: „Der gerade Weg des Mannes zur eigenen Lebenserhaltung und zur allgemeinen politischen Geltung ist euch verschlossen. Geht nur weiter euren Umweg über die Geschlechtlichkeit, geht nur weiter den Umweg über die Prostitution.“

Jahrzehnte später erst kam die richtige Antwort, die verstehende Antwort auf die Forderung nach gleichberechtigter Arbeit und politischer Geltung. Sie kam aus einer Erkenntnis und aus einer Bewegung heraus, welche nicht mehr ein Interesse daran hatte, die Herrschaft der Mächtigen und die Rechtlosigkeit der Unterdrückten als „Natur“ zu stempeln. Sie kam aus der wissenschaftlichen Erkenntnis von Marx und Engels, aus der neuen solidarischen Bewegung der klassenbewußten Arbeiterschaft und sie sagte klar und eindeutig: Die proletarische Revolution ist untrennbar verbunden mit einer vollen und endgültigen Befreiung der Frau.

In: Die Frau (Wien), August 1931

## Sozialismus und Persönlichkeit

*Zum fünfzehnten Todestag Lily Brauns am 8. August*

An den scharfen Wendepunkten geschichtlicher Entwicklung stehen Menschen, deren Leben von schwerem Ernst überlastet und dabei doch ein buntes Abenteuer ist, die fanatisch und zugleich unverläßlich, in ihren Leistungen konsequent, aber in ihrer Weltanschauung voll von Widersprüchen sind. Übergangstypen, die mit ihrem ganzen Wesen auf der schwankenden Brücke zwischen alter und neuer Zeit stehen, die von ihren Zeitgenossen geliebt und gehaßt, umstritten und verdächtigt, bewundert und mit Vorwürfen überhäuft werden. Ein solcher Übergangstypus schärfster Prägung war der Mensch, der die Ideologie der sozialistischen Frauenbewegung aufbaute, aber in ihrer Praxis einsam blieb, war *Lily Braun*,<sup>5</sup> Aristokratin und Sozialistin, die ihren Kampf um den Sozialismus mit der Feindschaft ihrer Standesgenossen bezahlen mußte und ihr innerstes, trotz allem aristokratisches Persönlichkeitsideal mit dem Mißtrauen ihrer Kampfgenossen.

Die Lebensgeschichte Lily Brauns liest sich wie ein einziger Temperamentsausbruch. Offizierstochter, Frau des neunzehnten Jahrhunderts, geht ihr Weg zur Frauenbewegung, zum Sozialismus durch einen ganzen Gespenstertanz von Familienautoritäten, Standesrücksichten, Weiblichkeitsbegriffen hindurch. Gerade der Weiblichkeitsbegriff ihrer Zeit mit seiner Süßlichkeit und Ungerechtigkeit stachelt ihre Empörung am heftigsten auf. Ihre ganze Jugend ist wie eine einzige schlagfertige Antwort auf das verhaßte *alte Frauenideal*. Die *Frömmigkeit* ist die schönste Zierde des weiblichen Charakters? Gut. Sie legt anlässlich ihrer Konfirmation mit einem Unglaubensbekenntnis los, daß ihre sämtlichen Angehörigen vor Schreck umfallen. Die *Liebe* bedeutet für die Frau das ganze Leben, für den Mann nur eine Zerstreung? Famos. Sie jagt von einem Flirt zum andern, sie betrachtet die Männer mit bewußter Genugtuung als Mittel zum Amusement, noch in ihren Memoiren prahlt sie nach Männerart bis zur Unwahrscheinlichkeit mit ihren leichten Liebeserfolgen. Die Frau darf *nicht selbständig denken*, sonst ist sie blaustrümpfig und unweiblich? Nun gerade. Nun denkt sie sich erst recht durch sämtliche Zeitprobleme hindurch, denkt bald zehnmal selbständiger als ihre männlichen Standesgenossen. Im Schwung ihrer angespannten Trotzbewegung geht sie weit über ihr privates Schicksal hinaus, mit der Rechtlosigkeit der Frau lernt sie die Recht-

losigkeit des Proletariats verstehen, mit der eigenen Empörung gegen die Autorität der Familie, die Empörung der Massen gegen die Herrschaft des Kapitals.

Lily Braun wird Sozialdemokratin. Bereits bekannt und angesehen in der bürgerlichen Frauenbewegung, vollzieht sie ihren Übertritt in die sozialistische mit der ganzen ehrlichen Heftigkeit, die für alles, was sie tut, kennzeichnend ist. Aufgefordert, beim ersten Internationalen Frauenkongreß in Berlin zu sprechen, gibt sie unter dem Entrüstungsgeschrei der entsetzten Zuhörerinnen vom Podium herunter die Erklärung ab, sie denke gar nicht daran, vor dieser bürgerlichen Versammlung, die nur *Damenfragen* kennt und vor dem Elend der proletarischen Frau die Augen schließt, einen Vortrag zu halten. Die sozialdemokratischen Frauen, damals noch ein enger Kreis, nehmen sie auf, ohne daß es ihr aber gelingt, den richtigen Kontakt mit ihnen zu finden. Eine Mauer von Mißtrauen umgibt sie, jede Kritik wird ihr gegenüber zum persönlichen Angriff, Proletarierinnen und Halbproletarierinnen behandeln sie als das fremde, das großbourgeoise Element, vor dem man sich hüten muß, um nicht von der geraden Linie des Klassenkampfes abgedrängt zu werden. Gekränkt, gereizt, arbeitet sie mit doppeltem Eifer, sie spricht vor Arbeiterversammlungen in Städten und Dörfern, es gelingt ihr, den bisher stumpfsten und unselbständigsten Teil des Proletariats, die Hausgehilfinnen, Dienstboten, wie man sie damals nannte, in Bewegung zu bringen. Sie schreibt ihr Buch über die Frauenfrage, beschreibt sie als erste mit den Methoden des historischen Materialismus. Aber im engsten Kreis ihrer Kampfgenossinnen umgibt sie nach wie vor die gleiche Mauer von Mißtrauen und Ablehnung.

Zugegeben muß werden, daß diese ersten Sozialdemokratinnen nicht leicht zu behandeln waren. Anfängerinnen im Klassenkampf, ängstlich bemüht, vor den männlichen Genossen ihr Prestige zu wahren, nervös und unsicher in ihrer ungewohnten Rolle, ihrer ständigen Angst vor Blamage und Spott, waren sie neuen Gesichtern gegenüber wenig verständnisvoll und bildeten so einen beschränkten Kreis im doppelten Sinne des Wortes. Und in ihrem Innern waren sie vielleicht noch ein wenig Frauen von gestern, eher zur gegenseitigen Entwertung geneigt als zu einer neuen weiblichen Solidarität. Aber darin die einzige Ursache von Lily Brauns isolierter Stellung zu sehen, wäre ungerrecht. Die Schuld ist wie immer eine gegenseitige.

Der Widerspruch in Lily Brauns Weltanschauung, der Konflikt zwischen Individualismus und Sozialismus ist ihr selbst erst spät zu Bewußtsein gekommen. Ihre Genossinnen aber mußten ihn von Anfang an undeutlich gefühlt haben. Einen leisen, selbstverständlichen und gerade darum so aufreizenden Hochmut, ein gut gemeintes, aber schlecht angebrachtes Betonen ihrer geistigen und gesellschaftlichen Überlegenheit, die Gewohnheit, parteipolitische Kleinarbeit mit einer nachlässigen Gebärde auszuführen. Wieder und wieder wurde sie angeklagt, ihre Parteipflichten verletzt zu haben, und je-

desmal konnte sie sich vollständig rechtfertigen. Denn tatsächlich hatte sie nie eine Inkorrektheit begangen, und nur ihre unerträglich aristokratisch-nachlässige Art hatte bei den empfindlichen Proletarierinnen die Vorstellung vernachlässigter Pflichten wachgerufen. Liest man die von ihr selbst zitierten Auszüge aus ihren Vorträgen, so findet man nirgends vereinfachte Ausdrucksweise, nirgends eine Anpassung an das Verständnis der Massen, alles Dinge, die von ihr als demagogisch abgelehnt wurden. Ihre Volksreden wirkten durch Schlagfertigkeit, durch die temperamentvolle Geistigkeit, das durchgeistigte Temperament, die für das ganze Wesen Lily Brauns so bezeichnend waren, aber sie gebrauchte unbekümmert die Sprache der gebildeten Stände, sie machte keine Miene, gegen die Distanz zwischen Intellektuellen und Proletariern auch nur im mindesten anzukämpfen. *Individualismus*, Überlegenheitsstreben, Persönlichkeitsstreben *revoltieren in ihr gegen die Parteidisziplin*, ständig gehemmt durch ihr Gefühl für Gerechtigkeit und Notwendigkeit, durch ihren ehrlichen demokratischen Willen, gehemmt, aber niemals überwunden. Mit der ewig balancierenden Haftung des Übergangsmenschen, läßt sie den alten Aristokratismus in ihrer Seele weiterleben, die alte, machtgerig-schlaue Einteilung in höhere und niedrigere Menschen mit ihren neuen Lockungen, von Schönheit und Verfeinerung, von Heldenvergötterung und Übermenschentum. Zu der Erkenntnis, daß man kein Demagoge sein muß, um politisch und seelisch im Proletariat aufzugehen und sein Vertrauen zu gewinnen, sondern nur im Innersten überzeugt sein muß, daß alle Menschen gleich werden können und sollen, daß ihre Eigenarten und Fähigkeiten nicht dazu da sind, um miteinander zu konkurrieren, sondern um Zusammenarbeit zu leisten, nicht voneinander subtrahiert, sondern miteinander addiert zu werden, zu dieser Erkenntnis ist Lily Braun nicht vorgedrungen. Auf der Brücke zwischen dem Persönlichkeitsideal der Vergangenheit, dem Ideal der Persönlichkeit des einen auf Kosten der Mechanisierung der andern, und dem Kollektivismus der Zukunft, der die Persönlichkeit nur im planmäßigen Rahmen der Gleichheit und Gemeinschaft anerkennt, auf dieser Brücke ist Lily Braun stehengeblieben. Aber was der Sozialismus ihr verdankt – *die Schaffung der Hausgehilfinnenbewegung*, das Buch über die *Frauenfrage* in seiner ganzen kampferüsteten Wissenschaftlichkeit –, das alles zeigt, daß sie auf ihrem halben Weg Unentbehrliches geleistet hat, um denen, die nach ihr kommen, den ganzen Weg zu bahnen.<sup>6</sup>

## Artur Schnitzler, ein Pionier des Frauenrechtes

Es gibt Dichter, deren Aufgabe sich darin erfüllt, die Ausdrucksformen für die Probleme und Erlebnisse bestimmter Zeitabschnitte, bestimmter Generationen zu finden. Kommen neue Zeiten und neue Generationen, die andre Interessen und Kämpfe haben, so werden diese Dichter, wenn auch nicht vergessen, so doch in den Hintergrund alter Erinnerungen zurückgedrängt. Nur wer den schaffenden Künstler mit dem engen Blick des Individualismus oder mit dem unterwürfigen Blick des Persönlichkeitskultes betrachtet, wird darin ein Unrecht sehen. Daß die Zeit an der persönlichen Geltung des einzelnen rasch und immer rascher vorübergeht, beeinträchtigt nicht im mindesten seinen Wert für die Allgemeinheit. Darin liegt ja erst der volle Sieg, der ganze Wirklichkeits- und Nützlichkeitsgehalt der großen Leistung, daß *das Neue zum Selbstverständlichen wird*, das Persönliche der schöpferischen Idee im Namenlosen der fortschreitenden Gesamtheit aufgeht. Damit geschieht dem Dichter, der einst im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand, noch lange kein Unrecht, wenn die Zeit an ihm vorübergeht, sobald die Probleme, denen er Ausdruck gab, der Vergangenheit angehören. Ein Unrecht geschieht ihm nur dann, wenn seine Stellungnahme mißverstanden, seine revolutionäre Rolle verkannt wird, wenn die Zeit an ihm vorübergeht, noch lang *bevor* die Kämpfe, an denen er teil hatte, abgeschlossen sind.

Das ist es, was die Beziehung unserer Generation zu Artur Schnitzler<sup>7</sup> kennzeichnet: ein bloßes, einfaches, bis zur Tragik ärgerliches Mißverständnis. Man hat seiner dichterischen Eigenart eine bequeme Etikette überklebt. Schnitzlers Bücher galten als Ausdrucksformen einer müden Ironie und geistreichen Verspieltheit, als Ausdrucksformen der übersättigten, faul genießerischen, verhätschelt melancholischen Stimmung, in der sich die Wiener Großbourgeoisie gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts befand. Also als unzeitgemäß, dem modernen Menschen, vor allem dem auf proletarische Zukunft gerichteten Menschen völlig wesensfremd. Diese Eigenschaften, mit denen seine Bücher, seine Romane, seine Novellen und Theaterstücke immer wieder gekennzeichnet wurden, treffen nur die Form, aber nicht das Ziel, treffen nur den Gegenstand, aber nicht die Tendenz.

Schnitzler hat wie kein anderer die Atmosphäre des alten militaristischen, feudal-kapitalistischen Österreich verstanden, hat wie kein anderer das Instrument ihrer Stimmungen beherrscht. Eine andre Welt hat er nie gekannt und nie geschildert, selbst in

seinen längst nach 1918 geschriebenen Büchern geistern noch die Leutnants und Baronessen umher. Aber das Ergebnis seiner Schilderung war immer wieder das gleiche: Aufdeckung der Verfaultheit, der Verlogenheit, der täglich geübten, vom Allgemeinen bis ins Persönlichste eingedrungenen Herrschaftsucht, Unterdrückungspraxis und Ungerechtigkeit dieses Menschenschlags. Mit unheimlicher Klugheit hat Schnitzler die alte Gesellschaft bloßgestellt, unheimlich darum, weil er sie in ihrem eigenen Stil, in ihrem eigenen höflich leichten Konversationston bloßgestellt hat. Stück für Stück hat er die Vorurteile und Autoritäten des neunzehnten Jahrhunderts entlarvt und unschädlich gemacht, ohne Lärm, aber um so wirksamer, ohne Lärm auch auf die Gefahr hin, daß so und so viele seine revolutionäre Rolle verkennen und übersehen mußten.

Schnitzler hat die alte Gesellschaft vor allem – und das ist sein entscheidendes Verdienst – in ihrer ungeheuren Ungerechtigkeit gegenüber der Frau entlarvt. Keiner hat wie er die Frau, dieses klassische Objekt der lautlos höflichen Unterdrückung und Entwertung, wie sie für das Bürgertum kennzeichnend ist, verstanden. Keiner hat wie er bis ins Tiefste und Feinste ihre Empörung gegen ihre eigene untergeordnete, nebensächliche und abhängige Lebensrolle mitgeföhlt, ihren Konflikt zwischen dem Manne gleicher sexueller Geföhle und ungleichen sexuellen Rechten, ihren alten Wunsch, das beleidigende Unrecht der Prostitution zu rächen, mit Gleichem heimzuzahlen, so wie es in einem seiner letzten Werke, „Spiel im Morgengrauen“, geschildert wird.

Der Anspruch der Frau auf gleiches Recht in Gesellschaft, Arbeit und Liebe war für Schnitzler Selbstverständlichkeit. Er ist es in unserer Zeit noch immer nicht ganz geworden. Und darum können wir Schnitzler nicht als den Vertreter alter Zeiten betrachten, sondern müssen in ihm einen Pionier sehen, den *stillen Pionier einer Idee*, deren Kampf noch im hellsten Schlaglicht der Aktualität steht: einen Pionier des *Gerechtigkeitsgedankens in der Erotik*.<sup>8</sup>

## Schulbuben von heute

Proletarierbezirk. Ein altes, sehr altes Haus und darin eine Gemeindeschule,<sup>9</sup> aufgebaut auf neuer psychologischer Forschung und Pädagogik. Mauern der Vergangenheit, hinter denen der Geist der Zukunft rumort, Schwierigkeiten durchbricht, Wege sucht: Arbeitsunterricht, Kinderdemokratie, zwischen Lehrer und Schüler gegenseitiger Respekt anstatt des einseitigen von früher, zwischen Schüler und Schüler Gemeinschaftsbeziehung anstatt der Konkurrenzbeziehung von früher.

### KOLLEGE ERWACHSENER.

Es läutet gerade 11-Uhr-Pause. Durch die Korridore läuft der plötzlich entfesselte Schulbubenlärm, heller auftrumpfender Pausenlärm. Da steht eine Gruppe von Zwölf- bis Dreizehnjährigen, ich stelle mich mitten hinein. „Bitt’ schön Buben, wo ist der Herr Lehrer?“ – „Der Herr Lehrer kommt bald, warten Sie gleich bei uns.“ Pause. Gegenseitige schweigsam prüfende Musterung. Nein, es ist wirklich nicht mehr so, wie es „zu unseren Zeiten“ war. Früher benahmen sich die Kinder dem Erwachsenen gegenüber mürrisch oder schmeichlerisch, schüchtern oder schnippisch. Aber diese Kinder der neuen Erziehung begegnen ihm mit einer nüchternen Freundlichkeit, mit einer abwartenden Sympathie, sie sind neugierig und zurückhaltend, selbstbewußt und wohlwollend zugleich, jede versuchte Überrumpelung und Unterwerfung mißtrauisch ablehnend, aber zu jeder kameradschaftlichen Verständigung eifrig bereit. Ich versuche sie auszufragen, sie fragen munter zurück. Zur Abwechslung geben sie einander Rippenstöße, ohne Gehässigkeit und mit sportlicher Würde. Droht ein Streit ernst zu werden, so mischt sich ein unscheinbarer Junge ein und schlichtet mit trockener Sachlichkeit. „Buben, der paßt aber gut auf.“ – „Das möchten wir ihm auch geraten haben, dazu ist er ja Klassenführer.“ – „Und da muß sich der Arme um alles kümmern?“ – „Ah na, es gibt ja auch Gruppenführer.“ Es läutet. „Was habt Ihr jetzt?“ – „Geschichte.“ – „Darf ich da zuhören?“ – „Bitt’ schön.“ – „Fein.“ – „Kommen S’ zu uns.“ – „Da ham S’, ich tu Ihnen mein Lehrbuch ausborgen.“ – „Wir lernen grad die Kreuzzüge, drauf haben Sie schon sicher vergessen.“

## DER KREUZZUG DER ARBEITSLOSEN.

Nun sitze ich in der Schulbank wie einst und erwarte unwillkürlich die Wiederkehr von zwei unangenehmen Kindheitserlebnissen: den Vortrag des Lehrers, den man irgendwie halb gähmend, halb schwindelnd überstehen muß und das peinliche Geprüftwerden, wobei man seine Lektion mit Armesündermiene entweder hervorstottert oder fließend her sagt („herunterratschen“ nannten wir das), aber immer mit dem Gefühl, nur ein kleines und unselbständiges, ein gedrücktes und abhängiges Objekt des Unterrichtes zu sein. Aber es kommt anders. Der Lehrer trägt nicht vor. Fortwährend und mit endloser Geduld stellt er Fragen, holt alles, was er zu sagen hat, aus den Kindern heraus: Was die wirtschaftlichen Ursachen der Kreuzzüge waren und was ihre religiösen Ideen, wie die Feindschaft von seiten der Türken und die Duldung von seiten der Araber zu verstehen sei, wie ein deutscher Graf, ein venezianischer Kaufmann und wie die Bauern, Handwerker, Bettler aller Länder diese entscheidendste Bewegung des Mittelalters erlebten und an ihr teilnahmen. Die Klasse bietet dabei das Bild einer Diskussion, wie sie unter Erwachsenen nicht eifriger und konzentrierter geführt werden kann. Keiner einziger langweilt sich, keiner lenkt ab, das „Schwätzen“, die alte Schulplage, scheint vollständig ausgerottet. Mit ihren schmalen Kindergestalten liegen die Buben halb über den Pulten, wie kleine Jockeys beim Rennen über ihren Pferden, recken leidenschaftlich die Arme und wollen ihre Meinung anbringen. Ein kleiner, sehr zappeliger Junge in der vorderen Reihe antwortet immer als erster, antwortet, ohne es sich zu überlegen und meistens falsch, nur um irgend etwas sagen zu können. „Schau her“, sagt der Lehrer schließlich, „ein Gedanke entsteht doch nicht auf der Zungenspitze, sondern in den Gehirnwindungen, du *kannst* ja gar nicht das Richtige treffen, wenn du dich nicht vorher besinnst.“ Ein anderer, kurz und stämmig, sitzt in der Ecke, schweigt und wartet geduckt die Gelegenheit ab, das erlösende Wort zu sprechen, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Sehr oft vergessen die Buben daran, daß von der Vergangenheit die Rede ist. Zu sehr sind sie schon mitten drin in den Sorgen und Kämpfen der Gegenwart. Auf die Frage, wer alles aus der breiten Masse bei den Kreuzzügen mitmarschiert ist, antwortet einer: „Die Leibeigenen, die hat der Baron geschunden, da wollten sie halt auswandern.“ Aber schon rufen fünf andre der Reihe nach: „Die Arbeitslosen! Ich glaub’ halt, es waren die Arbeitslosen!“

Überdenkt man nachher den Inhalt der einen Stunde, so staunt man, wieviel Stoff durchgenommen und wie gründlich er verarbeitet wurde. Dieser Unterricht stellt mindestens ebenso große und strenge Anforderungen an die Kinder wie der alte. Nur: man spürt keine Anstrengung, weil man keine Langeweile spürt.

DER EINE IST EIN HAIFISCH UND DER ANDRE SAGT ZUM FÜHRER „KUSCH!“ .

Einmal wöchentlich hat jede Klasse ihre Klassenbesprechung. Die ersten tastenden Versuche einer Selbstverwaltung werden hier gemacht. Vier Gruppenführer berichten über das letztwöchentliche Verhalten ihrer Leute, über das Aussehen ihrer Hefte, über die jeweilige Notwendigkeit von Nachhilfeunterricht, über Fortschritte und Rückfälle jedes einzelnen in seinen Lernerfolgen und in seiner Gemeinschaftsdisziplin. Als ein zurückhaltender, gleichsam außenstehender, fachmännischer Berater sitzt der Lehrer dabei. Geschickt lenkt er die Aufmerksamkeit der Kinder auf ihre eigenen Fehler und Fortschritte, die sie in der Selbstverwaltung gemacht haben. Der Führer steht natürlich unter fortwährender und sehr achtsamer Kontrolle der Klassengemeinschaft. Tadelnd wird festgestellt, daß er in seinem Bericht die Ausdrücke „brav“ und „schlimm“ gebraucht hat. Solche altmodische Gehorsamsbegriffe will der moderne Schulbub nicht kennen. Er will Gemeinschaftssinn und Tüchtigkeit zeigen, aber keine Bravheit. Lobend wird dagegen hervorgehoben, daß er seinen besten Freund genau so scharf kritisiert hat wie alle andern. Er ist, wie die Buben ausdrücklich anerkennen, ein Führer, der jede Protektionswirtschaft zu vermeiden weiß.

Oft genug noch fallen die kleinen Demokraten wieder um. Da hat einer dem Gruppenführer auf die Aufforderung, an seinen Platz zu gehen, mit „Kusch!“ geantwortet. Was soll der Gruppenführer also tun? Sofort erhebt sich ein Chorgebrüll: „Dem Herrn Klassenvorstand sagen.“ Erst nachher besinnen sie sich: „Nein, falsch! Wir müssen das unter *uns* ausmachen!“ Und der gute Wille, das Bewußtsein, Neues zu schaffen, glüht, arbeitet und spannt sich in ihnen.

Besonders scharf wird auf kameradschaftliches Verhalten während der Diskussion geachtet. Wer dem andern das Wort wegschnappt, ist ein „Haifisch“. Diese Bezeichnung haben sie sich selbst erfunden und sind mit Recht stolz darauf.

#### PLAKATE DER SELBSTERZIEHUNG.

In jeder Klasse hängt in riesigen Papierbuchstaben irgendein erzieherischer Leitsatz an der Wand. Ich frage die Lehrer, wer von ihnen diese Merksprüche verfaßt hat. Sie lachen. Natürlich die Buben selbst. In diesen großen farbigen Plakaten haben sie ihre eigenen Ansichten über richtiges Verhalten in der Schule zusammengefaßt und an den Wänden befestigt, sich und den andern zum Signal. „Nur einer spricht“, lautet die Aufschrift in der II. b und „Einer muß dem andern helfen“ im Zimmer nebenan. Und „Sprich zur ganzen Klasse“ und „Red' nicht viel, *mach!*“ – denn es sind Schulbuben von heute, kleine, leidenschaftlich nüchterne Buben, Selbständigkeit wahrend und Gemeinschaft herbeisehnend, mit einem harten tatbereiten Willen zur neuen Zeit.<sup>10</sup>

## Frauen des Ostens: Fünf rumänische Photographien

### VALERIA, DIE BOJARIN.

In Bukarest, auf der festlich schönen Calea Victorie, lerne ich die Gutsbesitzerstochter Valeria kennen. Sie stammt aus einer angesehenen Bojarenfamilie und trägt ihren römischen Namen mit deutlichem Stolz. Es gehört zum Nationalbewußtsein der rumänischen Herrenklasse, daß sie fortwährend ihre teilweise römische Abstammung betont, durch Name, Überlieferung, Literatur fortwährend darauf hinweist, daß sie unter der Regierung Trajans<sup>11</sup> von den alten Römern aufgesüdet worden ist. Diesem Nationalstolz zuliebe muß so mancher trockene Staatsbeamte den Namen Virgil ertragen und manche brave Spießerin den Namen Messalina.

Valeria geht in ihrer ein wenig übereleganten Pariser Toilette hübsch und breit und träge neben mir her. Sie spricht ein geläufiges Französisch und wiederholt oft dieselben Worte, dieselben Redensarten zu dutzenden Malen. Da sie es wahrscheinlich für plebejisch hält, eine allzu starke Begeisterung zu zeigen, findet sie vorsichtigerweise alles nur „sehr hübsch“, den Pariser Eiffelturm und die Mona Lisa und die Greta Garbo und die Bücher von Romain Rolland. Für Frankreich hat sie immer geschwärmt, für Deutschland weniger, aber das hat sich jetzt geändert, seit im Sommer ein Abgesandter Hitlers in Jassy gesprochen und den rumänischen Faschisten den Brudergruß der Hakenkreuzler überbracht hat. Ob ich mich auch für Politik interessiere? Und ein ärgerliches Lächeln öffnet ihren schönen breiten und trägen Mund: „Sie sind Sozialistin? Sie wollen alles aufteilen lassen?“

Ihre Unwissenheit ist groß, größer als man es sich vorstellen kann. Und sie ist hoffnungslos. Denn je weniger sie weiß, um so sicherer glaubt sie an die unzerstörbare Herrschaft ihrer Klasse.

### MANOLICA, DIE ADVOKATIN.

Sie führt einen Zivilprozeß, irgendeine verwickelte Schwindelaffäre zwischen zwei Getreidehändlern. Aber sie macht aus dieser ganz unbedeutenden und unsauberen Angelegenheit ein blendendes Feuerwerk. Sie durchsiebt jede Streitfrage mit juristischer

Spitzfindigkeit, sie läßt ihre witzigen Einfälle, ihre schlagfertigen Antworten blitzen, bringt den ganzen Gerichtshof und schließlich auch den Gegner zum Lachen und erkämpft ihrem Klienten einen glänzenden Sieg. Klein, mager, unscheinbar steht sie da, sie hat die kleine Energiegestalt begabter Feldherren und in ihren großen schwarzen Zigeuneraugen brennt eine wilde, ein wenig planlose Intelligenz.

Ob die rumänischen Gesetze gerecht sind? Darüber will sie sich jetzt nicht den Kopf zerbrechen. „Wir rumänischen Frauen haben den Advokatenberuf verhältnismäßig mehr erobert, als es in andern Ländern geschehen ist. Wissen Sie denn, ahnen Sie denn überhaupt, was wir damit erreicht haben? Der Durchschnittsrumäne denkt nicht um ein Jota anders als der Türke: daß die Frau ein Wesen ohne Seele ist, eine Sklavin, eine Puppe. Und da stehe ich nun im Gerichtssaal, ich die Sklavin, ich die Puppe, und habe die Kerle vor mir und kann ihnen Respekt beibringen. Sagen Sie mir nichts gegen die Gesetze. Ich liebe jeden Paragraphen, an diesen Paragraphen habe ich meinen Verstand geschärft.“

#### ESTHER, DIE AUSWANDERIN.

Im Czernowitzer Paßamt treffe ich sie, die rothaarige Arbeiterin aus der Glasfabrik. Sie haben gestreikt, der Streik ist unterdrückt worden, man hat die andern Arbeiter wieder eingestellt, und sie, die Jüdin, entlassen. Proletarier sein, ist schon ein genügend großer Fehler in Rumänien, besonders schlimm aber ist es, wenn man außer zum Proletariat auch noch zu einer nationalen Minderheit gehört. Außerdem hat sie während des Streiks einen ganzen Haufen marxistischer Broschüren durchgearbeitet und es sich nicht versagen können, bei den Verhandlungen dem Vertreter der Werkleitung einen gediegenen Vortrag über die Grundbegriffe des Marxismus zu halten, wovon der gute Mann kein Wort verstand. Und das hat ihn, wie Esther behauptet, ganz besonders gegen sie aufgebracht. Nun wird sie nach Palästina auswandern.

Ihre Augen haben den harten unsteten Blick des Verfolgten, sie hält jedes Wort für einen versteckten Angriff und antwortet mir gereizt und unfreundlich. Nur manchmal, während wir endlos auf unsere Pässe warten, beginnt sie ein hebräisches Lied vor sich hinzusummen und ihre Züge werden weich und schön. Etwas von Weinbergen kommt darin vor, von Gärten und zukünftiger Ernte. „Du wirst sehen“, sagte sie, „in Rumänien kommt jetzt ein Streik nach dem andern!“ Und das ist Esthers Abschiedsgruß.

DOMKA, DIE HAUSGEHILFIN.

Auch Domka, die Ukrainerin, fühlt sich als nationale Minderheit. Sie will Revolution haben, nationale, sozialdemokratische, kommunistische, private, das unterscheidet sie noch nicht. In ihrer kräftigen Gestalt, in ihrem braunen Gesicht mit den breiten Backenknochen und der einfältigen Nase mittendrin ist unverkennbar der Wille zur Freiheit verkörpert, obwohl er noch keine klare Richtung hat. Vorläufig rennt sie in alle Versammlungen und kommt aufgeregt nach Hause und leidet bitter unter dem herrischen Benehmen ihrer „gnädigen Frau“ und tobt sich in den stoßenden Lauten, in den herrlich saftigen Flüchen ihrer Muttersprache aus, die ihre rumänische Herrin zum Glück nicht versteht. Sie hat schon fünf Freunde gehabt, mit keinem konnte sie es aushalten, sie läßt sich eben nichts gefallen, aber nun hat sie den bärenhaften Holzfäller Fritz, und der ist so sanft und rücksichtsvoll, wie es nur ganz starke Männer sein können.

VALERIA, DIE BÄUERIN.

In einem unendlich elenden, unendlich schmutzigen Dorf bei Dorohoi<sup>12</sup> lerne ich die Bäuerin Valeria kennen. Sie trägt ihren römischen Namen ohne Stolz. So mancher Pferdeknecht heißt, ohne sich darüber Gedanken zu machen, Oktavian, und so manche Kuhmagd Olympia. Sie ist froh, wenn man sie ruhig ihren Maisbrei essen läßt und mit Steuern verschont. Hübsch und breit und träge geht sie mit mir her, in ihrem selbstgestickten Hemd und ihrem groben Hüftentuch.

„Der Herr Pfarrer sagt, es muß Arme und Reiche geben“, erzählt sie. – „Woher weiß er das? Hat er es schon andersherum versucht?“ Ein erregtes Grinsen öffnet ihren schönen, breiten, trägen Mund: Und ich höre wieder: „Du bist Sozialistin? Du willst alles aufteilen lassen?“

Auch ihre Unwissenheit ist groß, größer als man es sich vorstellen kann. Aber sie ist nicht hoffnungslos. Denn je mehr sie weiß, desto sicherer glaubt sie an den unaufhaltsamen Aufstieg ihrer Klasse.<sup>13</sup>

## Es war einmal eine Salondame ...

*Zum hundertsten Todestag Rahel Varnhagens<sup>14</sup>*

Nicht hundert Jahre, tausend Jahre weit entfernt erscheint uns diese Zeit der bürgerlichen Salonkultur. Der eiserne Zwang, der sich heute für jeden geistig arbeitenden Menschen ergibt, im Kampf der Klassen Stellung zu nehmen, wenn er nicht als weltfremder Träumer oder gewissenloser Feigling dastehen soll – dieser Zwang war damals noch weniger fühlbar. Die Intellektuellen hatten noch die bequeme Möglichkeit, sich kleine, dem Tageskampf entrückte Paradiese mit Rokokomöbeln oder später mit Biedermeiermöbeln einzurichten, wo das aufsteigende Bürgertum und der langsam zurückweichende Adel einander trafen und einander mit sehr geistreichen und sehr zahmen Gesprächen bekämpften. Sie hatten die Möglichkeit, dem ungeduldigen, plötzlich tatenlustigen Temperament der *ersten Frauenrechtlerinnen* eine schöne und leichte Ablenkung zu geben: die Rolle der *geistigen Salondame*, die berühmte Männer miteinander zusammenbringt, mit ihrem feinen Verständnis erfreut, zu großen Werken begeistert – und dafür in aller Demut einen kleinen bescheidenen Abglanz ihres Ruhmes empfängt. Sie hatten die Möglichkeit, in kleinen, überfeinerten Kreisen Weltanschauungen zu formen und auf die Ereignisse, die sich in der Wirklichkeit und unter den Massen abspielten, unbeteiligt herabzusehen, die Französische Revolution abzulehnen wie Goethe oder mit den Ideen Saint-Simons,<sup>15</sup> mit den Ideen des frühen utopischen Sozialismus warmherzig, aber unverbindlich zu kokettieren – wie *Rahel Varnhagen*.<sup>16</sup>

Rahels Lebenszeit (1771 bis 1833) ist gekennzeichnet durch die großen Revolutionen ebenso wie durch den Imperialismus Napoleons, durch Goethes klassische Geistesherrschaft ebenso wie durch das mehr verschwommene Kulturbild der Romantiker. Es war eine Blütezeit der literarischen Salons, der überspitzten Gespräche, der geistigen Unzucht und weltfremden Überzüchtung der Intellektuellen unter sich. Von den Hausfrauen dieser geistigen Luxusstätten war Rahel die berühmteste. Alles, was Rang und Namen hatte, traf sich in ihrem Salon.

War sie wirklich der Typus einer Salondame?

Sie war es ganz und gar nicht. Jüdischen Blutes, von jener kleingewachsenen, springlebendigen Häßlichkeit, die so oft den ganz tüchtigen, aber auch ganz unbequemen Frauen eigen ist, war Rahel ein Wesen, das niemandem auf den ersten Blick gefallen

konnte und erst beim näheren Umgang überraschend gewann. Ihre *Briefe*, ihre überlieferten *Aussprüche* sind von verblüffender Geradheit. Niemals versucht sie, den äußeren Schein zu wahren, persönliche Schwächen, Blamagen und Niederlagen werden mit leidenschaftlicher Ehrlichkeit eingestanden und unerschrocken einer scharfen selbstkritischen Prüfung unterzogen. In Rahels literarischen Urteilen klingt eine frische Kampflust, von der man nur wünschen möchte, sie hätte sich nicht allein auf die Literatur beschränkt. Zeitgenossen schildern ihr Benehmen als durchaus dem entgegengesetzt, was man damals unter vornehm verstand: als lautes Sprechen, heftige Bewegungen, ungenierte Äußerung von Freude und Schmerz. Wie kam es also, daß sie doch eine Salondame, noch dazu die berühmteste ihrer Zeit wurde?

Sie hatte eine traurige Jugend hinter sich. Von ihrem Vater, dem Bankier Levin-Markus mit sadistischer Strenge erzogen, im reaktionären Familienkreis abgeschlossen von der Außenwelt, spielte sich ihr eigentliches Leben fast ausschließlich in geistigen und Phantasiebezirken, in Gesprächen mit gebildeten Freunden, im Lesen guter Bücher ab. Mit fünfundzwanzig Jahren gelingt es ihr endlich, den Familienbann abzuschütteln, in weitere Kreise zu kommen. So geht sie endlich an die Menschen, an die Männer heran, stark, ehrlich, grundgescheit, aber ein Phantasiemensch, der sich romantische Illusionen macht und sich jedes Erlebnis, ob gut oder schlecht, erst einmal ins Literarische übersetzen muß. Es ist rührend und lächerlich zugleich, wie Rahel ihrem zweiten Geliebten, dem Spanier Urquiso, als er ihr in einer ziemlich häßlichen Weise den Abschied gibt, ernst und kunstverständlich antwortet: „Wären deine Worte in einer Theaterszene ausgesprochen worden, so hätte das ganze Publikum auf der Stelle zu weinen begonnen.“

Aber nicht ihre Weltfremdheit ist die Ursache, daß Rahel von den Männern, die sie liebt, immer wieder gekränkt und enttäuscht wird. Unzählige ihrer Zeitgenossinnen, tausendmal romantischer und verschrobener als sie, die doch bei aller Phantastik ein ganzer Kerl ist, erfahren eine bessere Behandlung. Was die meisten Männer stört, ist ihre geistige Überlegenheit, ihr unbequemer Widerspruchsgeist, die selbstbewußte Geradheit ihrer Liebesgeständnisse. Daß sie aber unter ihren erotischen Enttäuschungen zusammenbricht, da[ß] sie schon mit siebenunddreißig Jahren eine stille, feinfühligere, resignierte Dame wird, daran ist ihre Weltfremdheit schuld, davor hätte sie der Panzer einer einheitlichen Weltanschauung, einer mit den Revolutionen ihrer Zeit verbundenen Gesinnung schützen können. Aber Rahel hat *nie politisch* denken, hat sich nie „festlegen“ wollen. Wohl litt sie unter der Not der Massen, wohl nannte sie sich eine überzeugte Saint-Simonistin, aber der mehr als philanthropische[sic!] Kontakt mit den versklavten Arbeitern ihrer Zeit, mit ihren Nächten hindurch stichelnden, qualvoll nähernden Geschlechtsgenossinnen hat ihr doch gefehlt.

Ihr scharfes Urteil, ihren sprühenden Witz, ihr leidenschaftliches Herz hat sie sich auch in der Resignation bewahrt – aber allzusehr gebändigt, allzusehr besänftigt. Ihre Liebe zu dem viel jüngeren *Varnhagen*,<sup>17</sup> den sie schließlich heiratet, ist sehr still und mütterlich. Ihre einstige geistige Kampflust ist einer behutsamen Freundlichkeit gewichen, die immer Angst davor hat, zu kränken oder zu verletzen. Ihr Denken bewegt sich ganz in den staubfreien Gegenden der Kunst, fein, geistreich, verständnisvoll und unendlich harmlos. Die Löwin ist gezähmt, nachdem sie durch ein paar böartige Männergeschichten gehörig verwundet worden ist, nun kann sie sogar gefahrlos einem literarischen Salon präsidieren, berühmte Männer selbstlos zu großen Werken begeistern und sich bescheiden am Abglanz ihres Ruhmes freuen.

Es war einmal eine Salondame ... In andern Zeiten und unter andern Umständen hätte sie mehr werden können. Im Strom einer weniger romantischen Epoche wäre sie vielleicht eine selbständige Frau und darüber hinaus eine wirkliche Kämpferin geworden.

## Auf jüdischer Erde

*Reportage*<sup>8</sup>

Bin mit dir, du großes Heute fest verwachsen.  
Eiche, Freund –  
deine Wurzelknorren strömen Kraft aus.  
L. Kwitko

Die ukrainische Sowjetrepublik, die „blühende“, wie sie im Volksmund genannt wird, verdient diesen Namen aus vielen Gründen: sie verdient ihn durch ihren Reichtum an Getreide, durch die eigenartige Frische ihrer Menschentypen, durch die einfache, zu Herzen gehende Schönheit ihrer Landschaft. Und in einem besonderen Sinne verdient sie ihn noch durch ihre nationale Buntheit. In Gebieten wie Nikolajew, wie Dnjepropetrowsk, wo ukrainische Kollektivwirtschaften sich an russische, deutsche, jüdische, moldowanische, griechische und zigeunerische Kollektivwirtschaften anreihen, drängt sich dem Besucher unwillkürlich der Vergleich mit einem tausendfarbigen Blumentepich auf. Fast vergißt man, daß diese Zusammensetzung, die uns heute als eine Fülle der Farben, der reizvollen Verschiedenheiten entgegentritt, einst im Zarismus nichts anderes darstellte als eine Fülle von qualvollen Leiden, von raffinierter Verhetzung und blutiger Demütigung. Was all diese ukrainischen Juden, Griechen, Zigeuner, die sich jetzt in freier Blüte entfalten, einstmals an barbarischen Grausamkeiten erdulden mußten, das kann man auch heute deutlich und sogar in vergrößertem Ausmaße sehen, wenn man die Blicke von Osteuropa weg und ein wenig nach Mitteleuropa richtet...

Das nationale Leben der ukrainischen Juden ist darum besonders interessant, weil es zeigt, mit welcher subtilen Achtsamkeit die sowjetische Nationalitätenpolitik jedes einzelne Volk behandelt. Die Sowjetjuden haben ihre eigene autonome Republik: Birobidshan. Damit ist aber die Frage noch keineswegs erledigt. Auch da, wo sie als Minorität eingesprenkelt zwischen anderen Völkern leben, wird in vollem Umfang dafür gesorgt, daß sie ihre Sprache, Kultur und Eigenart pflegen können. Das gleiche gilt für Deutsche, Griechen, Moldowaner, Zigeuner und alle Sowjetnationen. Ist plötzlich ein Wunder geschehen, daß der Kosak den Juden friedlich grüßt, der Deutsche den Zigeuner freundschaftlich lobt, der Ukrainer die griechische Stachanowarbeiterin Pascha Angelina begeistert feiert? Das Wunder hat sehr natürliche Ursachen. Es sind einfach die

Herren nicht mehr vorhanden, in deren Interesse es lag, Völker gegeneinander aufzuhetzen.

Im nikolajewer Gebiet befindet sich der Rayon Kalinindorf. Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung ist jüdisch, also sind es auch die Verwaltungsorgane, die Schulen, das ganze Leben. Wir stehen auf einem Stück jüdischer Erde, einem Birobidshan in verkleinerter Ausgabe.

Die Häuser der Kollektivwirtschaft „Rojter Oktjabr“ leuchten im Abendsonnenschein. Schon von fern hört man durch die klare Luft die Gespräche der von der Arbeit heimkehrenden Männer und Frauen, die in ihrem lebhaften Jiddisch über den Bau des Weinkellers debattieren. Ich sage absichtlich „jiddisch“ und nicht „Jargon“, denn es ist ein außerordentlich reines, gepflegtes, beinahe klassisches Jiddisch, ähnlich dem, das im Moskauer Jüdischen Staatstheater gesprochen wird. Neue schöne Wortbildungen fallen auf: so die Bezeichnung „Ratenmacht“ für Sowjetmacht, „Klangensfilm“ für Tonfilm. In dieser rauhen und doch melodischen, ausdrucksreichen Sprache hört man die Berichte der Kollektivisten, die so ganz anders sind, als eine gewisse Propaganda die Juden darstellen möchte. Sie sind kräftig, aufrecht, zur schwersten Arbeit mit Eifer bereit, jeder Gefahr freudig die Stirne bietend, begabt mit einem ruhigen stetigen Selbstbewußtsein.

Ist dies das Volk, von dem man behauptete, es taue nur für Privathandel und Spekulation? Alles an ihnen – ihr Gang, ihre Gebärden, die Haltung ihres Kopfes, der Ausdruck ihres Gesichtes – zeigt, wie erlöst sie sich fühlen, wie sie nun erst ganz sie selbst sind, seit sie nicht mehr, wie einst im Zarismus, in die schmach- und qualvolle Luftexistenz jenes Händler- und Spekulantentums hineingezwungen werden, seit sie endlich festen und freien Boden, Sowjetboden unter ihren Füßen haben. Bestimmte charakteristische Eigenschaften wie Scharfsinn, Kombinationsgabe, Findigkeit, die ihnen früher unter dem verderblichen Einfluß der Unterdrückung, der Luftexistenz ein ungesundes, oft absonderliches und abstoßendes Wesen gaben, erscheinen heute in neuem Licht: sie machen den jüdischen Kollektivisten zu einem der lebhaftesten, erfinderischsten Menschentypen unter den neuen Menschen des Sowjetdorfes – unaufhörlich, fruchtbar, schöpferisch steht sein rastloser Kopf im Dienst der Überwindung des alten Unterschieds zwischen Stadt und Land.

Das Kolchos „Rojter Oktjabr“ ist voll von solchen zu praktischer Wirklichkeit gewordenen Einfällen des jüdischen Scharfsinns, der sich einst in unfruchtbaren kaufmännischen und talmudischen Spekulationen ausleben mußte. Da ist die Radiostation (Sende- und Empfangsstation zugleich), die die Kollektivisten nach eigenem Plan selbst errichtet haben. Hier musizieren sie, allen Familien zur Freude, hier kündigen sie Versammlungen und Politikurse an.

Da ist der schöne große Weingarten mit dem gepflegten Promenadenweg mitten-

durch, ein Weingarten, in dem lauter Frauen arbeiten. Und da sie, als echte jüdische Mütter, ein wenig überängstlich um ihre Kinder besorgt sind, hat man nicht im Dorf, sondern gleich neben dem Weingarten eine Krippe errichtet. Nun haben sie ihre Lieblinge in nächster Nähe, nun geht die Arbeit doppelt so gut.

Wie viele andere, hatte auch das jüdische Kolchos jahrelang unter der Propaganda maskierter Schädlinge zu leiden. Ein Trick, den die Volksfeinde anwandten, ist besonders charakteristisch: sie sprachen draußen auf dem Feld die Kolchosmitglieder an und tuschelten: „Wozu machst du diese schwere Arbeit? Das ist doch nichts für einen Juden. Das kann höchstens ein Goj aushalten, du aber wirst bestimmt daran zugrundegehen ...“ Allein der Kollektivist, auf eigener jüdischer Erde stehend, im Gefühl seines neuen ruhig-kraftvollen Selbstbewußtseins, ließ sich nicht mehr entmutigen. Aus diesem Gefühl heraus entstanden neue einfach-stolze Volkslieder: „Der Jude hat sich an die Hacke (Landarbeit) gewöhnt. Der Jude atmet wieder frische Luft.“ Und eine alte Frau singt ihre selbstgedichteten Tschastuschkis (eine Art Schnadahüpferln): „Ich war doch einst eine närrische Jiddine. Ich habe Schläge ertragen und gebetet, anstatt mich zu wehren. Aber jetzt bin ich meine eigene Herrin. Jeden Abend gehe ich in den Klub und lese Zeitungen und schöne Bücher.“ Sehr beliebt ist auch das birobidshaner Jungkommunistenlied:

„Schönes junges Mädchen,  
tritt in unsern Kreis;  
sind vom Stolz der Arbeit,  
ihr die Wangen heiß.  
Für ihr fleißig Mähen,  
daß die Felder blühen,  
laßt uns Reigen ziehen  
ihr zum Preis!  
Lauter sing die Lieder,  
froher Troß.  
Alle Völker: Brüder,  
frei und groß –  
Juden, Golden, Russen,  
Koräer und Tungussen ...“

Nach der Arbeit sitzt man gemütlich beisammen, ernste Erzählungen wechseln mit witzigen Anekdoten: An der Decke brennt (selbstverständlich) eine elektrische Lampe. „Licht in jeder Stub“, sagt stolz der Kolchosvorsitzende Leb Salmans. Ein baumlanger Kosak

kommt zur Tür herein, es ist Nikifor Iwanowitsch, ein Freund und Nachbar. Er und die Parteisekretärin Sara Jarshema erzählen uns abwechselnd, wie sie beide in nationalistischem Haß erzogen wurden. Den kleinen Nikifor hatten die Eltern, wenn er trotzte, geschreckt: „Gleich holt dich der Jude.“ Der kleine Sara hatten die Eltern, wenn sie nicht gehorchen wollte, geschreckt: „Gleich holt dich der Goj.“ Als aber später das Schneidermädchel Sara gemeinsam mit Christen, der Bauernknecht Nikifor gemeinsam mit Juden die zaristische Unterdrückung zu spüren bekamen, ging ihnen ein Licht auf ...

Mit Grauen erinnern sie sich an die antisemitischen Greuel der Vergangenheit. Kein Jude durfte sich damals nachts auf die Landstraße wagen: er konnte sicher sein, daß ihm ein Stein an den Kopf flog.

Im Rayonzentrum befindet sich ein Museum mit alten Handschriften. Darunter sind Bittgesuche an die Zarenregierung. Sie legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, in welchem Elend die armen Juden damals lebten. Man verbot ihnen, ihre Häuser aus Steinen zu bauen: Lehmhütten wären „gut genug für sie“. Man gewährte ihnen mit sadistischem Hohn eine Unterstützung von 10 Kopeken (!) pro Jahr und Kopf. Sie wandten sich mit einer flehentlichen Bittschrift an den Fürsten Woronzow. Das Resultat war, daß eine Regierungskommission entsandt wurde und den Beschluß faßte – noch zwei Synagogen bauen zu lassen.

Die eine dieser Synagogen ist heute eine Schule, die andere ein Klub. Den gläubigen Juden ist natürlich die Möglichkeit geboten, frei und unbehindert ihre religiösen Bräuche zu pflegen. Aber die Entwicklung der jungen Generation führt sie unverkennbar von der Religion fort und der Wissenschaft zu.

Das Kolchos besitzt drei Bibliotheken, eine jiddische, eine russische und eine ukrainische.

Natürlich sind den jüdischen Kollektivbauern ihre Bibliotheken noch nicht umfangreich genug. Natürlich schimpfen sie, weil ihre Lieblinge nicht in einer genügenden Anzahl von Exemplaren vorhanden sind, und – besonders Neuerscheinungen – alle gleichzeitig haben wollen. Die Gewöhnung an die Feldarbeit hat nämlich ihre sprichwörtliche Lesewut nicht vermindert, sondern eher gesteigert. Von den sowjetjüdischen Lyrikern Markisch und Kwitko wissen sie ganze Seiten auswendig, die Prosawerke Bergelsons kennen sie gründlich.

Wir treten in die mondhelle Nacht hinaus. Die Weinstöcke beugen sich unter der Last der Trauben, an den Obstbäumen schimmern Äpfel und Birnen, und vom schneeweißen Stall herüber blöken die gepflegten Kälberchen. Jizchak Abramowitsch rezitiert in seinem markigen Jiddisch ein Gedicht von Kwitko, rezitiert es schön und schwungvoll und ganz ohne Rücksicht auf Professor Weizmann, der beim letzten Zionistenkongreß die These aufstellte, die Juden würden in der Sowjetunion „entnationalisiert“. Da

steht er, ruhig und kraftvoll, auf jüdischer Erde, fest verbunden mit der neuen Zeit, mit Feld und Weide und Baum. Und sein rastloser Kopf arbeitet dabei unaufhörlich weiter, sorgenvoll blickt er nach Hitlerdeutschland hinüber, das seinen Stammesgenossen blutend durch die Straßen hetzt. In dem unglücklichen Bruder erkennt er seine überwundene Vergangenheit wieder, wie der andere im glücklichen Bruder seinen verwirklichten Zukunftstraum.

## Stefan Zweigs unbekannte Leser

Fünf Jahre sind vergangen, seit Stefan Zweig<sup>19</sup> freiwillig aus dem Leben schied. Zeitgenosse ungezählter ungestrafter Verbrechen, begann der feinfühligste Dichter den Worten ihrer Täter Glauben zu schenken, ein neues ‚eisernes‘ Zeitalter sei gekommen und kein Platz mehr auf Erden für Menschen, die den Frieden liebten, Filigranarbeiter der Kultur. Stefan Zweig fand sich nutzlos und überflüssig. Werke, wie er sie ein Leben lang schuf, sinnlos.

Daß er starb und warum er starb, ist eine der vielen offenen Wunden am Körper der Menschheitskultur. Daß er sich hätte retten müssen, soll diese kleine Geschichte beweisen:

Es war im Jahre 1922. Wir waren ein Häuflein Wiener Schulmädchen, siebzehnjährig, Kinder des Ersten Weltkrieges, unterernährt, mißtrauisch und von dem heftigen Ehrgeiz getrieben, durch unsere Ansichten möglichst viel Anstoß zu erregen.

Als wir Stefan Zweig zum erstenmal lasen (es war der *Brief einer Unbekannten*, veröffentlicht in der *Neuen Freien Presse*), opponierten wir auch gegen ihn, aber es war eine Art von begeisterter Opposition. Unter dem Pult versteckt, lasen wir die Novelle wieder und wieder. Wir eilten von Seite zu Seite, um neue Beweise für den männlichen Egoismus – unser damaliges Lieblingsthema – zu finden und entdeckten plötzlich den Funken menschlicher Schönheit, versteckt hinter stummen, unbedeutenden Durchschnittsgesichtern. Mit uns ging eine unbewußte Wandlung vor. Wir fuhren zwar fort, unsere unschuldigen Hirne mit einem Vorrat von zynischen Phrasen anzufüllen. Aber unsere Augen hatten die Neigung gewonnen, in Menschenseelen zu lesen und noch etwas anderes darin zu finden, als Unrecht und Stumpfsinn.

Zwölf Jahre später (1934) sprach ich in Krakau mit einem polnischen Ladenfräulein über Stefan Zweigs Kindernovelle *Brennendes Geheimnis*. Sie war ein blaßes, schmales Geschöpf, Mutter eines elfjährigen Söhnchens und zu Tode erschreckt durch die Wirtschaftskrise. In dem dunklen Laden, den kaum noch ein Kunde betrat, fand ich sie über das Buch gebeugt. Untätig und festgebannt, wie sie nun da saß, versuchte sie ihre Zeit zu nützen. Wieder und wieder las sie die polnische Übersetzung dieser ernst-graziösen Kindernovelle und stellte mit Genugtuung fest, daß sie nun ihr Söhnchen viel besser verstehe. Sie ersann ein behutsames Erziehungsprogramm, um seine Entwicklung möglichst günstig zu beeinflussen.

Acht Jahre später, gejagt vom Zweiten Weltkrieg, befand ich mich in einer kleinen

Leihbibliothek der Stadt Samara, einer russisch-tatarischen Wolgastadt. Während ich ein Buch suchte, sah ich einen Mann eintreten, ungefähr vierzigjährig, mit lichtgrünen, mongolisch geschlitzten Augen, gekleidet in eine Art von exotischer Jägertracht. Mit einer Stimme, die der Weite der Steppe angemessen war, erklärte er, er habe das Buch des abendländischen Reises gelesen und verlange dringend, man möge ihm auch seine andern Werke leihen. Dies sagend, legte er eine russische Übersetzung von Stefan Zweigs *Fouché* auf den Ladentisch.

Im selben Jahre besuchte ich ein Spital. Und wieder traf ich Stefan Zweig. Ein junger Soldat las in russischer Übersetzung *Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau*. Er wollte das Buch überhaupt nicht aus den Händen lassen. Als ich ihn fragte, warum es ihm so gut gefiele, platzte er heraus: „Es ist entsetzlich genug, daß man in Wirklichkeit Krieg führen muß. So will ich doch wenigstens in den Büchern, die ich lese, vor diesen Scheußlichkeiten Ruhe haben und mir eine schöne Liebesgeschichte erzählen lassen, etwas besonders Feines und Zartes.“

Im Nachbarbett lag ein litauischer Jude, der aus dem Ghetto entkommen war und als Freischärler gekämpft hatte. Vorher, im Ghetto zusammengepfercht, ständig von Ausrottnungsmaßnahmen bedroht, hatten sie eine geheime Kulturorganisation organisiert: „Im tiefen Keller versteckt, lasen und spielten wir Stefan Zweigs *Jeremias*, und seine herrlichen Friedensworte gaben uns die Kraft, auszuhalten und schließlich ausbrechen.“

Drei Jahre später saß ich im Schnellzug Budapest – Prag. Neben mir las eine Frau die ungarische Übersetzung von Stefan Zweigs *Dickens-Monographie*. Sie war buchstäblich in Lumpen gekleidet, ihre intelligenten schwarzen Augen lagen tief in den Höhlen.

„Haben Sie tatsächlich noch Geduld, so etwas zu lesen?“, fragte ihr Nachbar. „Wie unwichtig sind heute diese Dinge für unsereinen, der den Krieg erlebt hat!“

Und mit ihrem natürlichen ungarischen Pathos entgegnete die Frau: „Der Krieg ist nicht wichtig, sondern bloß niederträchtig. Für mich ist ein Bleistift mehr wert als ein Säbel, und der kleinste Lehrer ist mir lieber als der größte General.“

In Prag angelangt, bat ich ein Heim für „displaced persons“ um Obdach für einige Tage. Man führte mich in einen großen Raum mit fünfunddreißig Burschen und Mädchen. Sie waren alle viel jünger als ich, eine geschädigte Weltkriegsgeneration wie die meinige, aber unendlich schwerer geschädigt. Die Nazis hatten sie als Kinder im Alter zwischen acht und sechzehn von ihren Familien getrennt und in Zwangsarbeitslager verschleppt.

Ein Bursche fiel mir besonders auf. Er ging buchstäblich von Mädchen zu Mädchen, ein mechanisierter Flirtautomat. Von seiner Zahnbürste sprach er mit mehr Respekt als von seiner jeweiligen Partnerin.

Einmal, auf sein Bett hingeflegt, las er in einem zerrissenen Buch. Es war Stefan Zweigs *Brief einer Unbekannten*, die berühmte Novelle, die ich nun nach mehr als zwanzig Jahren wiedersah.

„Gefällt es Ihnen?“ – Er sah mich stumm an. Zwei Weltkriegsgenerationen schauten sich in die Augen. Dann sagte er: „Wir sind arme Tiere. Aber wenn ich so etwas lese, dann glaube ich: Wir bleiben keine Tiere.“

Als Stefan Zweig sich für überflüssig hielt und aus dem Leben schlich, waren wir alle durch seine Worte belebt: Der Yakutische Jäger, die Friedensträumer des litauischen Ghetto, die ungarische Pazifistin, so königlich in ihren Lumpen, und die zwei armen Weltkriegsgenerationen. Warum sah er in diesem Augenblick nicht den Funken menschlicher Schönheit durch die Finsternis fliegen, jenen winzigen, aber vielfarbigen Funken, den er so oft entdeckt, genährt und vor dem Erlöschen bewahrt hatte. Hätte er nur einen Blick in die Millionen von eifrig lesenden Augen geworfen, dann hätten wir anonymen, machtlosen, armen Teufel – ihn retten können.<sup>20</sup>

## Der Chinese und die Wirklichkeit

„Leb wohl, altes Kuriositätenkabinett!“

Mit diesem Ausruf leitet Hsiao Tsch'ien,<sup>21</sup> einer der führenden Schriftsteller des modernen China, seine Literatur- und Zeitanalyse ein. Dieses schmale Bändchen – der Autor nennt es *Skizze eines gehetzten Zeitalters* – enthält einen verblüffenden Entwicklungssprung. Den Sprung aus einer feudalen, in Traditionen erstarrten epigonenhaft stilisierten Kunst- und Kulturwelt in die Welt des modernen chinesischen Realismus.

Das uralte und vielseitige chinesische Kulturerbe mit seiner Gedankentiefe und Formschönheit, seiner Subtilität und Skurrilität übt auf den Europäer nach wie vor eine faszinierende Anziehung aus. Dem Chinesen der augenblicklichen Epoche aber ist das alles beinahe unerträglich geworden. Er kann die Blumen und Vögel auf den Porzellanvasen nicht mehr sehen, er kann die dreifachen Reime nicht mehr hören, er kann über die anmutige Grotteske des stilisierten Theaters nicht mehr lachen. Für ihn ist alles mit bitteren Assoziationen verknüpft: mit dem Stillstand des chinesischen Reiches im 17. und 18. Jahrhundert, mit seinem Verfall im 19. Jahrhundert, der von einem eklektischen Leerlauf der Kunst begleitet war, mit kolonialen Demütigungen, feudalem Dunkelmännertum, mit der drückenden väterlichen Tyrannei, der verhängnisvollen Konvenienzehe, dem verhaßten Kotau, den er manchmal sogar noch heute aus Familienrücksichten vor irgend einer uralten Provinztante machen muß. Und so schließen die meisten und maßgebendsten unter den heutigen chinesischen Künstlern und Schriftstellern, bevor sie an ihr Werk gehen, die Tür der Traditionen hinter sich zu und rufen: „Leb wohl, altes Kuriositätenkabinett!“

Als Söhne eines unvergleichlich scharfsinnigen Volkes wissen sie freilich in ihrem Innern, daß sie eines Tages diese Türe wieder öffnen werden, um ihr ungeheures Kulturerbe zu sichten und auf einer neuen Ebene zu verarbeiten. Und darum trägt es auch recht erfreulich zur Vielfältigkeit des heutigen China bei, daß es noch immer einige gibt, die im klassischen Stil dichten und malen, daß noch immer neben den neuen auch Theateraufführungen alten Stils gezeigt werden und die steifgraziösen Marionettenspiele ihren köstlichen Farbenreiz entfalten.

Und die Revolutionäre der chinesischen Kunst werden es sich bald wieder leisten können, die Türe zum Kuriositätenkabinett zu öffnen. Sie haben seit der Gründung der Republik im Jahre 1911 eine Reihe von Werken geschaffen, die tief in den sozialen Probleme

men unserer Zeit wurzeln und zugleich eine ausgesprochene nationale Unabhängigkeit und Eigenart aufweisen. Sie haben ihrer Kunst einen Weg gebahnt, auf dem sie sich unerschütterlich nach der Richtung der Demokratie und des Realismus vorwärtsbewegen. Selbst der gegenwärtige scharfe Rechtskurs der chinesischen Regierung hat es nicht vermocht, sie von diesem Wege abzulenken. Und so wird vom Duft der klassischen Blumen, vom Gezwitz der klassischen Vögel ihrer Klarheit gewiß keine Verwirrung drohen ...

\* \* \*

Einer der ersten Pioniere der modernen chinesischen Literatur war der große Philologe *Hu Schih*,<sup>22</sup> heute Rektor der Pekinger Universität. Als Student begann er im Jahre 1917, umgeben von einer Gruppe gleichgesinnter Kollegen, den Kampf um die Einführung einer den breiten Massen verständlichen Sprache in die chinesische Literatur und Wissenschaft. Bisher wurde nur die alte, längst dem Alltagsgebrauch entfremdete Gelehrtensprache – Wen-Yen – verwendet. Erst 1919 erschien in Peking die erste volksverständliche Zeitung. Hu Schih und seine Anhänger wurden von dem konservativen Gelehrten Wang Tsching-Hsüan als Ketzer am chinesischen Geist verdonnert und mit treulosen Ehefrauen verglichen. Aber ihr Sieg war vollständig. Heute beherrscht die Volkssprache weitgehend Literatur, Wissenschaft und Publizistik.

In der Literatur des alten Stils dominierte vor allem das Gedicht. Der Roman wurde geringschätzig Hsiao-Schuo (kleine Sprechweise) genannt. Die Erneuerung der chinesischen Literatur dagegen liegt hauptsächlich in den Händen ihrer realistischen Romanschriftsteller.

Der Größte unter ihnen ist der vor wenigen Jahren verstorbene *Lu Hsün*. Man nennt ihn insofern mit Recht den chinesischen Gorki, als er ihm an Gestaltungskraft ebenbürtig ist. Aber der Chinese Lu Hsün hat seine besondere verbissene und stoische Art, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, er ist mißtrauischer gegen die eignen Gefühle und spitzfindiger in der Beobachtung als sein großer russischer Kollege. Er hat die unsterbliche Figur des *Ah Q* geschaffen, des chinesischen Schlemihl. Ah Q ist ein geplagter Landarbeiter und vor jeder menschlichen Gemeinheit so wehrlos, wie das alte chinesische Kaiserreich vor jeder Kolonialmacht. Er läuft seinen Niederlagen nach und tröstet sich mit einem fiktiven Überlegenheitsgefühl. Sieht er seinen Nachbarn Flöhe fangen, so stellt er darüber verwirrte Betrachtungen an, und zerrt man ihn beim Zopf, so reißt er sich nicht los, sondern predigt: „Ein Gentleman kämpft mit der Zunge und nicht mit den Fäusten.“ – Lu Hsün hat wesentlich dazu beigetragen, eine Schwäche seines Volkes zu kurieren: die chinesische Wehrlosigkeit.

Ich interviewte einmal die Witwe Lu Hsüns<sup>23</sup> und den berühmten Historiker, Dramatiker und Dichter *Kuo Mo-Yo*. Seither habe ich beschlossen, nie wieder zwei Chinesen

sen gleichzeitig zu interviewen. Professor Kuo schrieb Lu Hsün alle Verdienste an der Erneuerung der chinesischen Literatur zu, während Madame Lu Hsün ihm heftig diese Bagatellisierung seiner eigenen Leistungen verwies. Die beiden verstrickten sich so sehr in den landesüblichen Disput der Bescheidenheit, daß ich kaum noch dazu kam, eine Frage zu stellen.

Mein endgültiger Eindruck aber war, daß die beiden großen Schriftsteller einander sehr glücklich ergänzen. Lu Hsün ist als Psychologe stärker, Kuo Mo-Yo als Kosmopolit. Der eine arbeitet mit dem Mikroskop, der andere mit dem Fernrohr. Lu Hsüns Blick dringt in die Tiefen der menschlichen Natur, Kuo Mo-Yos Blick überfliegt Zeit und Raum. Das beweisen seine geschichtlichen und archäologischen Studien, sein zündendes historisches Drama *Die drei Rebellinnen* und seine nicht minder zündenden Nachdichtungen von Goethes Werther und Faust.

Auch die jüngere Generation ist bemüht, in die Tiefe und Weite der Wirklichkeit zu dringen. Mao Tuns *Zwielicht*,<sup>24</sup> Lao Schis *Rikschakuli*<sup>25</sup> setzen das Werk des sozialen Romanes fort. In der letzten Zeit erschienen: Lao Schis Romanfolge *Die Familie der vier Generationen*, Mei Lings Dorfroman *Kindheit*, Ba Djins Okkupationsroman *Die kalte Nacht*,<sup>26</sup> Tsao Yüs Kurtisanendrama *Sonnenaufgang*, Tang Tschio Tschias plastische Dorfgeschichte und Ai Tschings leidenschaftliche Kampflyrik.

Eine besonders bemerkenswerte Erscheinung des heutigen chinesischen Kulturlebens ist die rasche Entwicklung der modernen Holzschnittkunst.<sup>27</sup> Sie wurde 1927 von Lu Hsün ins Leben gerufen, der sich neben seiner schöpferischen Arbeit auch leidenschaftlich mit der Erziehung junger Talente auf allen Gebieten beschäftigte. So jung diese Bewegung ist – sie hat bereits ihren eignen nationalen Stil geschaffen und vernachlässigt auch nicht den schönen Farbensinn, der für den Chinesen in der Kunst wie auch im Alltag so bezeichnend ist. Auch diese Künstler sind fanatische Realisten. Was sie darstellen, ist meistens das Leben der breiten Volksmassen, das soziale Unrecht, der Widerstand gegen die japanische Okkupation.

Realist mit Herz und Seele ist auch der über die Grenzen seines Landes hinaus bekannte Essayist Hsiao Tsch'ien, mit dessen Worten ich meinen Bericht eingeleitet habe. Er ist durchaus kein Linker im europäischen Sinn (auch Professor Hu Schih ist es nicht), aber ein guter Liberaler, der eine unblutige Austragung der parteipolitischen Differenzen wünscht und volks- und wirklichkeitsnahe Literatur aufrichtig bejaht. Er hat seine eigene Art, die Wirklichkeit zu ergründen: indem er sie mit dem Funkenregen seines lebhaften Witzes überschüttet. Ich fand hier eine Ähnlichkeit zwischen jüdischem und chinesischem Humor: die Fähigkeit, sich selbst mit den (oft sehr kurzfristigen) Augen des Fremden zu sehen und in einem Atem sich und den Verkenner mit witziger Gutmütigkeit zu verspotten.

Hsiao Tsch'ien gesteht, daß er als Kind mit Vorliebe ein Zerrspiegelkabinett besuchte, um sich selbst bald als einen Zwerg, bald als eine Giraffe zu betrachten. Und dieses infantile Vergnügen genießt er noch heute ungehemmt, wenn er mit einem Europäer oder Amerikaner über China spricht ...

Während seiner Europareise besuchte er einmal eine Aufführung der Operette *Land des Lächelns*.<sup>28</sup> Als seinem Landsmann auf der Bühne gerade vier Frauen gleichzeitig angetraut wurden, hörte er, einige Plätze entfernt, eine Dame aufkreischen: „Um Gottes willen, da sitzt ja einer!“

Der Chinese weiß, daß man ihn heute noch wenig kennt und versteht. Auch das gehört zu seiner Wirklichkeit, der harten Wirklichkeit, mit der er sich auseinandersetzen muß. Er tut es mit Scharfsinn, Mut und Stoizismus – und mit seinem alten, über alle Schwierigkeiten triumphierenden Humor.<sup>29</sup>

# Der Tod einer Negerin

Paris 1946

Meister Lynch, der gutbezahlte, geht wieder in den Vereinigten Staaten um. Eine Reihe von toten schwarzen Gesichtern prägt sich dem Gedächtnis ein: Gesichter von Negern, die als Soldaten und Offiziere für Amerika gefallen sind, und Gesichter von Negern, die von ihren dankbaren Landsleuten ermordet wurden – unter ihnen allen das Gesicht einer schwarzen Greisin, das ich oft und oft mit zärtlichem Respekt und begeisterter Freundschaft betrachtet habe, einer Greisin, die im allgemeinen Kampfe einen wenig bemerkten, sehr ungewöhnlichen und völlig freiwilligen Heldentod starb.

In einer eisigen Moskauer Novemberrnacht des Jahres 1942 betrat ich das große, weitläufige Gebäude des Russischen und Internationalen Radio, um einige Übersetzungen abzuliefern. Ich bog hastig in einen der labyrinthischen Korridore und blickte plötzlich in ein schwarzes Frauengesicht mit silberschimmerndem Haar über der edel gewölbten Stirne und ungewöhnlich großen Augen, erfüllt von dem rührenden Ausdruck unendlicher Freundlichkeit. Ohne innezuhalten, eilten wir aneinander vorbei. In diesen atemlosen Wochen vor dem entscheidenden Sieg von Stalingrad war jeder überlastet und überanstrengt.

Seit dieser flüchtigen Begegnung aber öffneten sich, sooft ich müde oder mutlos zu werden drohte, die beiden großen Augen in meinem Gedächtnis und gaben meinen Tagen einen neuen Schimmer von Hoffnung und Zuversicht.

Das zweitemal sah ich sie vor dem Mikrofon stehen. Sie sprach zu ihren amerikanischen Landsleuten. Mit der Gewalt einer Prophetin und mit der überredenden Milde einer Mutter rief sie zur Zweiten Front auf. Das silberne Haar über der schwarzen Stirne verkündete ihr Alter nicht traurig, sondern triumphierend. Zum erstenmal begriff ich, daß es eine besondere Schönheit des Greisenalters gibt.

Die dritte Begegnung begründete unsere Freundschaft. Wir trafen einander vor dem Ausgang, kamen in ein längeres Gespräch über die Auswirkungen der Französischen Revolution, und plötzlich begann die kleine, zarte, eben noch so müde alte Dame mit klarsichtig analysierender Beredsamkeit ein mächtiges historisches Gemälde vor mir aufzurollen: die Revolution von Haiti, das Leben des großen schwarzen Jakobiners Toussaint L'Ouverture.<sup>30</sup>

Nie in meinem Leben hatte ich eine geschichtliche Episode mit solcher Plastik und Farbenglut vor mir gesehen. Ich fragte meine Begleiterin nach ihrem Namen, der, wie ich im Augenblick überzeugt war, ohne Zweifel zu den berühmtesten der amerikanischen Geschichtsforschung zählte.

Aber Mrs. Williana Burroughs war nur eine weggejagte Schullehrerin. Ihre schwarze Haut, ihre Abstammung von Sklaven hatten ihr jede wissenschaftliche Laufbahn von vornherein abgeschnitten. Und selbst ihr bescheidener Lehrerposten wurde ihr bald streitig gemacht, weil sie sich beim Unterricht allzusehr an die Wahrheit hielt ...

Als sie nach Moskau kam, war sie bereits eine alte, erschöpfte Frau, und ihre Gesundheit war schwer erschüttert. Immer wieder drängte man sie, in den Ruhestand zu gehen. Aber der Krieg gegen Hitler begann, und die vierundsechzigjährige Negerin wollte mitkämpfen. Wem immer Unrecht geschah, ob Weißen oder Schwarzen – sie konnte nicht untätig zusehen.

„Was ich jetzt mache, ist freilich nicht mein Fach“, sagte sie. „Es ist und bleibt der Traum meines Lebens, die wahre Geschichte der kolonialen und halbkolonialen Länder zu schreiben, wie sie bisher noch niemand geschrieben hat. Aber jetzt ist Krieg, und so habe ich die dringendste Arbeit übernommen, die mir gerade unter die Hände kam, und kein Herzleiden soll mich hindern, zu meinem Land zu sprechen. Habe ich mein bescheidenes Teil der Beschleunigung der Zweiten Front und zum Sturz Hitlers beigetragen, dann wird man mir vielleicht die Möglichkeit geben, meinen Lebenstraum zu verwirklichen.“

Sie hob die dünnen, schwarzen Hände mit gespreizten Fingern hoch. Es war das Zeichen, das die amerikanischen Neger während des Krieges erdacht hatten: ein doppeltes V, *the double victory*, der militärische Sieg über Hitler und der moralische Sieg über den Rassenwahn.

Nacht für Nacht stand Williana Burroughs vor dem Mikrofon, unbekümmert um die Proteste ihrer Freunde und Genossen. Und ohne ihre empfindliche Kehle, ihre schwachen Lungen und ihr krankes Herz zu schonen, gab sie ihr Leben her – Satz für Satz, Silbe für Silbe, Atemzug für Atemzug.

Manchmal, wenn wir durch die Straßen gingen, geschah es, daß ein hoher Offizier der Roten Armee sie plötzlich respektvoll grüßte. Ohne sie zu kennen, mit dem scharfen menschlichen Instinkt seines Volkes, fühlte er, daß diese alte, zerbrechliche, zarte Negerfrau seine todesmutige Kriegskameradin war.

Nach Kriegsschluß hatte Williana Burroughs gerade noch so viel Kraft übrig, um nach New York zurückzukehren und ihre Familie wiederzusehen. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft starb sie.

Seit diesem seltsamen, waffenlosen Heldentod meiner schwarzen Freundin für Amerika und für die Welt ist noch kein Jahr vergangen. Und wieder geht Mister Lynch, der gutbezahlte, in den Vereinigten Staaten um.

In meinem Gedächtnis aber öffnen sich, sooft ich müde oder mutlos zu werden drohe, zwei große, rührende Negeraugen, erheben sich zwei dünne schwarze Hände und beschwören mit der unsterblichen Zuversicht ihres Volkes den doppelten Sieg.<sup>31</sup>

## Nachdichtungen



Ai Tssjin (Ai Qing):  
Aus dem Poem „Zur Sonne“

Gestern

Schien mir die Heimat ein Krankenhaus.

Weite, schutzlos offene Wunden ...

Krank war auch ich.

Mit starrem Blick

Sah ich mein Heimatland leiden.

Mit starrem Schreck

Hört ich mein Heimatland stöhnen.

Eine riesige Mauer

Stand vor mir.

Ich ging die Mauer entlang

Und sang meine tragischen Lieder

Machtlos und dumpf.

Krank war ich, krank –

Und bin genesen:

Über Millionen geliebter Köpfe

Ging die Sonne mir auf.

Aus der Stadt, der jungen wachsenden Stadt,

Hinter Bergen von Stahl und Zement,

Hinter Mastbäumen, tragend die glitzernden Drähte,

Ging die Sonne mir auf.

Aus der jungen elektrisch funkelnden Stadt

Stieg die Sonne mir auf.

Da sah ich sie strömen

Hervor aus Fabriken und Werken,

Sich ordnen in brüderlich mächtige Reihen:

„Chan-Jo\*  
Chan-Jo!

Der Feind hat das Land überfallen,  
Doch wir mit unseren Arbeiterfäusten,  
Wir halten ihm stand.  
Wir ringen und ringen mit wachsenden Kräften:  
Zurück! – Die Heimat bleibt frei!  
Chan-Jo,  
Chan-Jo!“

Da sah ich Soldaten marschieren  
In gelbgrünen Uniformen,  
Es formte der Takt ihrer Schritte  
Ein Lied von flammendem Klang:

„Eins und zwei und drei und vier  
Von den Feldern kamen wir,  
Friedlich grast die kleine Herde,  
Unsre Mutter ist die Erde.  
Kam der Feind in unser Reich,  
Tückisch, dem Schakale gleich.  
Greis und Kinder er erschlug,  
Schändete der Frauen Ehre –  
Laßt die Sense, laßt den Pflug  
Was uns not tut sind Gewehre und Gewehre und Gewehre.

Krank war ich, krank –  
Und bin genesen.  
Daß geeinigt mein Land, nicht mehr wehrlos mein Land,  
Gab mich der Sonne zurück.

Sie kommen näher,  
Näher,  
Lauter tönen die Rufe.

\* Ein aus der physischen Kraftanstrengung entstandener Laut wie das russische „Ej uchnem“ und das deutsche „Ho-ruck“

Die Menge reißt mich stark mit sich fort,  
Dem Sommerwind gleich.  
Schon schreite ich mit meinem Volke  
Gemeinsamen Schritts.

Nun flieg ich  
Auf flammenden Schwingen  
Der neu erwachenden Schaffenskraft.  
Mich überflutet die Sonne,  
Nie gab es noch solch eine herrliche Glut,  
Sie taucht mich in Glanz und Feuer und Leben.  
Vor Leidenschaft stockt die Stimme und hebt sich  
Aufs neu zum Gesang:  
Das Herz meiner neugeborenen Tage  
Öffnet der Strahlen brennende Hand.  
Meine gestrige Seele  
Riß ich heraus aus dem Herzen  
Und ließ sie auf jenem Ufer zurück,  
Die verfaulte, die kranke.  
Nie war die Zeit  
So voll noch von Leidenschaft, Jugend und Größe.  
Schön ist  
In diesem strahlenden Augenblick,  
Das Leben und schön selbst der Tod.<sup>1</sup>

## Das Lied Mulan

*Volksdichtung aus dem VI. Jahrhundert*

Surr, surr, surr und wiederum surr,  
Mägdlein still im Kämmerlein spinnt.  
Und das Rad, das silberne, läuft.  
Und es seufzt das Mägdlein und sinnt.  
Mägdlein, warum seufzt du so schwer?

Mägdlein, warum sinnst du so bang?  
 „Nein, ich seufze, seufze nicht mehr,  
 Nein, ich sinne, sinne nicht lang.

Ist das Buch der Kriege so groß,  
 Las zwölf Bände, jeglichen Band,  
 Zwölfmal rühmlich prangend im Buch  
 Meines Vaters Namen ich fand.

Steht vorm Vater, ruhmvoll und alt.  
 Ach, noch kein erwachsener Sohn.  
 Doch auch Mulan ist ja sein Kind,  
 Was sie tun muß, weiß sie nun schon.

Kauf ich ein gesatteltes Pferd,  
 Tragen soll's mich schnell in die Schlacht.“  
 Und sie lief vom Markte zum Markt  
 Kaufte da mit klugem Bedacht:

Schlachtroß auf dem östlichen Markt,  
 Sattel auf dem westlichen Markt,  
 Zaumzeug auf dem südlichen Markt,  
 Peitsche auf dem nördlichen Markt.

Kam der Tag mit goldenem Licht,  
 Vor dem Vater neigt' sie sich tief,  
 Kam die Nacht mit silbernem Licht,  
 Am Chu-anche-Ufer sie schlief.

Nicht mehr Vaters Stimme sie lauscht,  
 Nicht mehr Mutters Stimme sie lauscht,  
 Nein, es hört das Mägdlein nur,  
 Wie das Wasser rieselt und rauscht.

Kam der Tag mit goldenem Licht,  
 Vor dem Flusse neigt sie sich tief,  
 Kam die Nacht mit silbernem Licht,  
 Auf dem schwarzen Berge sie schlief.

Nicht mehr Vaters Stimme ihr tönt,  
Nicht mehr Mutters Stimme ihr tönt,  
Nein, sie hört die Reiter von Chu,  
Hört, wie stark ihr Hufschlag erdröhnt.

Manchen Bergpaß Mulan durchritt,  
Nein, sie flog, durchflog ihn im Nu,  
Eisenpanzer glänzten von fern,  
Schwertklang trug der Nordwind ihr zu.

\*\*\*

Nach zwölf Jahren kehrte der Held,  
Der den wilden Feind überwand,  
Kehrt' zurück der Ritter vom Kampf,  
Vor dem Sohn des Himmels er stand.

Rambustafeln, sechs an der Zahl,  
Voll beschrieben, sorgsam und dicht,  
Geben ihm, dem mächtigen Khan,  
Von des Helden Taten Bericht.

„Willst ein hohes Amt du im Reich?  
Tapfrer Ritter, sag dein Begehrt!“  
„Mächtger Khan, gewähre dem Sohn,  
Daß er heim ins Elternhaus kehr.“

Vater, Mutter lehnten sich still  
Aneinander, hatten gehört,  
Daß die Tochter eilig vom Hof,  
Daß sie heim ins Elternhaus kehr.

„Öffnet schnell mein Kämmerlein klein,  
Gebt mir schnell mein magdliches Kleid!“  
Und sie strahlt und ordnet ihr Haar,  
Schmückt's mit gelben Blumen, die Maid.

„Kameraden, kennt ihr mich noch?“  
 Und die Ritter staunen fürwahr,  
 Ahnten nie im Kampf, in der Schlacht,  
 Daß der Held ein Mägdelein war.

\* \* \*

Sanfter eine Hasenfrau blickt,  
 Als ein Hase, doch wenn ans Ziel  
 Beide eilen, – wer nur der Has,  
 Wer die Häsin, kümmert's dich viel?<sup>2</sup>

Li Dji:

Wang Gue und Li Hsiang-hsiang (Auszug)

*Wang Gue als Knecht*

Wang Gue hieß des Toten Sohn,  
 Dreizehn Jahre zählte er schon.  
 Wer sich als Knechtlein ein Waisenkind hält,  
 Hat seinen Nutzen und spart sein Geld.  
 Vaterlos, wehrlos und unbeschützt  
 Wird solch ein Knechtlein scharf ausgenützt.  
 Lämmchen, verirrt, läuft hin und läuft her,  
 Kinder des Elends sind Kinder nicht mehr.  
 Ochsen und Esel sind bitter geplagt,  
 Wang Gue am Hungertuch nagt.  
 Schmaust man beim Neujahrsfest fröhlich und laut,  
 Wang Gue an den Reisschalen kaut.  
 Winters trägt er ein Ziegenfell,  
 Sommers trägt er das gleiche Fell.  
 Schwingt er die Sichel mit blutender Hand,  
 „Fauler Bastard!“ wird er genannt.  
 Hütet die Ziegen zur Winterzeit,

Schauert in seinem zerlumpten Kleid.  
Blieb ihm kein Finger von Frostbeulen frei  
Und in der Schale friert ihm der Brei.  
Macht er sich Feuer, löscht es der Schnee,  
Kälte tut weh, Kummer tut weh.  
Blumen verwelken und Blumen erblühen,  
Bitter vier Jahre gingen dahin.  
Weizen keimt unterm Winterschnee,  
Reifte zum Jüngling der Knecht Wang Gue.  
Hungernd, doch tief in sein Grübeln versenkt,  
Wang Gue seines Vaters gedenkt.  
Weist auf den Gutshof mit grimmigem Hohn:  
„Toter Vater, dich rächt noch dein Sohn.“

*Li Hsiang-hsiang*

Lerchensang über der Bergesschlucht,  
Hier wohnt Tsueh in der Tot-Ziegen-Bucht.  
Ist auch der Gutshof vom Überfluß schwer,  
Arme Nachbarn gibt's ringsumher.  
Einer der Nachbarn heißt Li Dö-jueh,  
Weiß ist sein Bart wie schimmernder Schnee.  
Eine Blume entsproß seinem Blut,  
Seine Tochter, sein einziges Gut.  
Keinen Bruder hat Li Hsiang-hsiang  
Und die Mutter verstarb ihr schon lang.  
Lebt wie ein Spätzlein, vom Hunger gehetzt,  
Keine Nahrung, die Kleider zerfetzt.  
Sechzehn Jahre das Mädchen zählt,  
Fleißig und brav und von Sorgen gequält.  
Rauhes Tuch hüllt Kristallzucker ein,  
Außen ärmlich und inwendig rein.  
Milde wogt die Getreideflut,  
Li, der Alte, ist weise und gut.  
Oftmals spricht er zum Gutsherrnknecht:  
„Wang Gue, wie geht es dir schlecht!“  
Tränen erglänzen in seinem Blick:

„Bliebst ja als schutzlose Waise zurück.  
 Bettler ruhen im Tempel aus ...  
 Komm in mein Haus wie ins eigene Haus.“  
 Nun, wenn der Sturm überm Gutshof heult,  
 Wang Gue zu den Freunden eilt.  
 Nun hat er Vater und Schwesterlein,  
 Wang Gue ist nicht mehr allein.

*Beim Kräuterpflücken*

Lilien blühen am Bergeshang,  
 Schlank und biegsam ist Li Hsiang-hsiang.  
 Große Augen von dunkler Pracht  
 Wie eine taufrische Frühlingnacht.  
 Dreimal schüttele das Mehl durch ein Sieb,  
 Nur wer arbeitet ist ihr lieb.  
 Grüne Weiden am Bächlein stehn,  
 Wang Gue ist tüchtig und schön.  
 Hochgewachsen und voller Kraft,  
 Doppelt so viel wie ein anderer er schafft.  
 Weich weht der Wind und der Mais blüht früh,  
 Sie denkt an ihn und er denkt an sie.  
 Zögernd nur pflanzt man den Kirschenbaum,  
 Schüchtern nur singt man den eigenen Traum.  
 Schön ist das Lied und süß schmeckt das Glück,  
 Aber die Scheu hält beide zurück.  
 Ziegen treibt er die Bergschlucht entlang,  
 Kräuter pflückt drüben die schöne Hsiang-hsiang.  
 Und da faßt er sich Mut und singt,  
 Daß er über die Bergschlucht klingt:  
 „Schwer war der Tag, doch schlaflos die Nacht,  
 Denn an mein Schwesterchen hab ich gedacht.“  
 Innehaltend wartet er bang,  
 Kommt die Antwort wie Flötengesang.  
 „Wilde Lilien die Bergschlucht trägt,  
 Frei sprich aus, was dein Herz bewegt.“

„Ist der Berg an Blum auch reich,  
Keine ist meinem Schwesterchen gleich.“  
„Edel ist ein Silberhufpferd,  
Mir ist mein älterer Bruder wert.“  
„Kirschenmund mit Zähnen wie Reis,  
Kluger Mund, der zu trösten mich weiß.  
Einen Reichen solltest du frein,  
Nicht die Frau eines Tagelöhners sein.“  
„Herdfeuer spendet friedliches Licht,  
Deine Armut, sie schreckt mich nicht.  
Ackersleute sind ehrlich und gut,  
Höher als Geld schätz ich Treue und Mut.“  
„Roten Kern die Melone hegt,  
Hab mir dein Wort in die Seele geprägt.  
Hoffnung und Sorge wie Flachsgeflecht,  
Viel ist, was ich dir sagen möcht.“  
„Komm heut abend in unser Haus,  
Älterer Bruder, wir sprechen uns aus.  
Komm in der mondlosen Sternennacht,  
Tritt auf den Hund nicht, nimm dich in acht.“<sup>3</sup>

UKRAINISCH

Taras Schewtschenko: Katherina

*Kapitel IV und V*

IV

Es klafft die Schlucht, dem Berg zu Füßen  
aus fernen Hetmanszeiten grüßen  
die Eichen, Urgroßvätern gleich.  
Gefroren ist der kleine Teich,  
gefangen im kristallinen Kerker.  
Das Eisloch nur – zum Wasserholen –

glänzt rot gleich einem Feuerwerke,  
wenn es ein Sonnenstrahl erreicht.  
Erhebt der Wind sich, bläst er stärker,  
verschwindet alles, weiß und weich,  
verschneit. Aufheult es tief im Walde.

Kommt der Sturm, der wilde Schneesturm,  
durch den Wald gezogen,  
wirbelt er ein Meer von Flocken,  
weiße Meereswogen.

Tritt der Förster aus der Hütte,  
durch den Wald zu gehen,  
rasend tobt der weiße Wirbel,  
kannst die Welt nicht sehen.  
„Hei, der Sturm! So mag der Teufel  
heut den Wald betreuen!“

Will zurück in seine Hütte ...  
stutzt ... und lauscht aufs neue.

Ein Getrappel wie von Pferden,  
Reiter, weiß verschneite.

„Sind die Kerle denn von Sinnen,  
so im Sturm zu reiten!“

„Moskowiter, ja? – wo sind sie?“

– „Was ist dir? Wie glühst du?“

„Helft mir! Wo sind Moskowiter?“

– „Dort am Wege. Siehst du!“

Durch den Wald läuft Katherina,  
läuft im dünnen Kittel.

– „Ganz besessen ist die Arme  
von den Moskowitern.

Hast gemerkt? Selbst nachts im Schläfe  
ruft sie laut nach ihnen.“ –

Über Schnee und Eis und Baumstumpf  
fliegt sie, Katherina.

Barfuß, zitternd, frierend, glühend,  
steht sie auf dem Wege  
und die Moskowiter reiten,

reiten ihr entgegen.  
Schlägt der Rappe mit den Hufen,  
helle Funken stiebt er,  
trägt voran den jungen Hauptmann ...  
„Iwan, mein Geliebter!  
Du mein Herz, hab ich dich dennoch,  
dennoch nicht verloren –“  
Stürzt sie zu ihm ... Er sieht sie –  
gibt dem Pferd die Sporen.  
„Iwan, kennst du mich nicht wieder,  
Liebster, warum fliehst du?  
Siehst mich an wie eine Fremde,  
deine Katra siehst du.“  
Er – die Blicke abgewendet –  
treibt sein Pferd zur Eile.  
„Sieh mich besser an, mein Falke,  
warte doch, verweile.  
Ja bei Gott, ich bin Katrusja  
deine Liebste, deine,  
sieh, ich weine nicht, du willst nicht,  
magst nicht, daß ich weine.“ –  
„Närrin fort! Sie ist von Sinnen!  
Schafft sie weg, ihr Leute!“ –  
„Iwan! Willst du mich verlassen,  
hast mir doch geschworen!“ –  
„Schafft sie endlich weg! Was gafft ihr?“  
– „Hast mir doch versprochen,  
jag mich doch nicht fort, Geliebter,  
hab doch nichts verbochen.  
Bin doch Katra, die dich zärtlich  
dort im Gärtchen liebte,  
einen schönen Sohn dir schenkte,  
nie noch dich betrübte.  
Du mein Väterchen, verlaß nicht  
deine Katherina,  
Freist du eine andre, will ich  
gern als Magd euch dienen.“

Liebten wir uns einst – kein Wort mehr  
sollst du davon hören.

Ward mein Haar bedeckt – es soll dich  
nie ein Vorwurf stören.

Ward mein Haar bedeckt in Schanden,  
werd ich drob nicht weinen,  
weiß ich nur in deinen Händen  
unsern Sohn, den kleinen.

*Ihn* verlasse nicht. Sonst will ich  
nichts von dir erflehen.

Bleibe, teures Herz, verweile,  
sollst dein Söhnchen sehen.“

Eilt Katrusja nach der Hütte,  
wund sind ihre Füße,  
eilt zurück mit ihrer Bürde:

„Sieh das Kind, das süße!

Doch wo bist du nun? Wo bist du  
plötzlich hingeraten?

Fort! – Den Sohn, den Sohn verstoßen  
hat der eigne Vater.

O mein Gott! Wohin, wohin nun  
mit dem Kind, dem armen?

Nehmt es mit, ihr Moskowiter,  
Gute, habt Erbarmen.

Helft dem Waisenkind, ihr Guten,  
sonst ist es verloren,

nehmt es, gebt es eurem Hauptmann,  
ihm hab ich's geboren.

Ich verlaß es wie sein stolzer  
Vater es verlassen,

wird ein böses Leben haben  
und sein Leben hassen.

Ist geboren durch die Sünde  
wächst heran zur Schande ...“

Und sie legt den Knaben nieder  
auf dem Straßenrande.

„Lange sucht ich deinen Vater

kannst aufs neu beginnen ...“  
Durch den Wald läuft Katherina,  
läuft sie wie von Sinnen.  
Weint das Kind – doch blind läuft Katra  
dort zur Schlucht hinüber –  
reiten, reiten die Soldaten  
ungerührt vorüber.

Wirr und barfuß läuft Katrusja,  
läuft sie dort zur Schlucht hin,  
spricht noch jetzt mit ihrem Iwan,  
fleht ihn an, verflucht ihn.  
Auf des Teichs kristallner Fläche  
bleibt sie schweigend stehen,  
in die schimmernd runde Öffnung  
tief hinabzusehen.  
„Gott empfangе meine Seele,  
du – den Leib empfangе ...“  
Aufrauscht unterm Eis das Wasser,  
rauscht es und verklang es.

Katra mit den schwarzen Brauen  
hat ihr Ziel gefunden,  
blies der Wind – war ihre letzte,  
leise Spur verschwunden.

Bricht der Eichenstamm der starke,  
nicht im Sturmeswinde,  
nicht der frühe Tod der Mutter  
bricht das Herz dem Kinde.  
Ehrenvoll ist seine Trauer,  
bringt es sie zu Grabe,  
die Erinnerung, sie bleibt ihm  
Stolz und Trost und Labe.

Wenn die kleinen Waisenkinder  
böse Menschen höhnen,

auf dem Grab, das Herz zu stillen,  
fließen ihre Tränen.

Doch ein Kind, das seinen eignen  
Vater niemals kannte,  
das nichts weiß von seiner Mutter,  
nichts als ihre Schande,  
Not und Schimpf sind seine Tage,  
Unrast ist sein Schlummer,  
keine Hütte, keine Sippe,  
Wege, Sand und Kummer ...  
Vaters Antlitz – wie ein feines  
Herrchen anzuschauen –  
Und dazu der armen Mutter  
schwarze Augenbrauen.

V

Hin nach Kiew mit dem Knaben  
zieht der alte Sänger,  
hat das Kind die Bettelsäcke  
um die Schultern hängen.  
Legt sich müd am Wege nieder,  
in der Glut, der heißen,  
singt indes der Alte Lieder,  
die den Heiland preisen.  
Bittet jeden, der vorbeikommt,  
laut um milde Gaben,  
und die Mädchen schenken gerne  
seinem hübschen Knaben.  
Blicken unter schwarzen Brauen  
freundlich auf ihn nieder:  
„Liebreiz hat ihm seine Mutter,  
doch kein Glück beschieden.“

Fährt die stolze Equipage,  
in der Sonne blinkt sie,

aus dem Fenster blickt die Herrin  
und den Bettlern winkt sie.  
Hält der Wagen, legt der Staub sich,  
Iwasj kommt gesprungen,  
neugiervoll beschaut die Herrin  
den zerlumpten Jungen.  
Doch der Herr, er zuckt zusammen.  
starrt in Schreck und Grauen,  
hat erkannt die braunen Augen  
und die schwarzen Brauen,  
sieht sein Kind, der Gottverfluchte,  
nach dem Groschen rennen,  
hat erkannt den Sohn der Vater,  
will ihn doch nicht kennen.  
Spricht die Herrin wohlgefällig:  
„Sieh das Kind, das süße!“  
Und im Staub verschwinden Iwasjs  
kleine nackte Füße ...  
Zählten sie die Bettelgroschen,  
einen nach dem andern,  
standen betend auf, um weiter  
ihren Weg zu wandern.

St. Petersburg, 1838<sup>4</sup>

RUSSISCH

## Konstantin Simonow: Wart auf mich

Wart auf mich, ich komm zurück,  
Aber warte sehr.  
Warte, wenn der Regen fällt  
Grau und trüb und schwer.  
Warte, wenn der Schneesturm tobt,

Wenn der Sommer glüht,  
Warte, wenn die andern längst,  
Längst des Wartens müd.  
Warte, wenn vom fernen Ort  
Dich kein Brief erreicht.  
Warte – bis auf Erden nichts  
Deinem Warten gleicht.

Wart auf mich, ich komm zurück.  
Stolz und kalt hör zu,  
Wenn der Besserwisser lehrt:  
„Zwecklos wartest du!“  
Wenn die Freunde, Wartens müd,  
Mich betrauern schon.  
Trauernd sich ans Feuer setzt  
Mutter, Bruder, Sohn,  
Wenn sie, mein gedenkend, dann  
Trinken herben Wein,  
Du nur trink nicht – warte noch,  
Mutig – stark – allein.

Wart auf mich, ich komm zurück,  
Ja, zum Trotz dem Tod,  
Der mich hundert-, tausendfach  
Tag und Nacht bedroht.  
Für die Freiheit meines Lands  
Rings umdröhnt, umblitzt,  
Kämpfend, fühl ich, wie im Kampf  
Mich dein Warten schützt,  
Was am Leben mich erhält  
Weißt nur du und ich:  
Daß du, so wie niemand sonst  
Warten kannst auf mich.<sup>5</sup>

## Konstantin Simonow: Drei Brüder

Mein Rußland, Heimat, Herzensnot,  
Dunst, Schlacht, Getümmel ohne Ende ...  
So teilen wir zu dritt das Brot  
Und brechen es mit schweren Händen.

Wir sind drei Brüder. Und man sagt:  
Drei Brüdern gleich aus alter Sage.  
Wie jene dreifach unverzagt,  
So gehn wir durch die Sturmestage.

So wüst kein Sturm, so dicht kein Dampf,  
Daß er den Heimatweg uns störe.  
Das dritte Jahr stehn wir im Kampf,  
Gewöhnt an uns sind die Gewehre.

Wir gehn nach Haus. Das Haus ist weit,  
Dort hinterm Kampf, dort hinterm Rauche.  
Dort, wo auf Schalen hingestreut  
Die Asche glüht im Mörderhauche.

Dort steht sie, barfuß, abgezehrt,  
Die Mutter auf den Dornenwegen.  
Sie horcht und weint und weint und hört,  
Schwenkt heftig uns ihr Tuch entgegen.

Ihr Tuch, einst weiß wie frischer Schnee –  
Von unsrem Weg durch Feindeshorden,  
Von all dem Staub und Blut und Weh  
Ist es nun schwarz, ja schwarz geworden.

Drei Brüder. Welcher kommt ans Ziel  
Und tilgt die Schuld und heilt die Wunden?  
Von einem weiß man's dann: er fiel  
Im Kampfe, eh er heimgefunden.

Der zweite wird verschollen sein:  
 Verwundet sank am Weg er nieder.  
 Vielleicht, erblindet und allein,  
 Seh'n ihn die Seinen einmal wieder.

Der dritte aber dringt ins Haus  
 Mit dreifach wildem Rachemute  
 Und wäscht das Tuch der Mutter aus  
 Wohl hundertmal im Feindesblute.<sup>6</sup>

### Semjon Gudsenko: Wir sind erst zwanzig Jahre alt ...

Wir sind erst zwanzig Jahre alt  
 Und doch schon allzusehr erfahren,  
 Und besser mit dem Tod bekannt  
 Als andere mit siebzig Jahren.  
 Und ich bewahr dich, Todesweh,  
 Erfasst mit meinen Knabenblicken  
 Und dich, Soldatennacht im Schnee,  
 Einschlummernd Rücken neben Rücken.

Einst blickt ein kleiner Sohn mich an  
 In schwer erkämpften Friedenszeiten,  
 Und Hand in Hand, so wird er dann  
 Wie wir zum Kampf – zur Arbeit schreiten.  
 Dann lehr ich ihn: „Nun blick zurück  
 Zum fernen Herbst, zum toddurchheulten,  
 Und sieh auch dort das Zwiebackstück,  
 Den letzten Zwieback, den wir teilten.“<sup>4</sup>

Bald wird ein frischer Balsamwind  
 Die junggefurchten Stirnen streifen

Und fühlen, daß sie reifer sind,  
Bedächtiger die Welt begreifen.  
Im Krieg gehärtet wurden wir,  
Der Mut erprobt, gestählt die Glieder.

Und doch zugleich – glaub's, Liebste, mir –  
Um so viel zarter kehrt ich wieder.<sup>7</sup>

LACHISCH

## Óndra Lysohorsky: Venezianische Brücken

Gleich lauenden Katzen, im Sprunge erstarrt,  
Von Ufer zu Ufer wölbt sich ihr Rücken,  
Will Gotik, Barock und die Gegenwart  
Mit steinerner Biegsamkeit überbrücken.

Versonnenes Schmiegen und regloses Drohn ...  
Sie werfen graziöse und mächtige Schatten  
Auf Wasser und Stufen, auf Pfahl und Balkon,  
Und wölben den Rücken, den wilden und glatten.

Es plätschert im Takte ein Ruderschlag,  
Sanft sehnen sich Finger nach klingenden Saiten,  
Die Brücke belauert den schwindenden Tag,  
Läßt reglos die Gondel ins Dämmern entgleiten.

Wer wartet auf wen in der Dämmerung dort?  
Es schloß sich das Wasser, das faulige, träge.  
Die Stille deckt weich das gesungene Wort,  
Die abendlich singenden Glockenschläge.

Es stehen, von gleißender Fäulnis umweht,  
Die Brücken und werfen geschwungene Schatten,

Und rings um sie wimmeln, vom Fraße gebläht,  
Die großen, die fremden, die plump-frechen Ratten.

Sie kamen vom Norden in Scharen ins Land,  
Durch Bergpässe drängend, nach Beute zu jagen.  
Es hören die Brücken vom Uferand  
Ihr ekles, ihr unaufhörliches Nagen.

Was steht ihr, erstarrt im versteinerten Schwung  
Und wölbt euren biegsamen, zornigen Nacken?  
O wärt ihr doch Katzen: mit *einem* Sprung  
Das nagende Pack an der Gurgel zu packen!<sup>8</sup>

## Óndra Lysohorsky: Die Fessel reißt

*Der edelmütige Brigant und Bauernbeschützer Ondrasch – lebte im  
18. Jahrhundert und ist zur legendären Heldengestalt des ostschlesischen Dorfes geworden.*

Dort, wo Karpathen [sic!] an Sudeten rühren,  
Wie Vers und Vers im Reim zusammenfand,  
Die Oderwellen fern die Donau spüren,  
Reichst du den Bergschnee hin den Wolkentüren  
Und Ostraus trüben Rauch, mein Lachenland.

Ich reife in Neapels Sonnentagen,  
In Leningrads zartschimmernd weißer Nacht,  
Ich trank Paris mit Augen voller Klagen  
Und sah in Samarkand Moscheen regen,  
Doch stets hielt mich mein Land in seiner Macht.

Das Schloß von Friedeck, schwarz auf Felsenhöhen,  
Späht weit ins Land, die Ostrawitza braust.  
Zerzauste Föhren, die es dicht umstehen,  
Sie lassen nur der Türme Spitzen sehen,  
Als hebe drohend jeder Turm die Faust.

Einst birst das Schloß mit Türmen, Sälen, Gängen,  
Doch in der Ewigkeit, mein Lied, kerb ein  
Den einen finstern Raum, den winzig engen,  
An dessen Wand des Gitters Schatten hängen,  
Den Raum, gebaut aus Lyso-Hora-Stein,

Die Tür vom Holze der Beskideneichen ...  
Und dennoch riß sich Ondrasch mächtig los,  
Die Fessel sprengend wie mit Äxtestreichen,  
Durchmaß den Hof, im Lauf, im sturmesgleichen,  
Und trank die Freiheit, tief im Waldesschoß.

Es sprüht durch jeden Strauch von Zornesblicken,  
Der Partisanen werden mehr und mehr,  
Es wächst ein Wald von Flinten, Äxten, Picken.  
Die deutschen Herren, die das Land bedrücken,  
Wie Hasen jagt sie Ondrasch vor sich her.

Die Zeit mag neue Fahnen heben, senken,  
Doch Ondraschs Bild bleibt tief ins Land geprägt.  
Er wird, gehegt in seines Volks Gedenken,  
All seine Wunderkraft dem Volke schenken,  
Wenn endlich die ersehnte Stunde schlägt.

Für wen ist heut mein Land ein Land von Knechten?  
Keucht schwer der Gießer dort am heißen Stahl,  
Müht sich der Häuer in den finstern Schächten?  
Für stummen Tod in schwarzen Kerkernächten,  
Für Ströme Bluts, in Blut getauchte Qual.

Lachische Wagen fahren an die Fronten –  
Du tiefstes Wundmal, eingedrückt vom Joch! –  
Lachische Bomben wüten an besonnten,  
An fernen, freundlich lichten Horizonten.  
Und noch ein Güterwagen, noch und noch.

Allein die Stunde kommt. Und die Maschinen,  
 Sie halten machtvoll ein, es stockt der Kran.  
 Kein Rauch steigt mehr aus den Fabrikkaminen,  
 Und tief im Bergeswald, im alten, kühnen,  
 Fängt Ondraschs freie Saat zu grünen an.

Pocht Ondraschs alte Kraft im Blut der Lachen,  
 Die Fessel reißt wie einst im Burgverlies.  
 Durchglüht vom Osten wird das Volk erwachen,  
 Wird immer lichter sich sein Marsch entfachen  
 Aus seiner Schächte Fron und Finsternis.

Uns: wohlvertraut die Wege und Gelände.  
 Und ihnen: dunkle Drohung jeder Art.  
 Der [sic!] Dynamit in Partisanenhände!  
 Cäsaren, blonde, das ist euer Ende.  
 Wie Hasen jagt euch Ondraschs Enkel fort.

Die Volkshand kehrt zurück zu den Maschinen,  
 Das Werk erdröhnt, es surrt das flinke Rad,  
 Aufs neue steigt der Rauch aus den Kaminen  
 Und freier Fleiß wird schön das Tal durchgrünen,  
 Der Fleiß, wie Ondrasch ihn verstanden hat.

Kein Fronen mehr für wüstes Blutvergießen,  
 Aufblühen wird das Land, befreit vom Joch.  
 Aus Kohlen wird sich klares Licht ergießen,  
 Und Rad und Schraube sich zum Traktor schließen –  
 Und noch ein voller Wagen, noch und noch.

Die Lachenfaust entspannt sich friedlich-heiter  
 Und grüßt die Völkerbrüder, fern und nah.  
 Der Tscheche trägt den Gruß nach Westen weiter,  
 Der Russe hin zum kühnen Morgenstreiter,  
 Der Serbe bis ins heiße Afrika.

Aufatmend tief nach lang erzwungenem Fronen  
Ergänzt der Morgen, funkelt hell die Nacht.  
Zerstampft liegt unterm Sturmschritt der Millionen  
Das krumme Kreuz. Es sammeln die Nationen  
Ihr Heer zur brüderlichen Friedenswacht.<sup>9</sup>

JIDDISCH

## Leib Kwitko: Erquickung

... Und manchmal hört sie mitten in der Nacht:  
Ich wälz mich hin und her und kann nicht schlafen.  
Und wie mein Bett im Dunkel ächzt und kracht,  
Begreift sie, daß mir etwas Sorge macht,  
Und müht sich, ihrem Schlaf sich zu entrafen.

Ihr junger Schlaf klebt honigsüß und fest  
Und hält ihr Mund und Augen zugepreßt.  
Und mühsam streift sie ihn von Augen, Mund und Wangen  
Und strebt verwirrt zu mir hinüberzugelangen.

„Ich kann nicht schlafen“, sagt sie leis,  
Und ist doch noch so schlummertrunken,  
Indes sie bei mir hingesunken  
Schon tausend zarte Worte weiß.  
So läßt sie ihren Traum zu mir hinübergleiten,  
Eilt, ihren jungen Schlaf um meine Stirn zu breiten  
Und haucht Erquickung tief in mein Gemüt herein.

Nun ist sie wach – und ich schlafe ein.<sup>10</sup>

## Leib Kwitko: Kinderlied

Es steht auf einer weiten Flur  
Ein Tannenbäumchen klein,  
Ein einziges junges Bäumchen nur,  
So winzig und allein.  
Ganz allein, armes Kind,  
Wie mit Ruten peitscht der Wind.

Und dennoch steht es fest und brav  
Im schneidend scharfen Wind  
Und knistert trotzig noch im Schlaf,  
Das tapfre Tannenkind.

Die Sterne ziehen himmelnan.  
Der Schnee fällt weiß und kalt ...  
Was träumt das Tannenbäumchen dann?  
Versteht sich doch: vom Wald!

Es wächst empor in seinem Traum  
Zu mächtiger Gestalt.  
Es fühlt: ich bin der erste Baum,  
Mit mir beginnt ein Wald."

## Aaron Wergelis: Die neue Stadt

Der Schnee, des frischen Winters weißer Schaum,  
Er taucht in Glanz die Nacht, den Weg, die Ferne.  
Sein Silberhauch steigt auf zum Himmelsraum,  
Es flimmern klein und winzigklein die Sterne.

Der Wald ist silberstarr mit Frost belaubt,  
Und kein Fasan regt mehr die bunten Flügel,

Es lehnt Birobidshan sein junges Haupt  
Mit hellen Lichtern an die weißen Hügel.

Ich such das Dörfchen, das sich einst geduckt  
An diesem Ort in kläglich dumpfen Brüten ...  
Von Funken ist die blaue Luft durchzuckt,  
Der junge Schnee treibt junge weiße Blüten.

Saust blitzend durch die Luft ein Meteor,  
Versprüht sein Licht auf Mauern, schlanken, steilen,  
Hoch wölbt die Stadt und höher sich empor  
Gleich einem Tor, durch das wir vorwärts eilen.

Es glänzt der Schnee. Es glänzt der Quaderstein.  
Gedanken heben träumend ihr Gefieder:  
Groß wird die Hauptstadt meines Volkes sein  
Und eine Stadt der Jugend und der Lieder.<sup>12</sup>

## David Hofstein: Ukraine

Unter Trümmern und Rauch, unter Asche und Brand  
Seh ich langsam dich heben die blutende Hand.  
Da! erhebt sich dein Scheitel vom Blute verklebt.  
Ich erblick dein Gesicht! Und es lebt, ja es lebt.  
Tiefer Mutterschmerz schimmert im kindlichen Blick,  
Glänzt ein zitterndes, eben gerettetes Glück,  
Blitzt der junge Verstand nach verdüsternder Qual  
Wie ein Frühlingsbach aufblitzt im wärmenden Strahl.  
Da! erhebst du dich, reckst du dich, wächst in den Raum,  
Deine Kleider, in Fetzen, sie halten sich kaum.  
Gleiten lautlos die elenden Fetzen vom Leib,  
Richtest schweigend dich auf: noch ein Kind, schon ein Weib.  
Und ein Leuchten entstrahlt deiner lichten Gestalt,  
Überstrahlt alle Schändung und alle Gewalt.

Das bist du: diese reine und sichere Kraft,  
Die sich wehrt und sich läutert und aufbaut und schafft  
Und die Wunden verheilt noch mit blutender Hand –  
Das bist du: Ukraine, mein Heimatland.<sup>13</sup>

## Samuel Halkin: Hörst du?

Vom ersten Geplausche  
Zum Schweigen, zum letzten,  
Ein Werst.  
In Lüften, da rauschen  
Seidene Netze –  
Hörst?

Vom ersten Geplauder  
Zum Schweigen, zum letzten,  
Ein Schritt.  
Wird Kummer und Schauder  
Zur Ruhe sich setzen  
Im Lied.<sup>14</sup>

## Samuel Halkin: Der Erwählte

Werde ganz für mich allein sein,  
Keiner, keiner wird dabei sein,  
Keiner mein Geheimnis wissen,  
Nur ich selbst und mein Gewissen.

Wird denn irgendeiner merken  
An dem Lächeln, das stets stärker,  
Stolzer mein Gesicht beseelte,  
Wen ich eben, eben wählte?

Wem die Stimme ich gegeben,  
Wem ich anvertrau mein Leben?  
Wem ich zuruf: Weltbefreier!  
Wer mir wie mein Herz so teuer?

Es erwählt der Menschenwille  
Seine Sterne in der Stille,  
Sieht sie schimmernd sich vereinen  
In dem starken Licht des einen.

Nein, erzählen werd ich's keinem:  
Wer ist eben dieser eine?  
Eltern strahlen, froh beschenkt,  
Wenn ihr Kindlein ihn erkennt.

Mit dem Fingerchen zeigt laut es  
Nach den Schläfen, kaum ergrauten,  
Beide Händchen reckts, die lichten,  
Nach dem Schnurrbart, nach dem dichten.

Manchen Weg hat das Entzücken,  
Aus den Augen kann es blicken,  
Kann mit stummen Zeichen sprechen,  
Tausend Sprachen hat ein Lächeln,  
Mein Geheimnis, wohlbehütet,  
Trifft mich Schuld, wenn ihr's errietet?  
Bin doch nicht aus Stein, aus kaltem,  
Kann mein Lächeln nicht verhalten.<sup>15</sup>

## Abram Sutzkewer: Aus dem Hitlerdeutschen Ghetto

*Der jüdische Dichter Abram Sutzkewer verbrachte zwei Jahre im Wilnaer Ghetto. Er beteiligte sich aktiv an der heimlichen Bewaffnung der Ghettabewohner und an ihrem Partisanenkampf. Eine Reihe von wertvollen Kulturschätzen, Briefe von Gorki und Romain Rolland, Bilder von Rembrandt und Repin wurden durch ihn vor der Vernichtung durch die faschistischen Okkupanten gerettet.*

*Die bleiernen Platten von Romm's Druckerei*

Wie magere Finger, sich streckend durch Latten,  
 So winkte uns heimlich die Nachtluft herbei.  
 Wir schlichen durchs Dunkel und holten die Platten,  
 Die bleiernen Platten von Romm's Druckerei.  
 Wir Träumer erwachten und wurden Soldaten  
 Und schmolzen Geschosse aus glühendem Blei.

Aufbrachen wir hart die verschlossene Pforte,  
 In Schatten gepanzert, in Flüstern gehüllt.  
 Und inbrünstig schmolzen wir Zeilen und Worte  
 Und gossen sie um ins ersehnte Gebild.  
 So haben die Väter an heiligem Orte  
 Einst siebenarmige Leuchter gefüllt.

Die bleiernen Buchstaben schimmern verstoßen,  
 Vertrauter Gedanken aufleuchtender Gruß.  
 Da: Zeilen der Bibel, da: Zeilen aus Polen,  
 Sie strömen hinüber zum glühenden Guß.  
 Ihr uralten Kräfte, in Worten verhohlen,  
 Ertönt und erdröhnt im befreienden Schuß.

Es blinken im Ghetto verborgne Gewehre  
 Und jüdische Hände umklammern den Griff.  
 Du setzt dich, mein Volk, unter Foltern zur Wehre,  
 Dein grübelndes Wort wird zum sausenden Pfiff.  
 Du stehst für Makkabis unsterbliche Ehre,  
 Du stehst für dein Leben – so ziele und triff!

Wilnaer Ghetto 1943<sup>16</sup>

ENGLISCH

## W. H. Auden: Spanien

Gestern noch all das Vergangne. Sprache der Zahlen,  
Über Verkehrsstraßen flutend zum Fernen Osten,  
Die Gebräuche des Händlerkontors.  
Sonnige Länder, erfrierend im Hauche der Rechner.

Gestern noch Wahrsagerei aus Karten und Kaffee  
Und die Erfindung der rasenden Räder, der Glocken  
Und die Zähmung des wilden Pferds.  
Gestern des Seefahrers abenteuernde Welten.

Gestern die Überwindung der Feen und Riesen  
Und die Ritterburg, äugend über den Tälern,  
Die Kapelle im grünen Wald,  
Steinerne Engel und schreckende Fabelwesen.

Und das Ketzergericht in finsternen Hallen,  
Theologendispute in lärmenden Schenken,  
Wallfahrt zum wunderwirkenden Quell.  
Gestern der Sabbath der Hexen; doch heute der Kampf.

Gestern noch die Erfindung der Dampfmaschine,  
Erste Eisenbahnfahrt durch schweigende Wüsten,  
Und die Erkenntnis breitet ihr Licht  
Über die Herkunft des Menschen. Doch heute der Kampf.

Gestern der absolute Glaube an Hellas  
Und der Vorhang über dem Tod eines Helden.  
Einer betet zum Abendrot  
Und der andre zum Wahnsinn. Doch heute der Kampf.

Und der Dichter flüstert, umrauscht von den Fichten  
Oder dem machtvollen Sang des Wasserfalls lauschend

Oder an schroffe Felsen gelehnt:

„O mein Traum. O gib mir das Glück des Matrosen.“

Und durch sein Mikroskop starrt grübelnd der Forscher

In die Regionen unmenschlich winzigen Wirkens,

Wo der Bazillus des Todes sich mehrt:

„Laß meinen Freunden ihr Leben. Ich forsche. Ich forsche.“

In den Quartieren des Elends stöhnen die Menschen:

„Jeder Tag ist unser Verderben – o zeig uns,

Wer die Schuld trägt, Geschichte der Welt!

Zeige uns, Zeit, den erfrischenden Strom, den ersehnten.“

\* \* \*

Und die Nationen vereinen den Schrei an das Leben,

Das einem jeden den hungrigen Bauch hat erschaffen

Und sein Verlangen, den drängenden Trieb:

„Du hast die Staaten der Parasiten gegründet,

Blutige Mächte errichtet, die alles verschlingen.

Drohet der Tiger, was hilft des Rotkehlchens Piepsen?

Mach ein Ende. O komm herab

Als eine Taube, ein Wüterich, ein Vater, doch komme.“

Kommt eine Antwort, so kommt sie nur aus den eignen

Herzen und Lungen und Augen und Läden und Plätzen:

„Nein, ich bin nicht der Lenker der Welt.

Ich bin dein Ich, dein Du; bin dein Schmerz und dein Wille.

Sitz neben dir auf der Bank, bin wie du so betrogen,

Alles bin ich, was du tust. Dein festes Gelübde,

Gut zu sein, und dein treffender Witz,

Deine geschäftige Sorge. Dein Gruß. Deine Heirat.

Du entscheidest: Verlangst du befreiende Taten,

Stimme ich bei. Oder willst du wehrlos versinken:

Haben sollst du, was du gewollt.  
Ich bin die Wahl, die du trafst. Ja, ich bin Spanien.“

\* \* \*

Und auf den fernen Halbinseln hörten es viele,  
Auf den verschlafenen Ebenen, unten am Strande  
Und im verderbten Herzen der Stadt,  
Und sie begannen zu wandern, wie Scharen von Möwen.

Hingen wie Vögel an Eilzügen, flügelschlagend,  
Sausten durch rechtlose Länder, Tunnels und Gebirge,  
Schiffen über den Ozean,  
Kamen auf allen Wegen. Und boten ihr Leben.

Auf diesem Viereck, dem ungefügen, dem heißen,  
Diesem Stück Afrika, lose geklebt an Europa,  
Auf diesem Hochland, von Flüssen durchteilt,  
Wurden unsre Gedanken Gestalt; unsre Wirrnis

Würde zu sicherer Klarheit. All unsre Ängste  
Schlugen in Mut um, als sie den Ausweg fanden.  
Zu Bataillonen formten sie sich,  
Vorwärts stürmend mit feuernden Kämpferscharen.

Klare entschlossene Härte ist unser Gesicht,  
Unser Herz ist Madrid. Die Minuten der Rührung  
Werden zu Kissen und Jod und Verband,  
Und unsre Freundschaft wird zur Armee des Volks.

Morgen vielleicht die Zukunft; die Untersuchung,  
Ob der Muskel ermüden muß; die Erforschung  
Feinster Strahlenkräfte des Lichts,  
Die Erhöhung des Denkens durch Atemtechnik.

Morgen die Wiederentdeckung romantischer Liebe,  
Die Photographenmanie; und tausende Späße

Unter der Freiheit mächtigem Schutz,  
Rauschende Freudenmusik in der marmornen Halle

Und der Chor, der mit herrlichem Sange einstimmt,  
Und wir schreiten zur Wahl. Ein plötzlicher starker  
Wald von Händen wächst aus dem Volk.  
Freie und freudige Hände. Doch heute der Kampf.

Morgen werden die jungen Menschen alles  
Haben, wonach sie sich sehnen: die Wege am Ufer  
Und durch den leuchtenden Abend die Fahrt.  
Morgen das Glück der Gemeinschaft. Doch heute den Kampf.

Heute die furchtlos errechnete Todesgefahr  
Und die gerechte notwendige Tötung des Feindes,  
Die das Gewissen mit Ruhe erträgt,  
Und die Pamphlete der Stunde, den Sturm der Versammlung.

Heute den Notbehelf. Die geteilte Zigarre,  
Die Strategie in der Scheune beim Lichte der Kerzen  
Und den derben Soldatenwitz  
Und die trostlose übereilte Umarmung.

Tot sind die Sterne am Himmel. Und blind sind die Tiere.  
Kurz ist die Zeit, und wir stehn für uns selbst; die Geschichte  
Hat mit Besiegten Mitleid vielleicht,  
Aber sie wird ihnen niemals vergeben noch helfen.<sup>17</sup>

## Lebenszeugnisse, Briefe



*Die hier aufgenommenen Briefe stellen eine Auswahl der Herausgeberin dar; Briefe an ein- und denselben Adressaten sind nummeriert; die gesamte Korrespondenz, die sich im Besitz der Herausgeberin befindet, wird im Anhang verzeichnet; als Kriterium für die Briefauswahl galt, damit, soweit möglich, verschiedene Lebensperioden abzustecken.*

## An Gregor Gog

### BRIEF I

18. x. 1942

Lieber Gregor!<sup>1</sup>

Seit einem Monat bin ich wieder in Moskau.<sup>2</sup> Ob ich die Erlaubnis bekomme hier zu bleiben ist noch nicht entschieden. Meine Kommandierung läuft am 15. XI. ab, bis dahin muss sich die Frage klären.

Edith Bergmann<sup>3</sup> hat mir erzählt, dass Du brieflich nach meiner Adresse gefragt hast. Ich habe vorläufig nur eine provisorische Adresse im Hotel. Am besten ist, Du schreibst mir an die I. L., da bekomme ich es auch nachgeschickt, wenn ich nicht mehr in Moskau sein sollte. Edith hat mir auch erzählt, was ihr, Du und Gaby,<sup>4</sup> seither mitgemacht habt. Die Haare stehen einem zu Berge. Ist nun auch wirklich das Schlimmste überstanden? Und was für Aussichten habt ihr für die Zukunft?

Nun, lass Dir von mir erzählen: den 15. und 16. Oktober vorigen Jahres machte ich heftige Anstrengungen in Moskau zu bleiben und hier irgendeine dringende Arbeit zugeteilt zu bekommen. Leider konnte ich nichts erreichen. Am 17. fuhr ich ab. Ich fuhr 14 Tage, die meisten davon ohne einen Bissen Brot. Am 2. November kam ich nach Kasan.<sup>5</sup> Dort zeigte sich der Schriftstellerverband in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Wir hausten, ungefähr 100 Personen, in einem Saal, jeder auf vier Stühlen. Essen gab es selten, dafür täglich neue Läuse. Zu arbeiten hatte ich nichts.

Im Januar versuchte ich mich mit der Frechheit der Verzweiflung auf eigene Faust nach Kuibyschew<sup>6</sup> durchzuschlagen. Es gelang mir nach einer fünftägigen Reise im offenen Lastauto bei 46 Grad Frost ohne Handschuhe, ohne Kopftuch, ohne Filzstiefel. Mit einer Erfrierung zweiten Grades, die Hände mit Blut und Eiter bedeckt, kam ich in Kuibyschew an. Hier gelang es mir in der Frage meines Mannes<sup>7</sup> bei der höchsten Stelle vorzudringen. Auch mein neues antifaschistisches Gedichtbuch „Donauballaden“<sup>8</sup> wurde gelesen und sofort zum Druck empfohlen. In Kuibyschew lebte ich, mit Kasan verglichen, wie im Paradies. Ich arbeitete für das Inform-Büro<sup>9</sup> und das Ino-

Radio<sup>o</sup>. Jetzt bin ich nach Moskau gekommen um meine Angelegenheiten weiter zu betreiben.

Das Wiedersehen mit Moskau war wie in stärkender Trunk. Die Bevölkerung ist in diesem Jahr wundervoll gereift. Das Leben geht seinen ruhigen, stätigen Gang, die Stimmung ist voller Lebenskraft.

Maria<sup>u</sup> ist wieder hier und schreibt viel, unter anderem auch Eigenes. Shelesnow ist Hauptmann. Ich habe einen neuen Gedichtband geschrieben und viele Übersetzungen.

Bitte, Gregor und Gaby, schreibt mir, wie es euch geht, ob Gaby schon ganz gesund ist und was ihr arbeitet.

Herzlichst  
Eure  
Klara

Hierher Gregor!

18. X. 1942

Seit einem Monat bin ich wieder in Moskau. Ob ich die Erlaubnis bekomme hier zu bleiben ist noch nicht entschieden. Meine Kommandierung läuft am 15. XI. ab, bis dahin muss sich die Frage klären.

Edith Bergmann hat mir erzählt, dass du brieflich nach meiner Adresse gefragt hast. Ich habe vorläufig nur eine postalische Adresse im Hotel. Am besten ist du schreibst mir an die G. L. da bekomme ich es auch nachgeschickt, wenn ich nicht mehr in Moskau sein sollte.

Edith hat mir auch erzählt,  
was ihr, Du und Galy, seit  
her mitgemacht habt. Die  
Glaare stehen einem zu  
Berge. Ist nun auch  
wirklich das Schlimmste  
überstanden? Und was  
für Aussichten habt ihr  
für die Zukunft?

Nun, lass dir von mir  
erzählen: den 15. und  
16. Oktober vorigen Jahres  
machte ich heftige An-  
strengungen in Moskau  
zu bleiben und hier  
irgendeine dringende  
Arbeit zugeteilt zu  
bekommen. Leider konnte  
ich nichts erreichen. Am  
17. fuhr ich ab. Ich fuhr  
14 Tage, die meisten davon  
ohne einen Bissen Brot.

Am 2. November kam ich nach Kasan. Dort zeigte sich der Schriftstellerverband in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit. Wir hausten, ungefähr 100 Personen, in einem Saal, jeder auf vier Stühlen. Essen gab es selten, dafür täglich neue Läuse. In arbeiten hatte ich nichts.

Im Januar versuchte ich mich mit der Frechheit der Verweigerung auf eigene Faust nach Kurljshew durchzuschlagen. Es gelang mir nach einer fünftägigen Reise im offenen Lastauto bei 46 Grad Frost ohne Handschuhe, ohne

Kopftuch, ohne Filzstiefel.  
Mit einer Verfrischung  
zweiten Grades, die  
Hände mit Blut und  
Eiter bedeckt, kam  
ich in Knilyshew an.  
Hier gelang es mir in  
der Frage meines Man-  
nes bei der höchsten Stelle  
Vorsitzungen. Auch  
mein neues antifaschisti-  
sches Gedichtbuch "Donan-  
balladen" wurde ge-  
lesen und sofort zum  
Druck empfohlen. In  
Knilyshew lebte ich  
mit Masan verglichen  
wie im Paradies. Ich  
arbeitete für das  
Inform-Büro und

Das Original dieser Urkunde  
 ist in der Handschrift der  
 Kaiserlichen Bibliothek, verwahrt und an  
 diese übergeben worden.

das *Guodadio* geht hin  
 ich nach Moskau ge-  
 kommen um meine  
 Angelegenheiten weiter  
 zu betreiben.

Das Wiedersehen  
 mit Moskau war  
 wie <sup>ein</sup> stärkender Trunk.  
 Die Bevölkerung ist  
 in diesem Jahr wunder-  
 voll gereift. Das Leben  
 geht seinen ruhigen,  
 stätigen Gang, die  
 Stimmung ist voller  
 Lebenskraft.

Maria ist wieder  
 hier und schreibt viel,  
 unter anderem auch  
 eigenes. Shelernow ist  
 Hauptmann. Ich habe  
 einen neuen Gedicht-  
 band geschrieben und

Die Form der Übersetzung  
ist die des Originals der  
1933, 1934, 1935 und 1936  
ausgegebenen Ausgabe.

viele Übersetzungen.  
Bitte, Gregor und Gaby,  
schreibt mir, wie es  
 euch geht, ob Gaby  
 schon ganz gesund  
 ist und was ihr  
 arbeitet.

Herrlichst  
 eure  
 Klara.

BRIEF 2

10. XII. 1943

Lieber Gregor, liebe Gaby!

Euren Brief habe ich mit grosser Verspätung erhalten, da man ihn irrtümlich den Weiners<sup>12</sup> zugeschickt hat. Ly<sup>13</sup> rief mich zwar an, aber dann dauerte es wieder Wochen bis sie Gelegenheit hatte ihn mir zu geben. Wir sind jetzt alle, wie Du Dir denken kannst, furchtbar überlastet. Als ich ihn gelesen hatte, fing ich sofort an der Frage Deiner Aufnahme in den Schriftstellerverband nachzugehen. Darüber vergingen wieder Monate. Sie blieb zuerst bei Apletin<sup>14</sup> und dann beim Leiter der Kaderabteilung des Schriftstellerverbandes – einem Gen. Dubinski<sup>15</sup> stecken. Ich hatte mit den Leuten 70 Telefongespräche und vier persönliche Rücksprachen und noch immer rührte sich nichts. Ich habe aber nicht locker gelassen, denn diese Frage ist ja die einzige, in der ich etwas für Dich tun kann, obwohl auch hier mein Einfluss winzig ist. In der Frage Deiner Berufung nach Moskau ist es überhaupt Null Komma Null. Im allgemeinen beruft man

nur die Leute nach Moskau, von denen man sicher weiss, dass sie nicht obdachlos sein werden. Aber es wäre ja schon eine grosse Erleichterung für Dich, wenn Du Mitglied würdest und das würde auch jedenfalls, sobald nur mildere Bedingungen für die Reva-kuierung proklamiert werden, Deine Rückkunft beschleunigen. Also schliesslich, nachdem ich ihn xmal erinnert habe, hat Dubinski versprochen die Frage Deiner Aufnahme aus der Tiefe seiner Schubladen hervorzuholen. Auch Maria hat ihm vor einigen Tagen gründlich Bescheid gesagt.

Ich arbeite jetzt ständig im Fremdsprachenverlag als Redakteur, Rezensent und Autor. Ein Büchlein befindet sich im Satz, an einem andern arbeite ich.

Grüsse herzlichst die Genossin Korn.<sup>16</sup> Ich habe vorläufig keine Möglichkeit ihre Gedichte zu übersetzen. Die I. L. bringt zu 90% nur Übersetzungen aus slawischen Sprachen.

Mit Weinert habe ich natürlich auch über Dich gesprochen. Er hat nach Erhalt Deines Briefes mit Gen. Walther<sup>17</sup> gesprochen und wird es jetzt nochmals tun.

Herzlichst  
Eure  
Klara

An Manfred George

Paris, 1. 10. 1946

Sehr geehrter Herr George!<sup>18</sup>

Zweck dieses Briefes ist es, Ihnen vor unserer Unterredung, die Sie mir für die zweite Hälfte Oktober versprochen haben, einige Informationen über mich und meine Angelegenheiten zu geben. Darum ist es auch nicht notwendig, daß Sie diesen Brief jetzt sofort lesen. Lesen Sie ihn, bitte, sobald Sie ein wenig Zeit dafür finden.

Es ist möglich, daß Sie sich meiner noch aus Berlin erinnern. Ich war dort im Alter von 22 Jahren kurze Zeit journalistisch tätig, grösstenteils für die „Jüdische Rundschau“. Später schrieb ich für die Wiener „Arbeiter-Zeitung“, für das poalezionistische Blatt „Der jüdische Arbeiter“ und andere.

1933 wurde eines meiner Antikriegsgedichte in Rußland mit einem Literaturpreis gekrönt. Ich wurde für eine zweimonatliche Studienreise nach Moskau u.s.w. eingeladen. Aus diesen zwei Monaten wurden „dank“ dem Faschismus elf Jahre.

Es gibt vieles, was mir in Rußland imponiert hat, aber auch manches, was ich ablehne. So bin ich, trotz meines langjährigen Aufenthaltes, völlig unabhängig geblieben.

Ich schrieb für die „Internationale Literatur“ und „Das Wort“, Zeitschriften, die Sie wahrscheinlich kennen. Es erschienen fünf Gedichtbände von mir. Manche Gedichte wurden ins Englische, Spanische, Russische, Tatarische, Jiddische, Persische und Äthiopische übersetzt.

Ich lege ein paar Gedichte bei. Der „Aufbau“<sup>19</sup> veröffentlicht ja, wie ich gesehen habe, oft Gedichte und meistens sehr schöne. Das Gedicht über Stefan Zweig würde sich vielleicht im Januar zum fünfjährigen Todestag besonders zur Veröffentlichung eignen.

Der Zweck meiner Chinareise ist ein doppelter: einen Roman über dieses Land zu schreiben und festzustellen, ob mein Mann, der chinesische Theaterregisseur Cheng Hsiang<sup>20</sup>, noch lebt.

Ich verhandle jetzt also mit dem chinesischen Konsulat wegen eines Visums. Auf meine Verbindung mit Herrn Cheng kann ich mich leider nicht unterstützen, weil sie von keiner chinesischen Behörde legalisiert ist.

Verzeihen Sie den ausführlichen Brief. Er hat, wie gesagt, den Zweck, Sie ein wenig zu informieren. Dadurch werde ich bei unserer Unterredung Ihre Zeit nicht mehr übermäßig in Anspruch nehmen müssen.

Am 20. Oktober werde ich versuchen Sie telefonisch zu erreichen.

Mit aufrichtigem Dank für Ihre Freundlichkeit und den besten Wünschen für Ihre Reise.

Klara Blum

18, Av. des Gobelins

Paris (5<sup>e</sup>) Tel.: Port-Royal 1523

An American Joint

30. 8. 1948

American Jewish Joint Distribution Committee<sup>21</sup>  
Housing Department

Will you have the great kindness and consider my request for being moved to another house with only Chinese inhabitants?

Unfortunately there is a very anti-Chinese atmosphere among many of the refugees. And I, working through all my life for peace and international understanding and against racism and national prejudice can no longer endure it.

If I need to confirm my request in a more detailed way I am always ready, of course, to call on your office for this purpose.

With many thanks beforehand I am very sincerely yours

Klara Blum

Member of the P.E.N.-Club<sup>22</sup>

50/10 Ward Rd.<sup>23</sup>

An Josef Luitpold

Shanghai, 17. November 1948

Ich freue mich, daß Sie wieder in Österreich sind und Arbeiterstudenten unterrichten. Das muß ein großes gegenseitiges Glück sein.

Ich kann das jetzt aus Erfahrung sagen. Denn seit September halte ich hier Vorlesungen für chinesische Studenten. Ich will diese Arbeit unbedingt fortsetzen. Allerdings weiß ich noch nicht, ob in Shanghai oder in einer anderen Stadt. Ich hoffe, es gelingt mir, von wo immer, den Kontakt mit Ihnen aufrechtzuerhalten und eines Tages mit meinen Studenten Ihre Gedichte zu lesen. Gleichzeitig arbeite ich an einem Roman: „Der Hirte und die Weberin.“<sup>24</sup>

An Karl Dietz

(Greifenverlag zu Rudolstadt)<sup>25</sup>

BRIEF I

Shanghai, 22.II. 1950

Sehr geehrter Herr Dietz,<sup>26</sup>

vielen Dank für Ihren Brief und den schönen Kalender.<sup>27</sup> Seine Herausgabe ist eine echte künstlerische Leistung, nicht zuletzt durch das in sich geschlossene und doch lebendige Zusammenwirken von Jahreszeit, Bild und Gedicht.

Was meine hiesigen Erlebnisse und Erfahrungen angeht – ich war auch acht Monate

in Peking<sup>28</sup> und habe außerdem Tientsin, Nanking und verschiedene Dörfer besucht – so will ich Ihnen erzählen, daß ich die chinesische Volksrepublik zu meiner neuen Heimat erwählt habe. Das sagt alles – nicht wahr?

Soeben habe ich mein Buch fertiggeschrieben, einen Künstlerroman aus dem heutigen China, „Der Hirte und die Weberin“. (Zwischendurch habe ich auch Verschiedenes in chinesischen Zeitungen veröffentlicht.) Mein Roman beginnt im Sommer 1929 und endet im Mai 1949. Er zeigt Shanghaier Kaufleute und revolutionäre Schauspieler und Studenten. Er zeigt den Kuli in seinem Elend und seiner unzerstörbaren Intelligenz und den Soldaten der Befreiungsarmee, dessen brüderliches und rücksichtsvolles Verhalten zur Zivilbevölkerung seinen Sieg entscheidet. Er zeigt die sozialen Träume des Volkes, die sich zu rührend schönen Märchen formen und die Verwirklichung der Bodenverteilung und Selbstverwaltung im befreiten Dorf. Glückliche bin ich, daß ich das alles miterleben und gestalten durfte.

Als nächstes werde ich gemeinsam mit einem chinesischen Mitarbeiter das Schauspiel des bekannten Dramatikers HSIA YEN, „Unter den Dächern von Shanghai“,<sup>29</sup> übersetzen. Hsia Yen ist seit der Befreiung Mitglied der Shanghaier Stadtregierung. Ich wollte ursprünglich sein berühmtes historisches Drama über den Taipingaufstand wählen. Aber auf seinen persönlichen Rat wählte ich dann „Unter den Dächern“.

Im April möchte ich nach Europa oder nach Israel fahren (ich bin noch nicht ganz entschlossen) und später, wie gesagt, nach China zurückkehren.

Ich habe eine Bitte an Sie. Grüßen Sie Friedrich Wolf<sup>30</sup> und sagen Sie ihm, daß ich seit 1947 Mitglied des Österreichischen PEN-Klubs bin, aber auch gerne mit dem PEN-Klub der Ostdeutschen Volksrepublik Fühlung hätte. Vielen Dank im voraus für Ihre Gefälligkeit.

Auch mit Ihrem Verlag hoffe ich in Verbindung zu bleiben und grüße Sie herzlichst

Klara Blum

c/o HIAS, P. O. Box 1425

Shanghai China

Autoren

Pflum

Shanghai 5. II. 1951

An den Greifenverlag zu Rudolstadt  
Deutsche Demokratische Republik

Sehr geehrter Herr Dietz,  
vielen Dank für Ihre freundlichen  
Zeilen vom 23. XII., für die hübsche Neujahrs-  
karte und für den Greifenkalender, der  
auch heujahr sehr schön ist. Ganz aus-  
gezeichnet finde ich die Nachdichtung  
der Pae Mao Dse-Dung's.

Nun zu meinem Roman. Ich hoffe  
bestimmt, daß Sie ihn Mitte oder Ende  
März in Händen haben werden. Er  
ist schon seit einer guten Weile fer-  
tig, aber es gibt hier niemanden, dem  
ich ihn diktieren kann, so muß ich  
ihn selbst auf der Maschine abschrei-  
ben, auf einer geborgten Maschine, die  
mir nur zwanzig Stunden wöchent-  
lich zur Verfügung steht. Darum -  
und auch weil ich eine ziemlich  
unfähige Tippmamsell bin - konnte die  
Sache nicht so rasch vorwärtsgen. Aber  
nun sind 200 Seiten abgeschrieben, un-  
gefähr drei Viertel des Ganzen. Das letzte  
Viertel hoffe ich in zwei bis drei Wochen

fertig an kriegen, dann geht das Manuskript rekommandiert an Sie ab. Seine äussere Erscheinung ist nicht frei von Schönheitsfehlern - ich bin, wie gesagt, eine miserable Typmannsell - aber in künstlerischer Hinsicht werden Sie an dem Manuskript Ihre Freude haben.

Shanghai entwickelt sich herrlich. Die ausländischen Geldprotektoren empfehlen sich, einer nach dem andern, auf Nimmerwiedersehen, die Bettler bekommen Arbeitsstellen, Reinlichkeit und Gesundheitspflege machen rapide Fortschritte, die Preistreibererei hat völlig aufgehört, der kulturelle Auftrieb steigert sich von Tag zu Tag - die Grossstadt der kolonialherrlichen Spekulantentum ist zu einer Grossstadt der arbeitenden Chinesen geworden.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie meine Nachdichtung von Fu An's Lied eines befreiten Bauern im Greifenkalender veröffentlicht haben, auch der Stute hat sich sehr gefreut und läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Sie haben also bisher zwei Nachdichtungen von mir veröffentlicht, je eine im Greifenkalender 1950 und 1951. (Am 16. Mai 1947 schrieben Sie mir, Sie würden einige meiner eigenen Gedichte in Ihrem Sammelband "In Tyrannos" veröffentlichen, aber daraus scheint nichts geworden zu sein.)

gibt es eigentlich schon eine legale und bequeme Möglichkeit, mir das Honorar für die beiden Nachdichtungen zu überweisen?  
- Wenn ja, dann tun Sie es, bitte.

Die Adresse, an die Sie mir bisher geschrieben (die HIAS, eine Art Postbüro für jüdische Flüchtlinge) wird in Shanghai vielleicht nicht mehr sehr lange existieren. Eine ständige Wohnung bekomme ich erst im Juni. Ich gebe Ihnen daher die Anschrift meiner gegenwärtigen Unterkunft. Und auch nach meinem Umzug werden meine jetzigen Gastgeber mit absoluter Gewissenhaftigkeit und Verlässlichkeit jede Post an mich weiterleiten. Ich erwarte also von nun an Briefe, Drucksachen, eventuelle Honorarüberweisungen an die folgende Adresse

Mrs. Klara Blum

{ c/o TEMPLE OF LONGEVITY  
{ KWEICHOW Road 291  
{ Shanghai China

es wird Sie ohne Zweifel interessieren, Näheres über diese Adresse zu erfahren: ich bin für einige Monate Gast im buddhistischen Tempel des Langes Lebens, der im Neuen Demokratischen China eine bescheidene, aber ehrenvolle Rolle spielt. Vor der Befrei-

ung hat er einigen Revolutionären, die von der Kuo-Min-Tang-Polizei verfolgt wurden, ein schützendes Versteck geboten. Jetzt nehmen seine Bewohner am Aufbauwerk aktiven Anteil. Neben der Ausübung ihrer uralten religiösen Riten, beschäftigen sie sich mit der Organisation von Volksspeisehäusern und Lebensmittelverteilungsstellen. Sie sind glücklich, daß die Hauptideen ihrer Religion - Mitleidlichkeit und Altruismus - im heutigen China weit eher zur Geltung kommen können als im gestrigen.

Ich genieße also eine sehr interessante Gastfreundschaft. Vielleicht wird später daraus ein Gedicht für Ihren Greifenkalender 1952.

Inzwischen tippe ich, wie gesagt, den Roman fertig und schicke ihn dann sofort an Sie ab.

Mit den besten Grüßen und Wünschen

Ihre  
Klara Blum.

BRIEF 2

Schanghai 5. II. 1951

An den Greifenverlag zu Rudolstadt  
Deutsche Demokratische Republik

Sehr geehrter Herr Dietz,

vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 23. XI., für die hübsche Neujahrskarte und für den Greifenkalender, der auch heujahr sehr schön ist. Ganz ausgezeichnet finde ich die Nachdichtung der Ode Mao Dse-Dung's.

Nun zu meinem Roman. Ich hoffe bestimmt, daß Sie ihn Mitte oder Ende März in Händen haben werden. Er ist schon seit einer guten Weile fertig, aber es gibt hier niemanden, dem ich ihn diktieren kann, so muß ich ihn selbst auf der Maschine abschreiben, auf einer geborgten Maschine, die mir nur zwanzig Stunden wöchentlich zur Verfügung steht. Darum – und auch weil ich eine ziemlich unfähige Tippmamsell bin – konnte die Sache nicht so rasch vorwärtsgehen. Aber nun sind 200 Seiten abgeschrieben, ungefähr drei Viertel des Ganzen. Das letzte Viertel hoffe ich in zwei bis drei Wochen fertig zu kriegen, dann geht das Manuskript rekommandiert an Sie ab. Seine äußere Erscheinung ist nicht frei von Schönheitsfehlern – ich bin, wie gesagt, eine miserable Tippmamsell – aber in künstlerischer Hinsicht werden Sie an dem Manuskript Ihre Freude haben.

Schanghai entwickelt sich herrlich. Die ausländischen Geldprotzen empfehlen sich, einer nach dem andern, auf Nimmerwiedersehen, die Bettler bekommen Arbeitsstellen, Reinlichkeit und Gesundheitspflege machen rapide Fortschritte, die Preistreiberei hat völlig aufgehört, der kulturelle Auftrieb steigert sich von Tag zu Tag – die Großstadt der kolonialherrlichen Spekulanten ist zu einer Großstadt der arbeitenden Chinesen geworden.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie meine Nachdichtung von Tu An's Lied eines befreiten Bauern im Greifenkalender veröffentlicht haben, auch der Autor hat sich sehr gefreut und läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Sie haben also bisher zwei Nachdichtungen von mir veröffentlicht, je eine im Greifenkalender 1950 und 1951. (Am 16. Mai 1947 schrieben Sie mir, Sie würden einige meiner eigenen Gedichte in Ihrem Sammelband „In Tyrannos“ veröffentlichen, aber daraus scheint nichts geworden zu sein.) Gibt es eigentlich schon eine legale und bequeme Möglichkeit, mir das Honorar für die beiden Nachdichtungen zu überweisen? – Wenn ja, dann tun Sie es, bitte.

Die Adresse, an die Sie mir bisher schrieben (die HIAS, eine Art Postbüro für jüdische Flüchtlinge) wird in Schanghai vielleicht nicht mehr sehr lange existieren. Eine

ständige Wohnung bekomme ich erst im Juni. Ich gebe Ihnen daher die Anschrift meiner gegenwärtigen Unterkunft. Und auch nach meinem Umzug werden meine jetzigen Gastgeber mit absoluter Gewissenhaftigkeit und Verlässlichkeit jede Post an mich weiterleiten. Ich erwarte also von nun an Briefe, Drucksachen, eventuelle Honorarüberweisungen an die folgende Adresse

Mrs. Klara Blum  
c/o TEMPLE OF LONGEVITY<sup>31</sup>  
KWEICHOW Road 291  
Schanghai China

Es wird Sie ohne Zweifel interessieren, Näheres über diese Adresse zu erfahren: ich bin für einige Monate Gast im buddhistischen Tempel des Langen Lebens, der im Neuen Demokratischen China eine bescheidene, aber ehrenvolle Rolle spielt. Vor der Befreiung hat er einigen Revolutionären, die von der Kuo-Min-Tang-Polizei verfolgt wurden, ein schützendes Versteck geboten. Jetzt nehmen seine Bewohner am Aufbauwerk aktiven Anteil. Neben der Ausübung ihrer uralten religiösen Riten, beschäftigen sie sich mit der Organisierung von Volksspeisehäusern und Lebensmittelverteilungsstellen. Sie sind glücklich, daß die Hauptideen ihrer Religion – Menschlichkeit und Altruismus – im heutigen China weit eher zur Geltung kommen können als im gestrigen.

Ich genieße also eine sehr interessante Gastfreundschaft. Vielleicht wird später daraus ein Gedicht für Ihren Greifenkalender 1952.

Inzwischen tippe ich, wie gesagt, den Roman fertig und schicke ihn dann sofort an Sie ab.

Mit den besten Grüßen und Wünschen  
Ihre  
Klara Blum

BRIEF 3

Schanghai, 24. XII. 1951<sup>32</sup>

Sehr geehrter Herr Dietz,

Ihren Brief vom 4. habe ich erhalten und danke Ihnen im voraus für die drei angekündigten Exemplare meines Buches.

Nächst der Verhinderung meiner geplanten Spende für Korea<sup>33</sup> schmerzt es mich am meisten, daß auch Sie einen finanziellen Verlust erlitten haben – zum Lohn für Ihren fortschrittlichen Eifer und Ihre vorbildliche Sorgfalt.

Allein ich bin daran so unschuldig wie Sie selbst und erinnere Sie in diesem Zusammenhang an meinen Brief vom 22. März.

Im Juli 1951 hat die Deutsche Demokratische Regierung meinen Roman mit voller Objektivität nicht nur akzeptiert, sie hat ihn sogar einer besonders grossen Auflage für würdig erachtet. Hat nun eine Gruppe von Personen, deren Namen man mir und wahrscheinlich auch Ihnen verschweigt, fünf Monate später, sei es durch Briefe, sei es durch mündliche Vorsprache das gleiche Amt<sup>34</sup> beeinflußt, sein Urteil abzuändern, so muss ich das folgendermaßen charakterisieren: juristisch als eine Irreführung der Behörde; gesellschaftlich als eine persönliche Intrige; politisch als eine Verhinderung der von Lenin und Stalin mehrfach geforderten breiten Kritik von oben nach unten und von unten nach oben.

Daß mein Roman der Sowjetunion ungünstig gegenübersteht ist eine Verleumdung im neuesten amerikanischen Stil und im übrigen ein gewaltsam herbeigezerrtes Mäntelchen für rein persönliche Ursachen. Eine ungünstige Haltung gegenüber der Sowjetunion hätte das Amt für Literatur und Verlagswesen doch schon im Juli gemerkt. Im Rahmen meines Romans ist die Sowjetunion das stärkende und ermutigende Beispiel für den chinesischen Freiheitskampf – wie es z. B. das Tagebuch für Dshe-Nü vom 8. Oktober 1947<sup>35</sup> ausdrückt – und die gastliche Zufluchtstätte für die Opfer jedweder nationalen und sozialen Unterdrückung – eine breitere Darstellung war in diesem Rahmen nicht möglich. Wer die Bedeutsamkeit der beiden Episoden mit Stalins Beschwerdebüro nicht sieht, der lebt nicht auf dieser Erde, sondern im Elfenbeinturm. Welche ihrer gesellschaftlichen Aufgaben bewußten Sowjetmenschen ich in meinem Roman geschildert habe? – Erstens Stalin, zweitens Generalleutnant Epstein.<sup>36</sup> Auch die beiden hartnäckig um ihr Recht auf Bildung kämpfenden Aufräumerfrauen Grania und Nata-scha<sup>37</sup> sollte ein demokratischer Kritiker nicht übersehen. Und was sagt schließlich das Tagebuch für Njü-Lang vom 28. Juli 1945?<sup>38</sup> – „Die Sowjetmenschen haben den Alpdruck der Erde beseitigt und kehren an ihre Arbeit zurück.“

Indessen bin ich von Herzen gerne bereit, noch eine positive Sowjetfigur hineinzukomponieren: eine von Hanna Bilke's Gefährtinnen beim Sicherheitsdienst während der Fliegerangriffe auf Moskau. Meiner persönlichen Meinung nach hat das Zeit bis zur zweiten Auflage. Aber jedenfalls bin ich mit dieser Ergänzung durchaus einverstanden.

Was dagegen die Eliminierung der Montinifigur<sup>39</sup> betrifft, so sage ich mit aller Entschiedenheit: NEIN.

Die Darstellung gewissenloser Elemente, die sich in unsere eigenen Reihen einschleichen, gehört mit zu den Aufgaben eines fortschrittlichen Schriftstellers. Wir finden sie in einer ganzen Reihe von hervorragenden Sowjetwerken, in Majakowskis<sup>40</sup> Gedichten, in Gladkows Zement,<sup>41</sup> in Kornejtschuks Front.<sup>42</sup> Dagegen gehört es

keineswegs zu den Aufgaben eines fortschrittlichen Kritikers oder Zensors, in der Seele des Schriftstellers herumzusuchen, wen er eigentlich gemeint hat. Zu seinen Aufgaben gehört es vielmehr, objektiv zu kontrollieren, ob der Schriftsteller mit genügender Schärfe den negativen Charakter eines solchen Individuums vom positiven Charakter der Bewegung unterscheidet. Und das tue ich in meinem ganzen Roman. Ein Beispiel von vielen ist das Tagebuch für Njü-Lang vom 6. Mai 1941.<sup>43</sup>

Gewissenlose Elemente genießen sich am allerwenigsten vor den breiten Massen und daß sie existieren, erfährt man nicht erst aus Majakowskis Gedichten oder aus meinem Roman. Aber wenn unsere Werke freimütig dazu Stellung nehmen, anstatt ängstlich die Augen zu schließen, so stärken sie dadurch den guten Willen ihrer Leser, sich durch keine noch so bitteren persönlichen Erfahrungen vom Weg des Friedens und der Volkdemokratie abschrecken zu lassen.

Das Wort „Schlüsselroman“ will ich einer Übereilung Ihrer deprimierten Stimmung zugute halten. Einem Verleger von Ihrem Rang und Namen brauche ich doch nicht erst zu erklären, was ein echtes, aus dem Leben schöpfendes Kunstwerk ist und was eine literarisch verbrämte willkürliche Blockstellung. Das Um und Auf eines Schlüsselromans ist die persönliche Anspielung. Ich aber habe die persönlichen Verhältnisse der Montinifigur überhaupt nicht berührt. Was ich geschildert habe, ist einzig und allein sein moralisch-politisches Verhalten. Denkt jemand bei diesem Verhalten an eine noch im öffentlichen Leben Österreichs stehende Persönlichkeit, aber nicht gegen mein Buch.

Der Hirte und die Weberin ist durchaus kein Schlüsselroman, sowenig wie Kornejschuks Front oder Molières Tartuffe ein Schlüsselroman ist. Aber daß er auf eigenem Erlebnis beruht – wie viele andere Werke der Weltliteratur – weshalb sollte ich es abstreiten? Jahrelang hat Montini mich und andere durch systematische Vergiftung unserer sämtlichen Arbeitsquellen ökonomisch auszurotten versucht und zugleich 1941 in seiner Broschüre Die faschistische Rassenfrage erklärt, es wäre die beste Lösung der Judenfrage, wenn es keine Juden mehr gäbe. Jahrelang hat er meine schriftstellerische Lebensfähigkeit zu untergraben versucht. Ich besitze noch die Kopie eines diesbezüglichen Beschwerdebriefes, den Johannes R. Becher am 14. X. 1944 an eine höhere Stelle schrieb.

Und ich? – Ich habe mich unter den grausigsten Bedingungen nach Shanghai, Peking, Yen-Dshing durchgehungert und habe das neue China geschildert und habe dem Gefühl des Internationalismus einen dichterischen Ausdruck verliehen. Aber man darf mich nicht hindern, die Wahrheit zu reden.

Im vorvorletzten Kapitel meines Romans sieht Hanna Bilkes die erste Maidemonstration des befreiten China: Noch von Hunger und Kränkung erschöpft, begrüßt sie aufatmend die Zukunft, die schöne, friedliche, gerechte Erde, die der Mensch zu

erschaffen anfängt, die der schwache, fehlerhafte, tausendfach bedrohte Mensch – dennoch zu erschaffen anfängt.

Ist es wirklich nötig, daß ich dieses Gefühl auch noch in ein wissenschaftlich-politisches Deutsch übersetze? – Gut denn, ich will es versuchen: „Auch der bessere Teil der Erde ist noch lange nicht vollkommen. Aber er hat schon heute geleistet, was noch nie zuvor geleistet wurde. Er hat ein soziales System errichtet, das keine Kriegsprofite zuläßt. Uns, die wir einst passive Opfer waren, hat er gelehrt, unseren Friedenswillen in die Wagschale der Geschichte zu werfen. Und darum gibt es für den anständigen Menschen nur einen einzigen Weg – den Weg der Sowjetunion und der Volksdemokratie – sonst ist er eben kein anständiger Mensch mehr.“

So spricht das höchstens gegen die betreffende Persönlichkeit. Der Hirte und die Weberin ist ein Roman der hart erprobten Treue. Nicht nur im persönlichen, auch im politischen Bereich. Mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit werde ich um ihn kämpfen. Ob Sie mir beistehen wollen – das muß ich Ihnen überlassen. Wenn ja, dann schlage ich Ihnen Folgendes vor:

Appellieren Sie bitte an den Präsidenten der Deutschen Demokratischen Republik.<sup>44</sup> Übersenden Sie ihm meinen Roman und eine Abschrift dieses Briefes. Er hat schon so manches ungerechte Urteil überprüft und annulliert, das kann man sogar hier in China in der Zeitung lesen. Sobald er die ursprüngliche Entscheidung des Amtes für Literatur und Verlagswesen rehabilitiert, ist alles wieder gut.

Der Präsident kennt mich von Moskau her als einen ehrlichen Menschen. Der Präsident und Sie, Herr Dietz, sind die beiden einzigen Deutschen, die meine Existenz im neuen China nicht ignoriert haben. Vielleicht wird er es für nötig erachten, meinen Roman durch literarische Experten prüfen zu lassen. Das dürften aber nur Menschen sein, deren objektive Haltung mir gegenüber erwiesen ist. Ich beantrage: Friedrich Wolf, Hans Rodenberg,<sup>45</sup> (vom Freundschaftstheater<sup>46</sup>), Arthur Pieck,<sup>47</sup> Alfred Kurella,<sup>48</sup> Arnold Zweig, eventuell auch Johannes R. Becher. Dagegen muss ich feststellen, dass Fritz Erpenbeck<sup>49</sup> und Rudolf Leonhard<sup>50</sup> mir immer nach Möglichkeit geschadet haben und daher nicht in Frage kommen. Und auch die deutschen Schriftsteller der Mexikaner Emigrantengruppe<sup>51</sup> haben mir gegenüber immer eine unfreundliche Haltung eingenommen, einschließlich F. C. Weiskopfs,<sup>52</sup> dem ich deshalb auch in China konsequent aus dem Wege gehe. Sollten Sowjetschriftsteller nötig sein, so beantrage ich: Marietta Kornejtschuk.<sup>53</sup>

Bitte schreiben Sie mir, ob Sie meinen Vorschlag annehmen.

Mit den besten Grüßen und Neujahrswünschen

Ihre

Klara Blum

## BRIEF 4

Nanking, 23. x. 1952

Lieber Herr Dietz,

seit Ende September habe ich im Auftrag der Chinesischen Volksregierung meine Vorlesungen an der Nanking-Universität.<sup>54</sup> Ich stehe hier in engster Arbeitsverbindung mit einigen von Chinas besten Germanisten. Die pädagogischen und organisatorischen Aufgaben, die wir zu erfüllen haben, sind begeisternd, allein sie absorbieren uns augenblicklich vollständig. Es bleibt nur zu hoffen, daß wir später mehr Muße haben werden: meine Kollegen für ihre wissenschaftliche Arbeit und ich für meine literarische.

Besten Dank für Ihren Brief vom 25. IX. Er wurde mir pünktlich nachgeschickt. Daß Sie trotz den ungünstigen Verkaufsbedingungen den Mut nicht sinken lassen und Werbekarten drucken, erhöht womöglich noch meine Achtung vor Ihnen. Die ganze Angelegenheit ist eine Schande, aber nicht für uns. Sie ist eine Schande für den oder die sich getroffen Fühlenden, für ihre Schildknappen und auch für diejenigen, welche die lebendige Entfaltung der fortschrittlichen Literatur und die Kritik von unten verteidigen sollten, es aber vorziehen, mit unkollegial gekreuzten Armen danebenzustehen.

In seinem Referat auf dem 19. Kongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion<sup>55</sup> verurteilte Malenkov<sup>56</sup> in schärfster Weise die Drosselung der Kritik von unten. Dem Schutze der Kritik von unten gelten die bedeutsamsten Ergänzungen des neuen Parteistatuts. Noch am 7. April dieses Jahres veröffentlichte die Prawda<sup>57</sup> einen Artikel „Dramatik und Lebenswahrheit“,<sup>58</sup> den der „Aufbau“<sup>59</sup> Nr. 6 nachdruckte und zu dem die „Weltbühne“<sup>60</sup> am 2. Juli Stellung nahm. Darin heißt es u. a. :

„Manche Kritiker fordern, in künstlerischen Werken nur Idealtypen zu zeigen, und wenn ein Schriftsteller das Negative, das es im Leben tatsächlich gibt, gestaltet, dann bemühen sie sich, ihn in Grund und Boden zu verdammen. So darf man aber die Probleme nicht behandeln. Wer es dennoch tut, erweist seine Feigheit und versündigt sich an der Wahrheit.

„Bei uns ist nicht alles ideal, wir kennen auch negative Typen. In unserem Leben gibt es auch Böses, es gibt auch nicht wenig falsche Menschen ...

„Gott behüte uns,“ sagt Stalin, „vor einer Infektion mit der Furcht vor der Wahrheit.“

Ich habe die Montinifigur geschaffen, jawohl. Das Amt für Literatur und Verlagswesen fühlte sich durch diese Figur an ein (oder mehr als ein) lebendes Individuum erinnert. Daraufhin nannten die Herren die Montinifigur „eine beträchtliche Abweichung

vom Realismus“. Ein wahrhaft klassisches Beispiel für die Furcht vor der Wahrheit, für die Umkehrung der Wahrheit.

Dennoch habe ich monatelang dazu geschwiegen. Allein ich sehe nun, daß es sich um meine bloße Meinungsäußerung handelt, sondern um jene tätliche Drosselung, von der Malenkov gesprochen hat.

Romanfiguren mit lebenden Menschen zu identifizieren ist an sich dilettantisch. Wohl wird der Schriftsteller von persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen inspiriert, aber er meißelt aus ihnen das Typische und Prinzipielle heraus. Weder bin ich mit Hanna Bilkes gänzlich identisch, noch Arnold Zweig mit dem Schriftsteller Bertin,<sup>61</sup> noch Gottfried Keller mit dem grünen Heinrich,<sup>62</sup> noch Goethe mit Werther. Allein ich habe nie gelegnet, daß mein Roman „Der Hirte und die Weberin“ einschließlich der Montinifigur, von persönlichen Erfahrungen inspiriert wurde. Habe ich mit der Montinifigur irgendeinem anständigen Kommunisten ein Unrecht getan? – Das ist absolut ausgeschlossen, denn niemand kann in dieser Figur einen anständigen Kommunisten wiedererkennen. Weder liegt irgendeine Namenähnlichkeit vor, noch eine detaillierte Schilderung seiner äußeren Erscheinung. Der Leser erfährt nicht einmal ob er brünett ist oder blond. Montini ist auch kein leitender Funktionär, sondern irgendeiner von mehreren Funktionären. Er könnte Thomann sein oder Willi Schlamm<sup>63</sup> oder Rudolf Slansky<sup>64</sup> oder Bela Kuhn,<sup>65</sup> mit dem er tatsächlich eine große Charakterähnlichkeit besitzt, oder eben eine Phantasiegestalt, eine Mischung von allen vier und noch einigen andern dazu. Wem es aber auch nur im Traume einfällt, bei der Montinifigur an ihren Inspirator zu denken, der hat ihn schon vorher als einen Schurken gekannt. Und wer sich daraufhin bemüht, den Verkauf eines guten Buches über das neue China und zugleich einen Beitrag für die Koreahilfe zu drosseln, der kann sein Verdammungsurteil bei Stalin und Malenkov nachlesen.

Ich möchte Ihnen vorschlagen, Werbekarten mit den eingangs erwähnten Prawda-Zitaten zu drucken, ferner mit noch drei Zitaten aus Moskauer Zeitungen:

„Die poetischen Werke Klara Blums gehören zu den besten Leistungen der zeitgenössischen deutschen Lyrik.“ Johannes R. Becher in der „Literaturnaja Gaseta“<sup>66</sup> vom 20. Juni 1939. – „Diese Frau ist der hoffnungsvollste Balladendichter unserer Generation.“ Franz Leschnitzer<sup>67</sup> in der „Literaturnaja Gaseta“ vom 21. Juli 1940. – „Eine weitere Stärke Klara Blums ist ihr Internationalismus – die Grundlage ihrer dichterischen Weltanschauung.“ J. Sadowski in der „Literaturnaja Obosreniye“<sup>68</sup> vom 25. Mai 1941.

Allerherzlichsten Dank für die weiteren 20 Exemplare meines Buches und beste Grüße von Ihrer alten Freundin

Klara Blum

Meine Adresse:  
Professor Klara Blum  
Nanking-Universität,  
Western Languages and Literature Department  
Nanking, China

BRIEF 5

Nanking, 5. März 1955

Lieber Herr Dietz,

besten Dank für Ihren Brief vom 16. II. Mit gleicher Post übersende ich Ihnen die Übersetzung unseres Assistenten Lin Erh-Kang.<sup>69</sup> Ich habe sie nochmals durchgelesen und fand sie ausgesprochen gut. Nur einige Stellen, die mich unbefriedigt ließen, habe ich, mit seiner Zustimmung, verbessert. Gleichzeitig sende ich Ihnen ein modernes Novellenbändchen. Falls Sie meinen Rat wünschen, möchte ich Ihnen vorschlagen, einen Band, bestehend aus drei zeitgenössischen chinesischen Novellen, herauszugeben: 1) „Fu Guee“ von Dschao Schu-Li (in der englischen Transkription heißt er Chao Shu-li). 2) „Die Lohan-Münze“ ebenfalls von Dschao Schu-Li<sup>70</sup> (Sie finden diese Novelle im beiliegenden Band auf Seite 55 unter dem englischen Namen „Registration“ d. h. „Registrierung“). 3) „Ich möchte lernen!“ von Gao Yü-Bao,<sup>71</sup> einem Armbauernsohn, der schon zu dichten anfang, bevor er noch richtig schreiben konnte (in der englischen Transkription heißt er Kao Yu-pao und Sie finden diese packende Novelle, die ein Teil seiner Autobiographie ist, auf Seite 169).

Die Biographie Gao Yü-Bao's ist, wie Sie auf Seite 169 sehen werden, gut und interessant geschrieben, aber die Biographie Dschao Schu-Li's auf Seite 55 ist viel zu trocken und viel zu wenig informativ. Ich lege diesem Brief eine andere bei.

Von Dschao Schu-Li's Werken ist bereits ein Roman „Die Wandlungen des Li-Dorfes“<sup>72</sup> in der D.D.R. erschienen, ich habe vergessen, in welchem Verlag. Noch früher erschien im Verlag „Volk und Welt“<sup>73</sup> seine Novelle „Die Lieder des Li Yü-Tsai“.<sup>74</sup> Dieselbe Novelle erschien auch in einer andern deutschen Übersetzung im Fremdsprachen-Verlag Peking.<sup>75</sup> Diese Duplizität ist, meiner Meinung nach, kein Unglück, denn die Nachfrage nach chinesischen Büchern in deutscher Übersetzung ist sicher noch immer viel größer als das Angebot.

Nun eine Bitte an Sie: ich hätte gerne für mich persönlich ein Exemplar von Arnold Zweigs „Bilanz der deutschen Judenheit“.<sup>76</sup>

Die Märchen von Wilhelm<sup>77</sup> sind pünktlich eingetroffen. Ich stimme mit Ihnen überein, daß man den Band etwa um ein Drittel kürzen sollte und daß anstelle der mythischen Illustrationen lieber einige Bilder aus dem chinesischen Volksleben stehen sollten, denn aus dem Volksleben sind ja die Märchen entstanden.

In meinem nächsten Brief schicke ich Ihnen also dreierlei: Kürzungsvorschläge, das Nachwort und einige Holzschnitte und Federzeichnungen aus dem chinesischen Volksleben, von denen Sie vielleicht auch einiges für „Fu Guee“, „Lohan-Münze“ und „Ich möchte lernen!“ gebrauchen können. Auch in dem Buch über chinesische Volkskunst, das ich Ihnen kürzlich schickte, gibt es, wie Sie sehen werden, einiges, das sich als Illustration für das Märchenbuch eignet.

Doch weiß ich nicht, ob mein nächster Brief mit dem Nachwort und den Bildern schon im März eintreffen wird. Ich werde das Nachwort wohl bis zum 12. oder 15. März fertigmachen, aber ich kann den Brief nicht mit Luftpost abschicken, er wird zu schwer sein. Sie bekommen ihn dann nach meiner Berechnung etwa zwischen dem 31. März und dem 8. April. Ich schicke Ihnen auch das wilhelmsche Märchenbuch etwa am 15. März zurück.

Inliegend finden Sie, wie gesagt, eine Biographie Dschao Schu-Li's und mit gleicher Post schicke ich Ihnen das Fu Guee-Manuskript und den Novellenband und erbitte eine Bestätigung.

Mit den besten Grüßen und Wünschen

Dshu Bai-Lan (Klara Blum)

BRIEF 6

Nanking, 6. iv. 1956

Lieber Herr Dietz,

vielen Dank für Ihren Brief vom 28. II. Er hat sich mit meinem Brief vom 24. II. gekreuzt. Gleichzeitig schicke ich Ihnen das erste Bändchen von „Seltsame Geschichten aus einem Studierzimmer“<sup>78</sup> und einen neuen Roman von Dschao Schu-Li „Sanliwan-Dorf“.<sup>79</sup> Vielen, vielen Dank für die Bücher von Böttcher, Vulpius und Busch<sup>80</sup> und für die 8 Exemplare der Märchensammlung „Die Geister des gelben Flusses“.<sup>81</sup> Bei der zweiten Auflage möchte ich in meinem Nachwort zwei ganz kleine Verbesserungen anbringen.

Ich freue mich sehr, daß Sie meine Gedichte veröffentlichen wollen.

Einen kurzen Aufsatz zum 70. Geburtstag von Arnold Zweig will ich gerne für Sie schreiben und zwar unter dem Titel „Arnold Zweig im Neuen China“. <sup>82</sup> Ich habe nämlich schon einmal mit meinen Studenten Auszüge aus dem „Streit um den Sergeanten Grischa“ gelesen. Einer meiner ehemaligen Studenten, Gao Gen-Fou, <sup>83</sup> jetzt Assistent an der Pekinger Universität, beschäftigt sich besonders intensiv mit den Werken von Arnold Zweig.

Meine Einladung nach der D.D.R. ist vielleicht schon Anfang Februar in Peking eingetroffen, aber bisher habe ich noch keine Nachricht von der Zentralregierung, wann sie mir meinen Reisepaß gibt. Vielleicht erst im letzten Moment, das kommt vor. Mit der Nanking-Universität habe ich die Sache schon besprochen, sie erlaubt mir, am 1. Juli, vielleicht auch schon am 25. Juni abzureisen und zwei Monate wegzubleiben. Die Volksregierung unserer Provinz hat auch schon ihr Einverständnis erklärt. Jetzt erwarte ich noch den Bescheid der Zentralregierung und ebenfalls aus Peking die Nachricht der Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, <sup>84</sup> ob und wie sie meine Reise organisiert. Die Nanking-Universität hat mir geraten, nicht hinzuschreiben, sondern ruhig den Bescheid zu erwarten. So warte ich vorläufig, aber wenn es zu lange dauert, dann schreibe ich dorthin. [...] an Sie sprach ich die Vermutung aus, ich würde vielleicht in Berlin im Gesandtschaftsgebäude wohnen können. Vielleicht war das doch ein Irrtum meinerseits, denn ich höre, daß die chinesischen Delegierten, wenn sie nach der D.D.R. kommen, im Hotel wohnen. Nun, wir werden ja sehen. Ohnehin beabsichtige ich nur zwei, höchstens 3 Tage in Berlin zu bleiben, mein Reiseziel ist ja Rudolstadt. Wie freue ich mich auf die persönliche Bekanntschaft mit allen Greifenvögeln! Sicher hat es Sie sehr viel Energie gekostet, meine Einladung durchzusetzen. Nun, wir werden gemeinsam beweisen, daß es der Mühe wert war.

Mit den besten Grüßen und Wünschen  
immer Ihre alte Freundin  
Dshu Bai-Lan Klara Blum

BRIEF 7

Nanking, 18. März 1957

Lieber Herr Dietz,  
vielen Dank für Ihre Briefe vom 4. II., 20. II. und 2. III. Heute sende ich Ihnen eingeschrieben aber nicht durch Flugpost 10 Broschüren. Neun davon sind Literatur über

Liebe, Ehe, Familienkonflikte, Geburtenkontrolle und Ähnliches, so wie Sie es in Ihrem Brief vom 20. 11. gewünscht haben. Dr. Paul Hsia, der ältere Bruder des Patienten und meiner Sekretärin, hat die Büchlein besorgt. Er war sehr glücklich, dem Greifenkollektiv einen kleinen Dienst erweisen zu können. Wer die chinesischen Traditionen kennt, der weiß, was für eine Revolution die jetzige Bewegung der Geburtenkontrolle<sup>85</sup> bedeutet. Sie stößt freilich noch auf manchen Widerstand, besonders bei der älteren Bauerngeneration. „Es gibt jetzt mehr zu essen und mehr anzuziehen, darum wollen wir auch mehr Enkel haben!“, lautet die Parole der Alten. Ganz anders denken die jungen Mütter. Sie haben keine Lust, sich durch ein Übermaß an Geburten kaputt zu machen. China hat genug Menschen. Es braucht keine blinde, sondern eine bewußte, planmäßige, aufgeklärte Fortpflanzung.

Die Revolution, die sich heute im chinesischen Sexual- und Familienleben vollzieht, ist sehr bedeutsam, doch glaube ich, daß der deutsche Leser aus der chinesischen Belletristik ein lebendigeres Bild gewinnen kann als aus diesen populärwissenschaftlichen Schriften. Diese Schriften enthalten ja hauptsächlich Erklärungen und Ratschläge, die er schon kennt.

Kürzlich fragte mich Lin Erh-Kang, ob die Novellensammlung „Der Weg zum Standesamt“<sup>86</sup> erscheinen würde, ich konnte ihm aber keine Auskunft geben.

Vielen Dank für die Weiterleitung meines Gedichtes an „Neues Deutschland“. Erfahrungsgemäß verspreche ich mir nicht viel davon. Zum 20. Todestag Lu Hsün's schrieb ich eine Ballade aus dem Leben dieses Dichters, eine einfache Sache, junger Wein in einem altmodischen Glas, und wollte dadurch den deutschen Lesermassen Lu Hsün nahebringen. Ich schickte das Gedicht an „Neues Deutschland“ und schrieb: „Falls Sie es nicht verwenden können, so bitte ich Sie, es an eine andere Zeitung zu schicken.“ Man schickte es aber nicht an eine Tageszeitung, die es noch am 19. Oktober zum 20. Todestag hätte bringen können, sondern an eine Monatsschrift – die „Neue Deutsche Literatur“ – und für die war es natürlich zu spät.

Zwei andere Gedichte von mir aber hat die „N. D. L.“ in ihrer Januarnummer veröffentlicht, die haben Sie wahrscheinlich gesehen. (Die beiden Gedichte kennen Sie schon seit langem, ich schickte Ihnen das eine im Jahre 1952, das andere 1954.) Aber die Bemerkung auf Seite 166 haben Sie vielleicht übersehen, die ist doch sehr anständig. Allmählich höre ich auf, in der D.D.R. als ein krummer Hund zu gelten. Aber Sie, das Greifenkollektiv, die Sie in den Hundstagen standhaft zu mir gehalten haben, Sie bleiben für immer meine liebsten und nächsten deutschen Freunde.

Ja richtig! Die zehnte Broschüre, die ich Ihnen schicke, „Fünfzig rote Blumen“<sup>87</sup> benannt, ist ein kleines Andenken von mir, eine internationale Gedichtsammlung, ins Chinesische übersetzt von dem berühmten Dichter Yuan Schui-Pai.<sup>88</sup> Als er mein Ge-

dicht (S. 138) übersetzte und veröffentlichte, ahnte er gar nicht, daß ich in China bin. Das Büchlein erschien zuerst in einer Auflage von 14.000 Exemplaren und war nach drei Monaten ausverkauft. Das ist nun schon die dritte Auflage, sie ist auch schon ausverkauft und die vierte steht bevor. Ein Beispiel von vielen, wie sehr die Chinesen dem proletarischen Internationalismus aufgeschlossen sind.

Das Freundschaftsgeschenk der Familie Hsia werden Sie mit großer Verspätung bekommen – es ging erst am 12. März ab. Als Absender zeichnet das staatliche Lebensmittelexportbüro, wo Frl. Hsia hauptberuflich arbeitet. Sie finden darin auch ein Familienphoto. Das Mädchen in der Mitte ist Fräulein Hsia.<sup>89</sup> Die alte Frau ist ihre Mutter, eine fromme Christin. Von den beiden jungen Männern dahinter ist der größere Dr. Paul Hsia, der Arzt, und der kleinere Hsia Sze-Sung, der Architekt. Man sieht ihm an, wie begabt, aber auch wie krank er ist. Hoffentlich gelingt es uns noch, mit vereinten Kräften sein Leben zu retten.

Es gibt zwei neuerfundene sowjetische Medikamente, Nowo-Embitchm und Dopan. Die bekannte deutsche Schriftstellerin Berta Lask<sup>90</sup> hat in Moskau eine Schwiegertochter, bei der habe ich mich nach diesen Medikamenten erkundigt. Beide Frauen sind meine guten Freundinnen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie bitten, Berta Lask ein Exemplar des Greifenalmanachs auf das Jahr 1957 zu schicken. Ihre Adresse lautet: Berlin – Johannistal Herrenhausstr. 10. Gleichzeitig meinen besten Dank für die schöne Essay-Sammlung „Früchtekorb“ von Arnold Zweig.

Zu meiner Überraschung erhielt ich ein Schreiben des Berliner Stadtkontors der Bank von Groß-Berlin. Der Deutsche Schriftstellerverband hat mir dort ein Konto mit der Nummer 20/144 753 A eröffnet und mein Honorar für die beiden Gedichte in der N. D. L. eingezahlt (DM 80, abzüglich Steuern DM 68,80). Dieses Geld darf ich aber nur in der D.D.R. ausgeben. Man stellt mir frei, einen Bevollmächtigten zu ernennen. Der liebste Bevollmächtigte wäre mir der Greifenverlag. So könnte ich dieses Konto mit meiner Rechnung bei Ihnen zusammenlegen. Die Bank hat mir ein sehr kompliziertes Bevollmächtigungsformular zugeschickt, das ich zum Teil gar nicht verstehe. Und hier kann ich mir nur einen chinesischen Text erklären lassen, aber keinen deutschen Text.

Also, bitte, geben Sie mir einen Rat, wie ich es machen soll. Ich möchte Sie nämlich noch um 50 Ampullen Sanamycin für Herrn Hsia bitten. Ich lege ein ärztliches Zeugnis samt deutscher Übersetzung bei. Aber Sie dürfen mein Guthaben bei Ihnen nicht überschreiten, Ich will Sie ja nicht finanziell schädigen.

Ich erwarte täglich, ja stündlich meine Versetzung<sup>91</sup> an eine andere Universität. Es sind nun schon sieben Monate her, seit ich beim Hochschulministerium darum ange-sucht habe. So viel weiß ich schon, daß ich nach Shanghai oder nach Kanton komme. Shanghai wäre mir lieber, aber Kanton ist auch sehr schön.

Und nun kann ich endlich noch einige Minuten finden und Ihre Frage nach meinen Erfahrungen mit Günther Gräfe<sup>92</sup> aus Altenburg beantworten. Sie dürfen nicht glauben, daß er mich von hier vertrieben hat. Ich verlasse die Nanking-Universität, weil sie zu den Organisationen gehört, die hinter dem allgemeinen Fortschritt unseres Landes zurückgeblieben sind. Das Hochschulministerium flickt seit zwei Jahren an ihr herum, aber die Flickarbeit genügt in einem solchen Falle nicht. So fühlte ich mich einsam, unverstanden in meinem Bemühen um den Fortschritt und obendrein so mit Arbeit überlastet, daß mir viel zu wenig Zeit für meine literarische Tätigkeit blieb. Gräfe war, wie ich Ihnen schrieb, nur der letzte Tropfen im Becher (Heinrich Heine würde sagen: der letzte Tropf im Becher). Charakteristisch ist, daß er in einer Sitzung zu mir sagte, ich verbeuge mich vor den Studenten. Der Dekan, anstatt mich zu verteidigen, schmeichelte ihm nur noch mehr. Die Organisation der Familienmitglieder revolutionärer Kämpfer und Märtyrer<sup>93</sup> griff ein und verlangte, er solle sich in Gegenwart des Kollektivs entschuldigen. Der Parteisekretär der Nanking-Universität, ein sehr guter Mensch, aber leider zum Vertuschen geneigt, bat mich um Nachsicht. Ich sollte mich mit einer privaten Entschuldigung begnügen. Ich willigte ein. Gräfe kam mit Lin Erh-Kang zu mir, aber ich kann nicht behaupten, daß er sich ordentlich entschuldigt hätte.

Dagegen erzählte er zwei Stunden lang, was für ein großer Mann er sei, er habe einen Pfarrer in der Diskussion besiegt u.s.w. Er sprach sehr ausführlich über seine Biographie – nur gewisse 12 Jahre umging er wie die Katze den heißen Brei.

Er hielt ein Referat über Wilhelm Meister und erwähnte überhaupt nicht Goethes Einstellung zur Französischen Revolution. Als ich dies sehr höflich und sachlich ergänzte, war er wütend und verdrehte mir ganz unverschämt die Worte im Mund. Niemand unterstützte mich. Die älteren Professoren unserer Abteilung sind größtenteils Philister. Die Jugend – z.B. Lin Erh-Kang – wagt nicht, nach den Traditionen der chinesischen Bescheidenheit, ihnen offen zu widersprechen.

Der ganze Gräfe ist nicht so wichtig. Ich habe Ihnen die Geschichte nur erzählt, weil Ihre freundschaftliche Teilnahme mir wohltat. Wenn Sie sich nach ihm erkundigen wollen, so tun Sie es, bitte. Je mehr man über solche Leute weiß, desto besser. Aber natürlich nicht offiziell, sondern nur unter der Hand. Ich will doch jetzt, wo meine Position in der D.D.R. etwas besser geworden ist, unnötige Konflikte vermeiden.

Das war wieder einmal ein Kilometerbrief.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Dshu Bai-Lan (K. Blum)

Meine Adresse ist vorläufig noch immer:

Prof. Dshu Bai-Lan (Klara Blum)

bei Miss HSIA MING-CHUAN

HOUSE NR. 43 LANE 1295

FU-SHING-ROAD (CENTRAL)

SHANGHAI, CHINA

BRIEF 8

Kanton, 21. August 1957

Lieber Herr Dietz,

von meiner Ferienreise zurückgekehrt, fand ich hier zu meiner großen Freude Ihren Brief vom 30. Juli vor. Ich bin sehr glücklich, daß Lion Feuchtwanger<sup>94</sup> schon den Aufsatz über meinen Roman<sup>95</sup> geschrieben hat. Daß Sie den Aufsatz an Bodo Uhse<sup>96</sup> geschickt haben, war sehr richtig und zweckmäßig gehandelt.

Bitte, schreiben Sie mir auch weiter an die Sun Yat-Sen-Universität,<sup>97</sup> ich bleibe hier hoffentlich bis an mein Lebensende. Fr. Hsia wird vielleicht nach Kanton übersiedeln und hier an einer Musikhochschule lehren – sie ist nicht nur eine sehr tüchtige Anglistin, sondern auch eine hochbegabte Pianistin.

Ich habe eine Novelle „Die Rache des Chrysanthemenschneiders“<sup>98</sup> fertiggeschrieben und will sie jetzt noch durchfeilen und dann in die Maschine diktieren. In der ersten Septemberhälfte hoffe ich, sie Ihnen einschicken zu können. Sie ist eine von den sieben meines geplanten Novellenbandes:<sup>99</sup>

Das brennende Recht. Novellen aus Chinas jüngster Geschichte

Die Titelnovelle wird von einem anti-imperialistischen Bauernaufstand handeln, der während des ersten Opiumkrieges in der Nähe von Kanton ausbrach. Ich habe das betreffende Dorf schon besucht und mich mit den Nachkommen der Aufständischen unterhalten. Im ganzen werden es sieben Novellen sein. Die Titelnovelle spielt, wie gesagt, im Jahre 1841, die zweite 1922, die dritte 1944–1952, die vierte 1949–50, die fünfte 1951, die sechste 1944–55, die siebente 1954–55. Sie heißen: Das brennende Recht, Matrosen von Hongkong, Die Rache des Chrysanthemenschneiders, Der bunte Schatten, Die drei gerechten Konkubinen, Die Hausiererflöte, Dreizehn bringen Glück.

Die zweite Novelle handelt vom ersten Streik chinesischer Matrosen auf ausländischen Schiffen, die dritte und vierte vom Leben der Kunsthandwerker vor und nach der

Befreiung, die fünfte vom neuen Eherecht,<sup>100</sup> die sechste von den Straßenhändlern, die siebente von der sozialistischen Entwicklung der Universitäten.

Hoffentlich kann ich neben der Universitätsarbeit genügend Zeit erübrigen, um das Buch bis zum Sommer fertigzumachen.

Nun möchte ich wieder auf den außerordentlich wichtigen Vorschlag Ihres Briefes vom 10. April zurückkommen, verschiedene meiner Arbeiten, vom Verlag aus, den Zeitungen und Zeitschriften der D.D.R. anzubieten. Am 19. Oktober ist der 21. Todestag des Begründers der modernen chinesischen Literatur Lu Hsün. Ich glaube, daß es Zeitungen gibt, die im vorigen Jahr zu seinem 20. Todestag nicht rechtzeitig Material bekommen haben und darum vielleicht gerne bereit wären, es zu seinem 21. Todestag nachzuholen. So schicke ich Ihnen inliegend ein Gedicht über Lu Hsün<sup>101</sup> und nebst zwei Bildern. Sie könnten es vielleicht, wenn Sie wollten, der Studentenzeitung „Forum“<sup>102</sup> Berlin W8 Kronenstraße 30/31 anbieten. Auch meine neue Novelle könnten Sie vielleicht, nachdem Sie sie bekommen und geprüft haben, einer Zeitschrift anbieten – Vielleicht dem „Aufbau“. Ich schicke sie Ihnen, wie gesagt, in der ersten Septemberhälfte und bitte Sie, diese Fragen in Ihrem Kollektiv zu erörtern. Jedenfalls besten Dank im voraus für Ihre freundliche Aufmerksamkeit.

Beiliegend finden Sie schließlich die in Ihrem Brief erwähnte Vollmacht. Hoffentlich können Sie damit meine 68 Mark und 80 Pfennige von der Berliner Bank herausbekommen. Ich konnte sie nur vom Rektoratsbüro unserer Universität legalisieren lassen. Solche Dokumente läßt man hier immer von seiner Arbeitsstelle legalisieren. China's Notare haben andere Funktionen und verstehen außerdem kein Deutsch.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen an Sie und alle Greifenvögel  
verbleibe ich

Ihre alte Freundin

Dshu Bai-Lan

BRIEF 9

Kanton, 8. August 1958

Lieber Herr Dietz,

den Hauptgrund meines langen Schweigens kennen Sie schon aus der Zeitung: es ist das gesteigerte Arbeitstempo unserer chinesischen Volksrepublik. Wir haben in diesem Sommer praktisch keine Ferien. Außerdem erfülle ich einen wichtigen Auftrag des kantonesischen Schriftstellerverbandes; doch darüber schreibe ich weiter unten.

Nun will ich Ihre lieben Briefe vom 19. Juni und 21. Juli Punkt für Punkt beantworten.

Ba Djin<sup>103</sup> verständigte mich am 28. Juni durch den Schriftstellerverband, er habe den Protest unterschrieben und Ihnen eingeschickt. Bitte, wollen Sie ihn auch mir bestätigen.

Am 30. Juni sandte ich Ihnen mit gewöhnlicher Post eingeschrieben „Sanliwan“ von Dschao Schu-li (u. zw. die neueste Auflage). Wie ich Ihnen schon vor drei Jahren schrieb, halte ich die Veröffentlichung dieses Romans in den sozialistischen Bruderländern für äußerst wichtig.

Ihre Einladung zum vierzigjährigen Jubiläum des Greifenverlages im Oktober 1959 nehme ich mit freudigem Danke an. Ich plane, am 25. August 1959 in Berlin einzutreffen, eine Woche dortzubleiben, dann Rudolstadt zu besuchen, dann für weitere vierzehn Tage nach Berlin zurückzukehren und dann wieder nach Rudolstadt einschließlich kurzer Abstecher in Leipzig, Weimar, Jena. Am 25. Oktober (spätestens!) muß ich zurück nach Hause, erstens wegen der Arbeit, zweitens wegen der Kälte, die für mich sehr gefährlich ist.

Daß der Schriftstellerverband der D.D.R. mich offiziell einladen will, ist sehr erfreulich und unbedingt notwendig. Sonst könnte die Universität mich nicht beurlauben. Für die finanziellen Schwierigkeiten habe ich Verständnis. Auch hier bei uns herrscht jetzt ein Sparsamkeitssystem. Ich denke, ich kann mir die Flugkarte Kanton – Berlin von meinem Universitätsgehalt zusammensparen oder schlimmstenfalls die Eisenbahnkarte. Der mindestens dreiwöchige Aufenthalt in Berlin wird mich keinen Pfennig kosten, denn ich wohne und esse bei einer sehr guten Freundin, die auch Recha Rothschilds<sup>104</sup> Freundin ist. Alles andere samt Rückfahrt muß ich mir eben zusammenverdienen, beim Greifenverlag und bei andern literarischen Organen der D.D.R. Ob das geht und wovon das abhängt, schreibe ich weiter unten.

Ich freue mich riesig, daß Johanna Herzfeldt<sup>105</sup> nach China kommt und ich sie also noch vorher kennenlernen werde.

Übrigens: es gibt eine deutsche Aristokratin, Anna von Kleist,<sup>106</sup> verheiratete Wang, die hier lange gelebt hat. Ihr Mann, ein chinesischer Revolutionär, ließ sich von ihr scheiden. Sie arbeitet jetzt in der D.D.R. an einer Hochschule oder Universität, ich weiß nicht, an welcher, als außerordentlicher Professor. Vielleicht schreibt sie sich auch Anna Ouang. Sollte sie Ihnen oder Professor Zschech oder Frau Herzfeldt über den Weg laufen, dann seien Sie bitte wachsam: das ist ein ganz verlogenes und gewissenloses Geschöpf.

Von Deutschland brauche ich keine physikalische, sondern eine politische Landkarte, höchstens 54 cm breit und 78 cm hoch, sie kann auch kleiner sein, aber keinesfalls

größer. Das ist die letzte Besorgung, die ich vor meiner Abreise von Ihnen erbitte. Von nun an müssen wir sparen. Meinen früher geäußerten Wunsch, das Lehrbuch der Bühnensprache von Stiebs (oder Siebs?) zu bekommen, ziehe ich hiermit ausdrücklich zurück. Für Ihre lieben Telegramme zu meinen Geburtstagen danke ich Ihnen nochmals und nehme in Zukunft den guten Willen für die Tat. Wie gesagt, wir müssen sparen.

Ich freue mich sehr, daß Sie im Almanach des 40. Jahres meine Balladen „Der Beschützer“ und „Meister und Narr“ veröffentlichen werden (Es heißt „Meister und Narr“, nicht „Herr und Narr“, um Gottes willen!)

Daß Sie meine Beratung bei der Eheberatungsschrift so hoch einschätzen, ist eine wirkliche Genugtuung für mich. Natürlich habe ich den Brief vom 12. Mai auch erhalten, ich habe ihn ja bestätigt. Aber in diesem Brief war nur mein beratendes Gutachten und seine Honorierung erwähnt, aber nicht der Empfang des zurückgesandten Manuskriptes. Darum fragte ich damals danach.

Und nun möchte ich auf eine Frage zurückkommen, die ich weiter oben angeschnitten habe: die Frage der Kosten meiner Rückreise.

Normalerweise braucht der Greifenverlag bei mir nicht draufzuzahlen. Normalerweise könnte ich die Rückreise zum Teil vom Ertrag meiner Arbeit für den Greifenverlag und zum Teil vom Ertrag meiner Arbeit für andere literarische Organe decken. Aber ist die Lage normal? – Früher war sie es durchaus nicht, jetzt hat sie sich ein wenig gebessert, aber noch lange nicht vollständig und noch immer versauern verschiedene meiner Arbeiten in verschiedenen Schubladen.

Um die Lage vollständig zu bessern, brauche ich die unermüdliche moralische Unterstützung des Greifenverlags. Ich werde nie vergessen, wie tapfer und prinzipienfest der Greifenverlag für die Freigabe meines Romans gekämpft hat. Aber in der letzten Zeit hat Prof. Zschech<sup>107</sup> zweimal die günstige Gelegenheit versäumt, die ihm ermöglichte, in meiner Sache für die Gerechtigkeit einzustehen, und beim zweiten Male war es besonders arg. Sie wundern sich vielleicht, daß ich es ihm nicht direkt schreibe, sondern Ihnen. Daß geschieht, weil das Greifenkollektiv ihn, meines Erachtens, mahnen sollte, uns mit gutem Beispiel voranzugehen, anstatt nachzuhinken. Kritisieren muß ich ihn vor allem als prominentes Mitglied des Greifenverlags. Sie können es ihm natürlich weitersagen. Es ist eine kameradschaftliche Kritik, wie sie zwischen sozialistischen Menschen nötig und nützlich ist und sie tut meiner Freundschaft für Professor Zschech keinen Abbruch, geschweige denn meiner Freundschaft für den Greifenverlag.

Daß Prof. Zschech mich im Deutschen Balladenbuch<sup>108</sup> so aschenbrödelmäßig behandelt hat, mag noch hingehen. Aber was soll man sagen, wenn zwei prominente S.E.D.-Mitglieder wie Bredel<sup>109</sup> und Recha Rothschild ihn um meinetwillen anrufen

und er benützt nicht die Gelegenheit, um eine Unterredung zu verlangen und ihnen alles zu erzählen. Lieber Herr Dietz, Sie können sich leicht vorstellen, welche große Hoffnungen ich auf diese Kontaktnahme gesetzt habe. Und ganz vergeblich.

Als Recha Rothschild Professor Zschech nach meinen Einnahmen beim Greifenverlag fragte, warum hat er da nicht geantwortet:

- 1) daß ich mein Romanhonorar für das Koreahilfswerk gespendet habe,
- 2) daß der Absatz aus „mysteriösen“ Gründen sehr gering war,
- 3) daß ich später schreibend und beratend beim Greifenverlag für die deutsch-chinesische Kulturverbindung gewirkt habe, (daran muß man den Schriftstellerverband von Zeit zu Zeit erinnern, sonst halten einige meine Einladung für eine persönliche Gefälligkeit), daß aber diese Arbeit schon zum großen Teil in Sanamycin bezahlt wurde,
- 4) daß mein Roman totgeschwiegen wird,
- 5) daß meine Nachdichtung von „Wang Gue und Li Hsiang-hsiang“<sup>110</sup> totgeschwiegen wird,
- 6) daß selbst Feuchtwangers Besprechung meines Romans in keiner Zeitung oder Zeitschrift gedruckt wurde,
- 7) daß im Spätsommer 1957 sich die N.D.L. mit der Bitte an den Greifenverlag wandte, ihr mehrere meiner Gedichte einzuschicken, was auch geschah, aber zu keiner Veröffentlichung führte.

Da Professor Zschech sich in Schweigen hüllte, habe ich selbst meiner und Rechas gemeinsamer Freundin darüber schreiben müssen, nämlich über die Koreaspende und das Sanamycin, um ihr zu erklären, warum ich beim Greifenverlag keine „großen Gelder“ habe. Ich werde es Recha, die mir kürzlich schrieb, auch direkt erklären. Aber warum hat Professor Zschech geschwiegen? Will er die Fehler des einstigen Amtes für Literatur und Verlagswesen mit dem Mantel einer mitleidigen Diskretion bedecken? – Ein fortschrittlicher Mensch soll, wenn die Partei ihn fragt, keine Fehler zudecken. Er soll sie aufdecken.

Und nun das Letzte und Ärgerlichste: der kantonesische Schriftstellerverband,<sup>111</sup> der mir bei dieser Novelle viel geholfen hatte, fragte mich: „Wie gefällt Ihre Matrosennovelle den Genossen in der D.D.R.? – „Ich habe noch kein Resultat.“ – „Dann unterbrechen Sie lieber die Arbeit an Ihrem Novellenband und machen Sie etwas anderes. Wir schicken Sie in den Musterbezirk Hsinhueh, damit Sie einen Bericht darüber schreiben.“

Der kantonesische Schriftstellerverband hatte ganz recht. Hsinhueh war eine begeisternde Erfahrung für mich. Ich schreibe jetzt eine künstlerische Reportage darüber und werde sie Ihnen einschicken (für den Essayband) und gleichzeitig einer Zeitschrift.

Um meinen Novellenband bis September fertigzuschreiben, hätte ich den kantone-

sischen Schriftstellerverband um eine Verschiebung der Hsinhuehreise und die Universität um Ferien (für mich ausnahmsweise) bitten müssen. Dazu aber hatte ich angesichts des still schweigenden Mißerfolges meiner Matrosennovelle kein Recht.

Dies und die folgenden Worte schreibe ich nicht, um Ihre Meinung zu beeinflussen, sondern um meine am Ende des Briefes ausgesprochene Forderung zu unterstützen.

Ich persönlich halte die Matrosennovelle nicht nur für sehr gut und zur Veröffentlichung geeignet, sondern auch zur Vorlesung bei Arbeiterkulturabenden, vielleicht sogar zur Dramatisierung. Sie ist höchst geeignet, den Haß gegen die Imperialisten zu entfachen und die Liebe zu den chinesischen Arbeitern.

Gefällt sie Ihnen nicht, so bitte ich um sofortige Rücksendung, damit ich sie anderswo anbieten kann.

Wir sind doch alte Freunde, zum Donnerwetter, wozu die Umschweife.

Mit der festen Hoffnung auf ein Wiedersehen im Herbst 1959 und mit herzlichen Grüßen

Ihre

Dshu Bai-lan

9. August

Soeben erhielt ich Ihren lieben Brief vom 30. Juli, der den Empfang von „Sanliwan“ bestätigt.

D. B.-l.

BRIEF 10

Kanton, 13. Juli 1959

Lieber Herr Dietz,

soeben erhielt ich Ihren lieben und wichtigen Brief vom 7. dieses Monats.

Die chinesische Regierung bezahlt meine Flugreise nicht. Ich habe es auch gar nicht verlangt, denn ich reise zwar als Gast des DSV<sup>113</sup>, aber nicht als Delegierte des Allchinesischen Schriftstellerverbandes,<sup>112</sup> der mich erst jetzt, nach meiner Rückkehr aus der DDR, als Schriftstellerin kennenlernen wird. Will das Kulturministerium der DDR meine Flugreise Kanton-Berlin oder Peking-Berlin bezahlen, so weiß ich diese Ehre zu schätzen und nehme dankend an. Sonst müßte ich sie zum Teil mit meinen Ersparnissen bezahlen und zum andern Teil von meinen vorgeschossenen Universitätsgehältern

für August, September und Oktober. Das ginge auch, aber natürlich nur mit knapper Not, denn die Professorengehälter sind in China viel kleiner als in der DDR und überhaupt herrscht hier noch ein unvermeidliches Sparsystem.

Ich bin mit Vergnügen bereit, im DSV,<sup>113</sup> an der Schiller-Universität, im Weimarer Intellektuellenklub vorzulesen und Fragen zu beantworten. Besonders gerne täte ich das auch in einer Fabrik oder Handwerkergenossenschaft u.s.w. (Vielleicht bei den Spielzeugproduzenten im Thüringer Wald?)

Mit Kollegen Harry Thürk<sup>114</sup> kann ich einmal zusammenkommen und seine Fragen beantworten, einfach so, als kameradschaftliche Hilfe. Aber als ständige Beraterin kann ich nicht für ihn arbeiten, dazu fehlt mir die Zeit.

Frau Herzfeldt lasse ich für ihre Auskunft bestens danken.

Alle zurückgesandten Scherenschnitte habe ich dankend erhalten. Das erste Belegexemplar habe ich Ihnen gleich bestätigt, die übrigen erwarte ich mit Sehnsucht. Wann haben Sie sie abgeschickt?

Mit den besten Grüßen und Wünschen in Eile

Ihre

Dshu Bai-lan

BRIEF II

Berlin, 25. 9. 1959

Lieber Kollege Dietz,

die erfolgreiche Arbeit, die ich in Thüringen und Dresden unter der Leitung des Greifenverlags durchgeführt habe, wird immer zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören, ebenso die herrliche Jubiläumsfeier.<sup>115</sup>

Der Besuch unserer Gedenkstätte Buchenwald<sup>116</sup> mit westdeutschen Gästen war mehr als eine gelungene Veranstaltung, das war eine Tat!

Ich wünsche dem Greifenverlag eine schöne, arbeitsreiche Zukunft.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre Familie

Ihre

Dshu Bai-lan

An Dora Wentscher

## BRIEF I

Kanton, 20. 12. 59

Liebe, liebe Dora,<sup>117</sup>

Deinen wundervollen, herzerquickenden Brief habe ich durch ein Versehen unseres Postamtes leider sehr verspätet erhalten. Du hattest ihn am 8. November geschrieben und er traf, laut chinesischem Poststempel, am 19. November in Kanton ein, ich aber bekam ihn erst am 15. Dezember, und gleichzeitig eine Menge Briefe (von Max Zimmering,<sup>118</sup> vom Schriftstellerverband, von unbekanntem Lesern), die fast einen Monat später an mich abgegangen waren.

Beiliegend ein Neujahrskärtchen für Dich und Johannes,<sup>119</sup> und ein zweites für Ulla Küttner.<sup>120</sup> Willst Du so lieb sein und es ihr gelegentlich geben oder schicken?

Nein, Dora, Du hast mir gegenüber nie versagt, ich hatte Dich immer in bester Erinnerung als eine gute, aufrichtige, teilnahmevolle Genossin. Eben darum waren der Erz-Zyniker Andor Gabor<sup>121</sup> und sein gehorsames Echo Olga Halpern<sup>122</sup> Dir nicht grün. Es heißt, daß man über einen Toten nur Gutes reden soll, aber ich finde, wir dürfen den Schaden, den jemand angerichtet hat, nicht verdecken. Gabor hat mit seinem Zynismus die ungarischen und auch manche deutsche Schriftsteller vergiftet. 1956 war er zwar schon tot, aber, als ich in den Zeitungen von der unheilvollen Rolle las, die der Petöfklub gespielt hatte, da erkannte ich deutlich das Erbe des Gaborschen Zynismus, des Gaborschen „Vanitas Vanitatum“.

Dein Umstellungsvorschlag für meinen Roman „Der Hirte und die Weberin“ interessiert mich sehr. Bitte, schicke ihn mir. Sollte eine Neu-Auflage zustandekommen, so will ich auch zwei Streichungen machen: Seite 193 Zeile zwei von unten bis Seite 194 Zeile zwei von oben und die letzten vier Zeilen auf Seite 270. Warum? – Weil es sich beim Konflikt zwischen Hanna und Montini zwar um einen böartigen, aber doch noch um einen Widerspruch im Volk handelt, um einen Widerspruch zwischen Recht und Unrecht. Zwischen Hanna und den Imperialisten aber handelt es sich um einen Widerspruch zwischen dem Volk und seinen Feinden. Darum war es ein Fehler, daß ich in jenen zweimal vier Zeilen die beiden Widersprüche miteinander verglich.

Dora, liebe, mach Dir nichts draus, daß die NDL noch keinen Aufsatz über mein bisheriges Gesamtwerk veröffentlichen will. Manche Schriftsteller werden eben langsamer bekannt. Dir geht es ja auch so. Du verdienst, wie Louis Fürnberg<sup>123</sup> ganz richtig

schreibt, einen viel größeren Ruhm. Macht nichts. Gute Schriftsteller können jedenfalls auf eine unendliche Schar von Lesern rechnen – auf die Nachwelt. Vorläufig ist es schon ein großer Fortschritt, daß die NDL eine Besprechung des Liedes von Hongkong<sup>124</sup> bringen will. Das ist umso wichtiger für mich, als dieses Buch trotz seines unbestreitbaren Erfolges vor neuen Hindernissen steht.

Karl Dietz mitsamt seinem ganzen gehorsamen Greifenverlag benimmt sich nämlich echt kapitalistisch. Er hat sich beim Lied von Hongkong entstellende redaktionelle Übergriffe geleistet, hat mir die Korrekturbogen eingeschickt und dann meine Korrekturen, für die ich drei Nächte Schlaf geopfert hatte, einfach unter den Tisch fallen lassen, sogar die Korrekturen der Druckfehler. Er hat die Propaganda vernachlässigt. Als ich im April 1959 einen Aufsatz in der NDL<sup>125</sup> veröffentlichte, hat er sich von ihr mein Honorar auszahlen lassen, mit der Behauptung, das sei ein Vorabdruck aus einem bei ihm erscheinenden Buch. Ein solches Buch ist aber gar nicht erschienen. Er hat durch Beleidigungen, finanzielle Verzögerungen und widerwärtiges Gefeilsche meinen Aufenthalt in der DDR verbittert.<sup>126</sup> Während ich in Rudolstadt war, versuchte er wiederholt, mich durch den Hinweis auf den angeblichen Mißerfolg meines Romans einzuschüchtern.

Er hat – das war die Krone – dem DSV geschrieben, mein Roman „Der Hirte und die Weberin“ sei ein Schlüsselroman (!!)<sup>127</sup>

Ich bin nun, mit entschiedener Zustimmung des ZK und des Kulturministeriums, mit dem Verlag Volk und Welt<sup>128</sup> in Verbindung getreten. Ich habe dem Greifenverlag geschrieben, daß ich nichts mehr mit ihm zu tun haben will.<sup>129</sup> Darauf kam die unverschämte Sklavenhändlerantwort, wenn ich für einen andern Verlag schreiben wolle, werde er diesen Verlag für mich aussuchen. Überhaupt hält der alte Dietz die Autoren für seine Sklaven und seine Angestellten gehorchen ihm tatsächlich, wie man einem absoluten König gehorcht, obwohl sie es gar nicht nötig hätten. Einmal, in Rudolstadt, sagte der alte Dietz zu mir: „Sie schreiben zu politisch; Sie müssen in Zukunft so schreiben, daß ich Ihre Bücher in Westdeutschland verbreiten kann.“ Und ich, aus dummer Gutmütigkeit, gab ihm darauf zwar eine ablehnende, aber viel zu sanfte Antwort, denn seine Frau und seine Tochter saßen dabei und Schmidt-Elgers<sup>130</sup> (ich weiß nicht, ob Du diesen Schriftsteller kennst) besuchte ihn zum erstenmal. Vorher hatte die alte Frau Dietz mir anvertraut, Schmidt-Elgers sei mit ihrer Tochter verlobt, und mich flehentlich gebeten, zu kommen, um dem zukünftigen Schwiegersohn seinen ersten Besuch beim gefürchteten Schwiegervater zu erleichtern. Ich wollte den Familienfrieden nicht stören, sonst hätte ich Karl Dietz schon damals sofort die Freundschaft gekündigt. Und nun fürchte ich, daß er mein Lied von Hongkong trotz meines Verbotes nach Westdeutschland verschiebt und daß es dort verfälscht wird – ich bin ja so weit weg und habe

keine Kontrolle. Aber ich habe dem Kulturministerium der DDR geschrieben und hoffe auf seinen Schutz.

So, liebste Dora, das mußte ich mir vom Herzen heruntererzählen. Und nun möchte ich wissen: Woran arbeitest Du jetzt? Woran arbeitet Johannes? Wie geht es euch gesundheitlich? Habt ihr einen guten Freundeskreis? – Bitte, schreibe meine Adresse doch lieber englisch, damit Dein Brief nicht wieder steckenbleibt:

Prof. Klara Blum  
Sun Yat-sen-University  
Foreign Languages and Literature Department  
Canton, China

Meinen Studenten habe ich eure Grüße ausgerichtet und sie senden euch ihre besten Neujahrswünsche. Sie bedeuten mir wirklich so viel wie eigene Kinder – ohne Bauchschmerzen. Hwang Tsun-lan,<sup>131</sup> ein Armbauernsohn, bisher der Schwächste, hat nun endgültig seine Kommilitonen eingeholt. Vorgestern erzählte er ganz frei in deutscher Sprache eine Bürgerkriegsepisode, die er als Kind beobachtet hatte.

Noch eines: Weimar hat sich durchaus nicht blamiert. Mein Leseabend<sup>132</sup> bei euch hat mich wirklich sehr glücklich gemacht durch die verständnisvolle Atmosphäre, die mich umgab, durch die Art wie die Zuhörer Leid und Sieg meines Scherenschnittmeisters miterlebten.

So! – Nun mache ich endlich Schluß.

Schreibe bald und sei herzlichst begrüßt, Du und Johannes und Genossin Fürnberg<sup>133</sup> und Genossin Küttner<sup>134</sup> und alle guten Freunde

von eurer  
Klara

BRIEF 2

Kanton, 28. 9. 60

Liebe, liebe Dora,  
den August habe ich in Schanghai verbracht und Material für mein neues Buch<sup>135</sup> gesammelt. Frische Luft habe ich das ganze Jahr, denn unsere Universität liegt außerhalb der Stadt in einem großen Wildpark. Heimgekehrt, habe ich Deinen lieben Brief vom 17. 8. vorgefunden. Endlich hast Du mir ein wenig ausführlicher über Dich selbst geschrieben und noch ausführlicher über Johannes, was ja das Gleiche ist, nicht wahr?

Seine Einleitungen zum Bauernkrieg und zu Herder habe ich mit großer Freude gelesen. Die Darstellung des Luther-Münzer-Konfliktes ist mir aus der Seele geschrieben, sie harmoniert auch mit einer Episode meiner Erzählung „Dreizehn bringen Glück“. <sup>136</sup> In der Einleitung zu Herder formt sich aus einem Mosaik vielfältiger Dokumente die herzergreifende Gestalt eines Denkerjünglings, dessen Fähigkeiten in der Heimat beinahe erstickt wurden, in der Weite des Gastlandes aber sich hoffnungsvoll entfalten.

Noch wichtiger ist Johannes' enzyklopädischer Plan. Am 17. dieses Monats habe ich Euch „An Outline of Chinese History“ <sup>137</sup> und „Defend Yenan“ <sup>138</sup> geschickt. Im „Outline“ kann Johannes chinesisches Material finden. Aber wo findet er Negermaterial? – Unsere Enzyklopädien sind in dieser Hinsicht sehr verwaist und diese unsere Unwissenheit ist einer von den vielen Schäden, die uns die imperialistisch beeinflusste „Geschichtswissenschaft“ durch ihre Totschweigemethode zugefügt hat. Ich habe für Johannes in allen mir zugänglichen Enzyklopädien nach dem Negerphilosophen Aggrey <sup>139</sup> gesucht und – nichts gefunden. Ich selbst weiß nur, daß er einer von den Lehrern Kwame Nkrumas, <sup>140</sup> des jetzigen Präsidenten von Ghana, war und, daß von ihm das schöne Wort über den Wert der verschiedenen Menschenrassen stammt:

„Man kann aus den schwarzen wie aus den weißen Klaviertasten die gleiche Melodie ertönen lassen. Aber zur vollen Harmonie sind beide nötig.“

In Jena studieren einige afrikanische Studenten. Die könnten Johannes vielleicht bei dieser Materialfrage behilflich sein.

In Schanghai besuchte mich mein einstiger Student Han Shi-dshung, <sup>141</sup> der jetzt im Schanghaier Literaturverlag arbeitet. Ich zeigte ihm „Frauen, Helden, Knechte“ <sup>142</sup> und dein Kleistdrama. <sup>143</sup> Er fragte nach Rezensionen. Nun wies ich auf Rechas Besprechung in der NDL <sup>144</sup> und auf Fürnbergs Einleitung <sup>145</sup> hin und auch auf Deinen Vaterländischen Verdienstorden. Insbesondere empfahl ich ihm, „Die Schule der Grausamkeit“ <sup>146</sup> zu übersetzen und der Pekinger Zeitschrift „Weltliteratur“ <sup>147</sup> anzubieten. Aber am nächsten Tag wurde er für die Landwirtschaftshilfe mobilisiert. Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, hoffentlich wird später was draus. Bitte, Dorinka, schreibe mir, ob und wo und wann Rezensionen über „Frauen, Helden, Knechte“ erschienen sind. Dann werde ich es Han Shi-dshung mitteilen.

Mein neues Buch wird ein langer Roman sein, „Schicksalsüberwinder“ heißen und mit dem Großensprung <sup>148</sup> enden. Daneben läuft meine sehr intensive Universitätsarbeit. Na, es wird schon gehen.

Herzliche Liebe und Freundschaft von Deiner

Klara

Kanton, 10. 12. 60

Dorinka, liebe,

alles ist pünktlich angekommen: Dein liebes Kärtchen vom 14. Oktober, Dein lieber Brief vom 12. November und die zwei Exemplare der NDL Nr. 11 – letztere vor fünf Tagen. Daß Deine Rezension<sup>149</sup> nun endlich das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, ist eine große Genugtuung und sehr wichtig für mich. Beweis: in der zweiten Novemberhälfte schrieb mir die Editura Tineretului aus Bukarest,<sup>150</sup> sie wolle das Lied von Hongkong in rumänischer Sprache herausgeben. Da kann ich, frei nach Schiller, ausrufen: „Das war Doras Geschoß!“

Schade, daß die NDL Deine schönen und tiefen Worte, die den Lieblingssohn meiner Phantasie beschreiben, nicht stehen ließ: „Lim Ga-min<sup>151</sup> ist ein quicklebendiger Junge, hochmusikalisch, klug, naiv-gutwillig, brüderlich aus Herzensgewohnheit, jedes gute Neue begierig aufgreifend, zupackend in Tatkraft, bis zur letzten Erschöpfung enthusiastisch in Kleinarbeit für die Revolution, sachlich dabei, nüchtern, so lustig wie männlich – ernstjung – gesund!“

Schade, sehr schade. Aber immerhin haben sie Deinen Grundgedanken stehen lassen, und es ist schwarz auf weiß zu sehen, daß Du von allen bisherigen Rezensenten die Bedeutung dieser Gestalt am besten verstanden hast.

Mit dem Pulverfaß hast Du sehr recht. Die jüngeren Leser kennen vielleicht gar nicht die synonyme Bedeutung von „Balkan“ und „Pulverfaß Europas“. Aber der Titel „Schicksalsüberwinder“ ist notwendig. Hast Du nicht bemerkt, wie oft der alte jämmerliche Schicksalsbegriff noch heute in der Literatur, im Theater und im Film herumspuckt? Er spielt sich als harmlose Metapher auf und läßt mit Unschuldsmiene den Leser eine Portion fatalistisches Gift herunterschlucken. Damit möchte ich einmal aufräumen.

Han Shi-tschung arbeitet jetzt auf dem Land, wie viele, viele junge Intellektuelle. Wann er nach Schanghai zurückkommt, ist unbestimmt. Doch habe ich die feste Hoffnung, daß er, früher oder später, Deine „Schule der Grausamkeit“ ins Chinesische übersetzen wird.

Die gemeinsame Weltanschauung und viele gemeinsame menschliche Züge liegen unserer Freundschaft zugrunde. Die Abstammung spielt da eigentlich keine Rolle und als „reinrassige Arierin“ wärs Du mir ebenso lieb. Dennoch hat es mir eine kleine Extrafreude bereitet, daß Du von einer jüdischen Mutter stammst und es gerne betonst, und daß wir also auch ethnisch miteinander verbunden sind.

Jetzt möchte ich Dich nach einer anderen biographischen Einzelheit fragen: wie hast Du Johannes kennengelernt? Das interessiert mich begreiflicherweise sehr.

Heute muß ich kürzer schreiben: ich stecke tief in meinem Roman, wie der Prophet Jona im Magen des Walfischs (oder war es ein Haifisch?), und die Universitätsarbeit wird immer umfangreicher, denn viele junge Kräfte gehen aufs Land, da müssen wir alten uns mehr aufpacken.

Dank und nochmals Dank für alles Liebe und herzliche Grüße von Deiner Zwillingsschwester  
Klara

BRIEF 4

Kanton, 3. 8. 61

Liebste Dorinka,

wie geht es Dir und Johannes? Ist Eure Gesundheit besser geworden?

Hier schicke ich Dir einen Auszug aus einem Brief von Han Shi-tschung. (Ich habe mich verschrieben, ich wollte sagen: „einen Ausschnitt“.) Was er schreibt, ist zwar noch recht unbestimmt, aber doch besser als gar nichts. Jedenfalls kennt man Dich jetzt schon im Schanghaier Literatur-Verlag, und das ist immerhin ein Anfang.

Für „El Shatt“<sup>152</sup> habe dem Louis-Fürnberg-Archiv pünktlich gedankt. Wirklich, ein herrliches Buch!

Am 29. Juni habe ich meinen Roman beendet – als Geschenk zum 1. Juli, dem vierzigjährigen Jubiläum der Kommunistischen Partei Chinas.<sup>153</sup> Die NDJ wird in einem ihrer nächsten Hefte einen Auszug daraus veröffentlichen,<sup>154</sup> so schreibt mir die Redaktion.

Am Abend des 29. Juni hatte ich einen Schreibkrampf in der rechten Hand, ein Loch im Gehirn und Wunde in den Knochen. Den ganzen Juli hindurch hatte ich noch Lehrarbeit: die Prüfungen der Studenten und die Qualifizierung der Assistenten. Aber daneben konnte ich mich gründlich ausschlafen und gründlich die Zeitung lesen – während der letzten Wochen meiner Arbeit am Roman hatte ich immer nur das Wichtigste herausgepickt.

Ich habe eine sehr gute Zeitung, die englischsprachige Peking Review.<sup>155</sup> Darin steht das Material aus der Volkszeitung<sup>156</sup> und der Roten Fahne<sup>157</sup> und ich erfahre alles Wichtige über das Inland, wie auch über die Sowjetunion, die DDR, Afrika u.s.w. Aber leider hat die chinesische Presse nichts oder fast nichts über den Eichmann-Prozeß<sup>158</sup> veröf-

fentlicht, und so halte ich mich an das „Neue Deutschland“.<sup>161</sup> Der Gedanke an Israel mit seiner pro-imperialistischen Regierung<sup>160</sup> hat mich jahrelang unglücklich gemacht. Aber im Lauf dieses Prozesses sind die fortschrittlichen Kräfte Israels immer stärker geworden, und ich hoffe, daß sich dort in nicht allzuferner Zukunft Verschiedenes ändern wird.

Die Ferien haben gestern begonnen und ich muß sie dazu benützen, um meinen Roman auf der Maschine abzuschreiben. Mir graut davor, denn ich bin eine miserable Typistin und bringe höchstens anderthalb Seiten pro Stunde fertig. Leider kann ich das Manuskript nicht abschreiben lassen, ich habe zuviel darin verbessert, und so ist es nur für den Autor leserlich. Wäre ich in Peking, so könnte ich diktieren. Aber nach Kanton verirrt sich keine deutsche Jungfrau, um mich von dieser Plage zu erlösen. Also fange ich an.

Seid herzlichst begrüßt von Eurer Klara

## BRIEF 5

Kanton, 30. 6. 63

Liebste Dorinka!

Vor allem will ich Dich für meine späte Antwort um Verzeihung bitten. Meine Rechtfertigung findest Du weiter unten.

Dein lieber schöner herzensguter Brief ist ein wahres Labsal für mich. Wegen meiner Augen mache Dir keine Sorgen. Sie sind nicht krank, aber schwach und empfindlich. Da ich sie für meine Arbeit nötig brauche, muß ich jede vermeintliche Anstrengung ausschalten. Wenn die Buchstaben so groß sind, wie Du sie in Deinem lieben Brief vom 12. 4. geschrieben hast, dann geht es zur Not. Schreibst Du auf der Maschine, so ist es noch besser, vorausgesetzt, daß es Deiner Gesundheit nicht schadet.

Nun komme ich zu der Rechtfertigung meiner Verspätung. In der Zeit zwischen der Ankunft Deines Briefes und der Absendung dieser meiner Antwort hatte ich 10 Stunden wöchentlich Vorlesung, teils für Studenten, teils für junge Lehrer; außerdem vertrat ich zwei Stunden wöchentlich einen erkrankten Kollegen; außerdem korrigierte ich den deutschen Teil eines deutsch-chinesischen Wörterbuches;<sup>161</sup> außerdem schrieb ich einen Aufsatz über den Aufstand im Warschauer Ghetto,<sup>162</sup> der in der chinesischen Presse veröffentlicht wurde; außerdem korrespondierte und korrespondiere ich mit einer Reihe von Genossen – meistens unbekanntem Lesern meiner Arbeiten – in der DDR, in Polen, in Rumänien, die mir wegen der Meinungsverschiedenheit zwischen den Bru-

derparteien allerhand Fragen stellen. Es versteht sich von selbst, daß ich auf alle Fragen antworte. Nun, Dorinka, verzeihst Du mir wohl, daß ich erst heute schreibe. Da ich zuversichtlich hoffe, daß Du wieder geheilt und heimgekehrt bist, schreibe ich Dir nach Weimar.

Du fragst nach meinem Roman? – Natürlich ist er nicht erschienen. Das Manuskript befindet sich noch beim Aufbau Verlag.<sup>163</sup> Ich schrieb diesem Verlag am 5. 12. 62 einen festen, klaren und höflichen Brief, der bis heute unbeantwortet blieb. Aber es kommt noch schöner: der Verlag Volk und Welt hat mir mitgeteilt, er werde den Auflagerest meines Gedichtheftchens „Der weite Weg“ einstampfen lassen. Das tut er offenbar, um für Jewtuschenko<sup>164</sup> und andere Blüten des Revisionismus Platz zu schaffen. Parallel dazu macht der kapitalistische Greifenverlag, der 1959 von mir verlangt, ich solle meine Bücher dem westdeutschen Geschmack anpassen, immer wieder durch Mittelspersonen seine vergeblichen Anbiederungsversuche.

Kürzlich sandte ich dem ND einen kurzen Artikel über die Erfolge unserer Wasserregulierung und daß wir trotz der Kantoner Dürre dieses Jahres genug Wasser haben, während Hongkong verdurstet, und daß wir die Hongkonger Arbeiter kostenlos mit 20.000 Tonnen täglich unterstützen. Aber das ND „würdigte“ mich keiner Antwort. Das ändert freilich nichts an der Tatsache, daß China seine 3 1/2jährigen Schwierigkeiten glänzend überwunden hat und zwar aus eigener Kraft.

Beiliegend findest Du einige Zeilen des Genossen Dshan Pen-gao,<sup>165</sup> der von Deinem Brief so stark beeindruckt war, daß er mich bat, Dir schreiben zu dürfen. Er ist einer unserer begabtesten Assistenten, mein Adoptivsohn, Erbe meines literarischen Nachlasses, verheiratet, Vater von zwei Knäblein, die Min-tju und Tschin-tju heißen, Leuchtender Herbst und Herrlicher Herbst.

Hoffentlich gelingt es Pen-gao in späteren Jahren, meine Werke zu veröffentlichen. Wenn nicht, dann bleibt diese Aufgabe für den Leuchtenden Herbst und den Herrlichen Herbst.

Ferner findest Du inliegend die Antwort des ZK der KPCh an das ZK der KPdSU.<sup>166</sup> In Moskau ist sie nicht erschienen, wohl aber in Rumänien, Korea, Vietnam u.s.w.

Sei gesund, liebste Dorinka, und schreibe noch viele so schöne Werke wie das Sibirische Tagebuch!<sup>167</sup>

Tausend herzliche Grüße  
von Deiner Klara

An Clara Weininger

## BRIEF I

Kanton, 4. 2. 65

Liebe Genossin Weininger!<sup>168</sup>

Ihr freundlicher Brief vom 30. 12. 64 hat mir eine Riesenfreude bereitet. Auch ich habe in diesen zwanzig Jahren oft und oft an Sie und Ihren Mann gedacht. Unsere Begegnung war kurz, aber wir sprachen über wichtige Dinge und verstanden uns bei jedem halben Satz. Das nennt man bei uns in China das Lächeln der einander begehenden Herzen.

Ihr Brief wird ins Chinesische übersetzt und an unsere Universitätsbibliothek weitergeleitet. Ich muß jetzt die offizielle Antwort abwarten, bin aber sicher, daß unsere Universitätsbibliothek mit der rumänischen Akademiebibliothek<sup>169</sup> sehr gerne in Bücher-austausch treten wird. Lassen Sie mich bitte wissen, ob wir Ihnen Bücher und Zeitschriften in chinesischer Sprache schicken sollen. Gibt es in Cluj<sup>170</sup> Sinologen?

Natürlich haben wir auch englische, deutsche, französische und russische Bücher und Schriften, d. h. chinesische Bücher, die von unserem Peking Fremdsprachen-Verlag<sup>173</sup> in diese Sprachen übersetzt wurden.

Am 24. 1. dieses Jahres habe ich Ihnen als eingeschriebene Drucksache einen Katalog der Deutschabteilung unseres Peking Fremdsprachen-Verlags eingeschickt, zusammen mit zwei gedruckten Briefen von Anna Louise Strong<sup>171</sup> und einem Exemplar der Peking Rundschau.<sup>172</sup> Die Sachen werden vielleicht zugleich mit diesem Brief bei Ihnen ankommen, vielleicht auch später.

Ich habe eine Bitte an Sie: nennen Sie mich nicht Frau Professor, sondern einfach Genossin. Auf den Briefumschlag können Sie Professor schreiben, damit das Postbüro unserer Universität mich leichter findet, aber als Anrede ist das zwischen uns nicht nötig.

Sie wollen meine Bücher haben. Ich schicke sie Ihnen in den nächsten Wochen. Bei meinem Roman „Der Hirte und die Weberin“ muß ich einige Bemerkungen an den Rand schreiben,<sup>173</sup> denn es stimmt nicht alles. Wann ich dazu kommen werde, kann ich Ihnen nicht genau sagen, jedenfalls in den nächsten Wochen. Ich arbeite nämlich wie ein Pferd, trotz meinen 60 Jahren. Bis zu meiner letzten Stunde möchte ich Vorlesungen halten, denn die chinesischen Studenten sind hinreißend in ihrer Energie, ihrer Aufnahmefähigkeit, ihrem Gedankenreichtum, ihrer Herzlichkeit. Die meisten unter ihnen sind Armbauernkinder.

Bitte schreiben Sie mir etwas über sich und Ihren Mann, über Ihre Arbeit, Ihr Leben. Es interessiert mich sehr.

Mit den besten Wünschen und herzlichsten Grüßen

Ihre

Dshu Bai-lan (Klara Blum)

BRIEF 2

Kanton, 4. 6. 65

Liebe Genossin Weininger!

Endlich, endlich komme ich dazu, Ihnen und Ihrem Mann für die lieben Briefe vom 16. 2. zu danken, für den freundlichen Geburtstagswunsch vom 24. 3. und die beiden schönen Gedichtbände von Sperber und Kittner.<sup>174</sup> Ich habe sie mit großem Genuß gelesen. Sperbers Schwarzer Panther<sup>175</sup> („Ein Neger erringt den Olympiarekord“) ist eines meiner Lieblingsgedichte in der Weltliteratur.

Zum Dank habe ich Ihnen beiden am 10. Mai meinen Roman, meine Novellensammlung und ein Gedichtbändchen eingeschickt. Es gibt nur noch wenige Exemplare: die Revisionisten haben die Auflagereste einstampfen lassen. Die Novellensammlung ist bereits ins Rumänische übersetzt und sollte schon 1961 in der Editura Tineretului erscheinen, ist aber bis heute noch nicht erschienen. Im gleichen Paket schickte ich Ihnen zwei Taschenausgaben von Mao Tse-tung, ein erschütterndes Büchlein aus Südvietnam und zwei gedruckte Briefe von A. L. Strong.

Mein Geburtsdatum ist im Lexikon nicht ganz richtig angegeben, es ist in Wirklichkeit der 27. November 1904.

Leider, leider kann unsere Universität keine Bücher austauschen. Sie veröffentlicht zwei Vierteljahreszeitschriften<sup>176</sup> in chinesischer Sprache und in einer sehr begrenzten Auflage, sonst nichts.

Hoffentlich bleiben wir trotz meiner unpünktlichen Antwort in Verbindung. Fortsetzung folgt im Brief an Ihren Mann.

Alles Gute und Schöne wünschen Ihnen

Ihre Dshu Bai-lan, Klara Blum und Chaje.<sup>177</sup>

Kanton, 28. 10. 66

Liebe Genossen Clara und Simon Weininger!

Endlich kann ich Ihren freundlichen Brief vom 5. Juli beantworten. Hoffentlich haben Sie Ihren Urlaub angenehm verbracht. Ihren Töchtern<sup>178</sup> sende ich einen verspäteten Glückwunsch zur erfolgreichen Prüfung.

Ich sandte Ihnen am 25. 7. eine kleine Broschüre über die Kulturrevolution,<sup>179</sup> die vieles, das der chinesische Leser tatsächlich weiß, als bekannt voraussetzt, für den ausländischen Leser aber nicht sehr klar ist. Leider haben wir noch keine bessere. Am 27. 7. sandte ich Ihnen eine Nummer der Peking Rundschau und zwei Nummern der österreichischen „Roten Fahne“<sup>180</sup> mit meinen Gedichten. Am 1. September veröffentlichte die „Rote Fahne“ einen sehr guten Leitartikel über die Kulturrevolution. Leider habe ich kein Exemplar mehr übrig. Die Redaktion wird es Ihnen aber gerne schicken, wenn Sie ihr schreiben. Auch die belgische Wochenschrift „Voix du Peuple“<sup>181</sup> brachte im September einige Berichte über unsere Kulturrevolution, die sehr treffend und aufschlußreich waren, mit guten Photos. Gibt es in Ihrer Akademie-Bibliothek eigentlich eine Zeitschriften-Abteilung? – Dann gehört die französische „Humanité Nounelle“<sup>182</sup> hinein, die australische „Vanguara“,<sup>183</sup> die belgische „Voix du Peuple“ und natürlich die österreichische „Rote Fahne“. Wie gefällt sie Ihnen? – Ich halte sie für eine der besten deutschsprachigen Zeitschriften der Gegenwart.

Der beste Roman, den unsere Kulturrevolution bisher hervorgebracht hat, „Das Lied von Ouyang Hai“,<sup>184</sup> ist leider noch nicht vollständig ins Englische übersetzt, geschweige denn in andere Sprachen. Sobald man ihn zu kaufen bekommt, schicke ich Ihnen ein Exemplar.

Sie fragen, ob ich nur Dramen lesen will. Ich lese Dramen gerne, aber ebensogern lese ich einen Roman mit viel Handlung. Auf Ihren Geschmack verlasse ich mich unbedingt, da ich sein hohes Niveau kenne. Aber ich habe folgende Bitte an Sie: schicken Sie mir nicht mehr so viele Bücher wie neulich, denn meine Wohnung ist zu klein, es gibt zuwenig Platz dafür. Ein Buch jährlich – darüber werde ich mich sehr freuen.

Die Adresse ihrer Tochter Jolie habe ich Perry Isak Brainin<sup>185</sup> am 3. 8. brieflich mitgeteilt. Er hat ihr wahrscheinlich schon geschrieben – Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie nach meiner Gesundheit fragen. Der ärgste Störenfried ist mein Magen, der Magen einer ehemaligen Hungerleiderin. Er funktioniert nur bis 5 Uhr nachmittags, und auch das nur mit Hilfe von Natron und recht viel heißem Trinkwasser. Nachtmahl esse ich nie. Natürlich werde ich einmal krankwerden und sogar sterben, das ist der Lauf

der Natur. Aber vorläufig kann ich arbeiten, und folglich bin ich gesund! Meine Genossen sind meine Freunde und meine Freunde sind meine Genossen. Großmutterfreuden genieße ich nur insofern, als alle Kinder, die auf unserem Universitätsterritorium wohnen, wenn sie mich sehen, ein Freudengeheul erheben: „Großmutter Dshu, Großmutter Dshu!“ Aber ich wohne allein mit meiner Haushälterin, so kann man sich besser auf die Arbeit konzentrieren. Dshan Pen-gao und die Schöne Wolke<sup>186</sup> wohnen extra, aber wir sehen uns jeden zweiten oder dritten Tag. Ihr Söhnchen wohnt in einer andern Provinz, bei den richtigen Großeltern.

Und nun möchte ich Ihnen wenigstens eine Kostprobe von unserer großen proletarischen Kulturrevolution schicken. Sie finden inliegend einen Aufsatz über eine sehr bedeutende revolutionäre Skulpturengruppe.<sup>187</sup> Die Photos werden Sie sicher interessieren.

Mit den besten Wünschen und herzlichen Grüßen

Ihre

Chaje

BRIEF 4

Kanton, 26. 2. 68

Liebe Genossin Clara!

Vielen Dank für Ihren lieben Brief vom 27. 1., der mir große Freude bereitet hat. Das ist fein, daß wir sogar mehrsprachige Namensschwwestern sind: auf Deutsch, Yiddisch, Rumänisch, Spanisch („Donna Clara“) u.s.w.

Herzlichsten Glückwunsch zur Heirat Ihrer Tochter!

Ich freue mich im voraus auf das Buch, das Sie mir schicken werden. Ich werde es Ihnen bestätigen, wenn nicht sofort, dann bald. Inzwischen haben Sie hoffentlich den Bilderband und das Reportagebuch erhalten, bitte bestätigen Sie es mir dann gelegentlich. Ich weiß ja, daß Sie sehr beschäftigt sind, nicht weniger als ich.

Am 14. dieses Monats schickte ich Ihnen zwei Nummern der österreichischen Zeitschrift *Rote Fahne* mit meiner Übersetzung zweier Gedichte von Mao Tse-tung und einem meiner neuen Gedichte.<sup>188</sup> Ich schickte sie als eingeschriebene Drucksache, nicht mit Flugpost. Sie werden sie wohl Mitte März bekommen. Mein Adoptivsohn Dschang Peng-gao hat eine Prosäübersetzung dieser Gedichte Mao Tse-tungs angefertigt, und das war die Grundlage meiner Nachdichtung. Natürlich wollte ich beide Namen unter die Nachdichtung setzen, aber mein Sohn, in seiner übertriebenen chinesischen Bescheidenheit, lehnte ab, mit der Begründung, er sei kein Dichter. Wir diskutierten monate-

lang und endlich gelang es mir, ihn zu überzeugen. Die nächsten Nachdichtungen werden unter beiden Namen erscheinen.

Das Gedicht „Vietnam und die Welt“ wurde in die vietnamesische Sprache übersetzt und erschien am 20. 10. 67 in Hanoi.

Beiliegend schicke ich Ihnen eine Siegeslandkarte von Vietnam und fünf Erklärungen des Genossen Mao Tse-tung über Literatur und Kunst (1944 bis 64).<sup>189</sup> Eigentlich waren es interne Erklärungen, aber nun hat man sie endlich veröffentlicht und sie spielen bei der Entfaltung unserer Kulturrevolution eine höchst bedeutsame Rolle.

Früchte der Kulturrevolution sind u. a. einige sehr schöne revolutionäre Theaterstücke, wie z. B. „Die Rote Signallaterne“,<sup>190</sup> die ich Ihnen im September aus Peking schickte. „Schadjiabang“<sup>191</sup> (Das Uferdorf der Familie Scha), „Die Erstürmung der Räuberfestung“<sup>192</sup> und andere. Ich klebe je eine Marke,<sup>193</sup> die Szenen aus diesen beiden letztgenannten Theaterstücken darstellen, auf den Briefumschlag. Die Marke, auf der zwei Menschen im Vordergrund stehen, zeigt eine Szene aus „Schadjiabang“. Dieses Stück spielt im Jahre 1939 und zeigt den Widerstand des Volkes und der Volksarmee gegen die japanische Invasion.<sup>194</sup> Die Marke, auf der eine ganze Gruppe im Vordergrund steht, unter ihnen ein Kämpfer im Tigelfell, zeigt „Die Erstürmung der Räuberfestung“. Dieses Stück spielt 1946 während des Bürgerkrieges zwischen den Kuomintang Reaktionären und den Kommunisten. Eine mächtige Räuberbande, dargestellt mit der traditionellen Banditenromantik und zugleich realistisch, unterstützt die Reaktionäre. Sie wird von den Volksmassen, die lange unter ihr zu leiden hatten, und von der Volksbefreiungsarmee überlistet und besiegt. Auf der Briefmarke sehen Sie den zerschmetterten Thron des Räuberfürsten.

Leider sind diese Theaterstücke nicht in Buchform erschienen, wie „Die Rote Signallaterne“. Aber die englischsprachige Zeitschrift „Chinese Literature“<sup>195</sup> Nr. 8, 1967 und Nr. 11, 1967 hat sie veröffentlicht, mit sehr schönen farbigen Szenenphotos. Soll ich sie Ihnen schicken? Oder eine davon?

Auch ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß wir einander noch einmal begegnen. Aber wann? – Inzwischen auf Wiederschreiben!

Herzlichst  
Ihre Chaje.

An Simon Weininger

Lieber Genosse Simon Weininger!

Der obige Brief gilt auch Ihnen. Schönen Dank für Ihre guten Wünsche. Ich schlage Ihnen vor, das Dreimäderlhaus umzubenennen (siehe unten).

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Drei-Großmütter-Haus.

Besten Glückwunsch zur Heirat der Mesinke.<sup>197</sup>

An Simon Weininger

BRIEF I

Kanton, 4. 6. 65

Lieber Genosse Weininger!

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, für die schönen Gedichte von Sperber und Kittner und die gut-jüdischen Wünsche für meine Lebensdauer. Gerne würde ich den Imperialismus überleben, und Ihnen und Ihrer Frau wünsche ich das gleiche. Sicher ist jedenfalls, daß Ihre Töchter den Imperialismus überleben werden, und hoffentlich um viele Jahre. Zunächst einmal wünsche ich Ihnen die baldigste Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und Arbeitsfähigkeit.

Die chinesische Schrift, die Ihnen so gut gefällt, stammt nicht von mir, sondern von meinem Assistenten und Adoptivsohn Dshan Pen-gao, einem hervorragenden jungen Germanisten. Er hat mir auch schon einen Adoptivenkel beschert. Seine Frau Mee-yün (Schöne Wolke), ein Bauernmädchen, das jetzt als Bibliothekarin arbeitet, ist die Heldin meiner halbfertigen Novelle „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“.<sup>196</sup> Wann diese Novelle fertig wird, das wissen die Götter und die immer größeren pädagogischen Aufgaben.

Auf Wiederschreiben mit herzlichen Grüßen

Ihre

Dshu Bai-lan

Kanton, 22.7.69

Lieber Genosse Weininger!

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 25. Februar, für das wunderhübsche Abzeichen und für das Buch mit Sperbers Nachdichtungen.

Bitte schicken Sie mir ~~mir~~ kein Buch mehr. Ich schicke Ihnen ja auch keine Bücher mehr, nur Zeitungsausschnitte, wie den inliegenden.

Entschuldigen Sie <sup>meine</sup> meine späte Antwort. Ich ~~versuche~~ <sup>versuche</sup> mich auf eine Arbeit konzentrieren, auch auf eine Nachdichtung, u. zw. von den Gedichten Mao Tsse-tungs. 1967 habe ich damit angefangen, und gestern bin ich fertig geworden.

Ich freue mich sehr, daß Genossin Clara und ihre Tochter Jolie eine so interessante Reise gemacht haben. Sicher hatten sie viel zu erzählen. Ich war 1959 auch in Dresden, Weimar u. s. w. und habe dort literarische Abende gegeben, d. h. aus meiner Novellen-sammlung "Das Lied von Hong-

kong" vorgelesen. Lang, lang ist's her.

Ischak Manger habe ich auch gekannt. 1934 besuchte ich in Lwow seinen literarischen Abend. Ich war damals unterwegs nach Moskau.

Sperbers dichterische und nachdichterische Sprache ist außerordentlich schön. Aber er wählt die Originale nach dem Leitmotiv: "Um Gottes Willen, reden wir nicht von Politik, wozu brauchen wir die Politik?"

Perry Brainin dagegen ist ein stürmischer Politiker. Für die heutige Jugend Amerikas ist das sehr charakteristisch. Ich hoffe die amerikanische Revolution noch zu erleben.

Perry B. macht aber auch sehr hübsche Farbphotos. Eines lege ich bei, für Sie und Ihre Familie.

So viel für heute.

Beste Gesundheit Ihnen und Ihrer Familie einschließlich des Weltwunders

von Ihrer  
Chaja.

Kanton, 22. 7. 69

Lieber Genosse Weininger!

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 25. Februar, für das wunderhübsche Abzeichen und für das Buch mit Sperbers Nachdichtungen.<sup>197</sup>

Bitte schicken Sie mir kein Buch mehr. Ich schicke Ihnen ja auch keine Bücher mehr, nur Zeitungsausschnitte, wie den inliegenden.

Entschuldigen Sie meine späte Antwort. Ich wollte mich auf eine Arbeit konzentrieren, auch auf eine Nachdichtung, u. zw. von den Gedichten Mao Tse-tungs.<sup>198</sup> 1967 habe ich damit angefangen, und gestern bin ich fertig geworden.

Ich freue mich sehr, daß Genossin Clara und Eure Tochter Jolie eine so interessante Reise gemacht haben. Sicher hatte sie viel zu erzählen. Ich war 1959 auch in Dresden, Weimar u.s.w. und habe dort literarische Abende gegeben, d. h. aus meiner Novellensammlung „Das Lied von Hongkong“ vorgelesen. Lang, lang ist's her.

Izchak Manger<sup>199</sup> habe ich auch gekannt. 1934 besuchte ich in Lwow seinen literarischen Abend. Ich war damals unterwegs nach Moskau.

Sperbers dichterische und nachdichterische Sprache ist außerordentlich schön. Aber er wählt die Originale nach dem Leitmotiv: „Um Gottes Willen, reden wir nicht von Politik, wozu brauchen wir die Politik?“

Perry Brainin dagegen ist ein stürmischer Politiker. Für die heutige Jugend Amerikas ist das sehr charakteristisch. Ich hoffe die amerikanische Revolution noch zu erleben.

Perry B. macht aber auch sehr hübsche Farbphotos. Eines lege ich bei, für Sie und Ihre Familie.

So viel für heute.

Beste Gesundheit Ihnen und Ihrer Familie einschließlich des Weltwunders von Ihrer

Chaje.

## Erläuterungen



## I. LYRIK

- 1 *Venezianische Sonette*: In: Der Tag (Wien), 5. 3. 1926; nachgedruckt in: Ostjüdische Zeitung, 16. 5. 1926, versehen mit folgender redaktioneller Bemerkung: Dr. M. R.: [ohne Titel]: „Ich habe schon manch schönes Gedicht, manch wundervolle Novelle von Klara Blum gelesen, allein ihre venezianischen Sonetten sind das Vollendendste [sic!], was ich von dieser begabten Dichterin gelesen habe. / Klara Blum ist entschieden ein grosses Talent, eine wahre Tochter der Musen. Ihre Poesie steckt tief im Judentume, ihm entlehnt sie den Stoff für ihre Dichtung und im Judentum ist sie gross, ist sie jüdische Dichterin. Wenn ich den strengsten Massstab der Kritik an ihre venezianischen Sonetten anlege, so sind sie in jeder Beziehung den Judenliedern der grossen Else Lasker-Schüler gleichzustellen, zuweilen aber auch höherzustellen. Und dann, welch ein scharfer Blick, welch gesunde Beobachtungsgabe, welch dichterisches Feingefühl. / Rhythmik, Klangfarbe, Wortschatz, Sprachkunst, Sujet, verraten überall die echte, die wahre Dichterin. / Fräulein Klara Blum ist die Tochter des hier bekannten Grossgrundbesitzers, Herrn Josef Blum. / Die Sonette sind im Wiener ‚Tag‘ am 5. März d. J. erschienen.“
- 2 *Mädchen im Büro*: In: AZ, 3. 5. 1931.
- 3 *Ein Arbeiterjunge liest Romane*: In: AZ, 20. 12. 1931.
- 4 *Ein Arbeiter lernt*: In: Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen (Wien), Nr. 12, Dez. 1933, S. 225, versehen mit folgender redaktioneller Bemerkung: Soeben wurde Klara Blum von der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller mit dem zweiten Preis für Gedichte ausgezeichnet. Nachgedruckt in: IL 4 (1934), H. 1. S. 80-81.
- 5 *Die Ballade vom Gehorsam*: dieses Gedicht wurde 1933 beim Preisausschreiben der IVRS mit dem zweiten Preis für Gedichte ausgezeichnet, der Preis bestand in einer zweimonatigen Reise in die Sowjetunion. Aus diesen zwei Monaten wurden elf Jahre. Nach Angaben Blums ist dieses Gedicht in: IL 4 (1934), H. 1. erschienen; was aber nicht stimmt. Möglicherweise hat Blum die Zeitschrift oder das Erscheinungsdatum verwechselt.
- 6 *Cipre Maschler-Blum* (1876 Stanislau – 1937 Jerusalem): geborene Kaner, verwitwete Maschler; Klara Blums Mutter. Sie war früh verwitwet und hatte einen Sohn aus der ersten Ehe: Oskar Maschler (1896 Tarnow/Galizien – 1971 Jerusalem). Später heiratete sie – von den Eltern arrangiert – den Großgrundbesitzer Josef Blum, der sechsundzwanzig Jahre älter war als sie. Die Ehe war nicht glücklich und wurde 1913 geschieden. Cipre ging 1914 mit Tochter Klara

nach Wien und lebte unter dem Namen Cäcilie Maschler-Blum in sehr bescheidenen Verhältnissen. Ab 1919 erlitt sie immer wieder Nervenzusammenbrüche und war mehrmals in psychiatrischer Behandlung im Krankenhaus Rosenhügel. Bis 1933 lebte Klara Blum mit ihrer Mutter zusammen. Dann ging Cypre Blum nach Lemberg, von dort wanderte sie schließlich 1935 – bereits schwer krank – nach Palästina aus und lebte bei ihrem Sohn Oskar Maschler in Jerusalem. Sie starb 1937 in Jerusalem.

- 7 *Mutter*: In: Blum: Antwort, S. 5–7, autobiographisch. Das Gedicht schildert die Flucht ihrer Mutter 1913 nach Wien und den Tod der Mutter 1937.
- 8 *Czernowitz*, Blums Geburtsstadt; heute eine kleine Provinzstadt im Süden der Ukraine, ungefähr sechshundert Kilometer von der Hauptstadt Kiew entfernt, nahe der Grenze zu Rumänien und nahe den Karpaten. Man kann sich kaum vorstellen, daß diese Stadt einst eine Kultur- und Wirtschaftsmetropole im Osten Europas gewesen ist, die bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg fünfhunderttausend Einwohner beherbergte, von denen knapp die Hälfte jüdischer Abstammung waren. Czernowitz war die Hauptstadt des ehemaligen habsburgischen Kronlandes Bukowina, eine Stadt mit deutsch-jüdischer Kulturtradition, die in ihrer Vergangenheit bedeutende Dichter der deutschsprachigen Literatur hervorbrachte: Karl Emil Franzos (1848–1904), Paul Celan (1920–1971) und Rose Ausländer (1907–1988), um nur einige zu nennen, „Märchen und Mythen lagen in der Luft, man atmete sie ein“ (Zitat nach: Werner: Faden, S. 9). Die häufige Änderung der Staatszugehörigkeit der Stadt (Rumänien, Rußland, Ukraine) spiegelt sich in den Namensänderungen: Czernowitz – Cernauti – Czerniwci – Czernowci. Während des Zweiten Weltkriegs wurden die Juden der Stadt entweder ermordet, deportiert oder zur Emigration gezwungen. Heute leben kaum noch Juden dort. Die deutsch-jüdische Kulturtradition der Stadt ist so gut wie völlig vernichtet. – *Paria*: ursprünglich Name einer niedrigen Kaste; später wurde er auf alle kastenlosen Inder übertragen; Max Weber hat diese Bezeichnung für sozial verachtete und isolierte, ökonomisch und rechtlich unterprivilegierte Gesellschaftsgruppen in die Soziologie eingeführt.
- 9 *Czernowitzer Ghetto*: In: Blum: Antwort, S. 7–10; Blum: Erst recht! S. 32–35.
- 10 *Sabathleuchter*: die für den Sabbath benutzten Kerzenständer; oft aus Silber; manchmal Erbstücke einer Familie; oft die einzigen Wertgegenstände, die man auf die Flucht mitgenommen hat. Selbst in größter Not verkauft man die Sabathleuchter nicht.
- 11 *Kabbala* (hebräisch, Überlieferung): jüdische Mystik und Geheimlehre. Die Kabbala hatte großen Einfluß auf den Chassidismus.

- 12 *Talmud*: bedeutet ursprünglich ‚Belehrung‘, besonders durch Deutung der Bibel, ferner das ‚Lernen‘, das sich auf die mündliche und schriftliche Tora bezieht. Heute Bezeichnung für die beiden großen Literaturwerke, die Mischna Juda hanassis und die Gemara, von denen das eine in Palästina, das andere in Babylonien entstanden ist.
- 13 *Der Wunderrabbi von Sadagura*: In: IL 8 (1938), H. 5, S. 47–48; unter dem Sammeltitle: Zwei rumänische Lieder; nachgedruckt in: Blum: Antwort, S. 10–12; Blum: Erst recht! S. 29–31; nachgedruckt in: Blum: Weiter Weg, S. 7–8; geschrieben 1937, erste Veröffentlichung 1938. – Posthum in: Werner: Fäden, S. 62–64. – *Sadagura*: eine kleine Stadt in der Bukowina (Kreis Czernowitz), bis 1914 Sitz der Nachkommen des Wunderrabbiner Israel Ruschiner. Neben Czernowitz und Suczawa lebten in Sadagura die meisten Juden in der Bukowina, mit deutlich chassidischer Einstellung. 1910 waren von 4592 Einwohnern 3410 Juden. Ruschiner erbaute in 50er Jahren des 19. Jahrhunderts einen prachtvollen Palast im arabisch-maurischen Stil, der in der kommunistischen Ära als Fabrik zur Herstellung von Landwirtschaftsmaschinen benutzt wurde. Die Inneneinrichtung wurde dadurch vollkommen zerstört.
- 14 *Der Erntekranz*: In: IL 8 (1938), H. 5, S. 48; unter dem Sammeltitle: Zwei rumänische Lieder, nachgedruckt in: Blum: Antwort, S. 12–13; in: Blum: Weg, S. 5–6.
- 15 *Das nationale Lied*: In: IL 8 (1938), H. 9, S. 36–42, nachgedruckt in: Blum: Antwort, S. 67–69; in: Blum: Erst recht!, S. 48–50; in: Blum: Weiter Weg, S. 11–13. Die Fassung in IL erschien im Rahmen von „Zwei Gedichtzyklen“: 1. Ringstraßencafé, Melodie der Feigheit, 2. Das nationale Lied, Opium, Mutter Dshao, Die Bohnen im Kessel, Pflaumenblüte. – Der erste Zyklus ist der Erinnerung an Wien gewidmet. Der zweite Zyklus beinhaltet chinesische Motive.
- 16 *Ringstraßencafé*: In: IL 8 (1938), H. 9, S. 36–37; unter dem Sammeltitle: Zwei Gedichtzyklen; der erste Zyklus: Ringstraßencafé, Melodie der Feigheit, nachgedruckt in: Blum: Antwort, im Abschnitt: Erinnerung an Wien, S. 53–54; in: Blum: Ballade, S. 8–9; Blum hatte die Eigenheit, bereits publizierte Werke für eine weitere Publikation zu verändern. Das ist auch hier der Fall. Die letzten zwei Zeilen der VII. Strophe und die IX. Strophe werden in *Balladen* geändert. Die neue Fassung: „Über tausend Meilen möcht ich rufen, schreien: / „Was wird, tapftrer Ferdl, nun dein Schicksal sein? (VII.)“ „Aber wenn um dich der Stacheldraht sich schließt, / Spürst du doch, wie heimlich Faust um Faust dich grüßt, / Wie von Mund zu Mund dein flinkes Witzwort geht, / Daß aufs neue Hohn und Haß und Kampf ersteht. (IX.)“

- 17 *Melodie der Feigheit*: In: IL 8 (1938), H. 9, S. 37–38; nachgedruckt in: Blum: Antwort, im Abschnitt wie oben, S. 54–55.
- 18 *Kischenew* (rumän. Chisinau): Hauptstadt von Bessarabien, mit etwa 133.000 Einwohnern (1925), darunter ca. 80.000 Juden. Am 6. und 7. April 1903 kam es während der russischen Osterfeiertage zu einem Pogrom, bei dem etwa 45 Juden ermordet, mehrere hundert verletzt, 700 jüdische Häuser und 600 Läden zerstört wurden.
- 19 *Erst recht!*: In: IL 9 (1939), H. 4, S. erschien unter dem Sammeltitel: Dichtungen, bestehend aus den sechs Gedichten: Stummer Abschied, Brief aus Odessa, Brief aus Moskau, Die Eltern der Chaya Lifschitz, Rusudanas Lied, Erst recht!; nachgedruckt in: Blum: Erst recht!, S. 43–45.
- 20 *Mit meinem Trotz*: In: Blum: Entscheiden, S. 41–47; es handelt sich hier um autobiographische Erlebnisse. Blum war davon überzeugt, daß jemand sie aus persönlichen Gründen vernichten wollte: Von einigen Personen, etwa Ernst Fischer, Andor Gábor und Olga Halpern, nahm sie an, daß sie Blum schaden wollten. Dafür gibt es keinen Beweis. Allerdings wurde Blum 1939 wegen „Disziplinlosigkeit und Hysterie“ aus der Deutschen Sektion des Sowjetischen Schriftstellerverbandes ausgeschlossen und eine Zeitlang von ihrer Arbeitsstelle suspendiert.
- 21 *Stummer Abschied*: In: IL 9 (1939), H. 4, S., nachgedruckt in: Blum: Erst recht!, S. 51–52; in: Blum: Entscheiden, S. 21–22; in: GA, 1957, S. 124; in: Blum: Weg, S. 15–16; in: NDL (1960), H. 10, S. 55–56; in Entscheiden, GA, Weg und NDL änderte Blum die IV. und V. Strophe: Klopft es. Tjen-Tschung steht vor dir / Unerwartet und leise: / „Mach dich bereit für die Reise: / Komm, mein Bruder, mit mir. // Schweigend müssen wir fahren, / Heimlich ward ich gesandt. / Komm. Es ruft dich dein Land. / Hilf ihm die Freiheit bewahren“. Dieses Gedicht ist autobiographisch; Ende 1937 lernte Blum ihren chinesischen Geliebten Zhu Xiangcheng kennen. Diese Liebe bezeichnete Blum treffend als einen Splitter Glück. Die kurze Episode veränderte nicht nur ihr Leben, sondern beeinflusste auch die Thematik ihrer späteren Lyrik. Immer wieder taucht diese Liebesgeschichte in ihrer Dichtung auf. Nach der langen, vergeblichen Suche hatte sich Blum jene Geschichte – daß Zhu wegen eines geheimen Auftrages nach China zurückbeordert worden war und ihr daher nicht verraten durfte, wo er sich befand – zurechtgelegt. Vermutlich hatte Zhu ihr gegenüber einmal erwähnt, daß er nach China zurückkehren wolle und auf eine entsprechende Parteianweisung warte. Zum Teil dürfte dies auch den Tatsachen entsprechen, denn Zhu war angewiesen worden, Rußland zu verlassen. Ohne Abschied zu nehmen, fuhr er in Richtung China, wurde jedoch knapp vor der chinesischen Grenze vom NKWD verhaftet und später nach Sibirien depor-

tiert. Zur damaligen Zeit fielen viele chinesische Kommunisten, die in Rußland lebten, den stalinistischen „Säuberungswellen“ zum Opfer. Daß er sich in einer kritischen Situation befand, war Zhu bestimmt bewußt; was vielleicht der Grund war, daß er sich von Blum nicht verabschiedet hatte. Das Gedicht *Stummer Abschied* erzählt die Geschichte in lyrischer Form. Später nahm sie diese in ihren Roman *Der Hirte und die Weberin* auf; Blum glaubte fest daran, daß es sich so zugetragen haben mußte. Aus diesem Grund hatte sie sich auch entschlossen, nach China zu gehen, um ihren Geliebten wiederzufinden. Die Liebe zu Zhu war häufig Motiv und Gegenstand ihrer Lyrik. Ihre Sehnsucht nach Zhu und den Zwang, ihm zu folgen, beschreibt sie immer wieder. Der Gedichtband *Wir entscheiden alles* enthält die meisten ihrer Liebesgedichte: *Nju-Lang*, *Stummer Abschied*, *Brief aus Odessa*, *Brief aus Moskau*, *Brief nach Shen-Si* und *Melodie der Zuversicht*. Drei Liebesgedichte – *Brücke und Regenbogen*, *Der goldene Schleier* und *Chinesenkind* – finden sich in dem Zyklus *Brief nach China* im Band *Schlachtfeld und Erdball*; das Gedicht *Das nationale Lied* im Band *Die Antwort*. Die Gedichte *Grimmiger Lebensbericht* (Paris 1947) und *Liebesgedicht an einen alten Mann* (Nanjing 1955) sind im Band *Der weite Weg* (Berlin 1960) erschienen.

- 22 *Nju-Lang*: In: Blum: *Entscheiden*, S. 21, im Abschnitt: Liebesgedichte, bestehend aus folgenden Gedichten: *Nju-Lang*, *Stummer Abschied*, *Brief aus Odessa*, *Brief aus Moskau*, *Brief nach Shen-Si*, *Chinesenkind*, *Melodie der Zuversicht*. – Autobiographisch; Erinnerungen an ihren chinesischen Geliebten Zhu Xiangcheng; (Zu Zhu vgl. Anm. 6, Kommentare/I. Teil); der Name Nju-Lang, der später auch im Roman *Der Hirte und die Weberin* verwendet wird, kommt hier zum ersten Mal vor.
- 23 *Tai-Hu*: seichter See in Südost-China; Fläche: 2425 km<sup>2</sup> mit etwa 90 dichtbesiedelten Inseln, auf denen sich auch bedeutende Kultstätten des Taoismus und des Buddhismus befinden.
- 24 *Brief nach Shen-Si*: In: IL 10 (1940), H. 8, S. 44–45; nachgedruckt in: Blum: *Entscheiden*, S. 24–25; in: Blum: *Schlachtfeld*, unter dem Titel: *Brücke und Regenbogen*, S. 33–34; in: Blum: *Weg*, unter dem Titel: *Brief nach China*, S. 22–24; die erste Zeile änderte Blum später im Nachdruck: „Früher einmal, vom Dichterauge Li Tai-pos beglänzt, erschaut.“ – *Shen-Si* = Shaanxi, Provinz in Nordwest-China.
- 25 *Melodie der Zuversicht*: In: IL 10 (1940), H. 12, S. 69–70; nachgedruckt in: Blum: *Entscheiden*, S. 27–29; in: Blum: *Weg*, S. 29–32, hier änderte die Autorin die ersten zwei Zeilen der I. Strophe und die ersten vier Zeilen der II. Strophe; veränderte Fassung in *Weg*: „Dünnere Ton aus fernem Osten / Geht mir durch den Sinn:“ und „Über Berge, Ströme, Straßen, / Meer und Wüstensand, / Fand ich endlich meinen Heimweg / In dein Heimatland.“

- 26 *Der schönste Tod*: In: IL 10 (1940), H. 12, S. 69–70; nachgedruckt in: Blum: *Entscheiden*, S. 31–32, im Abschnitt: ... *und wir entscheiden* alles; in: *Bekennnis zu Österreich* (Graz) 1945, S. 24–25.
- 27 *Konfuzius* (551–479 v. Chr.) = Kong Fuzi oder Kong Zi: chinesischer Philosoph; er lebte in einer Zeit, als die Zhou-Dynastie verfiel und Chaos im Land herrschte (dieser Zeitabschnitt wird von der chinesischen Historiographie Chun Qiu und Zhan Guo genannt); die Ordnung der Zhou, die Konfuzius als die vollkommene Gesellschaft betrachtete, wurde nicht mehr von den Fürsten gewährleistet; Konfuzius sah es als seine Lebensaufgabe, diese Ordnung wiederherzustellen; er wanderte durch viele Länder, um seine Lehre zu propagieren.
- 28 *Liji* (Buch der Sitten): Lehre von Konfuzius, die von seinen Schülern nach seinem Tod aufgeschrieben wurden; Konfuzius entwickelte eine Ethik für Staat und Familie, die nicht mit Gesetzen, Strafen und staatlicher Gewalt durchzusetzen ist, sondern durch Ordnung in den Familien und einen vorbildhaften Herrscher. Der gesamte Staatsorganismus baut auf der Familie auf, die die Grundzelle der Gesellschaft bildet und in der jedem Individuum – im Interesse des Kollektivs – seine bestimmte Stelle zugewiesen ist. Die Sittenlehre des Konfuzius steht im Mittelpunkt des Konfuzianismus. Diese Sitten sind im Liji niedergelegt (vgl. Anm. 17, Kommentare, 1. Teil).
- 29 *Meister und Narr*: In: Blum: *Entscheiden*, S. 10–12; im Abschnitt: China, nachgedruckt in: GA, 1959, S. 191–193. Der Meister symbolisiert hier den chinesischen Philosophen Konfuzius.
- 30 *Thu Fu* (Du Fu, 712 Gongxian – 770 Xiangjiang): chinesischer Dichter (vgl. Anm. 24, Kommentare/IV. Teil).
- 31 *Li Tai-Po* (Li Bai, 701 – 762): chinesischer Dichter aus der Tang-Zeit (vgl. Anm. 1, Kommentare/III. Teil).
- 32 *Die Freundschaft der beiden Dichter*: Du Fu und Li Bai trafen sich im Jahre 744 in Luoyang und schlossen miteinander eine lebenslange Freundschaft. Das Gedicht *Zwei Dichter* von Klara Blum bezieht sich auf diese Freundschaft. Als Li Bai von der Verbannung Du Fus hörte, zeigte er ihm sein Mitgefühl und ließ ihn seine Unzufriedenheit gegenüber dem kaiserlichen Hof wissen. Das Gedicht ist jedoch nicht als historische Quelle anzusehen und muß mit den historischen Fakten nicht übereinstimmen. Vermutlich wurde Blum von einer alten Anekdote inspiriert. Tatsächlich trank Li Bai sehr viel und schrieb fast nur beim Trinken seine

Verse. Aber das heißt nicht, daß er nur vom Wein und von Frauen berauscht war und der Gegenwart entflo, wie es Klara Blum im Gedicht beschreibt; Li Bai war ein romantischer Dichter und hatte einen unbändigen Freiheitswillen. Blums Einstellung zu Li Bai und Du Fu wurde offenbar von einem Trend ihrer Zeit beeinflusst. Manche Literaturwissenschaftler schätzen wie sie Du Fu besonders – als Dichter des Volks –, während sie Li Bai durch seine Selbstdarstellung als „Unsterblicher des Weins“ eher kritisch gegenüberstehen. In der Literaturgeschichte wird Du Fu als sozialer Dichter bezeichnet. Er hatte die Untergangszeit und die Kriegsjahre der Tang-Dynastie miterlebt und Not und Elend der Armen am eigenen Leib erfahren. Sein berühmtes Gedicht *Zi jing fu Fengxian xian yonghuai wubaizi* (Unterwegs von der Hauptstadt nach Fengxian), das später immer als Beispiel für seine Volksnähe herangezogen wurde, zitierte auch Blum oft in ihren Werken.

- 33 *Zwei Dichter*: In: Blum: *Entscheiden*, S. 12–14; im Abschnitt: China; – Mit den zwei Dichtern meint Blum die Dichter Li Bai und Du Fu aus der Tang-Zeit.
- 34 *Der Dichter und der Krieg*: In: IL 11 (1941), H. 9, S. 55–59; hier wurden noch drei weitere Gedichte von Blum gedruckt: *Ballade einer Nacht*, *Erzählen will ich's ...*, *Der Patriot von Braila*; nachgedruckt in: Blum: *Entscheiden*, S. 30–31, im Abschnitt: „... und wir entscheiden alles“, in Blum: *Schlachtfeld*, S. 49–50; chinesische Übersetzung in: Yuan Shuipai: *Wu shi duo fan hong hua* (Fünzig rote Blüten), Pingming Chubanshe (Verlag Pingming) Shanghai 1954; später (in *Schlachtfeld* z.B.) schrieb Blum das Gedicht fast zur Gänze um: Wenn Prags Gewitterwolke näherzieht, / Ein Zornstrahl um sein altes Antlitz wettet, / Wenn es den fremden Bluthund niederschmettert, / Der mächtige Hradschin ein Lichtmeer sprüht, / Erstarkt mein frohes Lied. // Und wenn das heitre Volk am Nordmeer dort, / Das friedlich, harmlos seine Blumen pflegte, / Das schamlos der Tyrann in Ketten legte, / Mit braven Fäusten endlich stößt ihn fort, / Dann find ich Klang und Wort. // Und wenn in Bukarest in heißem Glanz / Millionen schwarzer Augen drohend glühen, / Der Doina zauberische Melodien / Aufspielen, Hitler, dir zum letzten Tanz – / Wird Bild um Bild erblühen. // Wenn Skandinaviens hochgewachsener Sohn / Sich aufreckt, um sich niemals mehr zu beugen, / Wenn Polens Kinder nicht mehr qualvoll schweigen, / Mein Wien aufsprüht in Zorn und Haß und Hohn, / Formt sich der Stropheneigen. // Wenn aller Freien schönes Heimatland / Mit klarem und verachtungsvollem Blicke, / Mit starker, ehrlicher Millionenhand / Dies Stahl- und Luggebilde schlägt in Stücke, / Dann baut mein Reim die Brücke. // Wenn Deutschlands Volk begreift, um was es geht, / Sich nicht mehr trügen läßt um seine Ehre. / Und wenn es endlich umdreht die Gewehre / Und ich mitkämpfend feure, dann ersteht / Mein Vers, der früchteschwere. // Und ist es Schuld, bekenn ich meine Schuld:

Wehrloses Leiden kann ich nicht besingen! / Doch wenn die Menschen endlich niederringen  
Die ärgste ihrer Schanden: die Geduld – / Dann wird mein Kriegslied klingen.

- 35 *Professor Knöpfelmacher*: In: Blum: *Balladen*, S. 6–7; nachgedruckt in: IL 13 (1943), H. 3, S. 38–39; unter dem Sammeltitle: *Drei Gedichte*, zusammen mit den Gedichten: *So hörte Afrika den Brudergruß*, *Bienenflug*. – *Professor Knöpfelmacher*: vgl. Anm. 41, Kommentare/II. Teil).
- 36 *Verstummte Melodie*: In: Blum: *Balladen*, S. 4–5. – An Einzelschicksalen (*Der Jude wird verbrannt*, *Professor Knöpfelmacher* und *Verstummte Melodie*) stellte Blum das Leiden des jüdischen Volkes unter dem Nazi-Regime dar. Die Judenverfolgung war auch ein Hauptmotiv ihrer Dichtung.
- 37 *Die Hungerdoina*: In: Blum: *Balladen*, S. 25–26.
- 38 *Herkunft*: In: Blum: *Schlachtfeld*, S. 7–8. – Autobiographischer Lebensbericht.
- 39 *An einen jungen deutschen Soldaten*: In: Blum: *Schlachtfeld*, S. 29–30; unter dem Sammeltitle: *Appell*. – Die antifaschistische Dichtung Blums entstand zum größten Teil in den 40er Jahren. Durch den Kriegsausbruch wurden Motive von Krieg und Kampf gegen den Faschismus zentrale Themen in der sowjetischen Literatur. Viele Emigranten, so auch Blum, nahmen an der Frontagitation teil. Ein großer Teil ihrer Gedichte ist von unübersehbar agitatorischem Charakter. Gedichte wie *An einen jungen deutschen Soldaten*, *Dein Kind*, *An eine deutsche Frau*, *Automat* und *Königsberg* sehen aus wie Parolen auf Flugblättern. Blum hat deshalb diesen Gedichten den Titel „Appell“ gegeben. Der Appell richtete sich an das deutsche Volk, an die Mütter, Väter, Soldaten und die zivile Bevölkerung. Sie alle sollten darüber nachdenken, was der Krieg ihnen bringen konnte. In diesen Gedichten führt Blum ein Gespräch mit ihren Lesern.
- 40 *Der Tod Stefan Zweigs*: In: IL 15 (1945), H. 1, S. 44–45.
- 41 *Vater*: Blums Vater *Josef Blum* (1850 Czernowitz –1934 Czernowitz), Großgrundbesitzer; 1911–1918 Landtagsabgeordneter der Bukowina als Mitgled der Zweiten Kurie. Er war einer der Organisatoren des Jüdischen Nationalfonds (Keren Kajemeth Lejisrael) in der Bukowina. Von 1918 an Mitglied des jüdischen Nationalrates. Er war „eine im politischen Leben der Stadt tätige und hochgeachtete Persönlichkeit“ (Hugo Gold [Hg]: *Geschichte der Juden in der Bukowina*, Tel Aviv 1958, Bd. 2, S. 193); Durch den Ersten Weltkrieg und die judenfeindliche Politik Rumäniens in den 20er Jahren hat er vermutlich den größten Teil seines Besitzes verloren und lebte in späteren Jahren eher bescheiden.

- 42 *Grimmiger Lebensbericht*: In: Blum: *Weiter Weg*, S. 33–34, geschrieben 1947 in Paris, erste Veröffentlichung 1960; in: NDL 1960, H. 10, S. 57–59. – Posthum in: Werner: *Fäden*, S. 132–133. – wie viele ihrer Gedichte hat auch dieses stark autobiographische Züge. Es enthält viele Erlebnisse und Daten ihres Lebens. Etwa erfährt man aus diesem Gedicht, daß Blum ihre Mutter sehr schätzte, ihren Vater aber verachtete. Ob aus sozialistischer Überzeugung oder aus anderen Gründen, ist nicht mehr festzustellen.
- 43 *Liebesgedicht an einen alten Mann*: In: GA 1957, S. 294; nachgedruckt in: Blum: *Weg*, S. 39–40, in: NDL 1960, H. 10, S. 59–60. – Das ist das letzte Gedicht, das Blum ihrem Geliebten gewidmet hat. Auch aus diesem wird deutlich, daß Blum an dem selbst geschaffenen Mythos von ihrem Geliebten in geheimer Mission festhielt.

## 2. EPIK

- 1 *Bukaczowce*: ukrain. Bukacziwci, ein Städtchen in Galizien, Bezirk Rohatyn. Um 1910 zählte Bukaczowce 2654 Einwohner.
- 2 *Talmud*: vgl. Anmerkung 12, Lyrik
- 3 *Gemarah* (Gemera): zweiter Bestandteil des Talmud, umfaßt die erläuternden und kritischen Erörterungen über die Mischna, die in den Lehrhäusern Palästinas und Babyloniens verfaßt wurden. Die Erörterungen werden in Form von Diskussionen vorgeführt, d.h. der Text der Gemara enthält Protokolle, die ein getreues Bild der Vorgänge vermitteln und mit dramatischer Lebendigkeit zeigen, wie die Gesetzeslehrer miteinander verhandelt und gesprochen, wie sie ihre Meinungen und Gedanken ausgetauscht, einander ergänzt und belehrt, berichtigt und widerlegt haben. Das Studium des Talmud, und zwar hauptsächlich des babylonischen, verbreitete sich von Babylonien aus nach Ägypten, Nordafrika, Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland und schließlich nach Polen, wo es vom 16. Jahrhundert an weite Verbreitung fand und eifrig gepflegt wurde. Das Talmudstudium wurde bald zum religiösen Gebot, man widmete sich ihm mit größter Hingabe und Liebe. Die Schüler saßen Tag und Nacht im Bet- haus und lernten aus den Talmudbüchern unermüdlich die Gesetze, die Schärfe des Geistes, die Disziplinierung des Willens und die Erfrischung für Herz und Gemüt. Der Talmud enthielt auch Ermahnungen, er spornte zu einem sittlichen, auf das Ideale gerichteten Leben, zu Liebe, zu Gott und zu Israel an und vermittelte Hoffnung und Widerstandskraft im Leiden. So war der Talmud Jahrhunderte hindurch der Erzieher, Zucht- und Lehrmeister des jüdischen Volks.

- 4 *Warum ich meine Braut nicht bekommen habe*: In: Menorah 2 (1924), Nr. 6 (Juni), S. 9–10; nachgedruckt in: OZ, 17. 8. 1924.
- 5 *Kol-Nidre-Gebet*: eine Formel, die zu Beginn des Jom Kippur, des Versöhnungstags, gesprochen wird: das Gebet enthält eine Erklärung, die nach De Vries' Werk *Jüdische Riten und Symbole* so lautet: „Alle Gelübde, Entsaugungen, Bannungen, Entziehungen, Kasteiungen und Gelöbnisse unter jedem Namen, auch alle Schwüre, so wir gelobt, geschworen, gebannt und entsagt haben, haben werden – von diesem Versöhnungstage bis zum Versöhnungstage, der zu unserem Wohle herankommen möge – bereuen wir hiermit allesamt; sie alle seien aufgelöst, ungültig, unbündig, aufgehoben und vernichtet, ohne Verbindlichkeit und ohne Bestand. Unsere Gelübde seien keine Gelöbnisse; was wir entsagt, sollen keine Entsaugungen, und was wir beschwören, keine Schwüre sein.“ Dieses Gebet wurde häufig mißverstanden und oft von Antisemiten als Vorwurf gegen die Juden vorgebracht. Die antisemitische Literatur bezieht sich immer wieder auf dieses Gebet, indem behauptet wird, daß die Juden sich schon im voraus aller Versprechen und Gelübde entbinden, die sie im kommenden Jahr abgeben werden, woraus gefolgert wird, daß man ihnen nicht vertrauen könne.
- 6 *Mazzahbrot* = Matzenbrot: ein ungesäuertes, mit bitteren Kräutern gebackenes Brot, das nach jüdischem Brauch zum Passahfest gegessen wird. Die ersten zwei Tage des Passahfestes werden auch das Fest der ungesäuerten Brote genannt. Es sollte an die Vertreibung der Juden aus Ägypten erinnern. Das Backen des Matzenbrotes wird durch zahlreiche Bestimmungen und Vorschriften geregelt, die auch eine eigene Backtechnik vorschreiben. Das Matzenbrot wird in speziell eingerichteten Betrieben unter der Aufsicht des Rabbinats hergestellt.
- 7 *Kol Nidre*: In: Menorah 3 (1925), Nr. 4., mit folgender Anmerkung der Redaktion: „Die Skizze Klara Blums nützt das Kol Nidre-Motiv zu einer dichterischen Verklärung der spanischen Scheinchristen. In Wirklichkeit hat das Kol Nidre-Gebet damit wahrscheinlich keinerlei Zusammenhang. Vielmehr bezieht es sich ausschließlich auf kultische, allein die eigene Person bindende Gelübde, die man nach talmudischer Rechtslehre sowohl in der Form des sogenannten Neder wie auch in der des Eides auf sich nehmen kann. Eide jedoch, die gegenüber anderen Personen insbesondere auch vor Gerichten geschworen werden, sind – von Fällen der Ungültigkeit bei Lebensbedrohung oder sonstigem körperlichen Zwange abgesehen – auch nach talmudischer Lehre niemals auflösbar. Das Kol Nidre-Gebet ist daher der Ausfluß höchster Gewissenhaftigkeit vor Gott hinsichtlich jeder Form unwissentlicher Entheiligung des gelobten Wortes.“ – Nachgedruckt in: OZ, 27. 9. 1925, versehen mit folgender redaktioneller Anmerkung: „In dem nachfolgenden Aufsatz, unserer heimischen Autorin, der in der jüd. Monatsschrift ‚Menorah‘ erschienen ist, wird die Frage der Aufhebung von Eiden durch

das Kol-Nidre-Gebet behandelt. Die Auffassung, die hier niedergelegt wird, stimmt mit unserer Ansicht, wie wir sie gelegentlich des Vorfalles beim hiesigen Landesgericht geäußert haben, nicht ganz überein. Immerhin ist es möglich, daß dem Kol-Nidre-Gebet Motive zu Grund liegen, wie sie im nachfolgenden geäußert werden.“

- 8 *Die seidenen Zures*: In: OZ, 10. 1. 1926.
- 9 *Wassilka, die Bäuerin*: In: AZ, 10. 9. 1931, S. 7.
- 10 *Floßgasse*: eine Straße im II. Bezirk – Leopoldstadt – in Wien.
- 11 *Chanukahleuchter*: auch Menorah genannt. Eine spezielle Lampe, nämlich ein achtarmiger Leuchter in einer Reihe, der nur zum Chanukahfest (Tempelweihfest) benutzt wird. Das Fest wird durch das Anzünden besonderer Lichter (Chanukahlichter) begangen. Am ersten Tag zündet man ein Licht an. Acht Tage lang kommt jeden Abend ein weiteres dazu, bis schließlich alle Lichter brennen. Chanukahlichter werden sowohl zu Hause als auch in der Synagoge angezündet. Dem Anzünden folgt eine feierliche Zeremonie. Gewöhnlich werden Kerzen für den Leuchter benutzt. Man kann aber auch Ölnäppchen verwenden. Das Chanukahfest beginnt am 25. Tag des Kislew (des neunten Monats des jüdischen Kalenders).
- 12 *Karmelitermarkt*: in Wien im II. Bezirk.
- 13 *Chanukahlichter und Klassenbewußtsein*: In: Der jüdische Arbeiter (Wien), 7 (1930), Nr. 1 (Jänner); posthum in: Beckermann: Die Mazzesinsel, S. 94–96.
- 14 *Judenszene*: In: OJ, 28. 6. 1929, das ist ein Abschnitt aus dem Drama *Nacht*, welches der Herausgeberin nicht bekannt ist.
- 15 *Herrendämmerung*: In: AZ, 15. 1. 1933.
- 16 *Das Lied von Hongkong*: In: Klara Blum: Das Lied von Hongkong, Rudolstadt, 1959, S. 55–137. – Titelnovelle des 1959 erschienenen Novellenbandes *Das Lied von Hongkong*, die Novelle thematisiert den großen Matrosenstreik 1922 in Hongkong. Dieser Streik war der erste Sieg der chinesischen Arbeiterbewegung, die damit anfang, sich bewußt als einheitliche Klasse zu konstituieren. Die Vorgeschichte des Streiks begann im März 1921, als „aufgrund der starken Stellung von regelrechten Arbeitskontrakt-Firmen in der Arbeitsvermittlung von Seeleuten auf Initiative von Mitgliedern der Guo Mindang die Dachgesellschaft der chinesischen

Seeleute gegründet wurde<sup>6</sup>. Die permanente Verschlechterung der Lebensbedingungen für Seeleute führte im September und November 1921 zu gewerkschaftlichen Forderungen nach Lohnerhöhung. Diese wurden von den Unternehmern jedoch nicht nur ignoriert, sondern sie erhöhten Ende des Jahres auch noch die ohnehin höheren Löhne der ausländischen Seeleute um 15 Prozent. Am 12. Januar 1922 brach der Streik aus, nachdem die ultimative Forderung der Gewerkschaft unbeantwortet blieb. Der Streik der Hongkonger Matrosen war nicht nur „von seiner Dauer (56 Tage) und der Zahl der Beteiligten [ca. 120.000] her ein Novum in der Sozialgeschichte Chinas“. – Peter Schier: Die chinesische Arbeiterbewegung. In: Richard Lorenz (Hrsg.): *Umwälzung einer Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte der chinesischen Revolution (1911–1949)*. Frankfurt/M. 1977, S. 257–350, hier S. 295. – Seeverkehr, Handel und Industrie kamen total zum Erliegen. Die Regierung und die Unternehmer wurden gezwungen, auf die Forderungen der Gewerkschaft einzugehen. – Der Streik und seine Vorgeschichte werden in der Novelle ausführlich geschildert: 166 Schiffe liegen still. Die Werftarbeiter streiken, die Straßenkehrer und die Dienstboten treten einen Sympathiestreik an. Schließlich kommt es zum Generalstreik, an dem Hunderttausende Arbeiter teilnehmen. Die Behörde will zunächst nicht auf die Forderungen der Arbeiter eingehen und gibt Schießbefehl: „Ihre Schüsse auf waffenlose, ruhig zur Heimat ziehende Streiker hatten nichts genützt. Im Gegenteil. Der Haß war tiefer und klarsichtiger geworden, der Generalstreik beherrschte die Insel mit machtvoller Unbeweglichkeit“; am 8. März erklärte sich die Hongkong-Regierung schließlich bereit, mit der Gewerkschaft zu verhandeln.

- 17 *Herbstmittenfest* (Mondfest, Zhongqiujié): ein traditionelles chinesisches Fest am 15. Tag (Vollmond) des achten Monats nach dem chinesischen Mondkalender. Nach alter Tradition versammelt sich die ganze Familie, um die helle Nacht des Vollmondes zu genießen und Mondkuchen (yuebing) zu essen. Herbstmittenfest ist eine wörtliche Übersetzung von Klara Blum.
- 18 *Perlfuß* (Zhujiang): Fluß in der südchinesischen Provinz Guangdong; Mündung ins südchinesische Meer westlich von Hongkong; wichtiger Hafen: Huangpu (Whampoa), ein Außenhafen von Kanton.
- 19 „*Goldamsel, singe, und ich lausche dir*“, „*Donner bei trockenem Wetter*“ (*Gan da lei*), „*Leuchtende Wolken jagen den Mond*“ (*Caiyun zhui yue*) und „*Der arme Mönch verlangt nach einem Weibe*“: Titel kantonesischer Volkslieder; sind in China sehr populär.
- 20 *Habt ihr schon gegessen?*: wörtliche Übersetzung der Grußformel „Chiguo fan le?“<sup>6</sup>. Diese dient in China meistens als Begrüßung, eine Höflichkeitsform, die nicht wörtlich übersetzt werden sollte. Man fragt danach, wenn man sich trifft, verstanden im Sinne von „Wie geht es dir?“.

- 21 *Ningpo*: Hafenstadt an der Provinz Zhejiang; wichtiger Fischerei- und Handelshafen; derzeit 13 Mio. Einwohner.
- 22 *Shandong*: Provinz an der Nordost-Küste Chinas mit einer Fläche von 153.300 km<sup>2</sup> und derzeit 84,39 Mio. Einwohnern; Hauptstadt: Jinan (2,14 Mio. Einwohner).
- 23 *Pekinesisch, auch Allgemeinsprache* = Putonghua (Hochchinesisch): wird auch als Guanhua (Mandarin-Sprache) und Guoyu (Landessprache) bezeichnet; die Basis der Putonghua ist der Peking- (oder nordchinesische) Dialekt.
- 24 *Meeresteufel* = Yanggui (ausländischer Teufel): im alten China wurde alles, was vom Ausland kam, als Yang bezeichnet, z. B. Yangyu (Kartoffel), Yanghuo (Streichhölzer), Yang shizi (Tomaten), Yangren (Auslandsmenschen); Yang hat gleichzeitig auch eine andere Bedeutung: das Meer. Gui bedeutet ungefähr Teufel (oder Hexe) und wird oft als abwertende Bezeichnung für Menschen benutzt, früher oft für Ausländer, da sie als Angehörige von Besatzungsmächten nicht beliebt waren. Das Wort Meeresteufel ist eine Erfindung von Blum. Sie verwechselt hier die Bedeutungen „Ausland“ und „Meer“. Das Wort wird vielleicht deshalb so verwendet, weil die Ausländer zuerst vom Meer ins Land gekommen sind.
- 25 *Ssu Dshau-dshöng* (Su Zhaozheng) (1885–1929): chinesischer Gewerkschafter und Politiker; ursprünglich Matrose von Beruf; Teilnahme an mehreren Streiks und später aktives Mitglied der Arbeiterbewegung; dann in führender Funktion in der KP Chinas.
- 26 *Fremdeninsel Shamín*: Flußinsel im Zhujiang (Perlfuß), eine ca. 30 ha große Sandbank, südwestlich von Kanton, wo 1858 die englische und französische Konzession errichtet wurde. Kanton wurde 1842 zu einem der ersten Vertragshäfen erklärt.
- 27 *Die Geisha*: Operette in zwei Akten über eine japanische Teehausgeschichte; Text von Owen Hall und Harry Greenbank; Musik von Sidney Jones (1861 London – 1946 London); Uraufführung 1896. *Sidney Jones* begann seine Karriere als Militärkapellmeister, später Dirigent. 1905 wurde er Leiter des Empire Theatre in London. Insgesamt schrieb er zehn Operetten, *Die Geisha* wurde seine berühmteste. Um die Jahrhundertwende war sie eine der erfolgreichsten Operetten. Von den Melodien der *Geisha* wurden der Walzer der Mimosa (Geisha, Hauptfigur) „O, tanz, du kleine Geisha du“ und das Lied von Wun-Hi (Teehausbesitzer) „Chin- Chin- Chinamann“ sehr populär. Auch Blum zitiert sie.

- 28 *Sun Yat-sen-Regime*: Gemeint ist die selbsternannte Revolutionsregierung der Guo-Mindang unter der Führung Sun Yat-sens in Kanton.
- 29 *Palästina-Dimfort*: keine Daten eruiert.
- 30 *Neun-Mächte-Konferenz*: Gemeint ist eine vom November 1921 bis Februar 1922 in Washington stattgefundene Konferenz. Wie Japan und England, wollten auch die USA ihren Einfluß im pazifischen Raum verstärken. Um die Streitpunkte mit den beiden Ländern zu klären, lud Präsident Harding zu einer Konferenz in Washington, an der neun Länder teilnahmen. Die Ergebnisse der Konferenz waren für die politische Entwicklung im pazifischen Raum von großer Bedeutung.
- 31 *Fujian*: Provinz an der Südost-Küste Chinas, gegenüber von Taiwan, mit 120.000 km<sup>2</sup> und derzeit 31,83 Mio. Einwohnern; Hauptstadt Fuzhou. Fujian ist eine der wichtigsten Teeproduktionsstätten Chinas.
- 32 *Professor Li* (Li Dazhao, 1889–1927): wichtiger Vertreter der 4. Mai-Bewegung, chinesischer Marxist der ersten Generation und Mitbegründer der KP Chinas; Studium in Japan; 1918 Rückkehr nach China und Direktor an der Bibliothek der Pekinger Universität; Mitherausgeber der Zeitschrift *Neue Jugend* (Xin Qingnian). 1927 wurde er von dem Warlord Zhang Zuolin in Peking festgenommen und hingerichtet.
- 33 *Tschön* (Chen Duxiu, 1879–1942): bedeutender Vertreter der 4. Mai-Bewegung, chinesischer Politiker und Pädagoge; Studienaufenthalt in Japan; 1916 gründete er die Zeitschrift *Neue Jugend*; er war einer der ersten chinesischen Marxisten und rief mit Li Dazhao im Juli 1921 die KP Chinas ins Leben.
- 34 *Oscar Wilde* (1854 Dublin – 1900 Paris): irischer Schriftsteller; lebte ab 1879 in London und wurde v. a. durch seine Theaterstücke bekannt. 1895 wurde er wegen Homosexualität zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. 1897 ging er nach Paris und starb dort in ärmlichen Verhältnissen; Hauptwerke: *Das Bildnis des Dorian Gray* (1890) und *The Importance of Being Earnest* (Drama, 1893).
- 35 *Bu Bu Gao*: ein kantonesisches Volkslied.
- 36 *Kwantung (Guangdong)*: südlichste Küstenprovinz Chinas, mit 231.000 km<sup>2</sup> und derzeit 45 Millionen Einwohnern; Hauptstadt: Guangzhou (Kanton).

- 37 *Dshuang Dses (Zhuangzis) Totenschädeldialog und Schmetterlingstraum: Zhuangzi*, Rufname Zhou (369 Shangqiu/Henan – 286 v. Chr.): chinesischer Philosoph und Schriftsteller; Vertreter des Taoismus; führte ein sehr bescheidenes und zurückgezogenes Leben. Das Buch *Zhuangzi* wird ihm zugeschrieben. Es umfaßt dreiunddreißig Kapitel. – Die Geschichte *Totenschädeldialog* (Qi Si) – in: *Zhuangzi. Zhile pian* (Buch Zhuangzi, Kapitel: Höchste Freude) – wird auch übersetzt als „Auferstehung“. Sie beschreibt einen Dialog zwischen Zhuangzi und einem Totenschädel: Zhuangzi sieht unterwegs einen Totenschädel und verwendet ihn als Kissen zum Schlafen. In der Nacht erscheint ihm der Schädel im Traum. Zhuangzi und der Totenschädel unterhalten sich über das Leben und den Tod. – Die Geschichte *Schmetterlingstraum* (Zhuang Zhou Mengdie) – in: *Zhuang Zi. Qi wu lun* (Buch Zhuangzi, Kapitel: Über die Natur): Zhuangzi träumt, er sei ein Schmetterling, der nichts weiß von Zhuangzi. Dann wacht er auf und ist wieder Zhuangzi. Nun fragt er sich, ob er geträumt hat, daß er ein Schmetterling sei, oder ob der Schmetterling träumt, er sei Zhuangzi.
- 38 *nächtlich leuchtende Becher* (Ye guangbei): ein besonderer Weinbecher aus dunkelgrüner Jade, die in der Nacht leuchtet; Herkunftsort: Provinz Gansu in Nordwest-China.
- 39 *Wang Han* (Geburts- und Todesdatum unbekannt): chinesischer Dichter aus der Täng-Dynastie. Er dürfte um das Jahr 710 die Staatsprüfung für eine Beamtenlaufbahn abgelegt haben. Wang Han schrieb oft über das Leben der Soldaten an der Westgrenze. Nur dreizehn seiner Gedichte sind bis heute überliefert. Das von Blum erwähnte Gedicht mit dem Titel *Liangzhou ci* (Gedicht aus Liangzhou) ist ein vierzeiliges Gedicht im Jueshi-Stil; originaler Wortlaut: „Putao meijiu yeguangbei, Yuyin pipa ma shang cui. Zui wo shazhang jun mo xiao, Gu lai zhengzhan jiren hui?“
- 40 *Ör-hu-Geige* (Erhu): chinesische Kniegeige mit zwei Saiten und tiefem, klangvollem Ton. Der Tonkörper ist rohrförmig, eine Seite dick, eine Seite dünn, und wird aus Holz gefertigt. Die dickere Seite wird mit der Haut einer Pythonschlange bezogen.
- 41 *Möng Dsö* (Mengzi), Rufname Ke (372 Zhouxian – 289 v. Chr.): chinesischer Philosoph; Schüler von Konfuzius' Enkel Zi Si und bedeutender Vertreter des Konfuzianismus. Das Buch *Mengzi*, das ihm zugeschrieben wird, gehört zu den chinesischen Klassikern, die jeder Student erlernen mußte, wenn er eine amtliche Laufbahn einschlagen wollte. Der Inhalt des Buches besteht im wesentlichen aus philosophischen und politischen Diskussionen. Der Grundgedanke Mengzis, der das chinesische Denken und die chinesische Literatur entscheidend prägte, ist, daß die menschliche Natur im Kern ihres Wesens gut ist.

42. *Verband chinesischer proletarischer Matrosen*: keine Daten eruiert.
43. *Schildkrötenei* = Wangba dan (in wörtlicher Übersetzung): ein sehr häßliches Schimpfwort, das darauf anspielt, daß der Beschimpfte nicht aus einer legitimen Ehe stammt. Dieses Wort wird von „Wangba“ abgeleitet; Wangba hat zwei Bedeutungen: 1. Schildkröte, 2. Anspielung auf und Beschimpfung von Männern, deren Frauen fremdgehen; hier entsteht ein Übertragungsproblem. Man kann es nicht wörtlich übersetzen, denn ein deutscher Leser kann mit dem Wort Schildkrötenei nichts anfangen.
44. *Kanton Times*: keine Daten eruiert.
45. *Die drei Prinzipien* = die drei Volksprinzipien (Sanminzhuyi): Minzhu, minsheng und minquan (Nationalgefühl, Demokratie und Sozialismus) wurden von Sun Yat-sen als Grundlage der Guo Mindang-Ideologie festgelegt.
46. *Djau-Lun (Kowloon)*: auch New Territories genannt. Dieser Teil des heutigen Hongkong ist kein unmittelbarer Bestandteil der Kronkolonie, sondern wurde im Juni 1898 von Großbritannien für 99 Jahre aufgrund der sogenannten „Sino-British Convention for the Extension of Hongkong“ gepachtet. Begründet wurde die Pacht mit Sicherheitsbedürfnissen für die 1842 im Nankinger Vertrag erworbene Insel Hongkong und den Teil Kowloons, der 1860 durch die Konvention von Peking in den kolonialen Besitz Großbritanniens übergegangen war.
47. *Schatjön* (Shenzhen, auch Shumchun): Stadt in der Provinz Guangdong an der Grenze zu Hongkong. Einst war Shenzhen ein kleines Fischerdorf. Seit 1981 liegt hier eine Wirtschafts-sonderzone mit 327,5 km<sup>2</sup>, welche ausländische Investoren anlocken soll. Heute ist Shenzhen ein Wirtschaftszentrum im Süden Chinas. Die Einwohnerzahl beträgt derzeit ca. 4 Millionen.
48. *Je Dschän-jing* = Ye Jianying (1897 Meixian/Guangdong – 1986 Guangzhou): chinesischer Politiker und Marschall; 1925 Instrukteur an der Whampoa-Militärakademie in Guangzhou; 1927 Beitritt in die KP Chinas; ab 1945 Mitglied des ZK der KP; ab 1949 hohe Parteifunktionär; ab 1969 Mitglied des Politbüros; 1975-1978 Verteidigungsminister; 1978-1983 Vorsitzender des Ständigen Komitees des Volkskongresses (Staatsoberhaupt).
49. *Lu Hsün-Akademie für Literatur und Kunst in Yanan*: eine 1938 von den Kommunisten auf ihrem Gebiet in Yan'an gegründete Kunstakademie; zuerst gab es nur drei Fachbereiche an der Akademie: Theater, Musik und Malerei; das Ziel dieser Akademie war, Agitatoren und Pro-

pagandisten auszubilden; die kommunistische Führung war der Meinung, daß die Kunst die beste Waffe ist, um Propaganda zu machen, die Massen zu mobilisieren und zu organisieren.

- 50 *Yananer Beratung über Literatur und Kunst 1942*: Im Frühjahr 1942 kündigte Mao Zedong eine neue Kampagne an, die gegen „Realismus [bürgerlichen Realismus], Sentimentalität und Satire“ im künstlerischen Bereich ankämpfen sollte. Wenige Monate später fand eine Debatte über Kunst und Literatur in Yan'an statt. Danach hielt Mao eine Ansprache, in der er seine Ansichten zur Aufgabe der Kunst darlegte: „Die Rede zur Aussprache über die Kunst und Literatur in Yan'an.“ Diese wurde später zur Richtlinie der Kulturpolitik der Volksrepublik China. Angeregt durch sowjetische Theoretiker und ausgehend von seiner persönlichen Auffassung über die Wirkung populärer Kunstformen stellte Mao Richtlinien auf, an die sich Künstler und Schriftsteller halten sollten: „Literatur und Kunst sollten sich an die Massen wenden, und ihr Klassenstandpunkt müsse der des Proletariats, nicht des Kleinbürgertums sein. Um dies zu erreichen, müßten Autoren und Künstler von den Arbeitern, Bauern und Soldaten lernen und dürften nur das verbreiten, wofür ein Bedürfnis bestünde und was von diesen Gruppen ‚leicht angenommen‘ werde“ (Mao Zedong: Die Rede zur Aussprache über Kunst und Literatur in Yan'an, zitiert nach: Jonathan D. Spence: Das Tor des Himmlischen Friedens. Die Chinesen und ihre Revolution 1895–1980. München 1985, S. 297).

### 3. PUBLIZISTIK

- 1 *Was erwarte ich vom Leben?*: In: Wiener Morgenzeitung, 4. Nov. 1923, unter dem Titel Jüdische Jugend; nachgedruckt in: OZ, 21. II. 1923, versehen mit folgender Anmerkung: „Die Verfasserin dieser in der ‚Wiener Morgenzeitung‘ erschienenen Preisarbeit ist die Tochter unseres Gesinnungsgenossen, des Großgrundbesitzers Herrn Josef Blum in Czernowitz.“
- 2 *Zion*, urspr. Bezeichnung für einen der Hügel Jerusalems und die auf ihm angelegte Berg-feste, die von David erobert und danach Davidstadt genannt wurde. Später wurde Zion eine dichterische Bezeichnung für Jerusalem, dann sogar für das ganze Land, und die „Tochter Zions“ (bat zijon) eine Bezeichnung für das gesamte Volk Israel. Schließlich wurde der Begriff Zion zum Symbol für die nationale Idee, für die Sehnsucht und Hoffnung der Juden, wieder in Palästina leben zu können. Davon leitet sich auch das Wort Zionismus ab.
- 3 *Der erste Zionistenkongreß*: fand 29.–31. August 1897 in Basel statt. Unter der Führung von Theodor Herzl wurde die zionistische Weltorganisation gegründet. Ihr Ziel: Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina, v.a. für verfolgte Juden Osteuropas.

Ab damals wurde der Kongreß alle zwei Jahre an verschiedenen Ort abgehalten. Seit dem 23. Kongreß (1951) findet der Kongreß regelmäßig in Jerusalem statt.

4 *Die Tochter Zions*: In: OZ, 9. 10. 1924.

5 *Lily Braun* (1865 Halberstadt – 1916 Berlin): geborene Kretschmann; Vertreterin der sozialistischen Frauenbewegung; wurde als Tochter eines preußischen Generals geboren und wirkte zuerst aktiv in der bürgerlichen Frauenbewegung. Später trat sie in die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ein und wurde eine der Repräsentantinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Die Auseinandersetzungen mit Parteigenossen und -genossinnen veranlaßten sie, sich vom politischen Leben zurückzuziehen und sich ihrer literarischen Tätigkeit zu widmen. Ihre Publikationen wie *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite* (1901) und *Memoiren einer Sozialistin* (1916) sind auch heute noch aktuell. In *Sozialismus und Persönlichkeit* wird eine individualpsychologische These aufgestellt. Hier werden bereits die Begriffe Individualismus bzw. Individuum verwendet. Als Gegensatz dazu hatte Alfred Adler einen neuen Begriff, die „Gemeinschaft“, für die Psychologie benutzt. Hinter dem Wort Sozialismus versteckt sich der Begriff der Gemeinschaft, die im Text auch als Kollektiv bezeichnet wird. Blum befaßte sich eine Zeitlang mit Fragen der Individualpsychologie.

6 *Sozialismus und Persönlichkeit*: In: AZ, 10. 8. 1931.

7 *Arthur Schnitzler* (1862 Wien – 1931 Wien): österreichischer Erzähler und Dramatiker; 1879–1885 Medizinstudium; 1885–1888 Assistenzarzt im Wiener Allgemeinen Krankenhaus; 1888–1893 Assistent seines Vaters. Ab 1893 führte er eine Privatpraxis. Sein Interesse galt mehr und mehr der Literatur; ab 1890 veröffentlichte er eine Reihe von Dramen, die großes Aufsehen erregten, ihm aber auch viel positive Kritik einbrachten. Schnitzler versuchte, psychoanalytische Methoden in der Literatur einzusetzen. In seiner 1901 erschienenen Novelle *Lieutenant Gustl* wandte Schnitzler erstmals das Stilmittel des inneren Monologs an. Seine Haltung zum Judentum war sehr ambivalent. Er stand dem Zionismus ablehnend gegenüber, setzte sich jedoch oft mit jüdischen Themen und Problemen auseinander, wie z.B. im Roman *Der Weg ins Freie* (Berlin 1908) und im Drama *Professor Bernhards* (1912); Hauptwerke: *Anatol* (Drama, 1892), *Liebelei* (Drama 1895), *Reigen* (Drama, 1903), *Das weite Land* (Drama, 1911), *Fräulein Else* (Novelle 1924), *Therese. Chronik eines Frauenlebens* (Roman, 1928), *Spiel im Morgengrauen* (Novelle).

8 *Artur Schnitzler, ein Pionier des Frauenrechtes* In: AZ, 2. 11. 1931. – (die ungewohnte Schreibweise ‚Artur‘ folgt der Vorlage).

- 9 *Gemeindeschule*: Hier wird eine individualpsychologisch ausgerichtete Versuchsschule vorgestellt. In den 20er Jahren setzte in Wien eine Reihe von Reformbewegungen – vor allem Schulreformen durch die Sozialdemokraten und Individualpsychologen – ein. Anfang der 30er Jahre wurden drei Individualpsychologen, Oskar Spiel, Ferdinand Birnbaum und Fritz Scharmer, vom Stadtschulrat beauftragt, eine Versuchsschule – eine normale Sprengelschule, die ausnahmslos von aus dem kleinbürgerlich-proletarischen Milieu stammenden Kindern, Buben zwischen zehn und vierzehn Jahren, besucht wurde – auf individualpsychologischer Grundlage zu errichten. Diese Schule wurde im September 1931 im 20. Bezirk (Brigittenau) eröffnet und errang im In- und Ausland großes Ansehen. Das Gelingen dieses Projektes gehört zu den pädagogischen Erfolgen Alfred Adlers und seiner Mitarbeiter. Blum besuchte die Schule ein Jahr nach der Eröffnung und konnte bereits die Erfolge feststellen. Oskar Spiel beschrieb in seinem Buch *Am Schaltbrett der Erziehung* (Wien 1947) diesen Versuch. Er schreibt der Klasse und dem Lehrer folgende Aufgaben zu: die Klasse als Arbeits-, Erlebnis-, Verwaltungs-, Aussprache- und Hilfsleistungsgemeinschaft. Der Lehrer als Beobachter, Erforscher und Deuter, Kontaktsucher, Entlasteter, Enthüller, Trainer, Regisseur und schließlich als Ingenieur. „Am Schaltbrett der Erziehung“ zu stehen, ist nach Spiel die Aufgabe des Lehrers.
- 10 *Schulbuben von heute*: In: AZ, 5. 7. 1932, S. 6.
- 11 *Trajan* (53 Itlica – 117 Selinus), ab 98 n. Chr. römischer Kaiser; eigentlicher Name Marcus Ulpius Traianus; war der erste aus einer Provinz stammende Kaiser. Unter ihm erreichte das römische Reich seine größte Ausdehnung. Trajan starb auf der Heimreise vom Partherkrieg. Auf seinem Grab wurde die Trajanssäule errichtet. Die mit Trajan beginnende Epoche wurde als eine der glücklichsten der römischen Geschichte beschrieben.
- 12 *Dorohoi*: geschrieben auch Dorohow, ein Städtchen im Bezirk Stanislau, Galizien; Einwohnerzahl um 1910: 1257.
- 13 *Frauen des Ostens: Fünf rumänische Photographien*: In: AZ, 14. 2. 1933.
- 14 *Es war einmal eine Salondame ...*: In: AZ, 5. 3. 1933.
- 15 *Saint-Simon* = Claude Henri de Rouvroy (1760 Paris – 1825 Paris): französischer Sozialtheoretiker, Gründer des utopischen Sozialismus; kämpfte im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Seine Gedanken beeinflussten den Positivismus, die Entwicklung der Soziologie, den Sozialismus, die Idee eines vereinten Europas und den Pazifismus. Die wirtschaftliche Elite, zu der Saint-Simon alle positiv Tätigen, d. h. Arbeiter, Bauern, Unternehmer und Bankiers, zählte,

galt für ihn als Hauptstütze einer hierarchisch organisierten Gesellschaft. Dieser arbeitenden Elite obliegt es, Arbeit für alle zu schaffen und den zu erreichenden Wohlstand den Angehörigen der zahlreichsten und ärmsten Klasse zugute kommen zu lassen. Mit technokratischen Mitteln sollte die von ihm scharf kritisierte Ausbeutung, deren Grund er im bestehenden Eigentumsrecht erkannte, überwunden und die Freiheit der Menschen verwirklicht werden. Das Privateigentum sollte dabei nicht abgeschafft, sondern nur beschränkt und besser genützt werden. Saint-Simons Gedanken wirkten nach seinem Tod im Saint-Simonismus weiter.

- 16 *Rahel Levin-Varnhagen* (1771 Berlin – 1833 Berlin), Autorin literarischer Briefe und Tagebücher; als Tochter des jüdischen Bankiers und Kaufmanns Markus Levin in Berlin geboren; erlebte eine behütete Kindheit und Jugend. Ihre intellektuellen Freunde versammelte sie in einem Salon, der von vielen berühmten Zeitgenossen wie etwa Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Friedrich Schlegel, Jean Paul und Clemens Bretano besucht wurde; 1808/1809 wurde sie mit Karl August Varnhagen von Ense, ihrem späteren Mann, näher bekannt. Durch ihn wurde Rahel auf die Bedeutung ihrer Brieftexte aufmerksam. 1812 trat sie mit einer Folge *Ueber Goethe*, die aus Rahels Briefwechsel mit Varnhagen entnommen wurde, erstmals als Autorin an die literarische Öffentlichkeit. 1814 heiratete sie den 14 Jahre jüngeren Karl August Varnhagen. Wenige Tage zuvor hatte sie sich unter dem Namen Antonie Friederike taufen lassen. Rahel hatte ein Leben lang unter ihrer Herkunft gelitten; erst kurz vor ihrem Tod hatte sie sich mit ihrer Abstammung ausgesöhnt: „Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, als eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen“; 1816–1819 lebte sie mit ihrem Mann in Baden. 1819 kehrten beide nach Berlin zurück. Rahel gründete ihren zweiten Salon, in dem viele Persönlichkeiten sich trafen, wie z. B. Heinrich Heine, Franz Grillparzer, Alexander von Humboldt. Sie war eine leidenschaftliche Briefschreiberin von hohem literarischem Rang. Kurz nach ihrem Tod wurden ihre Briefe von ihrem Mann herausgegeben (*Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde*, 1834). Die Wirkung der Briefe war v. a. bei den Vertretern des Jungen Deutschland groß. Rahel wurde zum Vorbild der emanzipierten Frau. Heinrich Heine bezeichnete sie als die geistreichste Frau ihrer Zeit.
- 17 *Karl August Varnhagen von Ense* (1785 Düsseldorf – 1858 Berlin): deutscher Kritiker, Historiker, Journalist, Diplomat; unruhige Kindheit und Jugend, weil die Ehe der Eltern konfessionell gespalten war. 1790 zog die Familie nach Straßburg; 1794 Übersiedlung mit dem Vater nach Hamburg. Ab 1799 Studium der Medizin in Berlin. 1804 gab er zusammen mit Adelbert von Chamisso den *Musen Almanach* heraus und begann journalistische Arbeiten zu veröffentlichen. 1809 schloß er sich dem österreichischen Heer an und wurde in der Schlacht bei Wagram verwundet; 1810 Sekretär des Fürsten Nentheim. 1813 trat er in die russische Ar-

mee ein. 1814 heiratete er Rahel Levin und trat in den preußischen Staatsdienst ein. 1816–1819 preußischer Geschäftsträger am badischen Hof in Karlsruhe; 1819 Abberufung und Rückkehr nach Berlin. Zusammen mit Rahel gestaltete er ein geistiges Zentrum der Goethe-Verehrung und gab 1823 die Sammlung *Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden* heraus. 1834 edierte er Rahels Briefe in drei Bänden. Sein späteres Leben verlief ruhig. Bettine von Arnim und Alexander von Humboldt waren seine vertrauten Gesprächspartner; Hauptwerke: *Biographische Denkmale* (Berlin, 1824–1830), *Zur Geschichtsschreibung und Literatur* (Heidelberg, 1833), *Tagebücher* (Leipzig, 1861–1870). *Urquiso* = Don Raphael d'Urquijo ([sic!] im Original): Rahels zweiter Geliebter, ein spanischer Gesandtschaftssekretär.

- 18 *Auf jüdischer Erde*: In: Wort, (11) 1938, S. 69–72.
- 19 *Stefan Zweig* (1881 Wien – 1942 Petropolis bei Rio de Janeiro): österreichischer Schriftsteller, Übersetzer; Studium der Philosophie, Germanistik und Romanistik in Berlin und Wien; 1904 Promotion zum Dr. phil. Er schrieb zahlreiche Biographien, Erzählungen, Novellen, Romane und Dramen. 1934 zog er nach London; 1940 englischer Staatsbürger. 1941 übersiedelte er nach Brasilien. In tiefer Verzweiflung über den Krieg und „durch die langen Jahre heimatlosen Wandern erschöpft“, nahmen sich er und seine zweite Frau das Leben. Sein Freitod löste bei den deutschen und österreichischen Emigranten große Bestürzung aus. Das Entsetzen kann man auch in Blums Artikel und in ihrem Gedicht *Der Tod Stefan Zweigs* spüren. Die im Artikel erwähnten Werke Zweigs: *Brennendes Geheimnis* (Erzählung, 1913), *Jeremias* (Drama, 1917), *Brief einer Unbekannten* (Novelle, 1922), *Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau* (Novelle, 1927), *Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen* (Biographie, 1929); Dickens, in: *Drei Meister. Balzac. Dickens. Dostojewski* (Biographie, 1919)
- 20 *Stefan Zweigs unbekannte Leser*: In: Nation, 9. 4. 1947.
- 21 *Hsiao Tschien* (Xiao Qian) (geboren 1910 Beijing), chinesischer Schriftsteller und Journalist; 1935 Abschluß des Studiums an der Yanjing-Universität. Danach arbeitete er für die *Dagong Bao* (eine Tageszeitung); 1939–1946 war er Kriegsberichterstatte für die *Dagong Bao* in England und Deutschland und schrieb über den Nürnberger Prozeß und die Potsdam-Konferenz. Seine Reportage *Herbst in Süddeutschland* war aus der Zeit. 1946–1948 Professor für englische Literatur und Publizistik an der Fudan-Universität; bis 1956 Chefredakteur der *Dagong Bao* (Hongkong), *Renmin Zhongguo* (Volkschina, englischsprachige Zeitschrift, Beijing), *Wenyibao* (Zeitung für Literatur und Kunst, Beijing). 1957 wurde er zum Rechtsabweichler gestempelt und von seiner Stelle suspendiert. Ab da widmete er sich hauptsächlich den literarischen Übersetzungen. Hauptwerke: *Canyong* (Seidenraupen, Erzählungen), *Mengzhi*

*gu* (Das Tal der Träume, Roman), *Lixia ji* (Unten durch, Kurzgeschichten); Übersetzungen: Shakespeares Dramen; Der Soldat Schwejk.

- 22 *Hu Shi* (1891 Anhui – 1962): chinesischer Schriftsteller, Philosoph und Literaturhistoriker. Führender Vertreter der 4. Mai-Bewegung 1919. Er entstammte einer Beamtenfamilie aus Anhui und besuchte die Schulen in Shanghai. 1910 ging er als Stipendiat in die USA, um Philosophie an der Cornell und Columbia University zu studieren; 1917 Rückkehr nach China, Berufung als Professor an die Beijing-Universität. Er versuchte als einer der ersten, Gedichte in Umgangssprache zu verfassen, die er 1919 in der Zeitschrift *Neue Jugend* veröffentlichte. Auch in der erzählenden Literatur setzte er sich für die Einführung der Alltagssprache ein. Später sympathisierte er mit der Guo Mindang-Regierung und war 1938–1942 deren Botschafter in den USA. Ende der 40er Jahre wurde er Rektor der Beijing-Universität.
- 23 *Witwe Lu Xuns*: Xu Guangping, Lu Xuns zweite Frau; Schülerin Lu Xuns in der Bildungsanstalt für Lehrerinnen in Beijing. Das Ehepaar hatte ein gemeinsames Kind: Zhou Haiying.
- 24 *Mao Dun* (1896 Tongxiang – 1981 Beijing) (eigentlich: Shen Yanbing): chinesischer Schriftsteller, Übersetzer und Kulturpolitiker; 1913–1916 Studium in Beijing; ab 1920 Redakteur der Literaturzeitschrift *Xiaoshuo Yuebao*, das ein wichtiges Organ der neuen Literaturbewegung war. Ab 1921 Mitglied der KPCh. 1927–1930 lebte er in Japan; ab 1930 Mitglied der Liga der linken Schriftsteller Chinas; 1934 Mitbegründer der Zeitschrift *Yiwen* (Übersetzungsliteratur). Zwischen 1927 und 1949 veröffentlichte er zahlreiche Romane, Novellen und Erzählungen; nach 1949 Kultusminister, Vorsitzender des Allchinesischen Schriftstellerverbandes und Herausgeber der Zeitschrift *Renmin Wenxue* (Volksliteratur). Hauptwerke: *Shi* (Finsternis, 1927–29), *Ziye* (Shanghai im Zwielficht, 1932), *Fushi* (Die Verlockung, 1941) und *Shuangye hong shi eryue hua* (Bereifte Blätter, rot wie Frühlingsblumen, 1942). – *Ziye* (Shanghai im Zwielficht): der bekannteste Roman von Mao Dun, erschien 1932. Der Roman beschreibt einerseits den erbitterten Konkurrenzkampf der nationalen Bourgeoisie gegen ausländische Imperialisten und andererseits die Massenbewegung der chinesischen Arbeiter und Bauern. Er ist ein Sittengemälde, das die politische und ökonomische Krise zu Beginn der 30er Jahre deutlich sichtbar macht.
- 25 *Lao She* (1899 Beijing – 1966 Beijing) (eigentlich: Shu Qingchun): chinesischer Erzähler und Dramatiker mandschurischer Abstammung. Lao She besuchte zuerst in Beijing die Lehrerbildungsanstalt; 1924–1929 lehrte er Chinesisch an der Universität in London. 1926 veröffentlichte er seinen ersten Roman *Lao Zhang de zhixue* (Die Philosophie von Lao Zhang). Von 1930 an lehrte er in verschiedenen chinesischen Universitäten in Jinan und Qingdao und

publizierte mehrere Romane. Der bedeutendste davon ist *Luotuo xiangzi* (Rikschakuli, 1936). 1946–1949 lehrte er in USA; 1949 Rückkehr nach Beijing. Neben zahlreichen Romanen schrieb Lao She auch Dramen, die in erster Linie tagespolitische Themen behandelten. Mit dem Drama *Chaguan* (Das Teehaus, 1957) erreichte er den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens. Dieses Stück prägte das moderne chinesische Theater nachhaltig. Bekannt wurde Lao She auch durch seine humoristischen Beschreibungen des Kleinbürger-Milieus in Beijing, seine Volkstümlichkeit und die treffenden Schilderungen des Beijinger Lokalkolorits. 1966 wurde Lao She Opfer der Kulturrevolution und kam auf tragische Weise ums Leben. Hauptwerke: *Sishi tongtang* (Vier Generationen unter einem Dach, Roman 1946–1950), Fang Zenzhu (Drama, 1950), *Longxu gou* (Drama, 1951), *Xiwang Changan* (Im Westen sieht man Changan, Drama 1956). – *Luotuo xiangzi* (Rikschakuli): Der Roman erschien 1936 und beschreibt einen jungen Rikschakuli in Beijing, der immer wieder versucht, durch harte Arbeit und Fleiß seine Situation zu ändern, aber er scheitert. Schließlich gibt er jede Hoffnung auf, wird opiumsüchtig und geht unter. In seinen frühen Werken schilderte Lao She oft diese Ausweglosigkeit der einfachen Menschen. – *Sishi tongtang* (Vier Generationen unter einem Dach): Romantrilogie von Lao She, die zwischen 1946 und 1950 erschienen ist. Die drei Bände: *Huanghuo* (Verwirrung), *Tousheng* (Das Lotterleben) und *Jihuang* (Hungernot) sollten eine Chronik Beijings seit der Reformperiode Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart darstellen. Der Roman hatte keinen großen Erfolg.

- 26 *Ba Djin* (Ba Jin, geb. 1904 in Chengdu): (eigentlich: Li Yaotang) chinesischer Schriftsteller, Übersetzer; stammte aus einer Beamten- und Großgrundbesitzerfamilie. Ab den 20er Jahren Anhänger des Anarchismus. Den Namen Ba Jin entlehnte er dem Namen des russischen Anarchisten Kropotkin; 1927 ging er nach Frankreich, um Geschichte und Literatur zu studieren. 1929 Veröffentlichung des ersten Romans *Miewang* (Der Untergang). 1946 publizierte er seinen letzten Roman *Hanye* (Kalte Nächte); dazwischen veröffentlichte er insgesamt 20 Romane, 13 Bände Erzählungen, 5 Reisebeschreibungen, 12 Bände Essays. Die bekannteste und einflußreichste war seine Romantrilogie *Jiliu* (Strömungen): *Jia* (Die Familie, 1931), *Chun* (Der Frühling, 1940) und *Qiu* (Der Herbst, 1943), die den Verfall einer großen feudalistischen Familie darstellte. Ab 1946 schrieb er hauptsächlich Essays und Reportagen und widmete sich auch der Übersetzungsarbeit. 1981 wurde er Vorsitzender des Allchinesischen Schriftstellerverbandes. Hauptwerke: *Aiqing Sanbuqu* (Die Liebe, Romantrilogie, 1931–1933), *Huo* (Feuer, Romantrilogie, 1940–1944), *Suixiangji* (Erinnerungen, 1980); Sammelbände: *Ba Jin Wenji* (Ba Jins Werke, 14 Bde., 1962), *Ba Jin Xuanji* (Ausgewählte Werke, 10 Bde, 1982). – *Hanye* (Kalte Nacht): Zur Zeit der Entstehung seines letzten Romans begann Ba Jin über die kleinen, gewöhnlichen Leute zu schreiben.

- 27 *Holzschnittkunst*: Die Holzschnittkunst hat eine lange Tradition in China. Die Bewegung des neuen Holzschnitts begann allerdings erst 1930, als Lu Xun begann, die Holzschnittkunst zu fördern. Er publizierte 1929 eine Reihe von Artikeln, die ausländische, vor allem japanische Holzschnitte vorstellten. Lu Xun sah im Holzschnitt ein geeignetes Mittel, die Massen – besonders die Analphabeten – anzusprechen, ihnen ein soziales Selbstbewußtsein zu geben und sie zu erziehen. Er hielt Vorträge und organisierte Kurse. Daraufhin wurden mehrere Künstlergruppen gegründet, wie z.B. die Hangzhou-Holzschnittgruppe und die Gruppe 18 in Shanghai. Ausstellungen wurden organisiert. Die jungen Künstler wandten sich gegen die etablierte Kunst und strebten eine Kunst für die breiten Massen an. Ihr Motto: „Heraus aus den Salons! Auf die Straße!“ Lu Xuns Prinzip der Gestaltung des neuen Holzschnitts war, das eigene künstlerische Erbe zu übernehmen und von Technik und Stil fremder Kunst zu lernen. Die letzte Publikation Lu Xuns behandelt die Holzschnittkunst von Käthe Kollwitz. 1938 wurde die Lu Xun-Kunstakademie in Yan'an gegründet, wo einige hervorragende Holzschnittkünstler lehrten und lernten.
- 28 *Das Land des Lächelns*: romantische Operette in drei Akten von Franz Lehár; Text von Ludwig Herzer und Fritz Beda-Löhner; Uraufführung: 1929 Berlin; Handlung: Lisa, Tochter des Grafen Lichtenfels, verliebt sich in den chinesischen Prinzen Sou-chong. Dieser verbirgt seine Liebe zu Lisa hinter einem asiatischen Lächeln. Der Husarenoffizier Gustav von Pottenstein umwirbt Lisa, aber vergeblich. Lisa folgt dem Prinzen nach China, heiratet ihn und lebt mit ihm in seinem Palast in Peking. Doch das Glück währt nicht lange, denn die Landessitte erlaubt es dem Prinzen nicht, eine Fremde als einzige Frau zu nehmen. Als die Verwandten von dem Prinzen verlangen, die für ihn bestimmten Mandschu-Mädchen zu heiraten, macht der Prinz das orientalische Herrenrecht bei Lisa geltend. Verzweifelt will Lisa den Prinzen verlassen. Gustav hat sich aus Liebe zu Lisa nach Peking versetzen lassen. Mit ihm und Mi (Schwester des Prinzen) bereitet Lisa die Flucht vor, die jedoch mißlingt. Der Prinz aber erweist sich als Kavalier und gibt Lisa frei. Sie kehrt mit Gustav in die Heimat zurück. – *Franz Lehár* (1870 Komorn/Ungarn – 1948 Bad Ischl/Österreich): österreichischer Komponist und bedeutendster Vertreter der Operette des 20. Jahrhunderts. Sein Vater war k.u. k. Militärkapellmeister. Lehár wuchs in verschiedenen Garnisonsstädten auf. Nach dem Musikstudium in Prag war auch er mehrere Jahre Militärkapellmeister in Pola, Triest, Budapest und Wien. Erstes Bühnenwerk: die Oper *Kukuschka* (1896); 1902 wurde er mit zwei Operetten, *Wiener Frauen* (1902), *Rastelbinder* (1902), bekannt; der internationale Durchbruch folgte 1905 mit der Operette *Die lustige Witwe*, ab da lebte er in Wien und Bad Ischl. Er dirigierte seine Werke selbst; insgesamt schrieb er 34 Operetten, daneben Tanzlieder, Filmmusik und Orchesterwerke; Hauptwerke: *Der Graf von Luxemburg* (1909), *Zigeunerliebe* (1910), *Paganini* (1925).

- 29 *Der Chinese und die Wirklichkeit*: In: Das Goldene Tor, (3) 1948, S. 742–744; *Das Goldene Tor*: Monatsschrift für Literatur und Kunst, Baden-Baden, erschienen vom September 1946 bis April 1951.
- 30 *Toussaint Louverture* (Toussaint l'Ouverture), Francois Dominique (1743 Bréda/Haiti – 1803 Fort Joux/bei Besancon): Freiheitsheld Haitis; genannt: der schwarze Napoleon; wurde als Sklave geboren. 1791 schloß er sich der haitianischen Revolution an. 1797 stieg er zum Oberbefehlshaber der französischen Kolonie Saint-Dominique auf, eroberte den spanischen Teil der Insel Hispaniola, proklamierte ihre Unabhängigkeit (1801) und wurde 1802 von den französischen Truppen niedergeschlagen und als Gefangener nach Frankreich gebracht.
- 31 *Der Tod einer Negerin*: In: GA 1959, S. 273, S. 273–275.

#### 4. NACHDICHTUNGEN

- 1 *Ai Tsjin: Zur Sonne*: In: IL 11 (1941), H. 1, S. 33–36; nachgedruckt in: Blum: Entscheiden, S. 55–58; unter dem Sammeltitel: Chinesische Dichtung, zwei weitere Gedichte: *Das Lied Mulan, Der Partisan vor dem Kriegsgericht*. – Zu diesen Nachdichtungen schrieb die Autorin folgende Bemerkung: „Das Kennzeichen der chinesischen Literatur unserer Tage ist ihr unaufhaltsames Wachstum. Ihre Blätter füllen sich wieder und wieder mit neuen Namen, die, gestern noch unbekannt, heute schon tönen und klingen. Welches sind die Triebkräfte, die auf dem harten Boden dieser Kampffahre einen so weit ausgedehnten, kaum übersehbaren Garten von jungen Talenten aufblühen ließen? Es sind ihrer drei: Die Aneignung der fortschrittlichen Ideen und der Technik des Westens, die Wiederbelebung des uralten chinesischen Kulturerbes und das junge, zu voller Kraft erwachte chinesische Selbstbewußtsein. / Der Einfluß westlicher Dichter, so der deutschen Sturm- und Drangliteratur, so Walt Whitmans (der sich freilich im engeren geographischen Sinn östlich von China befand), bewirkte längere Zeit hindurch eine heftige Reaktion gegen die traditionelle chinesische Formstrenge. Die jungen Dichter ließen ihre Gedanken und Leidenschaften über alle bisherigen Schranken der menschlichen und literarischen Konvention hinweg in reimlosen freien Rhythmen strömen. Dieser manchmal uferlose Strom verliert dennoch nie die Richtung, die ihm sein beharrlicher revolutionärer Wille, sein mutiger junger Optimismus vorzeichnet. Es ist charakteristisch, wie Chinas heutige Dichter Licht und Schatten verteilen. Nicht die Gegenwart mit ihrer ständigen Todesgefahr, mit ihren harten Anstrengungen und Entbehrungen ist für sie das Düstere, Schwere, Bedrückende, sondern einzig und allein die Zeit vor dem Freiheitskampf, die Zeit der endlich überwundenen halbkolonialen Wehrlosigkeit. Die Jahre des

Freiheitskamps aber sind für sie, wie es Ai Tssjin in seinem von echt dichterischer Kraft erfüllten Poem ‚Ssjang Tai-Yang‘ zeigt, ein ständig aufsteigender Weg zur Sonne. Kein Wunder also, daß die einflußreichste von allen ausländischen Literaturen schließlich die Sowjetliteratur geblieben ist, weil aus ihr die Stimme jenes Lands spricht, das die großen fortschrittlichen Ideen des Westens als erstes auch wirklich durchführt. / Der Freiheitskampf, ständig von intensivster Kulturarbeit begleitet, hat die hohen Werte der alten chinesischen Literatur aufs neue lebendig gemacht und ihnen eine breitere Basis geschaffen, als es jemals vorher möglich war. Die Massen des chinesischen Volks singen heute die alten berühmten Lieder und Volksepen, deren schöner und strenger Rhythmus von den Trommelschlägen der Straßensänger bekräftigt wird und deren tiefe humanistische Gedanken ihrer Zeit oft in erstaunlicher Weise vorausseilen. So in dem alten schlichten Volkslied von Mulan, der chinesischen Jungfrau von Orleans. / Dieses Erbe einer reichen und hohen Kultur durfte auf die Dauer nicht brachliegen. ‚Erweckt und entfaltet aufs neue den chinesischen Geist, den chinesischen Stil!‘, lehrt der Führer der Kommunistischen Partei Chinas, Mao Tse-Tung. ‚Trink aus den alten geschliffenen Kelchen jungen Wein!‘, lautet die jüngste Forderung der chinesischen Literaturkritik. Die chinesische Dichtung, die eine Zeitlang uferlos dahinströmte, beginnt sich aufs neue in fest umrissene Formen zu fügen, die der zeitgenössische heroische Inhalt um so heller durchleuchtet.“ – *Ai Tssjin* (Ai Qing): geboren 1910 in Zhejiang; einer der bedeutendsten Vertreter der „Neuen Dichtung“. Seine künstlerische Laufbahn begann er in der Malerei. Ende der 20er Jahre ging er nach Paris, um französische Malerei zu studieren. Dort lernte er nicht nur die moderne Malerei – vor allem van Gogh, der sein späteres künstlerisches Schaffen beeinflusste –, sondern auch die Gedichte der französischen Symbolisten Baudelaire und Rimbaud kennen. Seine frühen Gedichte zeigen diese Einflüsse. 1932 ging Ai Qing nach China zurück und schloß sich dem Chinesischen Künstlerverband des linken Flügels in Shanghai an. Im selben Jahr wurde er verhaftet. Er saß drei Jahre im Gefängnis. Dort fing er an, Lyrik zu schreiben. Ai Qing benutzt in seinen Gedichten eine einfache reimlose Sprache, ohne Formzwang und zeigt dadurch seine innere Stärke. Berühmt geworden ist er durch sein Poem *Dayan he – Wode baomu* (Dayan Fluß, mein Dienstmädchen, 1933). Seine bedeutendsten Gedichte entstanden zum größten Teil in den 30er Jahren und Anfang der 40er Jahre. Sie thematisieren in erster Linie den chinesischen Freiheitskampf, z. B. *Xue luo zai Zhongguode tudi shang* (Der Schnee fällt auf chinesischen Boden, 1937), *Beifang* (Der Norden, 1938), *Xiangtai yang* (Zur Sonne, 1938), *Chuibaozhe* (Der Sirenegeber, 1939) und *Huo ba* (Feuerstock, 1940). Ai Qing offenbart darin seine tiefe Sorge um das Schicksal seines Landes: „Wir schreiben Dichtung, um den Freiheitswillen der elenden Nation zu zeigen und bei der Befreiung von diesem Elend zu helfen“, schreibt er nach dem Ausbruch des chinesisch-japanischen Kriegs.

- 2 *Das Lied Mulan*: In: IL 11 (1941), H. 1, S. 36–37. – Volkslied, entstanden in der Zeit der Dynastie Nanbei, ca. 5. oder 6. Jahrhundert (vgl. Anm. 41, Kommentare/I. Teil).
- 3 *Li Dji: Wang Gue und Li Hsiang-hsiang*: In: Blum: Wang Gue, Volksepos; Auszug von der Herausgeberin; S. 4–9, geschrieben 1944, erste Veröffentlichung 1945. – *Li Dji* (Li Ji) (1922 Tanghe/Henan – 1980 Beijing), auch Li Zhenpeng, chinesischer Dichter. 1938 ging er nach Yan'an und wurde ein Jahr später Mitglied der KPCh. Er arbeitete als Lehrer, Sekretär, Parteifunktionär und versuchte zu schreiben. Ab 1949 war er Chefredakteur verschiedener Literaturzeitschriften. Seine Hauptwerke sind außer *Wang Gue und Li Hsiang-hsiang* noch *Das Lebenslied, Rotes Band* und *Die Geschichte von Yang Gao* (1959). Seine balladenhaften Verserzählungen entsprechen einer Form, wie sie für die Volkslieder aus Shaanbei charakteristisch ist. Er benutzte – anstatt der gehobenen Dichtungssprache der Intellektuellen – eine mundartliche Sprache des Volks. Seine Volksballade *Wang Gue und Li Hsiang-hsiang* (1945) hatte er in einer bestimmten Form des Shaanbei – und zwar des Volksliedes „Xin tian you“ – geschrieben, einer typischen chinesischen Gesangsform. „Xin tian you“ ist ein Wechselgesang zwischen einem Bauernjungen und einem Mädchen, bestehend aus Fragen und Antworten. *Wang Gue und Li Hsiang-hsiang* beschreibt die Liebesgeschichte zwischen dem Bauernjungen Wang Gue und dem Bauernmädchen Li Hsiang-hsiang: sie verlieben sich ineinander, doch sie sind zu scheu, um sich zu öffnen. So versuchen sie, durch den Wechselgesang ihre Gefühle zu zeigen. In einem Exemplar, das Blum Mira Lask schenkte, ist folgende Bemerkung von Blum zu lesen: „Wörtliche Übersetzung, die der deutschen Nachdichtung zugrundeliegt, von Lin Erh-kang und Ye Fung-Dshe“.
- 4 *Taras Schewtschenko: Katherina*: In: IL 10 (1940), H. 11, S. 44–45; Auszug aus Kapitel IV und V, unter dem Sammeltitle: Dichtungen. Aus dem ‚Kobsar‘. – *Taras Schewtschenko* (1814 Morinzy/Ukraine – 1861 St. Petersburg): ukrainischer Dichter; wurde als Sohn eines Leibeigenen geboren. Die Unfreiheit der Person und des Landes bekam er schon als Kind am eigenen Leib zu spüren. Er selbst wurde durch die Hilfe von Freunden freigekauft und machte als Künstler in der Hauptstadt des Zarenreichs Karriere. Die Sklaverei vergaß er jedoch nie und widmete sein Leben dem Einsatz für die Freiheit seines Landes und seines Volkes. 1838–1844 Studium der Malerei an der Petersburger Akademie; 1847 Schreibverbot durch den russischen Zaren wegen antizaristischer Schriften und der Mitgliedschaft in einer Geheimgesellschaft; zum Militärdienst nach Sibirien geschickt; 1857 begnadigt. 1858 kehrte er nach St. Petersburg zurück, stand aber unter strenger polizeilicher Aufsicht; Hauptwerke: *Der Kobsar* (Gedichte, 1840), *Die Haidamaken* (Gedichte, 1841), *Der Traum* (Gedichte, 1859) und *Der Kaukasus* (Gedichte, 1859). Seine erste und populärste Verserzählung *Katherina* entstand kurz nachdem Schewtschenko am 22. April 1838 seinen Freibrief bekam. Gewidmet ist das Werk

dem bekannten russischen Dichter Wassili Andrejewitsch Shukowski zum Andenken an den Tag seiner Befreiung. Shukowski nahm großen Anteil am Freikauf des Leibeigenen Schewtschenko. *Katherina* schildert die Tragödie eines ukrainischen Bauernmädchens, das von einem russischen Offizier aus Moskau verführt und dann im Stich gelassen wird. Die Verserzählung besteht aus fünf Kapiteln. Blum hat die letzten zwei Kapitel übersetzt. Zunächst beschreibt der Dichter die Verführung und das lange fruchtlose Warten des Mädchens. Nach der Geburt eines unehelichen Kindes wird das Mädchen vom ganzen Dorf verachtet und muß ein Schandtuch tragen. Schließlich wird es sogar von den Eltern verstoßen. Die Unglückliche geht nach Moskau, wo sie hofft, den Geliebten und Vater des Kindes zu finden. Nach einer langen winterlichen Wanderung trifft sie, ganz erschöpft, den einstigen Geliebten. Dieser will sich aber weder an sie erinnern noch seinen Sohn anerkennen und schickt sie weg. Das verzweifelte Mädchen läßt das Kind allein am Straßenrand zurück und verschwindet. Ein Kobsar findet das Kind und nimmt es mit auf seiner Wanderung.

- 5 *Konstantin Simonow: Warte auf mich:* In: IL 12 (1942), H. 5/6, S. 6; nachgedruckt in: Blum: Schlachtfeld, S. 45–47. – *Konstantin Simonow* (1915 Petrograd – 1979 Moskau): russischer Dichter, Dramatiker und Romanautor. Sein Vater diente bei der zaristischen Armee. Er besuchte die Berufsschule und arbeitete bis 1935 als Dreher. Erste Veröffentlichung 1934; 1935–1938 Studium der Literatur am Gorki-Institut für Literatur; wurde durch politische Verserzählungen bekannt. Im Zweiten Weltkrieg war er Korrespondent der *Krasnaja zvezda*; sein Gedicht *Zhdi menja* (Warte auf mich) erlangte millionenfache Verbreitung. Als Kriegsberichterstatter an der Front gab Simonow die Zeitschrift *Nowy mir* heraus. Sein literarisches Schaffen beschränkt sich im wesentlichen auf die Darstellung des Krieges. Sein Roman über die Schlacht von Stalingrad *Tage und Nächte* (1943) war der meistgelesene dieser Gattung in der Sowjetunion. Simonow zeigte in seinen Versen und Romanen die Unerbittlichkeit des Krieges, erzählte vom tausendfachen Sterben, von dem schweren Los, das den Soldaten im Krieg zufiel. Er beschrieb den Krieg, wie er war – in seiner ganzen Tragik: „Der Krieg ist immer eine Tragödie, in den Tagen der Niederlage wie in den Tagen des Sieges. Er fordert Opfer bis zur letzten Stunde, bis zum letzten Schuß; er fordert täglich den Einsatz des ganzen Menschen ...“ (Konstantin Simonow: *Der letzte Sommer*, Berlin 1976; in: Ders.: *Die Lebenden und die Toten*. Romantrilogie, Bd. 3, Titelseite). Simonows einfache und emotionale Lyrik über Themen wie Liebe, Freundschaft, Heimweh und Patriotismus war in der Sowjetunion sehr beliebt. Mehrmals erhielt er den Stalinpreis für seine dramatischen und prosaischen Werke; 1946–1954 Stellvertretender Generalsekretär des Sowjetischen Schriftstellerverbands mit einer verhältnismäßig liberalen politischen Linie; bis 1950 Chefredakteur von *Nowy mir*, Hauptwerke: *Russische Menschen* (Drama, 1942), *Tage und Nächte* (Roman, 1943/44), *Der fremde Schatten* (Drama, 1949), *Die Lebenden und die Toten* (Roman, 1959), *Soldaten werden nicht geboren* (Roman, 1964), *Der letzte Sommer* (Roman, 1970/71).

- 6 *Konstantin Simonow: Drei Brüder*: In: IL 14 (1944), H. 1, S. 33; unter dem Sammelitel: *Auf dem Vormarsch*, drei Gedichte: *Befreite Stadt*, *Soldatengespräch*, *Drei Brüder*.
- 7 *Semjon Gudsenko: Wir sind erst zwanzig Jahre alt*: In: IL 14 (1944), H. 12, S. 21; unter dem Sammelitel: Zwei Gedichte; das andere Gedicht: *Der Sappeur*. – *Semjon Gudsenko* (1922 Kiew – 1953 Moskau): sowjetischer Lyriker; in manchen Lexika Semyón Petróvich Gudzeńko geschrieben; 1939–1941 Studium der Philosophie und Literatur in Moskau. 1942 ging er als Soldat an die Front und wurde schwer verwundet. Später war er als Frontberichterstatter in Rumänien, Ungarn, Deutschland. Seine ersten Gedichte erschienen 1941 in der Armeezeitung. Nach dem Krieg reiste er durch die Sowjetunion. 1953 starb er an den Folgen seiner Kriegsverwundung. Seine Lyrik ist unmittelbar aus seinen Kriegserlebnissen entstanden, ist ‚Widerhall‘ des soeben Durchlebten. Sie ist knapp und hart in der Sprache, aufrecht und unpathetisch in der Darstellung. Hauptwerke: *Odnopolcane* (Regimentskameraden, 1944), *Poezdka v tuvu* (Reise nach Tuva, 1949), *Dal'nyj Garnizon* (Die ferne Garnison, 1950).
- 8 *Óndra Lysohorsky: Venezianische Brücken*: In: IL 13 (1943), H. 10, S. 30. – *Óndra Lysohorsky*: Pseudonym für Erwin Goy; geboren 1905 in Friedeck unter den Beskiden, Schlesien; deutsch-schreibender schlesischer Dichter. Seine Dichtung reflektiert soziale und nationale Konflikte seiner Zeit. Das Pseudonym Óndra Lysohorsky spielt auf Óndras, einen schlesischen Räuber aus dem 18. Jahrhundert, und auf den höchsten Berg der Beskiden – die Lyso hora – an. Die literarische Tätigkeit Lysohorskys ging in die 20er Jahre zurück. Er schrieb zuerst deutsche Lyrik. 1931 fing er an, lachische Poesie zu schreiben. Nachdem er damit großen Erfolg hatte, erhob er die lachische Mundart zur Literatursprache. 1934 gab er den ersten Band in lachischer Sprache *Die singende Faust* heraus. Im Nachwort spricht Lysohorsky von einem „Volk der Lachen“, dessen Größe er auf ca. zwei Millionen schätzt und die auf beiden Seiten der tschechisch-polnischen Grenze im geteilten Schlesien leben. In der Zeitschrift *Neue deutsche Blätter* hieß es im Juni 1934: „Es ist das erste Buch in dieser Sprache. Eine andere Eigenschaft dieser Gedichte ist ihre klare politische Zielbewußtheit. Lysohorsky reklamiert die Unabhängigkeit des Lachischen sowohl von der tschechischen als auch von der polnischen Sprache, als deren Dialekt sie bisher gegolten hat und abgetan wurde. [...] Das Streben nach der Ver selbstständigung der Sprache und der Unabhängigkeit des nationalen und kulturellen Seins ist aber nur eine Seite des umfassenden Kampfes um die soziale Befreiung. Der Arbeiter, der Reichtum schafft, darbt dabei und leidet. Die Gedichte des Óndra Lysohorsky sind seine, des lachischen Bergmanns Gedichte. Sie sprechen seine Sprache und geben nicht nur seinem Erleiden, sondern auch seinem Kampfwillen und seiner Zuversicht Ausdruck.“ (Zitat nach Pavel Gan, Jirí Marvan und Felicitas Rohder [Hg.]: *Óndra Lysohorsky. Lachische Poesie 1931 – 1976*. In deutschen Übersetzungen und Nachdichtungen, Köln–Wien 1989, S. 8–9). Es wa-

ren vor allem deutsche Dichter, die in Lysohorskys lachischer Poesie eine soziale Dichtung der Gegenwart erkannten und ihr den Weg in die Welt eröffneten, wie z.B. Rudolf Fuchs, F. C. Weiskopf, Walter Hart und Klara Blum. 1939 emigrierte Lysohorsky in die Sowjetunion. Seine lachische Poesie wurde zuerst von Marina Zwitajewa und später vor allem von Boris Pasternak, mit dem er durch das gemeinsame Interesse an Rainer Maria Rilke verbunden war, ins Russische übersetzt. Die lachischen Gedichte Lysohorskys, die in seiner sowjetischen Zeit entstanden, wurden vor allem von Klara Blum ins Deutsche übersetzt und in der *IL* veröffentlicht. Allein für die *IL* hat Blum zwölf Gedichte von Lysohorsky übersetzt. Vermutlich haben Blum und Lysohorsky einander persönlich gekannt, denn beide wurden nach Kriegsausbruch nach Zentralasien (Kubischew) evakuiert. Lysohorsky verfaßte viele schöne Gedichte über die Wüsten zwischen Taschkent, Buchara und Samarkand, die überwiegend von Blum übersetzt wurden: *Herbst in Samarkand*, *Die Fessel reißt*, *Taschkenter Kanäle*, *In Bibi-Chanym*, *Schach-Sinda*, *Gasse in Buchara* und *Kanäle*. Gedichte Lysohorskys über seine Heimat und andere Themen finden wir ebenfalls unter Blums Nachdichtungen: *Der lachische Schild*, *Ballade vor der Schmiede*, *Die Ballade von Emil Trepä*, *Verse ohne Reime*, *Ukrainische Ballade* und *Venezianische Brücke*. Es war kein Zufall, daß Blum der lachischen Dichtung Óndra Lysohorskys so viel Aufmerksamkeit schenkte. Vielmehr wollte sie kleine Völker bei ihrem Kampf um Unabhängigkeit und bei der Pflege ihrer Eigenart unterstützen. Auch in der Thematik der Dichtung gab es Übereinstimmungen zwischen Lysohorsky und Blum.

- 9 Óndra Lysohorsky: *Die Fessel reißt*: In: *IL* 13 (1943), H. 3, S. 62–63.
- 10 Leib Kvitko: *Kinderlied*: In: *IL* 15 (1945), H. 6/7, S. 101; nachgedruckt in: *Volkskalender* 1949, S. 160.  
– Leib Kvitko (1890 Rußland – 1952 Sibirien): jiddischer Schriftsteller. Er war ein Waisenkind und mußte sich sehr früh seinen Lebensunterhalt verdienen. Seine ersten zwei Gedichtbände *Trit* (1919) und *Royter Shturm* (1919) zeigen seinen Enthusiasmus für die Revolution. 1920 ging er ins Exil nach Deutschland. 1925 kehrte er in die Sowjetunion zurück. Bis 1936 lebte er in Kharkov, ab dann in Moskau. Er schrieb Gedichte und Geschichten für Kinder und wurde als großer Meister der Kinderverse bezeichnet. Seine Werke wurden in viele Sprachen in der Sowjetunion übersetzt und erreichten eine Auflage von 11 Millionen. 1949 wurde er festgenommen und 1952 mit 30 anderen jiddischen Schriftstellern erschossen. 1954 wurde er als ‚Opfer eines Justizirrtums‘ rehabilitiert. Hauptwerke: *Grin Groz* (Gedichte, 1922), *1919* (Gedichte, 1922), *Riogrander Fel* (Roman, 1928).
- 11 Leib Kvitko: *Erquickung*: In: *IL* 15 (1945), H. 6/7, S. 101; unter dem Sammeltitel: Fünf Gedichte; nämlich: *Jusik ... Jusik ...*, *ETTA*, *Der Wald*, *Erquickung*, *Kinderlied*.

- 12 *Aaron Wergelis: Die neue Stadt:* In: IL 9 (1939), H. 11, S. 95, unter dem Sammeltitle: Nachdichtungen. – *Aaron Wergelis* (1918 Birobidshan – ): jiddischer Dichter; schrieb hauptsächlich Gedichte über die Heimat. Er überlebte den stalinistischen Terror und gab 1961 die erste jiddische Zeitschrift, *Sowetisch Heimland*, in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg heraus. – *Die neue Stadt:* gemeint ist die Stadt Birobidshan. Diese Stadt liegt im entlegenen Sibirien; sie war ein autonomes jüdisches Gebiet, das an die nordöstliche chinesische Provinz Heilongjiang grenzt. Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre entstand Birobidshan aufgrund einer Initiative der jüdischen Sektion der Kommunistischen Partei der UdSSR als Alternative zum Zionismus. In den Kriegsjahren hatte die sowjetische Regierung Hunderttausende Juden aus ihrer ursprünglichen fruchtbaren Heimat in den baltischen Republiken, der Bukowina und Galiziens vertrieben und nach Birobidshan in Sibirien deportiert. Die jiddischen Autoren wurden stark unter Druck gesetzt. Sie wurden gezwungen, Loblieder auf die sogenannten Völkerfreundschaften in der Sowjetunion zu singen. Jüdische Themen durften nicht bearbeitet werden. *Die neue Stadt* von Aaron Wergelis ist ein typisches Beispiel für die Loblieder dieser Zeit.
- 13 *David Hofstein: Ukraine:* In: IL 13 (1943), H. 10, S. 34. – *David Hofstein* (1889 Ukraine – 1952 Sibirien): jiddischer Dichter; wurde traditionell erzogen und schrieb zuerst in Hebräisch, Jiddisch, Russisch und Ukrainisch. Nach 1917 schrieb er nur mehr Jiddisch; Mitherausgeber der Moskauer Zeitschrift *Sbtrom*. Er war wie Leib Kwitko und Peretz Markisch eine führende Persönlichkeit im Kiewer Kreis. Nach dem Pogrom 1922 emigrierte er nach Deutschland, 1923 nach Palästina. 1926 kehrte er nach Kiew zurück und ordnete sich der kommunistischen Parteilinie unter. 1948 wurde er inhaftiert, zusammen mit Kwitko und Markisch nach Moskau und weiter nach Sibirien deportiert und am 12. August 1952, wie viele andere jiddische Schriftsteller, durch ein Erschießungskommando liquidiert. Später wurde er als Opfer des sogenannten Personenkults rehabilitiert; seine *Ausgewählten Werke* erschienen zuerst 1948, dann 1958 in russischer Übersetzung. Hauptwerke: *Sha'ul – Der Letster Meylekh fun Yisroel* (Versdrama, 1924), *Meschieks Tsaytn* (Drama, 1925).
- 14 *Samuel Halkin: Hörst du?* In: IL 11 (1941), H. 3, S. 92, unter dem Sammeltitle: Gedichte: *Den roten Kriegern, Der Blitz, Hörst du? Der Erwählte*; nachgedruckt in: Blum: Entscheiden, S. 50. – *Samuel Halkin* (1897 Rogachev/Belorussia – 1960 Moskau?): jiddischer Dichter; wuchs in einer chassidischen Familie auf, wurde sehr früh von der hebräischen Lyrik beeinflusst und verfaßte selbst hebräische Gedichte. Später wandte er sich dem Jiddischen zu. Bis 1924 gehörte er einer zionistischen Gruppe an. Sein erster Gedichtband *Lider* erschien 1924. Zwischen 1929 und 1948 veröffentlichte er mehrere Gedichtbände und Dramen. Seine Gedichte drückten den Wunsch nach nationaler Freiheit der Juden aus. Das Versdrama *Bar Kokhva* (1939) wurde von vielen jiddischen Theatergruppen gespielt. Halkin wurde wegen seines Jüdisch-Nationalismus, der als Ab-

weichung der literarischen Linie der KPdSU galt, kritisiert. 1948 wurde das Jüdische Antifaschistische Komitee liquidiert; als dessen Mitglied wurde Halkin inhaftiert und nach Sibirien deportiert. 1955 wurde er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes freigelassen; 1958 rehabilitiert. Seine Gedichtbände sind danach in russischer Übersetzung erschienen. 1966 wurden ausgewählte Gedichte von Halkin in Jiddisch in Moskau veröffentlicht. Hauptwerke: *Shulamis* (Gedicht, 1940), *Ghettograd* (Drama, 1948?), *The Confessions of Socrates* (Gedicht, 1956/57).

- 15 *Samuel Halkin: Der Erwählte*: In: IL II (1941), H. 3, S. 92–93, nachgedruckt in: Blum: Entschieden, S. 51.
- 16 *Abram Sutzkewer: Aus dem Hitlerdeutschen Ghetto*: In: IL, (9) 1944, S. 53. – *Abraham (Abram) Sutzkewer* (1913 Smargon/Belorussia – ): jiddischer Dichter; stammte aus einer bekannten Rabbinerfamilie; Studium an der Universität Wilna. 1930 gehörte er dem Jung Wilnaer Kreis an. Schon mit seinem ersten Gedichtband *Lider* (1937) gewann er Anerkennung. Im Krieg kam er ins Wilnaer Ghetto, konnte jedoch fliehen und arbeitete für die Partisanen. 1946 war er Zeuge beim Nürnberger Prozeß. 1947 übersiedelte er nach Palästina. Ab 1949 Herausgeber der jiddischen Zeitschrift *Di Goldene Keyt*. Er behandelte in seiner Dichtung Themen wie die Vernichtung des Ostjudentums und das jüdische Leben in Israel. Hauptwerke: *Di Festung* (Gedichte, 1945), *Lider fun Geto* (Gedichte, 1946), *Fun Vilner Geto* (Prosa, 1946), *Sibir* (Gedichte, 1953), *In Midber Sinai* (Gedichte, 1956), *Gaystike Erd* (Gedichte, 1961) und *Tsaytike Penomer* (Gedichte, 1970).
- 17 *W. H. Auden: Spanien*: In: IL 8 (1938), H. 12, S. 8–10; nachgedruckt in: Blum: Recht, S. 67–71. – *Wystan Hugh Auden* (1907 York – 1973 Wien): englischer Dichter, Essayist und Verfasser von Opernlibretti; Studium in Oxford; Wortführer einer links-intellektuellen Gruppe (Pylon poets) in den 30er Jahren. 1935 heiratete er Erika Mann. Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg als Sanitäter. 1938 reiste er nach China. Die Gedichtbände aus dieser Zeit, *Poems* (1930), *The Orators* (1932), *Spain* (1937) u. a., sind engagierte, marxistisch orientierte Auseinandersetzungen mit den damals aktuellen Problemen. Beeinflusst vom deutschen Expressionismus und Bertolt Brecht, schrieb er Versdramen, wie z. B. *The Dog Beneath the Skin* (1935), *The Ascent of F6* (1936). 1939 emigrierte er in die USA und wurde 1946 US-Staatsbürger. Er schrieb auch philosophische Dichtungen, *Another Time* (1940), *The Sea and the Mirror* (1945). Sein poetischer Kommentar zu Shakespeares *Der Sturm* behandelt die Wechselbeziehung von Kunst und Gesellschaft. 1956–1961 war er Professor für Dichtung an der Universität Oxford. Danach lebte er zeitweise in Italien und in Österreich. Seine späteren Gedichtbände, z. B. *City without Walls* (1967) oder *Thank You, Fog* (1974), setzen das lyrische Experiment fort und sind von einer humanitären Haltung gekennzeichnet.

## 5. LEBENSZEUGNISSE, BRIEFE

- 1 *Gregor Gog* (1891 Schwerin – 1945 Taschkent): deutscher Schriftsteller; Pseudonym: Der Vagabundenkönig; 1914–1917 Militärdienst; 1920 Studium in Stuttgart, Mitherausgeber der *Weltwende*, 1924 in Brasilien; 1927–29 Herausgeber der Zeitschrift *Der Kunde* (im Verlag des Vagabunden). Er organisierte 1929 die erste Internationale Konferenz der Vagabunden in Stuttgart; 1931–32 mehrmalige Reisen in die UdSSR. 1933 wurde er verhaftet und wenige Monate später wegen Krankheit freigelassen. Er emigrierte zuerst nach Zürich und 1936 nach Moskau; Mitarbeiter der Exilzeitschriften *Das Wort* und *Internationale Literatur*. Er schrieb eine Geschichte der Vagabundenbewegung. 1941 wurde er, zusammen mit seiner zweiten Frau Gabriele (Gaby), nach Ferghana evakuiert. Sein Gesundheitszustand wurde immer schlechter, weshalb er und seine Frau versuchten, nach Moskau zurückzukehren, aber ohne Erfolg. Er starb 1945 in Taschkent. Hauptwerke: *Von Unterwegs: Tagebuchblätter des verlorenen Sohnes* (1926); *Hans Tombrock, ein deutscher Malervagabund* (1937); *Sowjetkinder erzählen* (1941).
  
- 2 *wieder in Moskau*: wie man aus dem Brief erfährt, hatte Blum am 17. 10. 1941 Moskau verlassen, denn die Emigranten konnten nur mit Ausnahmegenehmigung in Moskau bleiben, v. a. wenn es ihnen gelang, eine dringende Arbeit bei der Kriegspropaganda zu erhalten. Da Kuibyschew der Evakuierungsort der Regierung und der Komintern war, konnte Blum dort bis zu den höchsten Stellen vordringen, um eine Erlaubnis zu bekommen, nach Moskau zurückzukehren. Es war an sich sehr schwierig, eine solche Erlaubnis zu bekommen; vgl. Hans-Albert Walter: *Deutsche Exilliteratur 1933–1950*, Band 3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1988, S. 261–271; Nur in Einzelfällen wurde eine Rückkehr nach Moskau gestattet (z. B. bei Willi Bredel, Friedrich Wolf und Julius Hay). Andere erhielten diese Genehmigung später, manche (wie etwa Gregor Gog) überhaupt nicht. Blum kam im September 1942 nach Moskau zurück, weil sie (vermutlich) an der sowjetischen Kriegspropaganda mitarbeitete.
  
- 3 *Edith Bergmann*: keine Daten eruiert.
  
- 4 *Gaby*: Gabriele Stammberger (geboren 1910), verheiratet zuerst mit dem Historiker Walther Haenisch. Mit ihm ging sie 1932 nach Moskau, da er am Marx-Engels-Lenin-Institut arbeitete. 1938 wurde er verhaftet und kurz danach erschossen. 1939 lernte sie Gregor Gog kennen und lebte bis zu seinem Tod mit ihm zusammen. Durch Gog lernte sie auch Blum kennen. Ihre Beziehung entwickelte sich zu einer Freundschaft. Nach Gogs Tod versuchte Stammberger zuerst, nach Moskau zurückzukehren. 1954 gelang es ihr schließlich, nach Ostberlin

zu kommen. Bis zu ihrer Pensionierung arbeitete sie im Dietz Verlag. Heute lebt sie in Berlin-Weißensee.

- 5 *Kasan*: Hauptstadt der Tatarischen Republik der ehemaligen Sowjetunion in Zentralasien; Hafenstadt an der mittleren Wolga; 1437 als Hauptstadt des Tatarenreichs gegründet; 1552 von Iwan IV. erobert. Kasan ist ein Verkehrsknotenpunkt und Industrie- und Handelszentrum, insbesondere für Lederindustrie. Im Oktober 1941, nachdem Moskau unmittelbar von deutschen Truppen bedroht worden war, wurde Klara Blum nach Kasan evakuiert. Sie kam am 2. 11. in Kasan an und von dort schlug sie sich nach Kuibyschew durch. Blum fuhr nicht mit dem Schriftstellerzug – wie Becher, Bredel, Wolf und andere Mitglieder der Deutschen Sektion des Sowjetischen Schriftstellerverbandes – nach Kasan. Sie benötigte 14 Tage für die Fahrt von Moskau nach Kasan, während der Schriftstellerzug in nur drei Tagen diese Strecke zurücklegte. Der Schriftstellerzug fuhr dann am 11. 11. 1941 von Kasan ab und kam erst am 4. 12. in Taschkent an. Möglicherweise war Blum einer anderen Institution zugeteilt, die in Kasan bleiben sollte. Die Evakuierten des Schriftstellerverbandes wurden in einem Vortragsaal im Klubhaus des Schriftstellerverbandes in Kasan untergebracht.
  
- 6 *Kuibyschew*: bis 1935 Samara, ein Verwaltungskreis der Tatarischen Republik; am linken Ufer der Wolga gelegen, südlich von Kasan; grenzt südlich an Kasachstan, östlich an den Ural; wichtige Industriezweige: Erdöl, Maschinenbau, Textilindustrie und Nahrungsmittel. Nach Kuibyschew wurden die Regierungsapparate und Komintern-Funktionäre evakuiert, daher waren die Lebensbedingungen im Vergleich zu Kasan weitaus besser.
  
- 7 *Frage meines Mannes*: Blum war nicht verheiratet. Hier ist ihr Geliebter gemeint. Wie erwähnt, war er plötzlich verschwunden, nachdem sie vier Monate miteinander verbracht hatten. Blum versuchte damals, eine Kommandierung nach China zu erwirken. Diese Bemühungen mußten vergeblich bleiben, denn bis auf wenige Ausnahmen war die Ausreise aus der Sowjetunion nicht möglich.
  
- 8 *Donauballaden*: ein Gedichtband Klara Blums, erschienen 1942 in Moskau im Verlag für fremdsprachige Literatur; das Bändchen enthält 16 Gedichte, die ausschließlich das Thema des Antifaschismus behandeln; Inhalt: *Schwarzwälder Wiegenlied*; *Verstummte Melodie*; *Professor Knöpfelmacher*; *Ringstraßencafé*; *Im Atelier „Zur feschen Wienerin“*; *Trotzige Trauer*; *Der Tod des Grafen Teleki*; *Das Holzfigürchen*; *Der Witwer von Schumadije*; *Die Kinderschlacht*; *Aus Thrakiens Bergen*; *Die Hungerdoina*; *Das Schloss von Sinaia*; *Judenkind auf der Calea Victoria*; *Der Patriot von Braila*; *Lied des Schwarzen Meeres*.

- 9 *Inform-Büro*: Informationsbüro.
- 10 *Ino-Radio*: keine Daten eruiert.
- 11 *Maria* = Maria Seldowitz: russische Übersetzerin; war mit Klara Blum befreundet; Blum war eine Zeitlang Untermieterin bei ihr.
- 12 *Erich Weinert*: (1890 Magdeburg – 1953 Berlin): Pseudonym: Bernhard Gustav; deutscher Schriftsteller und Funktionär; 1913–1918 Militärdienst; ab 1920 Schauspieler; 1924 Mitarbeiter der Zeitschriften *Die rote Fahne*, *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*, *Roter Pfeffer*, *Die Weltbühne*; 1928 Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller; 1929–32 Mitherausgeber von *Die Linkskurve*; 1929 Mitglied der KPD; 1933 Emigration über die Schweiz und Frankreich in die UdSSR; 1937–39 Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg; Propagandaarbeit in Presse und Rundfunk; Mitarbeiter der Exilzeitschriften *Das Wort*, *Unsere Zeit* (Paris-Basel), *Freie deutsche Blätter* (London), *Die neue Weltbühne* (Prag); 1946 Rückkehr nach Deutschland; 1950 Gründungsmitglied der Deutschen Akademie der Künste; Hauptwerke: *Rote Front* (Gedichte, 1936), *An die deutschen Soldaten* (Gedichte, 1942/43), *Erziehung vor Stalingrad*. *Fronttagebuch eines Deutschen* (1943), *Rufe in die Nacht. Gedichte aus der Fremde. 1933–43* (1947).
- 13 *Li Weinert* (geboren 1899 Berlin), geborene Pitschmann, geschiedene Holms: Funktionärin und Propagandistin; in den 20er Jahren Rezitatorin und Kabarettistin. 1926 heiratete sie Erich Weinert. 1931 Mitglied der KPD; 1933 Emigration in die Schweiz, 1935 in die Sowjetunion; Mitarbeiterin von Radio Moskau; 1943–45 Sprecherin beim „Sender Freies Deutschland“; 1946 Rückkehr nach Ost-Berlin; propagandistische Tätigkeit.
- 14 *Mikhail Apletin*: Stellvertreter Mikhail Kolzows in der Auslandskommission des Sowjetischen Schriftstellerverbandes; nachdem Kolzow verschwunden war, wurde er sein Nachfolger.
- 15 *Dubinski*: keine Daten eruiert.
- 16 *Genossin Korn*: keine Daten eruiert.
- 17 *Genosse Walther*: keine Daten eruiert.
- 18 *Manfred George* (1893 Berlin – 1965 New York): deutscher Journalist und Erzähler; eigentlich: Manfred Cohn; studierte Literaturgeschichte und Jura. Ab 1917 arbeitete er für zahlreiche

Zeitungen, unter anderem für die *Berliner Morgenpost*; seine frühen Erzählungen wie *Die verlorene Nacht* (1920) und *Der Schrei des Hauptmann Baldus* (1922) fanden einige Anerkennung. Später verfaßte er v. a. Kriminalromane; in den 30er Jahren schrieb er eine Reihe von Biographien. 1933 emigrierte er in die Tschechoslowakei, 1938 in die USA. Er war viele Jahre Chefredakteur der Zeitschrift *Aufbau*, der bedeutendsten Zeitschrift der deutsch-jüdischen Emigranten in den USA. Hauptwerke: *Marlene Dietrich. Eine Eroberung der Welt in sechs Monaten* (1931), *Theodor Herzl, sein Leben und sein Vermächtnis* (1932).

- 19 *Aufbau*: 1934 in New York gegründete deutsch-jüdische Wochenzeitung, Zeitung des German-Jewish-Clubs; ihre Aufgabe bestand u.a. darin, vertriebenen Juden beim Aufbau einer neuen Existenz in einem neuen Land zu helfen. Unter Chefredakteur Manfred George entwickelte die Zeitung eine große thematische Vielfalt. Der Kulturteil der Zeitung wurde zu einem der wichtigsten Foren der deutsch-jüdischen Exilliteratur. Viele prominente Schriftsteller schrieben für die Zeitung, etwa Lion Feuchtwanger, Franz Werfel, Arnold Zweig, um nur einige zu nennen. Die Auflage stieg von 8000 (1938) auf 30.500 (1944); ab 1960 ging die Auflage wieder zurück.
  
- 20 *Cheng Hsiang* = Zhu Xiangcheng (Dshu Hsiang-cheng): Blums Geliebter. Zu jener Zeit war es üblich, daß man als Untergrundmitglied der KP einen Decknamen benutzt. Vermutlich nannte sich Zhu damals Cheng Hsiang, ein Name, der aus seinem Vornamen abgeleitet wurde.
  
- 21 *American Joint*: Zweigstelle in Shanghai, die vor dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurde (vgl. Anm. 8, Kommentare/IV. Teil).
  
- 22 *PEN-Club*: internationale Schriftstellervereinigung; 1921 gegründet. Blum war Mitglied des österreichischen PEN-Klubs.
  
- 23 *Ward Road*: eine Straße im Stadtteil Hongkou in Shanghai, wo ein Zentrum für mitteleuropäische Flüchtlinge eingerichtet war. Dort befand sich auch das größte Flüchtlingsheim (Hua De Lu-Heim), das 1939 eröffnet wurde.
  
- 24 *Josef Luitpold*: Pseudonym für Josef Luitpold Stern (1886 Wien – 1966 Wien): österreichischer Politiker, Lyriker und Dramatiker. Er studierte in Wien und Heidelberg und wurde ein bedeutender Bildungspolitiker des Austromarxismus. 1919 Gründer der „Sozialdemokratischen Kunststelle“; 1926–1934 Direktor der Arbeiter-Hochschule Wien-Döbling; 1934 Emigration in die Tschechoslowakei, 1938 über Frankreich in die USA; 1948 Rückkehr nach Österreich

und Bildungsreferent des Österreichischen Gewerkschaftsbundes; neben Lyrik schrieb er auch Dramen und Aufsätze zur Kulturpolitik; Hauptwerk: *Das Sternbild. Gedicht eines Lebens* (1964–66). Dieser Brief wurde veröffentlicht in: Josef Luitpold: *Das Sternbild. Gedicht eines Lebens*, Bd. 5: Hall und Widerhall. Vom eifrigen Leben, Wien 1966, S. 45.

- 25 *Greifenverlag*: gegründet 1919 in Rudolstadt; ein literarisch orientierter Verlag. Unter der Leitung von Karl Dietz konnten einige prominente Schriftsteller gewonnen und viele wichtige Werke herausgebracht werden. Besonders zu erwähnen ist das Interesse für chinesische Kultur und Literatur, das eine Reihe von Veröffentlichungen aus der chinesischen Literatur zur Folge hatte. Als Dietz starb, wurde der Verlag 1965 verstaatlicht. Nach der Wende wurde er 1992 an einen Schweizer Verlag verkauft. Danach brachte der Greifenverlag in erster Linie Heimatliteratur heraus. 1994 wurde er endgültig aufgelöst.
- 26 *Karl Dietz* (gestorben 1965 Rudolstadt): deutscher Verleger und Publizist; Begründer des Greifenverlags in Rudolstadt. Auf Anraten von Friedrich Wolf, den Klara Blum aus dem Moskauer Exil kannte, nahm sie 1947 Briefkontakt mit Karl Dietz auf, der bis 1959 dauerte. Dieser Briefkontakt entwickelte sich allmählich zu einer Freundschaft. Blum erzählte Dietz nicht nur ihre literarische Tätigkeit und ihre Vorhaben, sondern auch ihr Leben und ihre Probleme in China. Ihre beiden Bücher *Der Hirte und die Weberin* (1951) und *Das Lied von Hongkong* (1959) sind im Greifenverlag erschienen. Blum brach den Kontakt zu Dietz ab, nachdem sie 1959 den Greifenverlag besucht hatte. Aus einem Brief an Dora Wentscher ist zu entnehmen, daß Blum sich von Dietz schlecht behandelt und beleidigt fühlte. Trotz Dietz' mehrmaliger Bemühungen, den Kontakt zu ihr wieder aufzunehmen, blieb Blum ablehnend. In den 50er Jahren gab Dietz in Zusammenarbeit mit Blum einige Übersetzungen aus der chinesischen Literatur heraus. Bedauerlicherweise setzte der Bruch zwischen Blum und Dietz diesem Engagement ein Ende.
- 27 *Greifenkalender*: Von 1947 an gab Karl Dietz im Greifenverlag einen Literaturkalender heraus, in dem auch viele literarische Beiträge Blums erschienen sind.
- 28 *acht Monate in Peking*: im Frühjahr 1949 fuhr Blum nach Peking, um ihren Geliebten zu suchen, denn sie vermutete, daß er mit der Befreiungsarmee in die Stadt einmarschieren würde. Sie versuchte, Kontakt zu den Kommunisten aufzunehmen, was jedoch mißlang. Blum beschreibt in ihrem Roman, wie sie mittellos und halb verhungert nach ihrem Geliebten suchte.
- 29 *Hsia Yen* (Xia Yan) (geboren 1900): chinesischer Dramatiker und Kulturpolitiker; Mitbegründer des neuen chinesischen Theaters. – *Unter den Dächern von Shanghai*: ein berühm-

tes Drama von Xia Yan, das das Leben der Kleinbürger in Shanghai beschreibt. Blum versuchte noch 1948/49, in Zusammenarbeit mit dem Sinologen Max Perleburg, das Drama ins Deutsche zu übersetzen. Diese Zusammenarbeit scheiterte jedoch, nachdem sie sich mit Perleburg zerstritten hatte. Xia Yan und Zhu Xiangcheng waren befreundet. Beide hatten im Theaterleben Shanghais in den 20er und 30er Jahren eine wichtige Rolle gespielt. Blum hatte Xia wegen ihres Geliebten mehrmals aufgesucht. Vermutlich hat sie auch die Übersetzung seines Dramas, Drama über den Taiping-Aufstand, mit ihm besprochen.

- 30 *Friedrich Wolf* (1888 Neuwied/Rhein – 1953 Lehnitz bei Berlin): deutscher Schriftsteller; Studium der Medizin in Tübingen, Bonn und Berlin; ab 1914 Arzt an verschiedenen Orten; ab 1928 Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller; Mitarbeit am Arbeiter-Theater-Bund Deutschlands; 1933 emigrierte er über Österreich und die Schweiz nach Frankreich und in die UdSSR. 1935/36 Vortragsreise in die USA. 1938 fuhr er nach Frankreich. 1939 wurde er im Internierungslager Le Vernet inhaftiert. 1941 war er wieder in der UdSSR. 1943 Mitbegründer des Nationalkomitees „Freies Deutschland“; 1945 Rückkehr nach Deutschland; 1946 Mitbegründer der DEFA; 1948 Vorsitzender des „Bunds deutscher Volksbühnen“; 1950–51 Botschafter der DDR in Polen. Wolfs Frühwerk war vom Expressionismus beeinflusst. Später schrieb er realistische Erzählungen und sozialkritische Dramen. Sein Schauspiel *Professor Mamlock* (1935), das die Judenverfolgung durch den Nationalsozialismus beinhaltet, errang Welterfolg; Hauptwerke: *Der arme Konrad* (Drama, 1924), *Die Matrosen von Cattaro* (Drama, 1930), *Tai Yang erwacht* (Drama, 1931), *Floridsdorf* (Drama, 1938), *Beaumarchais* (Drama, 1941), *Thomas Müntzer, der Mann mit der Regenbogenfahne* (Drama, 1953), *Kreatur* (Roman, 1925), *Zwei an der Grenze* (Roman, 1938).
- 31 *buddhistischer Tempel des Langen Lebens*: Changshengdian; buddhistisches Kloster in Shanghai. 1950/1951 wohnte Blum für mehrere Monate dort, bevor sie in die Dienstwohnung der Fudan-Universität einziehen konnte. Vorher lebte sie in einem Flüchtlingsheim. Da die meisten Flüchtlinge bis 1950 Shanghai schon verlassen hatten, wurden die Flüchtlingsheime zum großen Teil aufgelöst.
- 32 *Der Hintergrund von Blums Brief an Karl Dietz vom 24. 12. 1951*: 1951 beendete Blum ihren Roman *Der Hirte und die Weberin* und gab ihn dem Greifenverlag in Rudolstadt zur Veröffentlichung. Darüber kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Im Juli 1951 wurde das Buch zum Druck freigegeben. Am 16. November erschien es im Greifenverlag. Nur drei Tage später, am 19. November 1951, noch bevor das Buch in die Buchhandlungen kam, wurde es vom Amt für Literatur und Verlagswesen aus dem Handel zurückgezogen mit der Begründung, daß die Darstellung der Emigration in Moskau und die Angelegenheit mit Montini bei der

chinesischen Diplomatischen Mission und bei sowjetischen Dienststellen Anstoß erregt habe (vgl. Amt für Literatur und Verlagswesen an den Greifenverlag, 30. II. 1951). Am 4. Dezember 1951 schrieb Dietz an Blum, daß einige Änderungen von offizieller Seite gewünscht würden, welche erstens die Gestalt Montinis, zweitens die starke Betonung des nationalen Judentums, drittens die sehr negativ gezeichnete Moskauer Emigration betreffen. Die Kritik richtete sich in erster Linie gegen die Person Montinis, von der behauptet wurde, sie sei von Blum nicht realistisch dargestellt, sondern lediglich emotional geschildert worden. Auf diese Vorwürfe antwortete Blum mit diesem Brief.

- 33 *Spende für Korea*: während des Korea-Kriegs (1950–1953) gab es in China eine Spenden-Aktion, bei der jeder sich verpflichtet fühlte, etwas beizutragen, um nicht für politisch rückständig gehalten zu werden. Es gab sogar Wettbewerbe unter Gemeinden und Arbeitsgruppen. Blum etwa versprach ihrem Arbeitskollektiv, die Hälfte des Honorars von *Der Hirte und die Weberin* dem koreanischen Volk zu spenden. Da man damals kein Geld von der DDR nach China transferieren durfte, beschloß Blum, das gesamte Honorar dem Korea-Fonds der DDR zu überlassen.
- 34 *Amt für Literatur und Verlagswesen*: offizielle Zensurstelle der DDR. In der DDR und auch in anderen sozialistischen Ländern hatten Verlage keine Entscheidung darüber, ob ein Buch veröffentlicht werden durfte oder nicht. Der Verlag mußte vom Amt für Literatur und Verlagswesen eine Genehmigung einholen. In diesem Amt saßen Experten aus verschiedenen Bereichen und parteitreue Personen, die die Manuskripte nach politischen Kriterien zensurierten.
- 35 *Tagebuch für Dshe-Nü vom 8. Oktober 1947*: bezieht sich auf den Roman *Der Hirte und die Weberin*, S. 174–175;
- 36 *Epstein*: eine Romanfigur in *Der Hirte und die Weberin*.
- 37 *Grania und Natascha*: Romanfiguren in *Der Hirte und die Weberin*.
- 38 *Tagebuch für Nju-Lang vom 28. Juli 1945*: im Roman *Der Hirte und die Weberin*, S. 147–148.
- 39 *Montinifigur*: Montini, eine negative Figur im Roman *Der Hirte und die Weberin*, um die es zu heftigen Diskussionen kam. Diese Figur wurde offensichtlich nach einer realen Person gestaltet. Das Modell für Montini soll laut Blum Ernst Fischer gewesen sein, den sie bei einer Kaffeehaus-Gesellschaft in Wien kennengelernt hatte. Aus nicht geklärten Gründen vertru-

gen sie sich nicht. Blum glaubte, daß er hinter allen Intrigen gegen sie gestanden und diese auch teilweise selbst inszeniert habe. Sie war der Ansicht, daß ihr Buch seinetwegen verboten und später trotz der Intervention von Wilhelm Pieck totgeschwiegen worden war. Fischer hatte damals eine wichtige Position in der KPÖ inne und war auch einflußreich in der DDR.

- 40 *Wladimir Wladimirowitsch Majakowski* (1893 Bagdadi/Georgien – 1930 Moskau): russisch-sowjetischer Lyriker und Dramatiker. Ab 1906 lebte er in Moskau; Von 1911 an studierte er an der Kunstschule in Moskau und gehörte zu den Futuristen, die die traditionellen Kunstformen ablehnten und nach neuen und antibürgerlichen Ausdrucksmöglichkeiten suchten. Er schuf eine Art Theaterdichtung des Revolutionsgeschehens, etwa *Mysterium Buffo* (1921), *Klop* (1928), *Banja* (1929), die von Meyerhold inszeniert wurden. 1923–25 gab er die futuristische Zeitschrift *Lew* heraus. Wegen seiner experimentellen Kunst wurde er vor allem von seiten der RAPP angefeindet. 1930 trat er der RAPP bei; aber dies änderte seine Situation nicht. Er wurde weiterhin bekämpft. Sein Drama *Banja* wurde vom Spielplan abgesetzt, eine Ausstellung *Zwanzig Jahre Arbeit* über ihn wurde abgesagt. Zusätzlich wurde er in der Liebe zurückgewiesen. Nach all den Enttäuschungen nahm er sich das Leben. Hauptwerke: *Ja* (Gedichte, 1913), *150 000 000* (Verserzählung, 1920), *Choroscho* (Verserzählung, 1927)
- 41 *Gladkows Zement*: – *Fjodor Gladkow* (1883 Tschernavka – 1958 Moskau): sowjetischer Schriftsteller; stammte aus einer armen Bauernfamilie. 1920 trat er der KPdSU bei und wurde Zeitungsredakteur. 1921 Übersiedlung nach Moskau. Der Roman *Zement* (1925) brachte ihm Weltruhm. Er gewann mehrmals den Stalinpreis; Hauptwerke: *Energie* (1933), *Das Birkenwäldchen* (1941), *Die Tagelöhner* (1950), *Böse Zeit* (1954). – *Zement*: Hauptwerk Gladkows, behandelte die von der Partei gewünschten Themen: Arbeiter und Bauern als Helden; Betonung des Klassenkampfes; Aufbau der Industrie und des Sozialismus.
- 42 *Kornejschuks Front*: – *Alexander Jewdokymowitsch Kornejschuk* (1905 Christinowka – 1972 Kiew): sowjetisch-ukrainischer Schriftsteller und Partei- und Staatsfunktionär; begann mit Erzählungen, schrieb dann v. a. Dramen. Er schrieb häufig über den Krieg und das Leben der sowjetischen Intellektuellen. Etwa sein Drama *Front*, das zuerst 1942 in der *Prawda* gedruckt wurde, handelt vom Krieg. In diesem Stück stellte der Autor einige Figuren sehr negativ dar, was schon an der Namengebung erkennbar ist. Chripun, Krikun und Udiwitelny. Hauptwerke: *Der Untergang des Geschwaders* (Drama, 1933), *Der Chirurg* (Drama, 1935), *Das Holunderwäldchen* (Drama, 1950).
- 43 *Tagebuch für Nju-Lang vom 6. Mai 1941*: in *Der Hirte und die Weberin*, S. 128.

- 44 *Präsident der DDR*: Hier ist Wilhelm Pieck gemeint, den Blum aus dem Moskauer Exil kannte. Auf den Hinweis und die Bitte von Blum wandte sich Dietz an den Präsidenten der DDR und an prominente Schriftsteller wie Arnold Zweig, Friedrich Wolf und Johannes R. Becher, um deren Unterstützung zu bekommen, das Verkaufsverbot von *Der Hirte und die Weberin* aufzuheben. Aufgrund der Intervention von Wilhelm Pieck wurde diesem Ansuchen am 2. Mai 1952 stattgegeben, jedoch mit dem Hinweis, daß eine zweite Auflage nicht wünschenswert sei (vgl. Amt für Literatur und Verlagswesen an den Greifenverlag, 2. 5. 1952). Das Buch wurde anschließend zum Verkauf freigegeben. Die Unstimmigkeiten rund um das Buch hatten jedoch dazu geführt, daß keiner der Schriftsteller und Kritiker bereit war, eine Rezension über das Buch zu schreiben, obwohl Dietz viele Schriftsteller dazu aufgefordert hatte. In der Presse wurde das Buch ebenfalls totgeschwiegen. Arnold Zweig schrieb folgendes an den Verlag: „Ich möchte Ihnen aber jetzt schon sagen, wie sehr ich mich über das Wiedererscheinen von Klara Blum in der deutschen Publikation freue. Bis zum Ende des Krieges konnten wir von ihr in der *Internationalen Literatur* und in einer Buchpublikation aus Moskau Gedichte lesen, die zum Besten gehören, was deutsch erschien.“ (12. 9. 1952) Aber eine Rezension verfaßte er dennoch nicht. Erst 1957 schrieb Lion Feuchtwanger, als er den Roman zufällig bekam, die erste Rezension über *Der Hirte und die Weberin* (in: Greifenalmanach auf das Jahr 1958, Rudolstadt 1957, S. 187–189).
- 45 *Hans Rodenberg* (geboren 1895 Lübbecke/Westfalen): Regisseur, Staatsfunktionär; bis 1949: Rosenberg. Er besuchte die Schauspielschule des Deutschen Theaters Berlin; danach Schauspieler und Regisseur in Hamburg, Wien, Zürich, Köln, Berlin. 1926 trat er in die KPÖ ein, später KPD-Mitglied. 1932 ging er in die UdSSR; Produktionsleiter beim Film, Mitarbeiter bei Radio Moskau, *Das Wort* und *Internationale Literatur*; 1948 Rückkehr nach Berlin; 1949 Gründer und bis 1952 Intendant des Theaters der Freundschaft Berlin; ab 1954 Mitglied des Zentralkomitees der SED; 1957–60 Professor für Dramaturgie an der Deutschen Hochschule für Filmkunst Potsdam-Babelsberg; ab 1959 Vizepräsident der Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland; 1960–64 stellvertretender Kultusminister; ab 1967 Vorstandsmitglied des Verbandes der Film- und Fernschaffenden der DDR; ab 1969 Vizepräsident der Akademie der Künste.
- 46 *Freundschaftstheater*: das 1949 von Hans Rodenberg in Ost-Berlin gegründete Theater. Bis 1952 war Rodenberg Leiter und Intendant des Theaters.
- 47 *Arthur Pieck* (1899 Bremen – 1970 Berlin): Partei- und Staatsfunktionär der DDR; Sohn von Wilhelm Pieck; 1919 Mitglied der KPD; Mitarbeiter des Deutschen Arbeiter-Theater-Bundes; 1933 Emigration über die Tschechoslowakei in die UdSSR; Leiter des Deutschen Thea-

- ters ‚Kolonne links‘ in Moskau; Mitarbeiter der Presseabteilung der Komintern; Redakteur der *Zeitschrift für Theater, Musik, Film, Tanz*; ab 1945 arbeitete er in der Verwaltung in Berlin und in der DDR; 1954–61 Generaldirektor der Fluggesellschaft der DDR. Bis zu seiner Pensionierung 1965 war er stellvertretender Minister für Verkehrswesen in der DDR.
- 48 *Alfred Kurella* (1895 Brieg/Schlesien – 1975 Berlin) Pseudonym: Bernhard Ziegler, Viktor König, Alfred Bernhard: deutscher Schriftsteller und Parteifunktionär; 1919 Mitbegründer des Kommunistischen Jugendverbandes; Mitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller; Mitarbeiter bei *Die Linkskurve*, *Literatur der Weltrevolution*, *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*; 1932 Chefredakteur der Zeitschriften *Monde* und *Comité Mondial* in Paris; 1932–34 Generalsekretär des „Internationalen Komitees zum Kampf gegen den Krieg“; 1934–35 Sekretär von Georgi Dimitroff in Moskau; 1935–41 Leiter der Bibliographischen Abteilung der Unionsbibliothek für Ausländische Literatur in Moskau. Er arbeitete in der Redaktion der *Internationalen Literatur* und schrieb für *Internationale Literatur*, *Das Wort* und *Das freie Wort*; 1946–49 lebte er als Schriftsteller und Übersetzer im Kaukasus; 1949–1954 in Moskau; 1954 Rückkehr in die DDR; ab 1955 Vorstandsmitglied des Deutschen Schriftstellerverbandes; ab 1964 Vizepräsident der Deutschen Akademie der Künste; 1958–1975 Mitglied des ZK der SED; 1968 Promotion an der Universität Jena als Dr. phil. Hauptwerke: *Wo liegt Madrid?* (Erzählungen, 1938), *Ich lebe in Moskau* (1947), *Taras Scheutschenko: Der Kobsar* (Hg., 1951), *Die Gronauer Akten* (Roman, 1954), *Der schöne Kaukasus* (1956), *Das Eigene und das Fremde* (Diss., 1968).
- 49 *Fritz Erpenbeck* (geboren 1897 Mainz): deutscher Schriftsteller und Theaterkritiker; 1918–1921 Schauspielausbildung; dann als Schauspieler und Regisseur tätig; 1927 Beitritt zur KPD und zum Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS); ab 1929 Journalist und Reporter; 1931 Chefredakteur von *Roter Pfeffer*, *Magazin für alle*; 1933 Emigration nach Prag, 1935 in die Sowjetunion; Redakteur bei *Das Wort* und *Internationale Literatur*; 1945 Rückkehr nach Deutschland; Redakteur und Chefredakteur verschiedener Zeitungen und Zeitschriften wie *Theater der Zeit*, *Vorwärts*, *Volkszeitung*; 1959 Chefdramaturg der Volksbühne Berlin; später freier Schriftsteller. In den 60er Jahren schrieb er hauptsächlich Kriminalromane. Hauptwerke: *Emigranten* (Roman, 1937), *Lebendiges Theater. Aufzeichnungen und Kritiken* (1946) *Künstlerpension* (Roman, 1964), *Der Fall Fatima* (Roman, 1969).
- 50 *Rudolf Leonhard* (1889 Lissa/Polen – 1953 Berlin) Pseudonym Robert Lanzer: deutscher Lyriker, Dramatiker und Erzähler; Studium der Philosophie und Jura in Berlin und Göttingen; 1918/19 Teilnahme an der Revolution; Mitbegründer und Leiter des Theaters ‚Die Tribüne‘; Lektor des Verlags Die Schmiede; 1927 Übersiedlung nach Paris; Mitbegründer und Orga-

nisator des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller im Exil; Teilnahme an der französischen Untergrundbewegung; 1950 Rückkehr nach Berlin; er wirkte aktiv in der Literatur- und Kulturpolitik der DDR. Hauptwerke: *Briefe an Margit* (Gedichte, 1919), *Das nackte Leben* (Gedichte, 1925), *Orpheus* (Hörspiel, 1927), *Tragödie von Heute* (Drama, 1927), *Krise* (Hörspiel, 1932), *Beate und der große Pan* (Vers-Roman, 1948).

- 51 *Mexikaner Emigrantengruppe*: Vermutlich ist damit die Kommunistengruppe der deutschen Emigranten in Mexiko gemeint. Zu dieser gehörten unter anderem: Alexander Abusch, Theodor Balk, Bruno Frei, Egon Erwin Kisch, Ludwig Benn, Anna Seghers, Kurt Stern, Bodo Uhse. Blum erwähnte eine Feindschaft zu dieser Gruppe in keinem ihrer Briefe. Wohl schrieb sie 1938 eine ziemlich negative Rezension über Anna Seghers' Roman *Die Rettung* für *Das Wort*. Daraus kann jedoch nicht geschlossen werden, daß eine persönliche Feindschaft zwischen den beiden bestand. Alexander Stephen ist der Meinung, daß Blum zu den Lukács-Anhängern gehörte und daher Anna Seghers ablehnte.
- 52 *F. C. Weiskopf* (1900 Prag – 1955 Berlin): deutscher Schriftsteller. Er war der Sohn eines jüdischen Vaters und einer tschechischen Mutter; Studium der Germanistik und Geschichte in Prag; ab 1921 Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei; 1928–1933 Feuilletonchef der Zeitung *Berlin am Morgen*; 1933–38 Chefredakteur der *Arbeiter-Illustrierten-Zeitung* in Prag. 1939 emigrierte er in die USA. Nach dem Krieg kehrte er nach Prag zurück. Er war der erste Botschafter der Tschechoslowakei in Peking und schrieb zahlreiche Reportagen über das Leben in China. 1953 übersiedelte er nach Ost-Berlin und leitete die Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur*; Hauptwerke: *Das Slawenlied. Roman aus den letzten Tagen Österreichs und den ersten Jahren der Tschechoslowakei* (Roman, 1931), Romantrilogie: *Kinder ihrer Zeit*. Bd. 1: *Twilight on the Danube*. 1946, Bd. 2: *Children of Their Time*. 1948, Bd. 3: *Welt in Wehen* (Fragment).
- 53 *Marietta Kornejtschuk*: keine Daten eruiert.
- 54 *Nanking-Universität* (Nanjing Daxue): gegründet 1902 unter dem Namen Sanjiang Shifan Xuetang (Sanjiang Pädagogische Hochschule) in Nanjing; später in Zhongyang Daxue (Nationale Universität) umbenannt; seit 1949 Nanjing Daxue. Die Universität hat 15 Fachbereiche: Chinesisch, Geschichte, Philosophie, Jura, Wirtschaft, Fremdsprachen, Mathematik, Informatik, Physik, Chemie, Biologie, Meteorologie, Astronomie, Geographie und Geologie.
- 55 *19. Kongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion*: keine Daten eruiert.

- 56 *Georgij Maximilianowitsch Malenkow* (1902 Orenburg/Tschkalow – 1988 Moskau): sowjetischer Politiker; von 1920 an Mitglied der KPdSU; 1921 – 1925 Studium der Elektrotechnik in Moskau; 1934 – 1939 Leiter der Abteilung „Leitende Parteiorgane“ des Zentralkomitees; ab 1938 persönlicher Sekretär Stalins. Er beteiligte sich an der Durchführung der „Säuberungen“; ab 1939 Mitglied des ZK; ab 1946 Mitglied des Politbüros der KPdSU. Nach Stalins Tod wurde er dessen Nachfolger, mußte aber bald das Amt des Parteichefs an N. S. Chruschtschow abtreten. 1955 wurde er als Ministerpräsident gestürzt. 1955–1957 Minister für elektrische Kraftwerke. 1957 wurde er als „Partei-feind“ aller Ämter enthoben und später aus der KP ausgeschlossen.
- 57 *Prawda*: sowjetische Tageszeitung; Parteiorgan der KP der UdSSR; Begründer und erster Chefredakteur war Lenin. Die erste Nummer erschien am 5. Mai 1912 in Petersburg. Seit 1922 wird dieser Tag als „Tag der Presse“ gefeiert. Zwischen 1912–1914 wurde die Zeitung auf Anordnung des Zaren mehrmals eingestellt. 1914 wurde sie verboten. Nach der Oktoberrevolution erschien sie wieder (9. 11. 1917). 1918 wurde der Sitz der Zeitung zusammen mit der Regierung nach Moskau verlegt. 1991 wurde die *Prawda* vorübergehend eingestellt. Seit September 1991 erscheint sie als unabhängige Zeitung.
- 58 *Dramatik und Lebenswahrheit*: keine Daten eruiert.
- 59 *Aufbau*: Monatszeitschrift vom Aufbau-Verlag.
- 60 *Die Weltbühne*: Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft (Ost-Berlin 1946 – 1993).
- 61 *Bertin*: Romanfigur in Arnold Zweigs Roman *Der Streit um den Sergeanten Grischa* (1928) und dem Romanzyklus *Erziehung vor Verdun* (1935). Bertin ist ein jüdischer Schriftsteller, der im Krieg als Schreiber bei der Armee dient. Durch die Erlebnisse im Krieg wird er Pazifist. Diese Figur hat viele autobiographische Züge. Manche Kritiker haben Bertin als Arnold Zweig identifiziert.
- 62 *Gottfried Keller* (1819 Zürich – 1890 Zürich): Schweizer Schriftsteller. Berühmt wurde er v. a. durch seine humorvollen Novellen, die zu den Meisterwerken der Gattung in deutscher Sprache zählen. Hauptwerke: *Der grüne Heinrich* (Roman, 1855), *Die Leute von Seldwyla* (Novellen, 1856) und *Zürcher Novellen* (1878).
- 63 *Willi Schlamm* (1904 Przemysl/Galizien – 1978 Salzburg): Österreichischer Publizist; in den 20er Jahren war er Angehöriger der Jung-Wandervogel-Bewegung in Wien; ab 1920 Mitglied

- der KPÖ; 1922–1927 Studium der Staatswissenschaft an der Universität Wien; 1929 Ausschuß aus der KPÖ als „Rechtsabweichler“; Mitarbeit für *Simplicissimus* und *Die Weltbühne*; 1933 Emigration in die Tschechoslowakei; 1937 Veröffentlichung des Buches *Diktatur der Lüge* als Auseinandersetzung mit dem stalinistischen Kommunismus; 1938 emigrierte er in die USA; Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften, vor allem des Luce-Konzerns; 1949–1951 Korrespondent der *Fortune* in Paris; 1951–1957 Herausgeber der *National Review*; ab 1957 in Lugano; 1959–1963 Kolumnist von *Stern*; 1965–1971 Kolumnist der *Welt am Sonntag*; ab 1972 Herausgeber der *Zeitbühne*; Hauptwerke: *Diktatur der Lüge. Eine Abrechnung* (1937), *Die Grenzen des Wunders* (1959) und *Wer ist Jude? Ein Selbstgespräch* (1964).
- 64 *Rudolf Slánský* (1901 Nezvestice bei Pilsen – 1952 Prag): tschechoslowakischer Politiker; ab 1929 Mitglied des ZK und des Politbüros der KP der Tschechoslowakei; ab 1945 Generalsekretär der KP; er war führender Politiker des kommunistischen Umsturzes vom Februar 1948 in der Tschechoslowakei; 1951 wurde er gestürzt und am 27. 11. 1952 wegen „titoistischer und zionistischer Umtriebe“ zum Tode verurteilt und am 3. 12. 1952 hingerichtet. Der Hintergrund des Slánský-Prozesses waren machtpolitische Auseinandersetzungen im Ostblock zwischen den Stalinisten und nationalkommunistischen Strömungen. Auch antisemitische Tendenzen spielten hier eine Rolle. 1963 hob der Oberste Gerichtshof das Urteil auf. 1968 wurde er postum rehabilitiert.
- 65 *Béla Kuhn* = Béla Kun (1886 Siebenbürgen – 1939? Sibirien): ungarischer Politiker und Journalist; 1917 schloß er sich in der russischen Gefangenschaft den Kommunisten an und gründete nach seiner Rückkehr 1918 die ungarische KP. Er war führender Politiker der ungarischen Räterepublik (21. 3. – 1. 8. 1919). Nach deren Zusammenbruch flüchtete er nach Österreich und wurde interniert. 1920 wies man ihn in die Sowjetunion aus. Ab da arbeitete er in der Leitung der Komintern. 1937 wurde er verhaftet; 1956 rehabilitiert.
- 66 *Literaturnaja Gaset*a = Literaturzeitung, Zentralorgan des Sowjetischen Schriftstellerverbandes (vgl. Anm. 31, 50, Kommentare/III. Teil).
- 67 *Franz Leschnitzer* (1905 Posen – 1967 Berlin): deutscher Lyriker, Essayist und Übersetzer; 1924–1930 Studium der Ökonomie, Jura, Germanistik und Philosophie in Berlin; 1931 Eintritt in die KPD und Mitglied des BPRS; 1932–33 Sekretär des Deutschen Kampfkomitees gegen Krieg und Faschismus; 1933 Emigration über Österreich und die Tschechoslowakei in die Sowjetunion; Redakteur und Autor der *Internationalen Literatur* in Moskau; 1946–1948 Agitator unter deutschen Kriegsgefangenen. Danach Arbeit als Publizist und Pädagoge; 1959 Rückkehr in die DDR. Er lebte als freier Schriftsteller in Berlin; zahlreiche Nachdichtungen sowjetischer Lyrik; Hauptwerke: *Verse* (Gedichte, 1939), *Zwei Welten* (Gedichte, 1943), Über-

setzungen: *Majakowski. Ausgewählte Gedichte* (1941), Leo Tolstoi: *Drei Bären* (1955), Jewgenij Jewtuschenko: *Mit mir ist folgendes geschehen* (1962), Anatolij Lunatscharski: *Die Revolution und die Kunst* (1962).

- 68 *J. Sadowski*: keine Daten eruiert; *Literaturnaja Obosreniye* = Literaturkritik: theoretische Literaturzeitschrift; erschien monatlich.
- 69 *Lin Erh-kang*: Student von Klara Blum; später Assistent und Professor an der Nanjing-Universität; dann Professor an der Tongji-Universität in Shanghai.
- 70 *Fu Guee und Die Lohan-Münze von Dschao Schu-li* (Zhao Shuli): – *Zhao Shuli* (1906 Xinchui/Shanxi – 1970 Taiyuan): chinesischer Novellist und Dramatiker; bekannt als Bauernschriftsteller; war als Grundschullehrer tätig. Anfang der 30er Jahre begann er, klassische und moderne Lyrik zu schreiben. Später schrieb er Erzählungen über Bauern und Straßenstücke für sie. Er benutzte die etwas grobe, derbe, aber humorvolle Mundart des Taihang-Gebietes und beschrieb das Leben der dortigen Landbevölkerung. Seine literarische Laufbahn begann er mit der Novelle *Xiao Erhei jiehun* (Die Heirat des kleinen Erhei, 1943), die sich gegen Aberglauben und alte feudale Auffassungen unter den Bauern und für die freie Partnerwahl einsetzt. Hauptwerke: *Li Youcai banhua* (Die Lieder des Li Youcai, Erzählung, 1943), *Li jia zhuang de bianqian* (Die Wandlung des Dorfes Li, Roman, 1945), *San li wan* (Das Dorf San Li Wan, Roman, 1954). – *Fu Guee* (Fugui): eine Novelle von Zhao Shuli. Fugui ist ein Bauer, der durch einen ausbeuterischen Großgrundbesitzer sein Land verliert. Er wird Hornist, ein Zeitarbeiter, der bei Begräbnissen und Hochzeiten spielt. Von allen verachtet; wird sein Selbstbewußtsein erst durch die Revolution geweckt. Er verlangt nach der Gleichstellung.
- 71 *Gao Yü-bao: Ich möchte lernen*: ein Kapitel aus der Autobiographie des Bauernkindes Gao Yubao. *Gao Yubao* (geb. 1927 in Liaoning): chinesischer Erzähler; stammte aus einer armen Bauernfamilie. Er verlor früh die Eltern und mußte schon als sechsjähriges Kind für den Großgrundbesitzer Zhou die Kühe hüten. Einmal kommt er zufällig an einer Schule vorbei und schaut dem Unterricht zu. Seitdem hat er den Wunsch, zur Schule zu gehen, lesen und schreiben zu lernen. Später wird er Gelegenheitsarbeiter in Dalian. 1945 Rückkehr in sein Heimatdorf, erlebt 1947 dort die Befreiung und schließt sich der Volksbefreiungsarmee an. Gao Yubao begann 1949, seine Autobiographie zu schreiben. Die Kapitel wie *Banye jijiao* (Der Hahn kräht um Mitternacht) und *Wo yao shangxue* (Ich will lernen), die in mehreren Sammlungen erschienen und auch verfilmt worden sind, machten ihn bekannt. Er schilderte das Schicksal der armen Bauern, die unter der japanischen Besetzung und der Ausbeutung der chinesischen Gutsbesitzer zu leiden hatten. Er wurde später von der Armee zum Studium geschickt.

- 72 *Zhao Shuli: Die Wandlung des Li-Dorfes* (Li jia zhuang de bianqian): Roman, 1945. In der Darstellung verschiedener Schichten des Li-Dorfs zeigt der Autor die Wandlungen auf dem Land von 1911 (Gründung der Republik) bis 1945 (Ende des chinesisch-japanischen Kriegs). Der Hauptdarsteller Tieshuo ist ein armer Bauer; durch die Ausbeutung eines Großgrundbesitzers verliert er sein Land und wird Landarbeiter. Er schließt sich der KP Chinas an, wird Parteifunktionär und leitet die Befreiungsbewegung der armen Bauern.
- 73 *Verlag Volk und Welt*: ein Ost-Berliner Verlag, mit dem Blum 1959 auf Empfehlung des Deutschen Schriftstellerverbandes Kontakt aufnahm.
- 74 *Zhao Shuli: Die Lieder des Li Yü-tsai* (Li Youcai banhua): Novelle, veröffentlicht 1943; beschreibt die Auseinandersetzungen zwischen dem armen Bauern Li Youcai und einem Großgrundbesitzer in der Zeit der Bodenreform. In der damaligen politischen Situation erregte diese Novelle sehr viel Aufmerksamkeit.
- 75 *Fremdsprachen-Verlag Peking*: Beijing Waiwen Chubanshe.
- 76 *Arnold Zweig: Bilanz der deutschen Judenheit*: ein Buch mit Essays von A. Zweig, erschien 1934; 1961 vom Greifenverlag neu herausgegeben. – *Arnold Zweig* (1887 Glogau – 1968 Ost-Berlin): deutscher Schriftsteller; 1907–1913 Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie in Breslau, Göttingen, München und Berlin. Seine frühen Dramen *Abigail und Nabal* (Leipzig 1913), *Ritualmord in Ungarn* (Berlin 1914) sind von seinem starken jüdischen Selbstbewußtsein geprägt; 1912 erschien sein Roman *Die Novellen um Claudia*, in dem er sein Interesse an der Tiefenpsychologie zeigte. 1915 wurde er als Soldat an die Westfront eingezogen. Als entschiedener Pazifist kehrte er zurück. Aus seiner Kriegserfahrung resultierte der Roman *Der Streit um den Sergeanten Grischa* (Potsdam 1928), der ihm Weltruh brachte. In den 20er Jahren war er Redakteur der *Jüdischen Rundschau*; 1933 emigrierte er nach Haifa. Materielle Sorgen und politische Isolation bestimmten die Zeit des Exils. 1948 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Ost-Berlin nieder; 1950–1953 Präsident der Akademie der Künste; wichtigste Werke: *Das ostjüdische Antlitz* (Berlin 1920), *De Vriendt kehrt heim* (Berlin 1932), *Erziehung vor Verdun* (Amsterdam 1935).
- 77 *Märchen von Wilhelm*: chinesische Märchen, die von Richard Wilhelm übersetzt wurden. 1955 wurden sie vom Greifenverlag unter dem Titel *Die Geister des gelben Flusses* wieder verlegt. Erste Veröffentlichung im Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf; Klara Blum hat das Nachwort für den Märchenband geschrieben. *Richard Wilhelm* (1873 Stuttgart – 1930 Tübingen): deutscher Theologe und Sinologe; 1899–1921 war er evangelischer Missionar in Qingdao;

Gründer des ersten China-Instituts in Frankfurt/M.; ab 1924 Professor für Chinakunde an diesem Institut. Durch seine Übersetzungen chinesischer philosophischer Werke wurde die chinesische Geistestradiation erstmals weiteren Kreisen im deutschen Sprachraum bekannt; Hauptwerke: *Die Seele Chinas* (1926), *Die chinesische Literatur* (1928), *Der Mensch und das Sein* (1931); Übersetzungen: Lao Tse: *Tao de King* (1911), *Dschung Dsi, das wahre Buch vom südlichen Blütenland* (1920), *I Ging. Das Buch der Wandlungen* (1924), *Frühling und Herbst des Lü Bu We* (Lüshi Chunqiu 1928), *Das Geheimnis der Goldenen Blüte* (Sai jin hua 1939).

- 78 *Seltame Geschichten aus einem Studienzimmer* = *Rulin waishi*, ein satirischer Roman von Wu Jingzi. *Wu Jingzi* (1701 Quanjiao – 1754 Yangzhou): chinesischer Schriftsteller aus der Qing-Zeit. Er stammte aus einer Gutsbesitzerfamilie, verzichtete nach der ersten Gelehrtenprüfung (1721) auf eine Beamtenlaufbahn und lebte ab 1734 in ärmlichen Verhältnissen in Nanjing. Sein satirischer Roman *Rulin waishi* (1770, deutsch: *Der Weg zu den weißen Wolken*, 1962) ist ein umfangreiches, aus lose aneinandergereihten Episoden gefügtes Werk. Das Buch kritisiert die Scheinheiligkeit der konfuzianischen Sitten und beschreibt die Irrwege, in die das Prüfungssystem seine Kandidaten führte. Die staatlichen Prüfungen, deren Bestehen die Voraussetzung für eine Beamtenlaufbahn war, erfolgten nach einem starren Ausleseverfahren. Gute Beziehungen und hohe Bestechungen entschieden fast allein über den Erfolg. *Rulin waishi* ist der erste Roman in der chinesischen Literatur, der offene und konkrete Gesellschaftskritik übte. Hauptwerke Wu Jingzis: *Rulin waishi* (Inoffizielle Geschichte der Gelehrten) und *Shi shuo* (Über die Dichtung).
- 79 *Zhao Shuli: Sanliwan-Dorf* (San li wan): Roman, 1954; behandelt die Kollektiv-Bewegung auf dem Land sowie die Auseinandersetzungen zwischen fortschrittlichen und rückständigen Bauern. Nach der Revolution wurde eine Bodenreform durchgeführt. Viele Bauern besaßen nun zum erstenmal Land. 1953 forderte die KP Chinas, Dorfkollektive zu gründen, um die Produktion zu steigern.
- 80 *Bücher von Böttcher, Vulpius und Busch*: Gemeint sind vermutlich die Neuerscheinungen im Greifenverlag, die Dietz Blum regelmäßig zuschickte. Zum Jahreswechsel 1955/56 erschienen neben dem Buch von Vulpius *Goethe in Thüringen. Stätten seines Lebens und Wirkens* (1955) noch einige Bücher, etwa eines von Wilhelm Busch und Helmuth Böttchers: *Der Flieger von Bridgport* (Roman, 1955). *Helmuth Maximilian Böttcher* (geb. 1895 in Berlin): deutscher Schriftsteller, Dr. jur., er war Geschäftsführer der Höeselwerke in Eisenach und lebte später in Sprendlingen bei Frankfurt/M. Hauptwerke: *Judas* (Drama, 1929), *Ein Flötenkonzert* (Drama, 1941), *Der Unvollendete* (Schubert-Roman, 1954), *Wälther Rathenau. Persönlichkeit und Werk* (Biographie, 1958) und *Das Vitaminbuch. Die Geschichte der Vitaminforschung* (1965). Wolf-

gang *Vulpius* (1897 Weimar – 1978 Weimar): deutscher Schriftsteller und Literaturwissenschaftler; Urenkel von Christian August Vulpius, des Bruders von Christiane Vulpius (Ehefrau Goethes); Studium der Germanistik und Romanistik in München; Promotion 1923; danach Lehrer und später Studienrat für Deutsch und Französisch. Er war Soldat im Zweiten Weltkrieg; 1945 Rückkehr nach Weimar; langjähriger Mitarbeiter der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar; Hauptwerke: *Christiane. Lebenskunst und Menschlichkeit in Goethes Ehe* (1949), *Goethe in Thüringen. Stätten seines Lebens und Wirkens* (1955), *Friedrich Schiller als literarischer Bundesgenosse Goethes* (1959). – Hier bezieht sich Blum auf: Wolfgang Vulpius: *Goethe in Thüringen. Stätten seines Lebens und Wirkens*. Rudolstadt, Greifenverlag 1955; Neuauflage: Rudolstadt, Greifenverlag 1992. *Wilhelm Busch* (1832 Wiedensahl – 1908 Mechtshausen): deutscher Dichter, Maler und Zeichner; besuchte die Kunstakademien in Düsseldorf, München und Antwerpen. Mit seinen Bildgeschichten wurde er zu einem der bedeutendsten Humoristen des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Seine witzig-simplen Verse und Konturzeichnungen zeigen seine Charakterisierungskunst; Hauptwerke: Verserzählungen mit Zeichnungen: *Max und Moritz* (1865), *Hans Huckebein, der Unglücksrabe* (1867), *Plisch und Plum* (1882), Prosageschichte: *Der Schmetterling* (1895), Gedichtbände: *Kritik des Herzens* (1874), *Zu guter Letzt* (1904).

- 81 *Märchensammlung „Die Geister des gelben Flusses“*: vgl. Anm. 77.
- 82 *Aufsatz zum 70. Geburtstag von Arnold Zweig: Arnold Zweig im neuen China*. In: Greifenalmanach 1957, Rudolstadt 1956, S. 55 – 58.
- 83 *Gao Gen Fou*: Student Blums an der Nanjing-Universität; später Professor für Germanistik an der Pädagogischen Universität Huadong in Shanghai.
- 84 *Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland* = Zhongguo Renmin Duiwai Youhao Xiehui.
- 85 *Bewegung der Geburtenkontrolle*: 1953/54 wurde die erste Volkszählung in der VR China durchgeführt. Das Ergebnis war verblüffend: 582 Millionen Einwohner, davon 60% unter 18 Jahren. Die Erkenntnis, daß sich die Bevölkerung in China in kommenden 30 Jahren verdoppelt wird, beunruhigte die chinesischen Politiker. Der schnelle Zuwachs der Bevölkerung machte den für Investitionen zur Verfügung stehenden Überschuß zunichte. Die Warnung der Wissenschaftler, v.a. Professor Ma Yinchu (s. Anm. 28, Kommentare/III. Teil), daß die Überbevölkerung das größte Problem Chinas darstellen wird, veranlaßte die Politiker, 1955/56 eine verschärfte Geburtenkontrolle durchzuführen.

- 86 *Der Weg zum Standesamt* = Die Liebesgeschichte des Bauernknaben Erhei (Xiao Erhei jiehun): Novelle von Zhao Shuli (vgl. Anm. 70).
- 87 *Fünfzig rote Blumen* (Wushi duo fanghonghua): Nachdichtungssammlung von Yuan Schui-pai, die 1954 im Pingming Verlag in Shanghai erschienen ist und auch das Gedicht *Der Dichter und der Krieg* (S. 138) von Klara Blum enthält.
- 88 *Yuan Schui-Pai* (geb. 1916): chinesischer Lyriker; bekannt auch unter dem Pseudonym Ma Fantuo; entstammt kleinbürgerlichen Verhältnissen. Themen seiner frühen Dichtung sind der Widerstandskrieg gegen Japan und Kritik an der Guo Mindang. In seinen Gedichten, in denen er für die Demokratie eintritt, spiegeln sich die Liebe und der Haß, die Freuden und der Zorn des Volkes dieser bewegten Zeit wider. Mit den satirischen Gedichten des Bandes *Ma Fantuo shange* (Berglieder von Ma Fantuo, 1945), die in der Form von Volksballaden geschrieben sind, erzielte er breite Popularität. Hauptwerke: *Shi sishi shou* (Vierzig Gedichte, 1948), *Huasha, Beijing, Weiyena* (Warschau, Peking und Wien, 1953) und *Shi lunshi* (Über die Dichtung, 1958).
- 89 *Fräulein Hsia*: Xia Minchuan; ehm. Anglistikstudentin an der Nanjing-Universität. Später war sie in einem Exportbüro für Lebensmittel tätig. Sie hatte in den 50er Jahren eine sehr enge Beziehung zu Blum und fungierte eine Zeitlang als ihre Privatsekretärin. Blum erwähnte mehrmals, daß Xia Minchuan ihre Adoptivtochter und Erbin ihres literarischen Nachlasses werden sollte. Xia lebte damals in Shanghai, hatte aber vor, Blum nach Guangzhou zu folgen. Durch ihre Heirat blieb sie jedoch in Shanghai, und ihre Beziehung zu Blum lockerte sich mit der Zeit. Heute lebt sie in USA. Die Beziehung der beiden dürfte eine Zeitlang recht eng gewesen sein. Als ein jüngerer Bruder Xias krank wurde und ein bestimmtes Medikament brauchte, das in China nicht produziert wurde, bat Blum Karl Dietz, es zu besorgen.
- 90 *Berta Lask* (1878 Wadowitz/Galizien – 1967 Berlin): auch Berta Jacobsohn-Lask, Pseudonym: Gerhard Wieland: deutsche Schriftstellerin. 1901 heiratete sie den Arzt Louis Jacobsohn und folgte ihm nach Berlin. 1919 begann sie für die kommunistische Presse zu schreiben, vor allem für *Die Erde*, *Die rote Fahne* und *Das rote Sprachrohr*; 1923 Mitglied der KPD und des Arbeitertheaterzirkels; 1928 Vorstandsmitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller; 1933 Emigration in die UdSSR; Mitarbeiterin folgender Zeitungen: *Zwei Welten* (1933–35), *Internationale Literatur* (1934–35), *Deutsche Zentralzeitung* (1934–38). 1938 zog sie sich plötzlich ganz ins Familienleben zurück; 1953 Rückkehr nach Deutschland; lebte als freischaffende Schriftstellerin in Ost-Berlin. 1958 und 1963 wurde ihr zweimal der Vaterländische Verdienstorden verliehen. Ihre Schwiegertochter ist die Schriftstellerin Mira Lask. Hauptwerke:

*Rufe aus dem Dunkel, Auswahl 1915–1921* (Gedicht, 1921), *Giftgasnebel über Sowjet-Russland* (Drama, 1927), *Januar 1933 in Berlin* (Erzählung, 1935), *Batrak* (Drama, 1936), *Stille und Sturm* (Roman, 1955).

- 91 *Versetzung*: Klara Blum war enttäuscht von der Atmosphäre der Nanjing-Universität und fühlte sich dem deutschen Lektor Günther Gräfe gegenüber benachteiligt. Dazu kamen die Auseinandersetzungen mit diesem Lektor und mit dem Dekan, Professor Shang Chengzhu. Deshalb stellte Blum einen Antrag auf Versetzung an eine andere Universität. Eigentlich wollte sie nach Shanghai zurückkehren, aber das Unterrichtsministerium versetzte sie nach Kanton, weil dort das Fach Germanistik erst eingerichtet werden mußte und Lehrkräfte dringend gebraucht wurden.
- 92 *Günther Gräfe*: deutscher Lektor an der Nanjing-Universität; Parteifunktionär, von der DDR-Regierung nach China geschickt worden. Er und Blum vertrugen sich nicht. Blum war der Ansicht, daß Gräfe antisemitisch eingestellt war. Nach Aussagen der ehemaligen Studenten war Gräfes Vorlesung nicht interessant und hatte wenig Niveau.
- 93 *Die Organisation der Familienmitglieder revolutionärer Kämpfer und Märtyrer* = Lie-Junshu Weiyuanhui: eine Institution, die für die Angelegenheiten der Familienangehörigen der Armee und insbesondere der Familienangehörigen der revolutionären Märtyrer zuständig ist. Die Veteranen genossen ein hohes Ansehen und eine staatliche Zuwendung, sofern sie arbeitsunfähig waren. Blum bekam 1955 einen Angehörigenpaß der revolutionären Märtyrer.
- 94 *Lion Feuchtwanger* (1884 München – 1958 Los Angeles): deutscher Schriftsteller; 1933 Emigration nach Frankreich; Mitherausgeber der Exilzeitschrift *Das Wort*; 1937 Reise nach Moskau. 1940 wurde er in Frankreich interniert. Später gelang ihm die Flucht über Spanien und Portugal in die USA. Er schrieb hauptsächlich historische Romane, die jedoch zeit- und gesellschaftskritische Bezüge aufweisen. Hauptwerke: *Simone* (Roman, 1944), *Der jüdische Krieg* (Roman, 1932), *Exil* (Roman, 1940), *Wahn oder Der Teufel in Boston* (Drama, 1948), *Goya* (Roman, 1951), *Die Jüdin von Toledo* (Roman, 1955), *Die Witwe Capet* (Drama, 1956).
- 95 *Aufsatz über meinen Roman*: der Aufsatz von Lion Feuchtwanger über Blums Roman *Der Hirte und die Weberin* erschien in: Greifenalmanach 1958, Rudolstadt 1957, S. 187 – 189.
- 96 *Bodo Uhse*: (1904 Rastatt/Baden – 1963 Ost-Berlin): deutscher Journalist und Schriftsteller, stammte aus einer preußischen Offiziers- und Beamtenfamilie; ab 1927 Mitglied der NSDAP; für deren Zeitungen er hauptsächlich arbeitete. 1930 brach er mit den Nationalsozialisten und

- wurde Mitglied der KPD; 1933 Emigration nach Frankreich. Er nahm am Spanischen Bürgerkrieg teil. 1939 emigrierte er nach Mexiko, wo er die literarische Redaktion der Zeitschrift *Freies Deutschland* leitete. Nach der Rückkehr nach Berlin übernahm er 1948 die Leitung der Zeitschrift *Aufbau*; 1950–1952 Vorsitzender des DSV; Mitglied des Vorstandes des Deutschen PEN-Zentrums Ost und West; ab 1963 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form*. Hauptwerke: *Söldner und Soldat* (1935), *Leutnant Bertram* (Roman 1943), *Abschied und Heimkehr* (Roman 1954), *Tagebuch aus China* (1956) und *China zwischen gestern und morgen* (Filmdrehbuch).
- 97 *Sun Yat-Sen-Universität* (Zhongshan Daxue): 1924 von Sun Yat-sen (Sun Zhongshan) als Guangdong Daxue gegründet. 1926 wurde die Universität zum Andenken an Sun Zhongshan in Zhongshan Daxue umbenannt. Sie umfaßt 19 Fachbereiche in den Richtungen Geisteswissenschaft, Naturwissenschaft und Wirtschaft. Blum wurde 1957 an diese Universität versetzt und blieb dort bis zu ihrem Tod. Die Universität befindet sich am Stadtrand Kantons und ist von einem schönen botanischen Garten umgeben.
- 98 *Die Rache des Chrysanthemenschneiders*: Novelle im Band *Das Lied von Hongkong* (Rudolstadt 1959). In dieser Novelle schildert die Autorin den Werdegang des Scherenschnittmeisters Wu Ming-tjan vom Handwerker zum Widerstandskämpfer. Er lehnt das Angebot eines Gutsherren ab, für die Japaner als Spion zu arbeiten, obwohl er beinahe verhungert und das Geld dringend brauchen könnte. Das künstlerische Schaffen des Meisters wird von der Autorin anschaulich beschrieben. Die Scherenschnitte von Meister Wu stehen in ihrer Vielfalt der Formen und Farben lebendig vor uns.
- 99 *Novellenband*: gemeint ist *Das Lied von Hongkong*, das damals in Vorbereitung war; dieser Band enthält fünf Novellen: *Das brennende Recht*, *Das Lied von Hongkong*, *Die Rache des Chrysanthemenschneiders*, *Die drei gerechten Konkubinen*, und *Dreizehn bringen Glück*; Ursprünglich plante Blum sieben Novellen für diesen Band. In *Das brennende Recht* wird der Opiumkrieg behandelt. Die Handlung entstammt der beliebten Volkserzählung *Sanyuanli kämpft gegen die Engländer*, die in der Zeit des Ersten Opiumkriegs 1841 spielt. Sanyuanli ist ein kleines Dorf bei Guangzhou. Eine Bauernfrau des Dorfes wird von einem englischen Offizier vergewaltigt. Um sich von der ‚Schande‘ zu befreien, begeht sie Selbstmord: Die Dorfbewohner sind empört und organisieren sich in Gruppen, um die barbarische Tat des Engländers zu rächen. Es kommt zu großen Auseinandersetzungen zwischen englischen Truppen und chinesischen Bauern. Zweihundert englische Soldaten fallen dem Bauernaufstand zum Opfer, die übrigen werden aus den Dörfern verjagt. Das Dorf Sanyuanli ging aus diesem Grund in die chinesische Geschichte ein. – *Das Lied von Hongkong* behandelt den

erfolgreichen Seeleute-Streik 1922 in Hongkong. Am Beispiel der Geschichte Ga-mins, eines jungen Matrosen aus Guangzhou, schildert die Autorin ausführlich Vorgeschichte und Verlauf des Streiks. Der achtzehnjährige Ga-min geht mit seinem Onkel nach Hongkong, um auf einem englischen Schiff zu arbeiten. Er erfährt die schlechten Lebensbedingungen der Matrosen, die Demütigung durch ihre Arbeitgeber und durch ausländische Seeleute am eigenen Leib. Als die Matrosen beschließen, zu streiken, nimmt er begeistert daran teil. Er schreibt das Lied „Bu bu gao“ (Schritt für Schritt aufwärts) für die Streikenden. Ga-min wird im Zuge des Streiks von der Kolonialbehörde ermordet, aber sein Geist lebt durch sein Lied weiter. Diese Melodie wird noch heute von vielen Chinesen gesungen, obwohl der ursprüngliche Text längst vergessen ist. – *Die drei gerechten Konkubinen* behandelt das Thema der Frauenemanzipation. Drei Konkubinen, drei tapfere Frauen, versuchen, dem ihnen zugeordneten Schicksal – der Polygamie – zu entgehen. – In *Dreizehn bringen Glück* werden die Auseinandersetzungen zwischen ‚bürgerlich-liberalen‘ und marxistisch orientierten Intellektuellen an einer Hochschule der neuen Volksrepublik in einer Weise behandelt, die dem Schema des Klassenkampfes entspricht: Es gibt zwei ‚Lager‘ – das fortschrittliche und das rückständige – sowohl bei den Professoren und als auch bei Studenten. In der Novelle stellt die Autorin alle dreizehn Studenten mit Namen und Lebensläufen vor. Der Erzählfluß der Handlung wird durch die große Zahl der Personen sehr gestört.

100 *Das neue Ehegesetz*: das Ehegesetz der Volksrepublik China, das 1950 verabschiedet worden war und 1951 in Kraft trat. Dieses Gesetz hat folgende Prinzipien: 1. Freiheit der Eheschließung (im Gegensatz zur arrangierten Ehe); 2. Monogamie (Abschaffung der Polygamie); 3. Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau; 4. Schutz des Interesses der Frauen und Kinder. Dieses Gesetz wurde 1980 ergänzt. Die Geburtenplanung wird als Grundprinzip des Ehegesetzes eingeführt.

101 *Gedicht über Lu Hsün*: das Gedicht Lu Xun he ta de xuesheng (Lu Hsün und der Student), in: Nanjing Daxue Xuebao (Zeitschrift der Universität Nanjing), 20. 10. 1956.

102 *Forum*: Studentenzeitung der Humboldt-Universität in Ostberlin.

103 *Ba Jin* (geboren 1904 in Chengdu): chinesischer Schriftsteller; er stammte aus einer wohlhabenden Beamtenfamilie; die 4. Mai-Bewegung 1919 hatte den jungen Ba Jin stark beeinflusst; er ging nach Shanghai und sympathisierte jahrzehntelang mit dem Anarchismus; 1927 ging er nach Frankreich; 1929 veröffentlichte er seinen ersten Roman *Miewang* (Der Untergang); seine Romantrilogie: *Jia, Chun, Jiu* (Die Familie, Der Frühling und Der Herbst) ist sein bekanntestes und populärstes Werk; seit 1981 ist er Vorstandsvorsitzender des Allchinesischen

- Schriftstellerverbandes; Hauptwerke: *Aiqing Sanbuqu: Wu, Yu, Dian* (Liebestrilogie: Der Nebel, Der Regen, Der Blitz, Novellen, 1930–33), *Hanye* (Kalte Nacht, Roman, 1946) und Essaybände wie: *Meng yu Zui* (Traum und Trunkenheit), *Lutu tongxun* (Reisereportagen), *Wuti* (Ohne Titel), *Jingye de Beiju* (Die Tragödie der stillen Nacht), *Suixiang Lu* (Notizen zu ungeordneten Gedanken, 1980), *Chuangzuo Huiyilu* (Arbeitsjournal – Erinnerungen, 1982).
- 104 *Recha Rothschild*: SED-Funktionärin für Kulturangelegenheiten. Vermutlich hatte sie auch eine Funktion beim Deutschen Schriftstellerverband. Sie schrieb ab und zu Buchbesprechungen für Zeitungen und Zeitschriften.
- 105 *Johanna Herzfeldt*: deutsche Sinologin und Übersetzerin; arbeitete viele Jahre für den Greifenverlag, wo ihre Übersetzungen aus dem Chinesischen: *Jingu qi guan* (Das chinesische Dekameron 1957), Ba Jin: *Jia* (Die Familie, 1961), Gao Junlan: *Xiao cheng Chunqiu* (Frühling und Herbst in einer kleinen Stadt, 1963) erschienen.
- 106 *Anna von Kleist* = Anna Wang: deutsche Journalistin; lebte Jahrzehnte lang im Roten Gebiet (Yan'an) und in der Volksrepublik und war mit dem chinesischen Parteifunktionär Wang Bingnan verheiratet. In den 50er Jahren wurde die Ehe aufgelöst. Anna Wang ging in die DDR. Heute lebt sie in Hamburg. Aus unbekannten Gründen waren sie und Blum verfeindet. Blum dürfte sie Ende der 40er Jahre kennengelernt haben. Blum äußerte einmal einer Bekannten gegenüber, daß sie Anna Wang in Peking besuchen werde, denn sie seien befreundet. Später erzählte sie jedoch, daß sie mit Anna Wang zerstritten sei.
- 107 *Fritz Zschech*: deutscher Germanist und Pädagoge und langjähriger Mitarbeiter des Greifenverlags in Rudolstadt. Er stammte aus Hessen; Studium der Germanistik in Gießen; schloß sich später der Arbeiterbewegung an und war aktives Mitglied der SPD; Mitarbeit bei der Mainzer *Volkszeitung* vor 1914; Ab 1920 führendes Mitglied des „Bundes Entschiedener Schulreformer“ und Mitarbeit bei dessen zentralen Organ *Die neue Erziehung*; Vorsitzender des Landesverbandes Hessen und Redakteur der Zeitschrift *Der Pfeil*. 1923 wurde er zum Aufbau des Schulwesens nach Thüringen berufen. 1933 wurde er vom Staatsdienst entlassen. Erst nach 1945 konnte er wieder in den Schuldienst eintreten. Seit der Gründung des Greifenverlags zählte er zu dessen Mitarbeitern, später war er auch Lektor und Berater. Herausgeber der Schriftenreihe *Wir diskutieren* und das *Deutsche Balladenbuch*. Zu der Debatte um Blums Roman *Der Hirte und die Weberin* schrieb er ein befürwortendes Gutachten und eine positive Stellungnahme. Zu Konflikten kam es, als Zschech kein Gedicht von Blum in sein Balladenbuch aufnahm und sie dem Deutschen Schriftstellerverband gegenüber nicht unterstützte.

- 108 *das Deutsche Balladenbuch*: hrsg. v. Fritz Zschech, Rudolstadt 1957; 446 S.; hier bezieht sich Blum darauf, daß man ursprünglich geplant und ihr auch mitgeteilt hatte, daß mehrere ihrer Gedichte in diesem Band aufgenommen würden. Schließlich aber wurde aus ungeklärten Gründen kein einziges Blum-Gedicht aufgenommen.
- 109 *Willi Bredel* (1901 Hamburg – 1964 Berlin): deutscher Schriftsteller und Publizist; ab 1919 Mitglied der KPD; 1923 Teilnahme am Hamburger Aufstand unter der Führung von Ernst Thälmann; ab 1926 Korrespondent und Redakteur der *Hamburger Volkszeitung*. 1930 wurde er verhaftet. Im Gefängnis begann er, Romane zu schreiben. Nach 13-monatiger Haft im KZ emigrierte er 1934 nach Moskau. 1937 reiste er über Frankreich nach Spanien, wo er am Bürgerkrieg teilnahm; 1945 Rückkehr nach Deutschland; Herausgeber der Zeitschrift *Heute und Morgen* und Chefredakteur der *Neuen Deutschen Literatur*. Ab 1954 Mitglied des ZK der SED, ab 1956 Vizepräsident und von 1962 an Präsident der Akademie der Künste der DDR. Hauptwerke: *Ernst Thälmann* (Biographie 1948), Romantrilogie *Verwandte und Bekannte: Die Väter* (Bd. 1, 1941), *Die Söhne* (Bd. 2, 1949), *Die Enkel* (Bd. 3, 1953).
- 110 *Nachdichtung von Wang Gue und Li Hsiang-hsiang*: s. Anm. 3/Nachdichtung Li Dij; Wang Gue und Li Hsiang-hsiang, Beijing 1954.
- 111 *Kantonesischer Schriftstellerverband*: Lokalverband vom Allchinesischen Schriftstellerverband (vgl. Anm. 112). Blum war zuerst Mitglied des Lokalverbandes. Die vom Lokalverband hrsg. Literaturzeitschriften: u.a. *Zuopin* (Werke, monatlich) und *Huacheng* (Blumenstadt, zwei-monatlich).
- 112 *Allchinesischer Schriftstellerverband* (Zhongguo Zuojia Xiehui): eine 1949 gegründete Gesellschaft aus Schriftstellern, Literaturkritikern und Theoretikern, mit Sitz in Beijing. Vorstandsvorsitzender war zunächst Mao Dun. Nach seinem Tod 1981 wurde Ba Jin sein Nachfolger. In jeder Provinz gibt es einen Lokalverband, der dem Allchinesischen Schriftstellerverband unterstellt ist. Der Verband gibt eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften heraus: *Wenyi Bao* (Zeitung für Literatur und Kunst), *Renmin wenxue* (Volksliteratur), *Shikan* (Gedichte); *Xin guancha* (Das neue Beobachten), *Xiaoshuo xuankan* (Ausgewählte Erzählungen), *Minzhu wenxue* (Literatur der nationalen Minderheiten). Klara Blum war seit 1963 Mitglied des Allchinesischen Schriftstellerverbandes.
- 113 DSV = Deutscher Schriftstellerverband mit Sitz in Ost-Berlin.
- 114 *Harry Thürk* (geboren 1927 Zülz/Polen): deutscher Schriftsteller. Nach dem Besuch der

- Handelsschule arbeitete er bei der Eisenbahn. Er war Soldat im Zweiten Weltkrieg. 1945 ging er nach Weimar und war als Journalist tätig; 1956–1958 Redakteur in Peking; danach freier Schriftsteller in Weimar. Ab 1960 war er auch ein erfolgreicher Film- und Fernsehautor; Hauptwerke: *Die Stunde der toten Augen* (Roman, 1957), *Das Tal der sieben Monde* (Roman, 1960), *Verdorrtter Jasmin* (Roman, 1961), *Rendezvous mit Unbekannten* (Fernsehspiel, 1969), *Istanbul-Masche* (Fernseh-Serie, 1971).
- 115 *Jubiläumsfeier*: 1959 wurde das 40-Jahr-Jubiläum des Greifenverlags gefeiert, zu dem auch Klara Blum eingeladen wurde.
- 116 *Gedenkstätte Buchenwald*: 1937 – 1945 wurde ein KZ auf dem Etterberg bei Weimar von der SS errichtet. Es hatte zahlreiche Außenstellen. Während seines Bestehens wurden etwa 239.000 Menschen aus 30 Nationen in dieses Lager verschleppt. In Buchenwald fanden 56.000 Insassen den Tod. Am 11. 4. 1945 gelang einer Häftlingsorganisation die Selbstbefreiung des Lagers. 1958 schufen die DDR-Behörden auf dem Gelände des früheren KZs eine Gedenkstätte zur Erinnerung an die Nazi-Verbrechen.
- 117 *Dora Wentscher* (1883 Berlin – 1964 Erfurt): deutsche Schriftstellerin. Sie stammte aus einer Künstlerfamilie und war zuerst als Schauspielerin, Malerin und Bildhauerin tätig; 1918 Mitarbeiterin der Zeitschriften *Die Weltbühne* und *Der Friede*. 1920 veröffentlichte sie ihren ersten Roman *Barbara Velten. Geschichte einer Theaterpassion*, der viel Autobiographisches enthält. 1929 trat sie in die KPD ein und emigrierte 1933 über Prag nach Moskau. Dort arbeitete sie für den Moskauer Rundfunk und die *Internationale Literatur*. In Moskau schloß sie Freundschaft mit Klara Blum, die bis zu ihrem Lebensende hielt. 1946 Rückkehr nach Deutschland; von da an lebte sie – verheiratet mit dem Schriftsteller Johannes Nohl – als freie Schriftstellerin in Weimar. Blum besuchte sie – während ihres Besuchs in der DDR – in Weimar. Danach gab es bis 1963 einen intensiven Briefwechsel zwischen Wentscher und Blum; Hauptwerke: *Der Landstreicher* (Erzählungen, 1940), *Vergangenes, nicht Vergessenes* (Erzählungen, 1947), *Heinrich von Kleist* (Lesedrama, 1956), *Flößstelle Iskitim, ein Sibirisches Tagebuch 1941/42* (1962).
- 118 *Max Zimmering* (1909 Pirna – 1973 Dresden): deutscher Schriftsteller und Kinderbuchautor; 1919–1928 Teilnahme an der jüdischen Jugendbewegung (Wanderbund Blau-Weiß, Pfadfinder); ab 1929 Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller; 1930 Lyrikpreis der *Linkskurve* für das Gedicht *Das Fließband*; 1933–1946 im Exil in Frankreich, Palästina und England; Mitarbeit an verschiedenen Exilzeitungen; Redakteur der Monatsschrift *Freie Deutsche Kultur*; 1946 Rückkehr nach Dresden; Kulturredakteur von

*Zeit im Bild*; 1958–1964 Direktor des Instituts für Literatur Johannes R. Becher in Leipzig; Hauptwerke: *So ist Palästina* (Reportage, 1935), *Im Anlitz der Zeit* (Gedichte, 1948), *Martin Andersen-Nexö* (Biographie, 1952), *Im herben Morgenwind* (Gedichte, 1953), *Phosphor und Flieder* (Roman, 1954), *Die unfreiwillige Weltreise* (Erzählung 1956), *Deckname Adi* (Kinderbuch, 1973).

- 119 *Johannes Nohl* (1882 Berlin – 1963 Jena): deutscher Schriftsteller und Literaturkritiker. Ab 1904 war er freier Schriftsteller, hatte aber keinen großen Erfolg. Nach dem Zweiten Weltkrieg heiratete er die Schriftstellerin Dora Wentscher und war Lektor im Kiepenheuer Verlag in Weimar; Herausgeber von Heinrich Heines *Buch der Lieder* (1947) und Johann Gottfried Herders *Journal meiner Reise im Jahre 1769* (1949). Die Abhandlung *Goethe als Maler Möller in Rom* (1955) zeigt den Zusammenhang von Literatur und Malerei und gilt als wichtigste Schrift Nohls.
- 120 *Ulla Küttner* (geb. 1913 in Berlin): geborene Herrmann. Sie war Kindergärtnerin und Jugendleiterin. 1936 heiratete sie und lebte ab 1946 in Weimar. Als sie selbst Kinder bekam, begann sie, eigene Kinderbücher zu verfassen. Sie beschrieb v. a. das Verhältnis von Kindern zu Tieren. Hauptwerke: *Duck, das Eichhörnchen und andere Erzählungen* (1955), *Der Adler Dirk* (1958), *Von Ausrufezeichen bis Zuckergast. Besinnliches Insekten-Abc* (1966).
- 121 *Andor Gábor* (1884 Somogy – 1953 Budapest): ungarischer Schriftsteller; Studium der Philosophie in Budapest; dann als Journalist und Schriftsteller tätig. Sein Werk umfaßt Komödien, Chansons, satirische Novellen und Texte für das Kabarett. 1925–1934 lebte er in Berlin; Mitarbeit in der KPD, verfaßte Artikel für deren Organ *Die Rote Fahne*. Ab 1928 Kulturkorrespondent der *Prawda* (Moskau); 1929–1932 Mitarbeiter bei *Die Linkskurve* in Berlin; 1933 schrieb er für die *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung* in Prag; 1933–35 bei *Zwei Welten*; 1934 Emigration nach Moskau; Mitarbeiter bei verschiedenen Exilzeitungen: 1934–1937 *Deutsche Zentralzeitung*, 1934–39 *Internationale Literatur*, 1934 bei *Der Kämpfer* und 1937 bei *Das Wort*. 1938 Herausgeber der ungarischen Exilzeitung *Uj hang* in Moskau; 1945 Rückkehr nach Ungarn; Hauptwerke: *Horthys Lager. Drei Bilder aus dem ungarischen Leben und vom ungarischen Tod* (1924), *Lenin in Neukölln* (1934), *Die Topfrieher und andere Erzählungen* (1935), *Der rote Tag rückt näher* (1959).
- 122 *Olga Halpern-Gábor* (geboren 1886): Übersetzerin; verheiratet mit Andor Gábor; 1920–1930 lebte sie in Berlin. 1933 Emigration über die Tschechoslowakei in die Sowjetunion; Mitarbeiterin der Zeitschriften *Internationale Literatur* und *Das Wort* in Moskau. Ab 1938 Sekretärin der Deutschen Sektion des Sowjetischen Schriftstellerverbandes. 1945 ging sie mit

Gábor nach Budapest; Übersetzungen: Michail Scholochow *Der stille Don* (London, 1934–36), A. Awdejenko: *Ich liebe* (London, 1934), Maxim Gorki: *Jegor Buljtschow und die anderen* (Berlin, 1946), Ilja Ehrenburg: *Paris in Fesseln* (Wien, 1946).

- 123 *Louis Fürnberg* (1909 Iglau/Mähren – 1957 Weimar): tschechoslowakischer Lyriker, Erzähler und Publizist; 1928 Mitglied der KP der Tschechoslowakai und Mitarbeiter der Zeitschriften *Internationale Literatur*, *Linksfront*, *Die Rote Fahne* (Prag); 1932 – 1936 Leiter der deutschen Agitpropgruppe in der Tschechoslowakai. 1939 Verhaftung durch die Nazis; 1940 Exil in Palästina; 1946 Rückkehr nach Prag; 1949–1952 Botschaftsrat in Berlin; 1954 Übersiedlung nach Weimar als stellvertretender Direktor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur; 1955 Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung und Mitglied der Akademie der Künste; Mitbegründer und Mitherausgeber der *Weimarer Beiträge. Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte*; 1959 postum Ehrenbürger und Literatur- und Kunstpreis der Stadt Weimar; Hauptwerke: *Hölle, Haß und Liebe* (Gedichte, 1943), *Mozart-Novelle* (Prosa, 1947), *Wanderer in den Morgen* (Gedichte, 1951), *Pauke, Flöte und Gitarren* (Gedichte, 1956), *Der Bruder Namenlos. Ein Leben in Versen* (1947/1955), *Der Urlaub* (Romanfragment, 1962).
- 124 *eine Besprechung des Liedes von Hongkong*: gemeint ist Dora Wentschers Buchbesprechung über *Das Lied von Hongkong*. Dora Wentscher: Ein Buch der Freundschaft. Dshu Bai-lan: Das Lied von Hongkong. Greifenverlag, Rudolstadt 1959. In: *Neue Deutsche Literatur*, Jahrgang 8 (1960), Nr. 11, S. 152–153.
- 125 *Aufsatz in der NDL*: der Aufsatz *Die Zukunft in der Gegenwart* erschien in: *Neue Deutsche Literatur*, Jahrgang 7 (1959), Nr. 4, S. 53 – 64. 1958 bekam Blum einen Auftrag vom Schriftstellerverband der Provinz Guangdong, einen Bericht über den Musterbezirk Hsinhueh zu schreiben. Darin lobt Blum die angeblichen Errungenschaften des ‚Großen-Sprungs nach vorn‘.
- 126 *meinen Aufenthalt in der DDR verbittert*: gemeint ist Blums DDR-Aufenthalt von 1959. Eigentlich hatten sich Karl Dietz und der Greifenverlag sehr darum bemüht, den Besuch möglichst angenehm zu gestalten, z.B. hatte man das beste Zimmer in dem besten Hotel Rudolstadts für Blum reserviert und eine Reihe von Lesungen für sie in Jena, Weimar, Gera und Rudolstadt organisiert.
- 127 *DSV* = Deutscher Schriftstellerverband; Blum behauptete, daß Karl Dietz an den Schriftstellerverband geschrieben habe, ihr Roman *Der Hirte und die Weberin* sei ein Schlüsselroman. Dafür gibt es allerdings keinen Nachweis; vielleicht ist das nur eine Vermutung Blums.

- 128 *mit dem Verlag Volk und Welt in Verbindung getreten*: das Ergebnis dieses Kontakts ist ein Gedichtbändchen: *Der weite Weg* (1961), das allerdings zwei Jahre später wegen ‚Platzmangels‘ eingestampft wurde. Die Vernichtung des Werks war politisch motiviert. Sie war Ausdruck der ideologischen Auseinandersetzungen zwischen China und der DDR. Der Briefwechsel zwischen Blum und dem Verlag ist leider nicht mehr vorhanden.
- 129 *Ich habe dem Greifenverlag geschrieben, daß ich nichts mehr mit ihm zu tun haben will*: ein derartiger Brief ist der Herausgeberin nicht bekannt. Er befand sich nicht im Greifenverlagsarchiv.
- 130 *Schmidt-Elgers* = Paul Elgers (geb. 1915 in Berlin): deutscher Schriftsteller; Verfasser von Kriminalromanen und Erzählungen; war bis 1948 in sowjetischer Gefangenschaft. Danach lebte er als Verlagslektor in Berlin. Er gehörte zur Bewegung der schreibenden Arbeiter in der DDR. Für seinen Roman *Es begann im Sommer* (Rudolstadt 1960), der den Aufbau einer sozialistischen Brigade beschreibt, erhielt er einen Literaturpreis. Im Mittelpunkt seiner Romane und Erzählungen steht jeweils ein wagemutiger, verantwortungsbewußter Held der Arbeiterklasse. Hauptwerke: *Einer zuviel im Geschäft* (Roman, 1962), *Jungfrau Johanna* (Roman, 1977) und *Masaniello oder der große Fischeraufstand von Neapel* (Roman, 1987).
- 131 *Hwang Tsun-lan*: Student Blums an der Sun Yat-sen Universität in Kanton.
- 132 *Leseabend*: Blums Lesung in Weimar. Während ihres Aufenthalts in der DDR gab Blum mehrere Lesungen von *Das Lied von Hongkong*, die zum Teil vom Greifenverlag zu Rudolstadt und zum Teil vom Deutschen Schriftstellerverband organisiert wurden. Über diese Lesungen wurde damals in der Presse sehr positiv berichtet.
- 133 *Genossin Fürnberg*: vermutlich die Frau von Louis Fürnberg.
- 134 *Genossin Küttner* = Ulla Küttner.
- 135 *Material für mein neues Buch*: Gemeint ist der Roman *Schicksalsüberwinder*, den Blum damals zu schreiben angefangen hatte und den sie 1961 abschloß. Das Manuskript schickte sie dem Aufbau-Verlag in Berlin. Dieser wünschte einige Änderungen, die Blum jedoch als Eingriff verstand und ablehnte. Wegen der ideologischen Auseinandersetzung zwischen China und dem Ostblock hatte Blum 1963 das Manuskript vom Verlag zurückverlangt. Der Roman blieb bis heute unveröffentlicht und liegt im Deutschen Literaturarchiv in Marbach/Neckar.

- 136 *Dreizehn bringen Glück*: Novelle von Blum, die im Novellenband *Das Lied von Hongkong* erschienen ist (Rudolstadt 1959), vgl. Anm. 99. Es handelt sich um die Auseinandersetzungen zwischen ‚bürgerlich-liberalen‘ und marxistisch orientierten Intellektuellen an einer Hochschule der neugegründeten Volksrepublik. Die Konflikte werden nach dem Schema des Klassenkampfes dargestellt: Sowohl bei den Studenten als auch bei den Professoren gibt es zwei ‚Lager‘ – das fortschrittliche und das rückständige. Das fortschrittliche hat am Ende das rückständige besiegt.
- 137 *An Outline of Chinese History*: keine Daten eruiert.
- 138 *Defend Yanan* = Baowei Yan’an, ein Roman von Du Pengcheng. – *Du Pengcheng* (geb. 1921): chinesischer Erzähler und Journalist; stammt aus einer armen Bauernfamilie. Lesen und Schreiben lernte er erst bei der von der KP Chinas geführten Volksbefreiungsarmee. Später war er als Kriegsberichterstatter tätig. Bekannt wurde er durch seinen Roman *Defend Yanan*. Der Roman handelt von der Belagerung der Stadt Yan’an, dem Zentrum und Hauptstützpunkt der chinesischen Kommunisten, durch die Guo-Mindang-Regierung 1947. Du erzählt von den Heldentaten der Volksbefreiungsarmee. Weitere Werke: *Zai heping de rizi li* (In friedlichen Tagen 1958) und *Ji yiwei qingnian pengyou* (Erinnerung an einen jungen Freund).
- 139 *Aggrey*: keine Daten eruiert.
- 140 *Kwame Nkrumah* (1909 Nkroful/Axim – 1972 Bukarest): Politiker in Ghana; studierte 1935–1945 in den USA und befaßte sich mit Werken von Karl Marx und Lenin. Vom Sozialismus beeinflusst, entwickelte er panafrikanische Ideen. 1945 ging er nach London und gründete das „Westafrikanische Nationalsekretariat“. 1947 kehrte er in seine Heimat (damals die britische Kolonie Goldküste) zurück und nahm eine führende Position in der antikolonialen Unabhängigkeitsbewegung ein. 1949 gründete er die „Convention People’s Party“. 1950 wurde er von den britischen Behörden festgenommen. Nach dem Wahlsieg seiner Partei 1951 wurde er freigelassen und zum Regierungschef ernannt. 1957 führte er sein Land unter dem Namen Ghana in die Unabhängigkeit. Er übernahm das Amt des Staatspräsidenten. 1966 wurde er durch einen Militärputsch gestürzt und fand in Guinea Asyl.
- 141 *Han Shi-dshung*: Student Blums an der Nanjing-Universität. Nach dem Studium arbeitete er bis zu seiner Pensionierung in der deutschen Abteilung des Shanghaier Verlags für Übersetzungs-Literatur (Shanghai Yiwen Chubanshe). In den 50er Jahren hatte er Blums Roman *Der Hirte und die Weberin* ins Chinesische übersetzt. Die chinesische Fassung blieb leider bis heute unveröffentlicht.

- 142 *Helden, Frauen und Knechte*: Band mit Erzählungen von Dora Wentscher, der 1956 erschien; Vorwort von Louis Fürnberg.
- 143 *Kleistdrama*: Heinrich von Kleist, ein Lesedrama von Dora Wentscher (Weimar 1956), das mehrfach überarbeitet wurde. Die Autorin spiegelt in der Biographie von Kleist die Zerrissenheit im Nachkriegsdeutschland wider.
- 144 *Rechas Besprechung in der NDL*: Besprechung von Recha Rothschild über das Lesedrama *Heinrich von Kleist* von Dora Wentscher in der *Neuen Deutschen Literatur*. Das Lebensdrama Heinrich von Kleists (Dora Wentscher: „Heinrich von Kleist“, Volksverlag, Weimar 1956) [Rez.]. In: NDL, 5 Jg. (1957), Heft 6, S. 153–155.
- 145 *Fürnbergers Einleitung*: vgl. Anm. 142.
- 146 *Die Schule der Grausamkeit*: Roman von Dora Wentscher aus ihrem Moskauer Exil (Moskau 1941).
- 147 *Pekinger Zeitschrift „Weltliteratur“* = Shijie wenxue, hrsg. von dem Forschungsinstitut für ausländische Literatur der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften. Eine der wichtigsten Literaturzeitschriften für die Erforschung ausländischer Kultur- und Literaturgeschichte in China.
- 148 *Großensprung*: 1958 von der kommunistischen Führung Chinas inszenierte Massenkampagne, „Großer Sprung nach vorn“ (Da yue jin). Die kommunistische Führung glaubte, die wirtschaftliche Produktivität durch soziale Mobilisierung, Entfaltung revolutionärer Begeisterung und massiven Einsatz von Arbeitskräften verbessern zu können. Das Ziel war, England und Amerika innerhalb von fünfzehn Jahren zu überholen. In der allgemeinen enthusiastischen Atmosphäre der 50er Jahre gab es mehrere solcher Kampagnen. Übertriebene Berichte über den Erfolg von Maßnahmen wie der Kollektivierung der Landwirtschaft, der Massenproduktion von Stahl und Eisen in kleinen Öfen und den Volkskantinen verbargen eine Zeitlang die dadurch ausgelöste wirtschaftliche Katastrophe. Auch Blum war von diesen ‚Erfolgen‘ begeistert. Der ‚Große Sprung‘ erwies sich jedoch als großer Rückschritt. Zwanzig bis dreißig Millionen Menschen kamen durch die von dieser Kampagne verursachte Hungersnot ums Leben.
- 149 *deine Rezension*: vgl. Anm. 124.

- 150 *Editura Tineretului*: ein rumänischer Verlag mit Sitz in Bukarest.
- 151 *Lim Ga-min*: Hauptfigur in Blums Novelle *Das Lied von Hongkong* (Rudolstadt 1959), vgl. Anm. 99.
- 152 „*El Shatt*“: ein Gedichtzyklus von Louis Fürnberg, geschrieben 1946, erst 1960 in Berlin publiziert.
- 153 *vierzigjährigen Jubiläum der Kommunistischen Partei Chinas*: die KP Chinas wurde am 1. Juli 1921 in Shanghai gegründet. 1961 war sie also vierzig Jahre alt. Zu diesem Anlaß schloß Blum ihren Roman *Schicksalsüberwinder* ab und widmete ihn der KP Chinas.
- 154 *Auszug daraus veröffentlichen*: Blums Roman *Schicksalsüberwinder* wurde wegen der politischen Auseinandersetzung zwischen China und der DDR nicht publiziert. Ein Auszug daraus wurde jedoch in NDL veröffentlicht: *Der Kuli mit den bunten Schatten*. In: NDL, Jg. 9 (1961), Nr. 10, S. 57 – 73; vgl. Anm. 135.
- 155 *Peking Review* = Peking Rundschau (Beijing Zhoubao): eine von der chinesischen Regierung herausgegebene Wochenzeitschrift in fünf Fremdsprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch und Japanisch, in der der offizielle Kurs der Partei und die Errungenschaften des Sozialismus in China der ausländischen Öffentlichkeit präsentiert werden.
- 156 *Volkszeitung* (Renmin Ribao): Tageszeitung; am 15. Juni 1948 als Zentralorgan der KP Chinas in Shijiangzhuang gegründet; seit 1. Oktober 1949 Organ der Zentralen Volksregierung mit Sitz in Beijing; die wichtigste Zeitung in der VR China; die Auflage liegt bei ca. zwei Millionen.
- 157 *Rote Fahne* (Hongqi): Zeitschrift; erscheint monatlich; führendes parteitheoretisches Organ der KP Chinas, gegründet 1937 als *Xinhua yuebao* (Neues China), erschien 14tägig; 1958 in *Hongqi* umbenannt.
- 158 *Eichmann-Prozeß*: Prozeß gegen einen der Hauptverantwortlichen für die Deportation und Ermordung von Millionen Juden unter dem Nationalsozialismus. Der Eichmann-Prozeß fand von April bis Dezember 1961 vor dem Obersten Gericht in Jerusalem unter Vorsitz von Moshe Landau statt. Hauptankläger war der israelische Generalstaatsanwalt Gideon Hausner. Der Angeklagte Otto Adolf Eichmann (1906–1962) war SS-Obersturmbannführer im Reichssicherheitshauptamt, Leiter der Abteilung B4 der Gestapo und der „Abteilung für Judenangelegenheiten“. Eichmann, der nach 1945 untergetaucht war, wurde 1961 vom israeli-

schen Geheimdienst in Argentinien aufgespürt und nach Jerusalem überführt. Er wurde zum Tod verurteilt und im Mai 1962 hingerichtet. Der Eichmann-Prozeß erregte in der Weltöffentlichkeit große Aufmerksamkeit und gab der Erforschung und der Diskussion des Holocaust neue Impulse.

- 159 *Neues Deutschland*: Tageszeitung der PDS in Berlin; 1946 durch die Vereinigung des KPD Organs *Deutsche Volkszeitung* und des SPD Organs *Das Volk* gegründet; 1950–1989 Organ des Zentralkomitees der SED. Seit Dezember 1989 erscheint sie mit dem Untertitel Sozialistische Tageszeitung; Auflage ca. 234.000 (1990).
- 160 *Israel mit seiner pro-imperialistischen Regierung*: die israelische Regierung, die von Westeuropa, vor allem von den USA unterstützt wurde, paßte nicht in das Weltbild Blums. Blum wäre dafür gewesen, Israel als sozialistischen Staat zu etablieren. Vielleicht versuchte sie deshalb nicht, mit ihren Verwandten in Israel Kontakt aufzunehmen. Als der Staat Israel 1948 gegründet wurde, war sie noch sehr begeistert. 1951 erwähnte Blum in einem Brief, daß sie im Sommer nach Israel fahren wolle (Blum an Karl Dietz). Später lehnte sie den Staat Israel aus ideologischen Gründen ab.
- 161 *das deutsch-chinesische Wörterbuch*: Deutsch-Chinesisches Handwörterbuch, erschienen 1964 in Kanton. Das erste Handwörterbuch, das nach der Revolution ausgearbeitet wurde. Seine Hauptzielgruppen sind Hochschullehrer und Studenten. Blum hatte damals an der Erstellung des Wörterbuches mitgearbeitet.
- 162 *Aufsatz über den Aufstand im Warschauer Ghetto*: keine Daten eruiert.
- 163 *Aufbau Verlag*: Ost-Berliner Verlag mit Zweigstelle in Weimar. Die Korrespondenz zwischen Blum und dem Verlag konnte nicht eingesehen werden, da das Archiv des Verlags nach der Vereinigung Deutschlands in die Berliner Staatsbibliothek verlegt wurde und aus technischen Gründen zur Zeit der Recherche dem Publikum nicht zugänglich war.
- 164 *Jewgeni Alexandrowitsch Jewtuschenko* (geb. 1933 Sima / Irkutsk): russisch-sowjetischer Lyriker und Erzähler; 1951–1954 studierte er am Gorki-Literaturinstitut in Moskau. Er wurde in den 50er Jahren mit einer Reihe von Lyrikbänden populär, in denen sich das optimistische Lebensgefühl seiner Generation ausdrückte; Hauptwerke: *Hochzeiten* (1955), *Station Sima* (1956), *Partisanengräber* (1957), *Das Bratsker Wasserkraftwerk* (1965) und *Die Universität Kasan* (1970).

- 165 *Dshan Pen-gao* = Zhang Penggao: chinesischer Germanist, Professor an der Zhongshan (Sun Yat-sen) Universität. Ehemaliger Student und Assistent von Klara Blum. Es gibt Quellen, in denen aufscheint, daß er der Adoptivsohn Blums sein sollte (vgl. Zhidong Yang: Klara Blum – Zhu Bailan. Leben und Werk der österreichisch-chinesischen Schriftstellerin. Frankfurt/M. - Bern - Paris - New York - Wien, 1996, S. 5). Zhang hat das jedoch nie bestätigt. Jedenfalls war er der Erbe ihres literarischen Nachlasses.
- 166 *Antwort des ZK der KPCh an das ZK der KPdSU*: der berühmte Leitartikel der *Volkszeitung* im Jahr 1962, in dem die KP Chinas offiziell die Beziehungen mit der KPdSU brach. Auch als ‚Neun Erklärungen‘ bezeichnet.
- 167 *Sibirisches Tagebuch*: Buch von Dora Wentscher, erschienen 1962, vgl. Anm. 117.
- 168 *Clara Weininger* (geb. 1913 in Czernowitz): Clara Weininger und ihr Mann Simon Weininger waren mit Blum befreundet, als sie 1944 nach Moskau kamen, um bei der Roten Armee gegen die Faschisten zu kämpfen; Simon war Physiker und kannte Blum bereits aus Czernowitz. Clara arbeitete als Literaturwissenschaftlerin. Nach dem Krieg kehrten die beiden nach Rumänien zurück und lebten in Klausenburg; 1965 nahm Clara Weininger Briefwechsel mit Blum auf, der bis 1969 dauerte; 1970 wanderte die Familie Weininger nach Israel aus und lebt seitdem in Jerusalem.
- 169 *Cluj*=Klausenburg, Siebenbürgen, Rumänien
- 170 *rumänische Akademiebibliothek*: keine Daten eruiert.
- 171 *Anna Louise Strong*: eine in China sehr populäre amerikanische Journalistin. Es gibt eine drei S Forschungsgesellschaft in Beijing; drei S sind Agnes Smedley, Edgar Snow und Anna Louise Strong.
- 172 *Pekinger Rundschau*: vgl. Anm. 155.
- 173 *Bemerkungen an den Rand schreiben*: im Buch *Der Hirte und die Weberin*, das Blum Clara Weininger schenkte, schrieb sie an mehreren Stellen Bemerkungen an den Rand.
- 174 *Gedichtbände von Sperber und Kittner*: – *Alfred Margul-Sperber* (1898 Storozinec / Bukowina – 1967 Bukarest): Lyriker, Übersetzer und Publizist jüdischer Abstammung; wuchs in der Bukowina auf; 1917 in die österreichische Armee eingezogen. 1920–1924 reiste er zwischen

Budapest, Paris und New York. Ab 1924 arbeitete er als Journalist und Fremdsprachenkorrespondent in Czernowitz und Bukarest; erster Gedichtband: *Gleichnisse der Landschaft* (1934). Die NS-Zeit überlebte er mit Hilfe von Freunden. Nach 1945 lebte er in Bukarest und arbeitete bei den deutschsprachigen Zeitschriften mit. Hauptwerke: *Geheimnis und Verzicht* (1939), *Ausblick und Rückschau* (1955), *Sternstunden der Liebe* (1963). Alfred Kittner gab seine Gedichte postum heraus: *Das verzauberte Wort. Der poetische Nachlaß 1914–1965* (1969) und *Geheimnis und Verzicht. Das lyrische Werk in Auswahl* (1975). – Alfred Kittner (1906 Czernowitz – 1991 Düsseldorf): Lyriker, Übersetzer und Literaturkritiker. Er war jüdischer Herkunft und lebte bis 1942 in Czernowitz als Feuilletonredakteur; erster Gedichtband: *Der Wolkenreiter* (1938). 1942–1944 war er in einem KZ am Bug inhaftiert. Von 1944 bis 1979 lebte er in Bukarest. Er arbeitete zuerst als Bibliotheksdirektor, dann als Übersetzer. 1979 Übersiedlung nach Düsseldorf; drei seiner Gedichtbände sind in Bukarest erschienen: *Hungermarsch und Stacheldraht* (1956), *Flaschenpost* (1970), *Gedichte* (1973). Weiterer Gedichtband: *Schattenschrift* (1988). – Die beiden erwähnten Gedichtbände könnten der Band von Margul-Sperber *Sternstunden der Liebe* (1963), welcher kurz zuvor erschienen war, und Kittners *Hungermarsch und Stacheldraht* (1956) sein, da Kittner bis 1970 nur einen einzigen Band publizierte.

175 *Schwarzer Panther*: keine Daten eruiert.

176 zwei *Vierteljahreszeitschriften*: Zhongshan Daxue Xuebao.

177 *Chaje*: hebräischer Name Blums, den sie in späteren Jahren oft in Briefen benutzte.

178 *Töchter von Weininger*: Clara Weininger hat zwei Töchter: Jolie und Assy. Jolie studierte in Frankreich und ist als Medizinerin in einem Forschungsinstitut bei Jerusalem tätig. Assy ist als Chemikerin bei der Polizei in Jerusalem beschäftigt.

179 *Kulturrevolution*: eine das ganze Land ins Chaos stürzende Bewegung, der Millionen Menschen zum Opfer fielen. Die Kulturrevolution war in Wirklichkeit ein Machtkampf zwischen Mao Zedong und anderen Spitzenfunktionären in der KP Chinas. Durch das Scheitern des Großen Sprungs 1958/59, den Mao initiiert hatte, geriet Maos Machtposition ins Wanken. 1962–1965 konnte unter der Leitung des Staatspräsidenten Liu Shaoqi eine Reihe von Reformen erfolgreich durchgeführt werden. Mao fühlte sich durch das steigende Ansehen Lius innerhalb der Partei bedroht. Er inszenierte eine Massenbewegung und kündigte an, daß die Überreste des Kapitalismus, des Feudalismus und des Revisionismus und insbesondere die Autoritäten innerhalb der Partei, die den kapitalistischen Weg einschlagen wollten, bekämpft würden. Die Kulturrevolution begann offiziell 1966 und endete 1976.

- 180 *Rote Fahne*: Zentralorgan der Marxistisch-Leninistischen Partei Österreichs (MLPÖ), die am 12. 2. 1967 in Wien gegründet wurde und der damaligen KP Chinas nahe stand; der erste Generalsekretär der MLPÖ war Franz Strobl. Auf dem Gründungsmanifest hieß es: „Da die Kommunistische Partei Österreichs eine revisionistische Organisation sozialdemokratischen Typs geworden ist, ist es notwendig, eine Marxistisch-Leninistische Partei in Österreich zu gründen. Das Ziel der Partei ist, den Kapitalismus mit der Gewalt zu stürzen und die Diktatur des Proletariats zu errichten“ (Zitat in: *Rote Fahne*).
- 181 *Voix du peuple*: belgische Wochenschrift, vermutlich die des linken Flügels der KP.
- 182 *Humanité Nouvelle*: Zentralorgan der marxistisch-leninistischen Organisation Frankreichs, die sich von der kommunistischen Partei abgespalten hatte.
- 183 *Vanguardia*: Organ der australischen KP (möglicherweise ihres linken Flügels); alle diese Gruppierungen waren sogenannte maoistische Gruppen.
- 184 *Das Lied von Ouyang Hai* = Ouyang Hai zhi ge: ein Roman von Jin Jingmai. Der Roman hat das heldenhafte Leben des Soldaten Ouyang Hai zum Inhalt. Typisches Beispiel für den sozialistischen Realismus chinesischer Prägung.
- 185 *Perry Isak Brainin*: keine Daten eruiert. Vermutlich Mitglied des linken Flügels der KP Amerikas.
- 186 *Schöne Wolke* = Meiyun: Frau von Zhang Penggao; war früher Bibliothekarin an der Bibliothek der Zhongshan-Universität.
- 187 *revolutionäre Skulpturengruppe*: gemeint ist vermutlich die Lehm-Skulpturengruppe Shou zu yuan. Die Lehmskulptur gehört zur Volkskunst im Süden Chinas. Angeregt wurde sie durch die Geschichte um den Großgrundbesitzer Liu Wencai in Sichuan. Die Skulptur zeigt, wie grausam er seine Knechte behandelte und die Bauern ausbeutete, bis diese es nicht mehr aushielten und rebellierten. Nach der Revolution wurde der Großgrundbesitzer enteignet. Sein Besitz wurde an die armen Bauern verteilt. Die Skulptur war zu Beginn der Kulturrevolution sehr populär und wurde sogar im Kaiserpalast in Beijing, dann im ganzen Land gezeigt. Später wurde die Geschichte auch verfilmt. Sie sollte dazu dienen, das Klassenbewußtsein der Massen zu heben.

- 188 *Rote Fahne mit meiner Übersetzung zweier Gedichte von Mao Tse-tung und einem meiner neuen Gedichte: Winterwolke und Antwort an Genossen Kuo Mo-sho*, in: *Rote Fahne*, November Heft, 1967, S. 6; das Gedicht von Blum: *Aufrechter Riese am leuchtenden Meer*, in: *Rote Fahne*, Juli Heft, 1967, S. 11; weitere Nachdichtungen Mao Zedongs durch Blum sind in *Rote Fahne* erschienen: *Am Neujahrstag, Von Tingschou nach Tschangsha* und *Der Lange Marsch*.
- 189 *Fünf Erklärungen des Genossen Mao Tse-tung über Literatur und Kunst*: Reden und Vorträge von Mao Zedong: u.a. Zai Yan'an Wenyi Zuotanhui shang de jianghua (Rede zur Aussprache über Kunst und Literatur in Yan'an), die später zur Richtlinie der Kulturpolitik der VR China wurde.
- 190 *Die Rote Signallaterne* = Hongdengji: Ab 1964 wurde unter der Leitung von Jiang Qing, Mao Zedongs Frau, eine sogenannte Reform im Kulturbereich durchgeführt, durch die vor allem die traditionelle Beijing-Oper, die im Land sehr verbreitet war, modernisiert werden sollte. Traditionell wurden nur klassische Stücke in der Beijing-Oper gespielt. Stilisierte Bewegungen, klassische Kostüme, Akrobatik, Kampfszenen und Gesichtsbemalungen gehören dazu. Jiang Qing war jedoch der Meinung, daß auch die Beijing-Oper dem Proletariat dienen sollte. Statt Generälen, Kaisern und Gelehrten sollten Arbeiter, Bauern und Soldaten als Helden gezeigt werden. Diesen Vorgaben gemäß wurden acht ‚moderne‘ Stücke geschrieben, die den Prinzipien des sozialistischen Realismus entsprachen und die später als sogenannte Musterstücke (Yangbanxi) bezeichnet wurden. Drei davon erwähnt Blum. Die neu konzipierten ‚modernen‘ Stücke sind ein Zwischending zwischen Sprechtheater und Oper. Es wurden lange Dialoge eingeführt. Der Gesang wurde auf ein Minimum reduziert, denn das Theater sollte nicht als Vergnügungs-, sondern als Erziehungsstätte für die Massen fungieren. Die neuen Stücke verzichteten auch auf traditionelle Kostüme, Gesichtsbemalungen und stilisierte Bewegungen. Die Schauspieler trugen die normale Arbeiter-, Bauern- und Soldatenkleidung. Die Stücke wurden damals so oft im Radio, auf der Bühne und auf der Leinwand gespielt, daß jedes Kind die Texte auswendig konnte. – *Die Rote Signallaterne* ist eines davon. Die Handlung spielt im Jahr 1937, zu Beginn des chinesisch-japanischen Kriegs. In der Geschichte geht es um den Eisenbahnarbeiter Li Yuhe und seine Familie. Es wird gezeigt, wie aus einem ahnungslosen Proletarier ein klassenbewußter Kämpfer wird. Li wird Mitglied der Kommunistischen Partei und hilft seinen Parteigenossen beim Überfall auf die Züge der japanischen Waffentransporte. Als er von einem Überläufer verraten und von den Japanern festgenommen wird, beugt er sich trotz grausamer Folterung nicht. Er wird von den Japanern hingerichtet; seine 17jährige Tochter Tiemei aber übernimmt seine Arbeit. Die rote Signallaterne wird weitergegeben.

- 191 *Schadjiabang* (Das Uferdorf der Familie Scha): ebenfalls eines der acht Musterstücke. Es spielt in der Zeit 1941/42. Die Neue Vierte Armee (Truppe der Volksbefreiungsarmee, s. Anm. 21, Kommentare/III. Teil) wird von den Guo-Mindang-Truppen niedergeschlagen. Sie muß sich ins Landesinnere zurückziehen, kann aber die Verwundeten und Kranken nicht mitnehmen. Diese werden im Uferdorf Sha versteckt. Die Guo Mindang-Truppen wissen, daß die Einheimischen die Kranken und Verletzten versteckt haben müssen und beginnen mit einem Ausrottungsfeldzug von Dorf zu Dorf. Schwägerin A Qing, Besitzerin eines Dorffeehauses und Untergrundmitglied der KP, überzeugt durch ihre Intelligenz und Geschicklichkeit die Guo Mindang-Soldaten, daß alle Angehörigen der Neuen Vierten Armee mit der Truppe zusammen zurückgezogen seien. Dadurch rettet sie die kranken und verwundeten Soldaten.
- 192 *Die Erstürmung der Räuberfestung* = Zhiqu weihushan: ebenfalls eines der acht Musterstücke.
- 193 *Briefmarken*: Die Briefmarken, die hier erwähnt wurden und die Blum für ihre Briefe an Clara Weininger ausgesucht hatte, werden in der Familie Weininger heute noch aufbewahrt.
- 194 *Japanische Invasion*: 1931 griff Japan überraschend die Mandschurei an und stieß kaum auf Widerstand der chinesischen Armee. Innerhalb kurzer Zeit fiel die Mandschurei an Japan; der mandschurische General Zhang Xueliang (geb. 1898 in Shenyang) bekam Befehl von Tschiang Kai-schek, statt sich den Japanern entgegenzustellen, die Mandschurei den Invasoren zu überlassen und sich mit seinen Streitkräften nach Westen abzusetzen. Japan gab sich jedoch mit der Eroberung der Mandschurei nicht zufrieden, sondern versuchte, ganz China in seine Gewalt zu bringen. In der Nacht vom 7. Juli 1937 nahmen die Japaner die Marco-Polo-Brücke bei Beijing. Damit begann der achtjährige Krieg zwischen China und Japan. Er endete mit der bedingungslosen Kapitulation Japans am 3. September 1945.
- 195 *Chinese Literature*: eine in Peking erscheinende englischsprachige Monatszeitschrift, in der neue Bücher der chinesischen Literatur vorgestellt werden.
- 196 *Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan*: diese Novelle, die Blum zu schreiben beabsichtigte, hat sie vermutlich nicht mehr vollendet.
- 197 *Buch mit Sperbers Nachdichtungen*: keine Daten eruiert.
- 198 *Nachdichtung von Gedichten Mao Tse-tungs*: während der Kulturrevolution befaßte sich Blum intensiv mit der Übersetzung der Gedichte von Mao Zedong. Sie setzte sich auch mit an-

deren Übersetzern auseinander. Ihre Nachdichtungen sind zum Teil in der *Roten Fahne* (MLPÖ) erschienen.

- 199 *Izchak Manger* = Itzik Manger (1901 Czernowitz – 1969 Gedera / Israel): jiddischer Dichter, Schriftsteller und Dramatiker. Seine ersten Gedichtbände *Shtern oyfu Dakh* (1929), *Lamtern in Vint* (1933), *Khumesh Lider* (1935) fanden bereits große Anerkennung. In seiner Lyrik beschrieb er das Leben der Ostjuden in den Shtetln und Dörfern; *Megille Lider* (1936) ist ein Versdrama für das Purim-Spiel. Eine besondere Geschichte erzählt er im Roman *Dos Bukh fun Gan Eydn* (1939). 1940 emigrierte er nach London; von dort zog er 1951 nach New York. Im Jahr 1967 ließ er sich in Israel nieder.

## Zur Quellenlage

Klara Blum hat einen Roman, sechs Gedichtbände, fünf Novellen, viele Gedichte, Reportagen, Buchbesprechungen und Nachdichtungen chinesischer Literatur publiziert. Die Gedichtbände und Erzählwerke sind fast ausschließlich in der Sowjetunion und in der DDR erschienen. Zwei unveröffentlichte Romane fanden sich im Nachlaß. Ein Teil ihrer Lyrik und Prosa ist über Zeitungen und Zeitschriften mehrerer Länder und Kontinente verstreut.

### BUCHPUBLIKATIONEN VON KLARA BLUM:

1. Die Antwort (Gedichte), Moskau 1939;
2. Erst recht! (Gedichte), Kiew 1939;
3. Donauballade (Gedichte), Moskau 1941;
4. Wir entscheiden alles (Gedichte), Moskau 1941;
5. Schlachtfeld und Erdball (Gedichte), Moskau 1944;
6. Der Hirte und die Weberin (Roman), Rudolstadt 1951;
7. Wang Gue und Li Hsiang-hsiang (Nachdichtung), Beijing 1954;
8. Die Tochter des Drachenkönigs. Zehn Geschichten aus der Zeit der Tang Dynastie (Übersetzung), Beijing 1955;
9. Das Lied von Hongkong (Novellen), Rudolstadt 1959;
10. Der weite Weg (Gedichte), Berlin 1961.

### ZEITUNGEN, ZEITSCHRIFTEN UND ALMANACH

(in denen mehrere Beiträge von Klara Blum erschienen sind):

Arbeiter-Zeitung 1930–1934, Wien  
Ostjüdische Zeitung 1923–1929, Czernowitz  
Menorah 1924–1928, Wien  
Internationale Literatur 1934–1945, Moskau  
Das Wort 1936–1939, Moskau  
Neue Deutsche Literatur 1957–1962, Berlin

## Zur Quellenlage

Greifenalmanach 1951–1959, Rudolstadt

Die Rote Fahne 1965–1969, Wien

### ZEITUNGSBESTÄNDE

Österreichische Nationalbibliothek, Wien

vor allem *Die Rote Fahne* (Wien), *Wiener Morgenzeitung*, *Aufbau* (New York),  
*Neue Deutsche Literatur* (Berlin)

Universitätsbibliothek Wien

vor allem *Wiener Zeitung*, *Menorah* (Wien), *Der jüdische Arbeiter* (Wien)

Tagblatt-Archiv der Arbeiterkammer, Wien

*Arbeiter-Zeitung* (Wien), von 1930–1934

Deutsches Exilarchiv, Frankfurt/Main

*Internationale Literatur* (Moskau), *Das Wort* (Moskau), *Deutsche Zentralzeitung* (Moskau)

Archiv des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart

*Ostjüdische Zeitung* (Czernowitz)

Stadt- und Landesarchiv, Czernowitz

*Ostjüdische Zeitung* (Czernowitz)

Greifenverlagsarchiv, Rudolstadt

*Greifenalmanach* (Rudolstadt)

### ARCHIVALISCHE QUELLEN

Die Nachlaßteile Klara Blums und auch archivalische Quellen sind über mehrere Archive und Bibliotheken verstreut.

Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar:

- Typoskript des Romans „Schicksalsüberwinder“
- Inhaltsangabe zum Roman „Schicksalsüberwinder“

## Zur Quellenlage

- ausführlicher Lebenslauf mit Zeittafel (in chinesischer Sprache)
- mehrere Briefe von verschiedenen Autoren an Klara Blum
- Gedichte, Essays und Zeitungsartikel (zum Teil in chinesischer Sprache).

Gregor-Gog Archiv, Nohl-Wentscher Archiv und Teilnachlaß Klara Blums, Akademie der Künste, Berlin:

- mehrere Briefe von Klara Blum an Gregor Gog, 1941–1945;
- Briefe und Postkarten an Dora Wentscher, 1959–1963;
- Fotos von Klara Blum;
- verschiedene Zeitungsartikel über Klara Blum und ihr Werk;
- Gedichte und Prosa.

Greifenverlagsarchiv, Rudolstadt:

- ca. 60 Briefe von Klara Blum an Karl Dietz (Verleger), 1950–1959;
- Fotos von Klara Blum während ihres Aufenthaltes in Rudolstadt 1959;
- mehrere Briefe vom Greifenverlag an verschiedene Autoren;
- Gutachten von verschiedenen Autoren zum Roman „Der Hirte und die Weberin“;
- Briefe von verschiedenen Autoren an den Verlag über Klara Blum und ihren Roman „Der Hirte und die Weberin“.

Zentrales Literaturarchiv, Moskau:

- mehrere Briefe von Klara Blum an Berta Lask, 1936–1939;
- Briefe von Klara Blum an Johannes R. Becher und Willi Bredel, 1937–1941;
- Antwortbriefe von Blum an verschiedene Autoren, die ihre Werke an die Redaktion der „Internationalen Literatur“ schickten;
- Protokoll der Plenarsitzung der Deutschen Sektion des Sowjetischen Schriftstellerverbandes (zum Teil in russischer Sprache);
- Zeitungsbericht mit Foto über die Aufnahme Klara Blums in die Deutsche Sektion des Sowjetischen Schriftstellerverbands;
- Gutachten verschiedener Autoren über Klara Blum;
- Gedichte usw.

Archiv der Universität Zhongshan, Guangzhou:

- zahlreiche Fotos;
- zahlreiche Briefe von und an Klara Blum;
- Notizbücher von Klara Blum über ihre Vorlesungen;
- Manuskript des Romans „Schicksalsüberwinder“;

## Zur Quellenlage

- Gedichte, Zeitungsausschnitte, Notizen, verschiedene Manuskripte;
- die Bibliothek Klara Blums.

Deutsches Exilarchiv, Frankfurt/M.:

- mehrere Briefe von und an Klara Blum;
- Manuskripte.

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Wien

Wiener Stadt- und Landesarchiv

Stadt- und Landesarchiv, Czernowitz

Archiv der Hochschule für Fremdsprachen, Shanghai

Archiv der Universität Nanjing, Nanjing

Archiv der Universität Fudan, Shanghai

Yad Vashem Archiv, Jerusalem

## Zur Textauswahl und Gestaltung

Die vorliegende Werkauswahl soll die literarische Entwicklung und die Verbindung von Leben und Werk, vor allem die stilistische Wandlung Klara Blums dokumentieren und diese völlig vergessene Schriftstellerin wieder ins Bewußtsein der literarischen Öffentlichkeit bringen.

Der erste Teil enthält den autobiographischen Roman „Der Hirte und die Weberin“, begleitet von einem wissenschaftlichen Kommentar und Erläuterungen. In den Erläuterungen werden biographische Angaben, Hinweise zur Entstehung, Interpretation und zum geschichtlichen Kontext gegeben. Insbesondere ist es notwendig, die spezifisch chinesischen Begriffe, Traditionen, Mythen, religiösen Gebräuche und Hintergründe zu erklären.

„Der Hirte und die Weberin“ ist Klara Blums Hauptwerk. Die Lebensgeschichte der Autorin spiegelt sich im Roman wider. Blum schilderte die Emigration nach Moskau und Shanghai, die Zeit des Übergangs vom Guo Mindang-Regime zur kommunistischen Machtübernahme in China. Diese Ereignisse sah sie aus jüdischer, österreichischer, sozialistischer und feministischer Perspektive. Trotz dieser interessanten Aspekte blieb der Roman im Westen unbekannt.

Der zweite Teil dieser Edition beinhaltet ausgewählte Gedichte, Nachdichtungen, Prosatexte, Briefe und Lebenszeugnisse, die die literarische Entwicklung und die Verbindung von Leben und Werk Klara Blums dokumentieren. Die Textauswahl orientiert sich an den literarischen Gattungen Lyrik, Epik und Publizistik. Dem Bereich der Lyrik werden auch die Nachdichtungen zugeordnet. Innerhalb der Gattungen sind die Texte chronologisch angeordnet. In jenen Fällen, in denen Texte mehrmals publiziert wurden, wurde die erste Veröffentlichung aufgenommen. Die Textauswahl erfolgte nach Kriterien, die einen Überblick über sämtliche Schaffensperioden Klara Blums, die zeittypischen Themen, die von ihr aufgegriffen wurden, die literarischen Stilrichtungen, an denen sie partizipierte, sowie die Gattungen, die sie verwendete, repräsentieren. Briefe und Lebenszeugnisse geben genaue biographische Informationen.

Abgeschlossen wird die vorliegende Edition mit einem Anhang, der Abschnitt zur Quellenlage, zur Textauswahl und Gestaltung sowie eine Bibliographie enthält.

## Abkürzungen

OZ = Ostrjüdische Zeitung

AZ = Arbeiter-Zeitung

GA = Greifenalmanach

NDL = Neue Deutsche Literatur

IL = Internationale Literatur

Wort = Das Wort

KP = Kommunistische Partei

MLPÖ = Marxistisch-Leninistische Partei Österreichs

ZK = Zentralkomitee

DSV = Deutscher Schriftstellerverband

SSV = Sowjetischer Schriftstellerverband

## Kurztitel

Blum: Antwort = Klara Blum: Die Antwort

Blum: Weiter Weg (oder Weg) = Klara Blum: Der weite Weg

Blum: Ballade = Klara Blum: Donauballade

Blum: Entscheiden = Klara Blum: Wir entscheiden alles

Blum: Schlachtfeld = Klara Blum: Schlachtfeld und Erdball. Moskau 1944

Blum: Hirte = Klara Blum: Der Hirte und die Weberin. Rudolstadt 1951

Werner: Fäden = Klaus Werner: Fäden ins Nichts gespannt. Deutschsprachige Dichtung aus der Bukowina. Frankfurt/M.-Leipzig 1991

Beckermann: Die Mazzesinsel = Ruth Beckermann: Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–1938. Wien 1992

# Bibliographie von Klara Blum

## I. BUCHPUBLIKATIONEN

- Die Antwort (Gedichte), Moskau 1939  
Erst recht! (Gedichte), Kiew 1939  
Donauballade (Gedichte), Moskau 1941  
Wir entscheiden alles (Gedichte), Moskau 1941  
Schlachtfeld und Erdball (Gedichte), Moskau 1944  
Der Hirte und die Weberin (Roman), Rudolstadt 1951  
Das Lied von Hongkong (Novellen), Rudolstadt 1959  
Der weite Weg (Gedichte), Berlin 1961

## 2. HERAUSGEGEBENE BÜCHER

- Emilia Galotti. Von G. E. Lessing. Verbindender Text und Erläuterungen von Klara Blum, Moskau 1945  
Probleme der Sexualerziehung im neuen China. Rudolstadt 1958 (= Das aktuelle Traktat: Reihe 2, Heft 5)

## 3. EINZELVERÖFFENTLICHUNGEN

- Was erwarte ich vom Leben? In: Ostjüdische Zeitung (Czernowitz), 21. II. 1923  
Wiener Juden. In: Ostjüdische Zeitung, II. 2. 1924  
Warum ich meine Braut nicht bekommen habe. In: Menorah, Nr. 6, Juni 1924; nachgedruckt in: Ostjüdische Zeitung, 17. 8. 1924  
Die Tochter Zions. In: Ostjüdische Zeitung, 9. 10. 1924  
Vor dem Kongreß. In: Ostjüdische Zeitung, 23. 8. 1925  
Bilder vom Kongreß. In: Ostjüdische Zeitung, 27. 8. 1925, 3. 9. 1925  
Kol Nidre. In: Ostjüdische Zeitung, 27. 9. 1925  
Die seidenen Zures. In: Ostjüdische Zeitung, 10. 1. 1926

- Venezianische Sonette. In: Der Tag (Wien), 5. 3. 1926; nachgedruckt in: Ostjüdische Zeitung, 16. 5. 1926
- Sensationen für das Judentum. In: Ostjüdische Zeitung, 6. 1. 1927
- Wiener Brief. In: Ostjüdische Zeitung, 16. 6. 1927
- Judenszene. Aus dem Drama „Nacht“. In: Ostjüdische Zeitung, 28. 6. 1929
- Chanukahlichter und Klassenbewußtsein (In der Leopoldstadt). In: Der jüdische Arbeiter (Wien), 7 (1930), Nr. 1; nachgedruckt in: Ruth Beckmann (Hrsg.): Die Mazzesinsel. Juden in der Leopoldstadt 1918–1938. Wien 1992, S. 94–96
- Vom Gefühlssozialismus zum Klassenbewußtsein. Der Zusammenschluß der palästinensischen Arbeiter. In: Arbeiter-Zeitung, 6. 3. 1930
- Das Lied der Masse (Gedicht). In: Arbeiter-Zeitung, 9. 11. 1930
- Sophie Lazarsfeld: Wie die Frau den Mann erlebt. In: Der Kampf (Wien), 24 (1931), Nr. 2
- Arbeiterinnenbewegung in Palästina. In: Arbeiter-Zeitung (Wien), 16. 3. 1931
- Der letzte Machtwillen des Quartaners Plank. In: Arbeiter-Zeitung, 29. 3. 1931
- Mädchen im Büro (Gedicht). In: Arbeiter-Zeitung, 3. 5. 1931
- Frühsommer (Gedicht). In: Neue Freie Presse, 2. 7. 1931
- Sozialismus und Persönlichkeit. Zum fünfzehnten Todestag Lily Brauns am 8. August. In: Arbeiter-Zeitung, 10. 8. 1931
- Die Frauen und die bürgerliche Revolution. In: Die Frau (Wien), Nr. 8, August 1931, S. 9
- Wassilka, die Bäuerin. In: Arbeiter-Zeitung, 10. 9. 1931
- Artur Schnitzler, ein Pionier des Frauenrechtes. In: Arbeiter-Zeitung, 2. 11. 1931
- Großstadt in der Depression. In: Arbeiter-Zeitung, 22. 11. 1931
- Revolutionierte Pädagogik. In: Arbeiter-Zeitung, 7. 12. 1931
- Klassenkampf (Gedicht). In: Arbeiter-Zeitung, 4. 12. 1931
- Ein Arbeiterjunge liest Romane (Gedicht). In: Arbeiter-Zeitung, 2. 12. 1931
- Kabarett auf dem Kausalitätsprinzip. In: Der Morgen (Wien), 21. 12. 1931
- Das Problem der Pubertätserziehung. Grundsätzliche Betrachtungen zum Film „Mädchen in Uniform“. In: Arbeiter-Zeitung, 1. 2. 1932
- Homunkulus und die Jugendbewegung. In: Arbeiter-Zeitung, 11. 3. 1932, 12. 3. 1932, 13. 3. 1932
- Untergangsposen für das Abendland. In: Arbeiter-Zeitung, 15. 3. 1932
- Proleten suchen die Kunst. In: Arbeiter-Zeitung, 17. 4. 1932
- Frauen auf der Brücke. In: Arbeiter-Zeitung, 30. 5. 1932
- Geschenke für den nächsten Tag. In: Arbeiter-Zeitung, 30. 6. 1932
- Schulbuben von heute. In: Arbeiter-Zeitung, 5. 7. 1932
- Die bescheidenen Unternehmer. In: Arbeiter-Zeitung, 5. 11. 1932
- Herrendämmerung. In: Arbeiter-Zeitung, 15. 1. 1933
- Frauen des Ostens. Fünf rumänische Photographien. In: Arbeiter-Zeitung, 14. 2. 1933

- Es war einmal eine Salondame ... Zum hundertsten Todestag Rahel Varnhagens. In: Arbeiter-Zeitung, 5. 3. 1933
- Der allmächtige Heiratsschwindler. In: Arbeiter-Zeitung, 8. 8. 1933
- Ein Arbeiter lernt (Gedicht). In: Bildungsarbeit (Wien), 1933, Nr. 12
- Sind die Frauen reaktionär? In: Arbeiter-Zeitung, 5. 12. 1933
- Augen (Gedicht). In: Das Wort, 2 (1937), Nr. 11, S. 118
- Letzte Fahrt (Gedicht). In: Das Wort, 3 (1938), Nr. 1, S. 16
- Über Anna Seghers' Roman „Die Rettung“. In: Das Wort, 3 (1938), Nr. 3, S. 137–140
- Das Heldenlied vom zerrissenen Schleier (Gedicht). In: Das Wort, 3 (1938), Nr. 5, S. 138–141
- Vicki Baums neuer Roman. In: Das Wort, 3 (1938), Nr. 6, S. 143–145
- Weingarten im jüdischen Kolchos. In: Das Wort, 3 (1938), Nr. 10, S. 74–75
- Auf jüdischer Erde. Reportage. In: Das Wort, 3 (1938), Nr. 11, S. 69–72
- Nacht in der Krim (Gedicht). In: Internationale Literatur, 6 (1936), Nr. 6, S. 31–32
- Du warst sein Schatten (Gedicht). In: Internationale Literatur, 7 (1937), Nr. 4, S. 45
- Der geopfert Selfmademan. In: Internationale Literatur, 7 (1937), Nr. 6, S. 143–145
- Anna Pauker (Gedicht). In: Internationale Literatur, 7 (1937), Nr. 8, S. 78–81
- Das neue Zigeunerlied; Die Antwort; Holz; Drei Liebesbriefe an die Textilarbeiterin. In: Internationale Literatur, 7 (1937), Nr. 10, S. 50–54
- Zwei Gedichte: Juanita; Die Atheistin von Krassowidowo. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 2, S. 45–48
- Zwei Stimmen über einen Dichter. Klara Blum über Petr Bezruc. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 4, S. 98–103
- Zwei rumänische Lieder. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 5, S. 47–48
- Autobiographie. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 6, S. 153
- Zwei Gedichtzyklen. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 9, S. 36–42
- Stimmen der Völker. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 10, S. 110–114
- Die Jugend lehrt (Gedicht). In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 12, S. 11
- Kaukasische Ballade aus alter Zeit (Gedicht). In: Internationale Literatur, 9 (1939), Nr. 3, S. 47–48
- Irmgard Keun. In: Internationale Literatur, 9 (1939), Nr. 6, S. 118–119
- Dichtungen: Stummer Abschied; Brief aus Odessa; Brief aus Moskau; Die Eltern der Chaya Lifschitz; Rusudanaslied; Erst recht! In: Internationale Literatur, 9 (1939), Nr. 4, S. 19–25
- Chinesische Balladen: Die Ahnenfeier der Familie Li; Hieroglyphen an der Kerkerwand; General des Volks. In: Internationale Literatur, 9 (1939), Nr. 9/10, S. 116–120
- Und wir entscheiden alles (Gedicht). In: Internationale Literatur, 9 (1939), Nr. 12, S. 42–43
- Brief nach Shen-Yi (Gedicht). In: Internationale Literatur, 10 (1940), Nr. 8, S. 44–45
- Zwei Gedichte: Der schönste Tod, Melodie der Zuversicht. In: Internationale Literatur, 10 (1940), Nr. 12, S. 69–70

- Der Tränenschleier (Gedicht). In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 2, S. 56–57
- Vier Gedichte: Wintersonnenwende; Der Arbeitstisch; Wassilissa die Weise; Jung-Czernowitz.  
In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 9, S. 34–38
- Vanitas Vanitatum (Gedicht). In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 6, S. 17–18
- Vier Gedichte: Der Dichter und der Krieg; Ballade einer Nacht; Erzählen will ich's ...; Der Patriot von Braïla. In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 9, S. 55–59
- Dein Kind (Gedicht). In: Internationale Literatur, 12 (1942), Nr. 7/8, S. 38
- Gedichte: Moskau; Schwarzer Marmor; Rosen von Kirowabad; Antlitz einer Negerin. In: Internationale Literatur, 12 (1942), Nr. 12, S. 59–64
- Schule der Lebenskraft. In: Internationale Literatur, 12 (1942), Nr. 12, S. 68–69
- Drei Gedichte: Professor Knöpfelmacher; So hört Afrika den Brudergruß; Bienenflug. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 3, S. 38–40
- Gedichte: Paris und Brazzaville; Der Flüchtling von Odessa. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 6, S. 16–18
- Farbenfunken (Gedicht). In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 12, S. 46
- Der Foltersonntag (Gedicht). In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 4, S. 19–21
- Drittes Meeting der Vertreter des jüdischen Volkes (im April 1944 in Moskau) über den antifaschistischen Widerstandskampf der sowjetischen Juden. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 6, S. 75–76
- Porzellan (Gedicht). In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 8, S. 44–45
- Vier Gedichte: Der Tod Stefan Zweigs; Ein zerschlagenes Rutenbündel; Lebendiger Teppich; An einen chinesischen Klassiker. In: Internationale Literatur, Nr. 1, 1945, S. 44–48
- Literatur im befreiten Äthiopien. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 5, S. 84–85
- Wiesenblumen (Gedicht). In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 11/12, S. 66
- Der schönste Tod (Gedicht). In: Bekenntnis zu Österreich. Moderne Arbeiterlyrik. Graz 1945, S. 245
- Stefan Zweigs unbekannte Leser. In: Die Nation (Zürich), 9. 4. 1947
- Der Chinese und die Wirklichkeit. In: Das goldene Tor, 1948, Nr. 3, S. 24–27
- Chinesenkind (Gedicht). In: Das goldene Tor, 1948, Nr. 3, S. 165
- Yongheng de ganzhao. Ji Heren Wie lian na. Bo lo fu (Das ewige Vorbild. Erinnerung an eine Negerin Williana Brow). In: Funü (Women, Shanghai), 7 (1948), Nr. 10, S. 16–18
- Shiren yu Zhanzheng (Der Dichter und der Krieg). In: Yuan Shuipai (Hrsg.): Wu shi duo fan hong hua (Fünfzig rote Blumen), Shanghai 1954
- Nachwort. In: Die Geister des Gelben Flusses. Chinesische Volksmärchen. Mit einem Nachwort von Dshu Bailan (Klara Blum). Rudolstadt 1955, S. 351–360
- Lu Xun he Da Xue Sheng (Lu Xun und der Student). In: Nanjing Daxue Xuebao (Nanjinger Universitätszeitung), 20. 10. 1956

- Arnold Zweig im neuen China. In: Greifenalmanach 1957, Rudolstadt 1956, S. 55–58
- Stummer Abschied; Der Flüchtling von Odessa; Liebesgedicht an einen alten Mann. In: Greifenalmanach 1957, Rudolstadt 1956, S. 124; 254; 294
- Lebendiger Teppich. In: Greifenalmanach 1958, Rudolstadt 1957, S. 273
- Über die Aneignung des kulturellen Erbes in China. In: Greifenalmanach 1956, Rudolstadt 1955, S. 190–196
- Marktliedchen; Nankinger Nachbarskind (Gedicht). In: Neue Deutsche Literatur, 5 (1957), Nr. 1, S. 90
- Xiyue, Jinggao (Freude. Warnung). In: Yangcheng Wanbao (Abendzeitung, Guangzhou), 6. 8. 1958
- Der Tod einer Negerin; Meister und Narr; Der Beschützer (Gedicht). In: Greifenalmanach 1959, Rudolstadt 1958, S. 273, S. 191–193, S. 135–136
- Kinder am Weg; Friedenshymne (Gedicht). In: Greifenalmanach Sonderheft, Rudolstadt 1959, S. 212, S. 368
- Die Zukunft in der Gegenwart. In: Neue Deutsche Literatur, 7 (1959), Nr. 4, S. 53–64
- Gedichte: Stummer Abschied; Der goldene Schleier; Grimmiger Lebensbericht; Liebesgedicht an einen alten Mann. In: Neue Deutsche Literatur, 8 (1960), Nr. 10, S. 55–60
- Der Kuli mit den bunten Schatten [Auszug aus dem Nachlaß-Roman „Schicksalsüberwinder“]. In: Neue Deutsche Literatur, 9 (1961), Nr. 10, S. 57–73
- Jinian wo de Heiren Pengyou (Erinnerung an eine schwarze Freundin). In: Yangcheng Wanbao, 8. 10. 1963
- Ming Jing. Huida Zi we ge (Der leuchtende Spiegel. Antwort an Arnold Zweig). In: Ren min ri bao (Volkszeitung, Beijing), 26. 5. 1964
- Heiren Xuezhe, Sixiang Jüren – Du bo yi si (Schwarzer Gelehrter, großer Denker – Du Bois). In: Zhongshan Daxue Xuebao (Hochschulzeitschrift der Universität Zhongshan, Guangzhou), 1965, Nr. 1/2; in deutscher Sprache erschienen in: Rote Fahne (MLPÖ, Wien), 1968, Nr. 8
- Ein Vorbild des Internationalismus und der Selbstlosigkeit. Die Lebensgeschichte Dr. Norman Bethunes. In: Rote Fahne, 1969, Nr. 11
- Nacht in der Krim; – Pflaumenblüte; – Brief nach China; Mondmelodie. In: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Deutsche Dichterinnen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Gedichte und Lebensläufe. Frankfurt/M. 1978
- Grimmiger Lebensbericht; Der Wunderrabbi von Sadagura. In: Klaus Werner (Hrsg.): Fäden ins Nichts gespannt. Deutschsprachige Dichtung aus der Bukowina. Frankfurt/M.-Leipzig 1991

## 4. NACHDICHTUNGEN

*a) Selbständige Publikationen*

Wang Gue und Li Hsiang-hsiang (Nachdichtung), Beijing 1954

Die Tochter des Drachenkönigs. Zehn Geschichten aus der Zeit der Tang Dynastie (Übersetzung), Beijing 1955

*b) Einzelveröffentlichungen*

Suleiman Stalski: Frühlingslied. In: Das Wort, 2 (1937), Nr. 11, S. 51

Richard Aldington: Der Arbeitgeber. Aus dem Roman „Reines Himmelreich“. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 9, S. 27–35

W. H. Auden: Spanien. In: Internationale Literatur, 8 (1938), Nr. 12, S. 8–10

Pawel Shelesnow: Vom Strolch zum Dichter; Aaron Wergelis: Die neue Stadt; Lao Shi: Heimkehr. In: Internationale Literatur, 9 (1939), Nr. 11, S. 94–96

Taras Schewtschenko: Katherina (IV, V); Einst ging ich grübelnd... In: Internationale Literatur, 10 (1940), Nr. 11, S. 44–45, 59

Chinesische Dichtung: Ai Qing: Zur Sonne; Das Lied Mulan (Volksdichtung aus dem 11. Jahrhundert); Ding Ling: Der Partisan vor dem Kriegsgericht. In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 1, S. 33–38

Samuel Halkin: Den roten Kriegern; Der Blitz; Hörst du?; Der Erwählte. In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 3, S. 91–93

Óndra Lysohorsky: Verse ohne Reime. In: Internationale Literatur, 11 (1941), Nr. 9, S. 12–15

Konstantin Simonow: Wart auf mich. In: Internationale Literatur, 12 (1942), Nr. 5/6, S. 16

Óndra Lysohorsky: Vier Gedichte: Ukrainische Ballade; Die Ballade von Emil Trepa; Die Fessel reißt; Kanäle. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 3, S. 60–64

Maxim Rylsk: Gedichte: Ausblick; Im Schnee; Ich bin ein Sohn des Sowjetlands. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 5, S. 9–11

Alexander Puschkin: 1812. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 6, S. 6

Sarolta Lanyi: Wenn nicht ... In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 7, S. 56

Olga Wyssotzkaja: Ural. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 8, S. 29

Pawlo Tytschina: Gedichte: Im kosmischen Orchester; Gefühl der Völkerbrüderschaft; Lied. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 8, S. 54–55

Jacques Ducour: Gewitterhimmel; Óndra Lysohorsky: Venezianische Brücke; David Hofstein: Ukraine. In: Internationale Literatur, 13 (1943), Nr. 10, S. 25–26, S. 30, S. 34

- Konstantin Simonow: Auf dem Vormarsch: Befreite Stadt; Soldatengespräch; Drei Brüder. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 1, S. 32–33
- Nordahl Grieg: Wir kehren zurück. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 3, S. 7
- Arkadi Kuleschow: Ballade von den vier Geiseln. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 5, S. 20–22
- Óndra Lysohorsky: Gedichte: Gasse in Buchara; Herbst in Samarkand; Schach-Sinda; Taschkenter Kanäle; In Bibi-Chanym. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 6, S. 57–61
- Óndra Lysohorsky: Ballade vor der Schmiede. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 8, S. 34
- Abram Sutzkewer: Aus dem hitlerdeutschen Ghetto. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 9, S. 53
- Semjon Gudsenko: Zwei Gedichte: Wir sind erst zwanzig Jahre alt; Der Sappeur. In: Internationale Literatur, 14 (1944), Nr. 12, S. 21
- Óndra Lysohorsky: Der lachische Schild. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 2, S. 24–26
- Radule Stijenski: Die Heimkehr. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 2, S. 49–50
- Samed Wurgun: Das Heldenlied von der Zukunft. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 4, S. 41–42
- Nicholas Moore: Besonnter Baum. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 5, S. 39–40
- Lew Kwitko: Fünf Gedichte. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 6/7, S. 97–101
- Salomea Neris: Freundschaft; Georgi Leonidse: Den Dichtern Sowjet-Aserbeidshans. In: Internationale Literatur, 15 (1945), Nr. 10, S. 15–17
- Óndra Lysohorsky: Verse ohne Reime; Herbst in Samarkand; Die Fessel reißt; Taschkenter Kanäle; In Bibi-Chanym; Schach-Sinda; Gasse in Buchara; Kanäle; Venezianische Brücken. In: Ders.: Lachische Poesie 1931–1976. In deutschen Übersetzungen und Nachdichtungen. Hrsg. v. Pavel Gan, Jiri Marvan und Felicitas Rohder, Köln-Wien 1989 (= Schriften des Komitees der Bundesrepublik Deutschland zur Förderung der Slawischen Studien; Bd. 12)

# Verzeichnis der Briefe

## AN FRANZ THEODOR CSOKOR

1959-3-22

## AN KARL DIETZ

1. 1950-2-22\*<sup>3</sup>

2. 1950-4-28

3. 1951-2-5\*

4. 1951-3-3

5. 1951-3-22

6. 1951-4-3

7. 1951-7-10

8. 1951-7-27

9. 1951-9-1

10. 1951-10-17

11. 1951-11-28

12. 1951-12-24\*

13. 1952-1-5

14. 1952-2-12

15. 1952-4-4

16. 1952-5-6

17. 1952-5-26

18. 1952-6-26

19. 1952-9-6

20. 1952-10-23\*

21. 1955-3-5\*

22. 1955-7-29

23. 1956-1-27

24. 1956-2-24

25. 1956-4-6\*

26. 1956-5-9

27. 1956-6-16

28. 1956-6-23

29. 1956-7-5

30. 1956-8-16

31. 1956-9-10

32. 1957-1-22

33. 1957-2-14

34. 1957-3-18\*

35. 1957-4-6

36. 1957-7-6

37. 1957-8-21\*

38. 1957-9-7

39. 1957-12-31

40. 1958-2-2

41. 1958-2-26

42. 1958-3-24

43. 1958-4-23

44. 1958-4-30

45. 1958-6-12

46. 1958-8-8\*

47. 1958-9-5

48. 1958-9-11

49. 1958-9-12

50. 1958-12-26

51. 1959-1-31

52. 1959-2-17

53. 1959-5-9

54. 1959-6-1

55. 1959-6-22

56. 1959-7-13\*

57. 1959-9-25\*

## AN LION FEUCHTWANGER

I. 1957-5-20

## Verzeichnis der Briefe

AN MANFRED GEORGE

1. 1946-10-1

6. 1961-8-3\*

7. 1963-6-30\*

AN GREGOR GOG

1. 1942-10-18\*

2. 1943-12-10\*

3. 1944-3-28

4. 1944-4-20

5. 1944-5-27

6. 1944-7-24

7. 19451-31

AN VERSCHIEDENE EMPFÄNGER

1. 1966-6-17

2. 1967-6-30

3. 1970-2-11

*Briefe an Klara Blum*

VON KARL DIETZ

1. 1959-7-7

AN AMERICAN JOINT

1. 1948-8-30

VON LION FEUCHTWANGER

1. 1957-3-15

2. 1957-4-30

3. 1957-6-3

4. 1958-4-24

AN JOSEF LUITPOLD

1. 1948-11-17

AN CLARA WEININGER

1. 1965-2-4

2. 1965-6-4

3. 1966-10-28

4. 1967-10-25

5. 1968-2-26

6. 1968-9-9

7. 1969-7-22

VON BRUNO FREI

1. 1959-3-30

VOM ALLCHINESISCHEN

SCHRIFTSTELLERVERBAND

1. 1963-8

AN SIMON WEININGER

1. 1965-6-4\*

2. 1969-7-22\*

VON LISBETH TRAUNECK

1. 1959-9-12

VON VERSCHIEDENEN AUTOREN

1. 1952-6-19

2. 1965-11-18

3. 1966-5-14

4. 1967-12-27

AN DORA WENTSCHER

1. 1959-12-20\*

2. 1960-2-3

3. 1960-7-25

4. 1960-9-28\*

5. 1960-12-10\*

3 Briefe mit \* sind in diesem Band aufgenommene Briefe.

# Register

Im folgenden Register sind sämtliche Personen, Zeitschriften und Institutionen, die im Text und Kommentar erwähnt werden, berücksichtigt.

- Adler, Alfred 578  
Aggrey 545, 620  
Ai, Tsching (Ai Qing) 467, 473, 585  
Alejchem, Scholem 245  
All-Chinesischer Gewerkschaftsbund 230  
Allchinesischer Schriftstellerverband 18, 537, 540, 615  
Allgemeine Gewerkschaftsbund 230  
American Joint Distribution Committee 270, 515, 596  
Amt für Literatur und Verlagswesen 524, 527, 598, 599  
Andersen-Nexö, Martin 617  
Andrejw, Leonid 237  
Anielewicz, Mordechaj 264  
Apletin, Mikhail 513, 595  
Arbeiter-Illustrierte-Zeitung (Prag) 595, 602, 603, 617  
Arbeiter-Theater-Bund Deutschlands 598, 601  
Arbeiter-Zeitung (Wien) 15, 514, 561, 571, 578  
Arnim, Bettine von 581  
Auber, Daniel-François-Esprit 238  
Auden, W. H. 501, 592  
Aufbau (New York) 515, 596  
Aufbau (Berlin) 527, 536, 604, 612  
Ausländer, Rose 14, 562  
Awdejenko, A. 618
- Ba Jin (Ba Djin) 240, 467, 537, 583, 613, 614, 615  
Balk, Theodor 603  
Barck, Simone 265  
Baudelaire, Charles 586  
Becher, Johannes, R. 252, 264–265, 525, 526, 528, 594, 601, 617
- Beckermann, Ruth 571  
Beda-Löhner, Fritz 584  
Beer-Hofmann, Richard 274  
Beethoven, Ludwig van 330  
Benn, Ludwig 603  
Berlin am Morgen (Berlin) 603  
Bergelson, David 460  
Bergmann, Edith 507, 593  
Berlinski, Herz 264  
Birnbaum, Ferdinand 578  
Blum, Josef 14, 561, 568, 577  
Blum, Leon 244  
Blum, Cypre (Cäcilie Maschler-Blum) 14, 261, 561–562  
Böhm, Hans 265, 271  
Böttcher, Helmuth Maximilian 530, 608  
Brainin, Perry Isak 552, 558, 626  
Braun, Lily 443–445, 578  
Brecht, Bertolt 245, 257, 592  
Bredel, Willi 538, 593, 594, 615  
Bretano, Clemens 580  
Bund deutscher Volksbühne 598  
Bund für Mutterschutz und Sexualreform 235  
Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller 598, 602, 605, 610, 616  
Bund Entschiedener Schulreformer 614  
Burroughs, Williana 469–470  
Busch, Wilhelm 530, 608–609
- Celan, Paul 14, 562  
Chamisso, Adelbert von 256, 580  
Chao, Xueqin 272  
Chao, Yu (Tsao Yü) 240, 248, 467  
Chatschaturjan, Aram 252  
Chen, Baichen 227, 248  
Chen, Duxiu 245, 574

- Chen Lifu 258  
 Cheng, Hsiang (s. Zhu, Xiangcheng)  
 Cherubini 238  
 Chinese Literatur (Beijing) 554, 628  
 Chuangzhao She 230, 237  
 Chunliu She 227  
 Comité Intergouvernemental 133, 144, 207,  
 266  
 Da Gong Bao (Hongkong) 581  
 Da Mo 216, 280, 408  
 Das freie Wort (Moskau) 602  
 Das jüdische Hilfskomitee 141, 143, 144, 151,  
 268  
 Das rote Sprachrohr (Berlin) 610  
 Das Volk (Berlin) 623  
 Das Wort (Moskau) 515, 581, 593, 601, 602,  
 603, 611, 617  
 DEFA 598  
 De Gouges, Olympe 441  
 De Vries 252, 570  
 De Witt J., 259  
 Deng Zhongxia 230  
 Der Friede 616  
 Der jüdische Arbeiter (Wien) 514, 571  
 Der Kämpfer (Moskau) 617  
 Der Kunde 593  
 Der Pfeil (Hessen) 614  
 Der Tag (Wien) 561  
 Derschawin, Konstantin 252  
 Descartes, René 259  
 Deutsche Friedensgesellschaft 235  
 Deutsche Volkszeitung (Berlin) 623  
 Deutsche Zentralzeitung (Moskau) 610, 617  
 Deutscher Schriftstellerverband (DDR) 537,  
 540–541, 542–543, 602, 612, 618  
 Di Goldene Keyt (Jerusalem) 592  
 Die Frau (Wien) 442  
 Die Erde (Berlin) 610  
 Die jüdische Volksbibliothek (Kiew) 246  
 Die Linkskurve (Berlin) 602, 616, 617  
 Die neue Erziehung (Hessen) 614  
 Die neue Generation (s. Mutterschutz)  
 Die rote Fahne (Berlin) 610, 617, 618  
 Die Tribühne 602  
 Die Weltbühne (Berlin) 527, 604, 616  
 Die Weltwende 593  
 Dietrich, Marlene 596  
 Dietz, Karl 249, 516, 522, 523, 526, 527,  
 529–530, 531, 535, 536, 539–541, 543, 597,  
 598–599, 600–601, 610, 618, 623  
 Dimitroff, Georgi 602  
 Dos Yiddische Volksblatt (St. Petersburg),  
 246  
 Dschao Schu-Li 529, 530, 537, 606, 607, 608  
 Dshan Pen-gao (s. Zhang Penggao)  
 Dshou En-Lai (Zhou Enlai) 100, 107, 108,  
 112, 123, 124, 235, 254–255, 264,  
 Du Pengcheng 620  
 Dubinski 513, 514, 595  
 Duma 227  
 Eichmann, Otto Adolf 547, 622–623  
 Ehrenburg, Ilja 618  
 Engels, Friedrich 254, 442  
 Enghaus, Christine 275  
 Enzensberger, Hans Magnus 273  
 Erpenbeck, Fritz 526, 602  
 Fadejew, Alexander 251–252, 260  
 Fairbank, John K. 235  
 Feng Zhi 238  
 Feuchtwanger, Lion 20, 535, 539, 596, 601, 611  
 Fischer, Ernst 248–249, 564, 599–600  
 Fortune (USA) 605  
 Forum (Berlin) 536  
 Frankfurter Zeitung (Frankfurt/M.) 235  
 Franzos, Karl Emil 562  
 Frei, Bruno 603  
 Freie Deutsche Kultur 616  
 Freies Deutschland (Mexiko) 612  
 Freiligrath, Ferdinand 170, 274  
 Freundschaftstheater 526, 601  
 Fu, Tzo-Yi (Fu Zuoyi) 190, 191, 198, 202, 276,  
 277–278  
 Fuchs, Rudolf 589  
 Fudan Jushe 227  
 Fudan Universität 17

- Fürnberg, Louis 542, 544, 545, 547, 618, 619, 621, 622
- Gabor, Andor 542, 564, 617
- Gan, Pavel 589
- Gao, Gen-Fou 531, 609
- Gao, Junlan 614
- Gao, Yü-Bao 529, 606
- George, Manfred 514, 595-596
- Gesellschaft für Konfuzius- und Menzius-Forschung 258
- Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland 531
- Gesellschaft der Chinesischen Schriftsteller des linken Flügels 226, 237, 256
- Gesellschaft zur Wiederbelebung Chinas 239
- Gladkow, Fjodor 524, 600
- Goethe, Johann Wolfgang 35, 159, 160, 229, 230, 238, 259, 271, 454, 467, 528, 534, 580, 581, 608, 609, 617
- Gog, Gaby (Gabriele, Stammberger) 507, 513, 593-594
- Gog, Gregor 262, 507, 513, 593
- Gogol, Nikolai 37, 231
- Gold, Hugo 568
- Goldfaden, Avraham 245
- Gorki, Maxim 52-54, 238, 260, 274, 499, 618
- Granet, Marcel 79, 250
- Gräfe, Günther 534, 611
- Greenbank, Harry 573
- Greifenalmanach (Rudolstadt) 19, 533, 538, 564, 569, 585, 601, 609, 611
- Grillparzer, Franz 580
- Gronovsky, Alexander 245
- Guan, Hanqing 237
- Gudsenko, Semjon, 251, 490, 589
- Guo, Moruo (Kuo Mo-Yo) 229, 466-467
- Haenisch, Walther 593
- Halkin, Samuel 251, 498, 591-592
- Hall, Owen 573
- Halpern, Olga 542, 564, 617-618
- Hamburger Volkszeitung (Hamburg) 615
- Hameliz (Kiew) 246
- Han, Schi-dshung 545, 546, 547, 620
- Hart, Walter 589
- Hasek, Jaroslav 257
- Hausner, Gideon 622
- Hay, Julius 593
- Hazefirah 246
- Hebbel, Friedrich 171, 275
- Heine, Heinrich 125, 158, 230, 265, 271, 534, 580, 617
- Herder, Gottfried 545, 617
- Herzer, Ludwig 584
- Herwegh, Georg 170, 274
- Herzfeldt, Johanna 537, 541, 614
- Herzl, Theodor 577, 596
- Heute und Morgen (DDR) 615
- HIAS 268
- HICEM, 268
- Hillel 118, 262-263
- Hitler, Adolf 93, 114, 117, 332, 470, 499
- Hochschule für Fremdsprachen Shanghai 17
- Hoffmann, E.T.A. 257
- Hofstein, David 251, 497, 591
- Hofmannsthal, Hugo von 257, 274
- Hong, Shen 227
- Hong, Xiuquan 233
- Hsia Minchuan 533, 535, 610
- Hsia, Paul 532, 533,
- Hsia Sze-Sung 533
- Hsia, Yen (s. Xia Yan)
- Hsiao Tsch'ien (Siao Qian) 465, 467, 468, 581
- Hu, Shi 245, 466, 467, 582
- Huacheng (Guangzhou) 615
- Huch, Ricarda 47, 59, 235-236
- Humanité Nouvelle (Paris) 552, 626
- Humboldt, Alexander von 580, 581
- Hurley, Patrick J. 123, 124, 264
- Hwang, Tsun-lan 544, 619
- Ibsen, Henrik 55, 227, 240
- Internationale Arbeiterhilfe 69, 244
- Internationale Bibliothek 256
- Internationale Literatur (Moskau) 234, 251, 264, 265, 507, 514, 515, 561, 563-566, 567, 568, 585, 586-592, 593, 601, 605, 610, 616, 617, 618

- Internationale Vereinigung Revolutionärer  
 Schriftsteller 13
- Jacobsohn, Louis 610  
 Je Dschän-jing (Ye Jianying)  
 Jiang, Qing 627  
 Jin, Jingmai 626  
 Jewtuschenko, Jewgenij 549, 606, 623  
 Jiddisches Staatstheate, 245–246  
 Jones, Sidney 573  
 Jüdische Rundschau (Berlin) 14, 514, 607  
 Jüdisches Antifaschistisches Komitee 262
- Kantonesischer Schriftstellerverband 536,  
 539–540, 615  
 Keats, John 77, 249–250  
 Keller, Gottfried 158, 528, 604  
 Kisch, Egon Erwin 603  
 Kittner, Alfred 551, 555, 625  
 Kleist, Anna von (Anna Wang) 537, 614  
 Kleist, Heinrich von 616, 621  
 Klub ausländischer Arbeiter 247  
 Knöpfelmacher, Wilhelm 94, 253, 328–329,  
 568  
 Kollwitz, Käthe 584  
 Kolzow, Mikhail 595  
 Konfuzius (Kong Zi) 62, 106, 185, 229, 249,  
 255, 257, 263, 272, 322, 566, 575  
 Korn 514, 595  
 Kornejschuk, Alexander 524, 525  
 Kornejschuk, Marietta 526, 603  
 Krasnaja zuezda (Moskau) 588  
 Kreuzer, Helmut 13  
 Kropotkin, Pjotr 583  
 Kuhn, Béla 528, 605  
 Kuleschow, Arkadi 251  
 Kung, Hsiang-Hsi (Kong Xiangxi) 106,  
 257–258  
 Kurella, Alfred 526, 602  
 Küttner, Ulla 542, 544, 617, 619  
 Kwitko, Leib 251, 457, 460, 495, 496, 590, 591
- Lange, Helene 235
- Lao, She (Lao Schi) 467, 582–583  
 Lao Tse (Laozi) 100, 226, 255, 263, 608  
 Lask, Berta 533, 610–611  
 Lask, Mira 587, 610  
 Lasker-Schüler, Else 561  
 Lehár, Franz 584  
 Lenin, W. I. 604, 620  
 Lenin-Institut 226, 246, 593  
 Leonhard, Rudolf 526, 602–603  
 Leontjewna, Werscheskaja Natalia 262  
 Leschnitzler, Franz 528, 605  
 Lessing, Gotthold Ephraim 171, 259, 275  
 Levin, Markus 455, 580  
 Li, Dazhao 574  
 Li, Dji (Li Ji) 478, 586–587, 615  
 Li, Jishen 278  
 Li, Lisan 230  
 Li, Tai-Bai (Li Bai) 97, 230, 231, 253, 273,  
 324–326, 566–567  
 Liga für Menschenrechte 256  
 Lin, Biao 197, 275, 276  
 Lin, Erh-Kang 529, 532, 534, 587, 606  
 Lin, Zhexu 231  
 Linksfront 618  
 Literatur der Weltrevolution 602  
 Literatura i iskusstvo (Moskau) 260  
 Literaturnaya Gaseta (Moskau) 260, 265, 528,  
 605  
 Literaturnaja Obosreniye (Moskau) 528, 606  
 Liu, An 243  
 Liu, Shaoqi 230, 625  
 Lorent, Richard 572  
 Lu, Hsün (Lu Xun) 103, 167, 229, 237, 245,  
 256, 273, 466–467, 532, 536, 582, 583–584,  
 613  
 Lu-Ssün-Akademie 426, 576, 584  
 Lü, Bu We 608  
 Luitpold, Josef 516, 596–597  
 Lukács, Georg 603  
 Lunatscharski, Anatolij 606  
 Lysohorsky, Ondra 491, 492, 589–590
- Ma, Fantuo (s. Yuan Schui-Pai)  
 Ma, Yin-Tschu 111, 259, 609

- Magazin für alle 602  
 Majakowski, Wladimir 524, 525, 600, 605  
 Malenkow, Georgij 527–528, 603  
 Manger, Izchak 558, 629  
 Mann, Erika 592  
 Mao, Schen 175  
 Mao, Tse-Tung (Mao Zedong) 61, 73, 100,  
 123, 127, 129, 159, 213, 235, 242, 244, 247,  
 254, 264, 277, 279, 426, 522, 551, 553, 554,  
 558, 576–577, 586, 625, 627, 628  
 Mao, Tun (Mao Dun) 467, 582, 615  
 Markisch 460, 591  
 Marshall, George Catlett 133, 267, 279  
 Marvan, Jiri 589  
 Marx, Karl 98, 205, 254, 274, 442, 620  
 Maschler, Eliezer 14  
 Maschler Oskar 14, 261, 561–562  
 Mayenburg, Ruth von 248  
 McCarthy, Joseph 235  
 Mei, Ling 467  
 Men Dhan-Nü (Meng, Jiangnü) 154, 185,  
 270–271  
 Menorah (Wien) 14, 570  
 Menzius (Meng Zi) 258, 575  
 Mikhoels, Salomon 245, 262  
 Minzhu Wenxue (Beijing) 615  
 Modeng Jushe 227  
 Molière, Jean-Baptiste 525  
 Monde (Paris) 602  
 Moskauer Künstlertheater 238, 241, 247  
 Mozart, Wolfgang Amadeus 330, 333  
 Möller, Irmgard 271  
 Möng Dsö (s. Menzius)  
 Mulan (Hua, Mulan), 47, 234, 475, 586  
 Münzenberg, Willi 244  
 Musenalmanach (Berlin) 580  
 Mussolini, Benito 386, 400  
 Mutterschutz (Berlin) 235  
 Nanguo She 227, 237  
 Nanjing Universität 17, 527, 529, 531, 534, 603  
 Nanjing Daxue Xuebao (Nanjing) 613  
 Nation (Zürich) 581  
 National Review (USA) 605  
 Neue Deutsche Blätter 589  
 Neue Deutsche Literatur (Berlin) 532, 533,  
 539, 542–543, 545, 546, 569, 603, 615, 618,  
 621, 622  
 Neue Freie Presse (Wien) 462  
 Neue Rheinische Zeitung 254  
 Neues Deutschland (Berlin) 532, 548, 549, 623  
 Nietzsche, Friedrich 400  
 Nkrumas, Kwame 545, 620  
 Nohl, Johannes 542, 544–545, 547, 616, 617  
 Nowy mir (Moskau) 588  
 O'Neil, Eugen 240  
 Organisation der Familienmitglieder revolu-  
 tionärer Kämpfer und Märtyrer 534, 611  
 Ostjüdische Zeitung (Czernowitz) 14, 15, 561,  
 570–571, 577  
 Ouyang, Yuqian 227  
 Pasternak, Boris 590  
 Paul, Jean 580  
 Peking Review (Beijing) 547, 550, 552, 622  
 Pekinger Rundschau (s. Peking Review)  
 Peiping Chronicle 190, 277  
 Perleburg, Max 597–598  
 Pieck, Arthur 526, 601  
 Pieck, Wilhelm 255–256, 526, 600–601  
 Pilsudski, Józef Klemens 171, 274  
 Piscator, Erwin 245  
 Prawda (Moskau) 527, 528, 604, 617  
 Preußen, Louis Ferdinand von 580  
 Puschkin, Alexander 251  
 Qu, Qiubai 230  
 RAPP 251, 260  
 Rathenau, Walther 608  
 Reinhardt, Max 238  
 Rembrandt, Harmensz van Rijn 499  
 Renmin Wenxue (Beijing) 582, 615  
 Renmin Zhongguo (Beijing) 581  
 Repin 499  
 Riha, Karl 13  
 Rilke, Rainer Maria 590

- Rimbaud, Arthur 586  
 Rodenberg, Hans 526, 601  
 Rohder, Felicitas 589  
 Rolland, Romain 499  
 Rote Fahne (Beijing) 547, 622  
 Rote Fahne (Wien) 552, 553, 626, 627, 629  
 Roter Pfeffer 602  
 Rothschild, Recha 537, 538-539, 545, 614, 621  
 Ryłski, Maxim 251
- Sadowski, J. 528, 606  
 Saint-Simon, Claude-Henri 454, 455, 579  
 Scharmer, Fritz 578-579  
 Schewtschenko, Taras 251, 481, 587-588  
 Schier, Peter 572  
 Schiller, Friedrich 158, 609  
 Schlamm, Willi 528, 604-605  
 Schlegel, Friedrich 580  
 Schmidt-Elgers, Paul 543, 619  
 Schnitzler, Arthur 274, 446-447, 578  
 Scholochow, Michail 618  
 Scribe, Augustin Eugène 238  
 Seghers, Anna 603  
 Seldowitz, Maria 508, 514, 595  
 Shanghai Xiju Xueshe 227  
 Shakespeare, William 245, 592  
 Shang, Chengzhu 611  
 Shelesnow, Pawel 251, 508  
 Shen, Fu 273  
 Shikan (Beijing) 615  
 Shukowski, Wassili 587  
 Siao San (Emi Siao) 244, 247  
 Simonow, Konstantin 251, 487, 489, 588  
 Simplicissimus (Wien) 604  
 Sinn und Form (Berlin) 612  
 Slansky, Rudolf 528, 605  
 Smedley, Agnes 47, 235, 624  
 Snow, Edgar 235, 624  
 Song, Ailing 257  
 Song, Jiaoren 239  
 Song, Meiling 257  
 Song, Qingling 257  
 Sovetskoe iskusstvo (Moskau) 260  
 Sowetisch Heimland 591
- Sowjetischer Schriftstellerverband 238, 251,  
 260-261, 265, 507, 513, 592, 617  
 Spence, Jonathan D. 577  
 Sperber, (Margul-Sperber), Alfred 551, 555,  
 558, 624, 628  
 Spiel, Oskar 578-579  
 Spinoza, Baruch III, 259  
 Ssu Dshau-dshöng (Su Zhaozheng) 375, 376,  
 381-382, 387-390,, 402, 411, 414, 426, 431,  
 573  
 Stachanow, Aleksej 246  
 Stalin, J. 103-105, 188, 241, 246, 247, 524, 528,  
 604  
 Stanislawski, Konstantin 73, 238, 247-248  
 Stephen, Alexander 603  
 Stern, 605  
 Stern, Kurt 603  
 Stijenski, Radule 251  
 Stilwell, Joe 235, 264  
 Strobl, Franz 626  
 Stöcker, Helene 47, 235  
 Storm, Theodor 230  
 Stiebs 538  
 Strindberg, Johan August 227  
 Strong, Anna Louise 550, 624  
 Sun, Yat-sen (Sun Zhongshan) 54, 198, 234,  
 238-240, 249, 257, 418, 426, 574, 576,  
 Sun, Yat-sen Universität (s. Zhongshan Uni-  
 versität)  
 Sung, Tzi-Wen (Song Ziwen) 106, 164, 179,  
 198, 204, 207, 257  
 Sutzkewer, Abram 251, 499, 592
- Tagore, Abanindranath 229  
 Tang, Tschio Tschia 467  
 Tao, Yuanming 232  
 Thälmann, Ernst 615  
 Theater der Zeit (DDR) 602  
 Thu, Fu (Du Fu) 167, 230, 231, 253, 272-273,  
 324-326, 566-567  
 Tian, Han 226, 227, 237, 242,  
 Tientsiner jüdische Gemeinde 195, 207, 278  
 Tolstoj, Leo 250-251  
 Tongmeng Hui 234, 239, 249

- Toussaint Louverture 469, 585  
 Trajan 451  
 Truman, Harry S. 188, 279  
 Tschechow, Anton 37, 55–56, 227, 231, 237, 241, 247,  
 Tschen, Li-Fu (Chen, Lifu) 106–107, 257  
 Tschiang, Kai-Schek 77, 84, 101, 106, 108, 122–124, 126–127, 129, 135, 145, 159, 178, 198, 207, 239–240–242, 249, 257, 258, 264, 267, 268, 276, 279, 628  
 Tschiang, Tsching-Kuo 178–179, 276  
 Tssju, Dshing (Qiu Jin) 47, 145, 234–235  
 Tu, An 522  
 Thürk, Harry 541, 615  
 Uhse, Bodo 535, 603, 611–612  
 Uj hang (Moskau) 617  
 UNHCR 267  
 UNICEF 267  
 UNO 267  
 U.N.R.R.A. 135, 267  
 Urquiso (Don Raphael d'Urquijo) 455, 581  
 Van Gogh, Vincent 586  
 Vanguara (Australien) 552, 626  
 Varnhagen, Rahel (Levin-Varnhagen) 454–456, 580–581  
 Varnhagen, Karl August 456, 580–581  
 Verband fortschrittlicher Frauenvereine 235  
 Verlag für Fremdsprachen (Moskau) 246, 514, 594  
 Verlag für Fremdsprachen (Beijing) 529, 530  
 Voix du People (Brüssel) 552, 626  
 Volkszeitung (Beijing) 547, 622  
 Volkszeitung (DDR) 602  
 Volkszeitung (Mainz)  
 Vorwärts (DDR) 602  
 Vulpus, Christian August 609  
 Vulpus, Christiane 609  
 Vulpus, Wolfgang 530, 608–609  
 Wachtangow Theater 226  
 Walter, Hans-Albert 593  
 Walther 514, 595  
 Wang, Bao-Tschan 154, 185, 271  
 Wang, Bingnan 614  
 Wang, Han 405, 575  
 Wang, Jifeng 18–19, 227  
 Wang, Pi-Tzi 74, 248  
 Wang, Tschü, (Wang Ji) 38, 232–233  
 Wang, Tsching-Hsüan 466  
 Wang, Zhaojun 240  
 Wassermann, Jakob 171, 274  
 Weber, Max 562  
 Wedemeyer, Albert 124, 264  
 Weimarer Beiträge (Weimar) 618  
 Weimarer Intellektuellenklub 541  
 Weinert, Erich 513, 514, 595  
 Weinert, Ly 513, 595  
 Weininger, Clara 550, 624, 628  
 Weininger, Simon 552, 555, 624  
 Weiskopf, F. C. 526, 589, 603  
 Weizmann 460  
 Welt am Sonntag 605  
 Weltliteratur (Beijing) 545, 621  
 Wentscher, Dora 542–549, 616, 617, 618, 621, 624  
 Wenxue Jikan (Beijing) 240  
 Wenyi Bao (Beijing) 581, 615  
 Werfel, Franz 596  
 Wergelis, Aaron 251, 496, 590–591  
 Werner, Klaus 14, 562  
 Whampoa (Huangpu Junxiao) 239, 249, 254  
 Whitman, Walt 229, 585  
 Wiener Morgenzeitung (Wien) 14, 577  
 Wilde, Oscar 392, 574  
 Wilhelm, Richard 255, 273, 530, 607–608  
 Wolf, Friedrich 517, 526, 593, 594, 597, 598, 601  
 Wu, Jingzi 608  
 Wurgan, Samed 251  
 Wyssotzkaja, Olga 251  
 Xia Yan (Hsia Yen) 226, 237, 517, 597–598  
 Xiaoshuo Xuankan (Beijing) 615  
 Xiaoshuo Yuebao (Beijing) 582  
 Xin Guancha (Beijing) 615  
 Xin Qingnian (Beijing) 574, 582

- Xinyou Jushe 16, 226, 227, 237, 241,  
 Xu, Guangping 582
- Yang, Tschu (Yang Zhu) 76, 249  
 Yang, Zhidong 13, 624  
 Ye, Fung-Dshe 587  
 Yiwen (Shanghai) 582  
 Ying, Yunwei 227  
 Yuan, Muzhi 237  
 Yuan, Schui-Pai 532, 567, 610  
 Yuan, Shikai 239  
 Yusi (Shanghai) 256
- Zeit im Bild (DDR) 617  
 Zeitschrift für Theater, Musik, Film, Tanz  
 (Moskau) 601  
 Zentrales Literaturarchiv 252, 265  
 Zhang, Penggao 20, 549, 553–554, 555, 624,  
 626  
 Zhang, Xueliang 628  
 Zhang, Zuolin 574  
 Zhao, Shuli (s. Dschao Schu-li)  
 Zhongguo Funü (Shanghai) 234  
 Zhongguo Funü (Beijing) 279  
 Zhongshan (Sun Yat-sen) Universität 17, 20,  
 535, 544, 612  
 Zhou, Haiying 582  
 Zhu, De (Chu Teh) 235  
 Zhu, Chengjian (Wang Guanghua) 227,  
 Zhu, Chengzhong 227  
 Zhu, Kechang (Zhu Mei) 18, 227  
 Zhu, Xiangcheng 13, 16–19, 226–227, 237,  
 240, 241, 244, 247, 564–565, 598  
 Zhuang Zi (Dshuang Dse) 249, 405, 575  
 Zi Si 575  
 Zimmering, Max 542, 616–617  
 Zschech, Fritz 537, 538–539, 614–615  
 Zuckermann, Izak 264  
 Zuopin (Guangzhou) 615  
 Zwei Welten (Moskau) 610, 617  
 Zweig, Arnold 526, 528, 530, 531, 533, 596,  
 601, 604, 607, 609  
 Zweig, Stefan 335–337, 462–464, 515, 568, 581  
 Zwitajewa, Marina 590

# böhlau Wien neu

## Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur

In Verbindung mit Claudio Magris herausgegeben von  
Klaus Amann und Friedbert Aspetsberger  
Die Bände 1–16 sind im Verlag Athenäum, Königstein,  
erschienen. Eine Auswahl:

**20: Roland Innerhofer,  
Kulturgeschichte zwischen den beiden Weltkriegen:  
Egon Friedell.**

Mit einem Beitrag von Johann Hinterhofer.  
1991. 177 S. Br. ISBN 3-205-05362-1

**21: Stephanie Heckner,  
Die Tropen als Tropus.**

Zur Dichtungstheorie Robert Müllers.  
1991. 203 S. Br. ISBN 3-205-05353-2

**22: Ernst H. Gombrich,  
Gastspiele.**

Aufsätze eines Kunsthistorikers zur  
deutschen Sprache und Germanistik.  
Übersetzt v. Dorothea McEwan.  
1991. 133 S. 12 SW-Abb. Br. ISBN 3-205-05439-3

**23: Murray G. Hall / Gerhard Renner (Hg.),  
Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer  
Autoren.**

2., stark erw. u. erg. Aufl.  
1995. Geb. ISBN 3-205-98371-8

**24: Judith Klein,  
Literatur und Genozid.**

Darstellungen der nationalsozialistischen Massenvernichtung in der  
französischen Literatur. 1992. 207 S. Br. ISBN 3-205-05536-5

# böhlau Wien neu

**25: Daniela Strigl,**

**„Wo niemand zuhaus ist, dort bin ich zuhaus“.**

Theodor Kramer – Heimatdichter und  
Sozialdemokrat zwischen den Fronten.

1993. 268 S. Br. ISBN 3-205-98069-7

**26: Viktor Zmegac,**

**Tradition und Innovation.**

Studien zur deutschsprachigen  
Literatur seit der Jahrhundertwende.

1993. 296 S. Br. ISBN 3-205-98007-7

**27: Helga Strallhofer-Mitterbauer,**

**NS-Literaturpreise für österreichische Autoren.**

Eine Dokumentation.

1994. 152 S. Br. ISBN 3-205-98204-5

**32: Andrea Capovilla,**

**Der lebendige Schatten**

Film in der Literatur bis 1938

1994. 164 S. Br. ISBN 3-205-98300-9

**41: Marcus G. Patka**

**Egon Erwin Kisch**

Stationen im Leben eines streitbaren Autors

1997. 581 S. Geb. ISBN 3-205-98612-1

**43: Jürgen Doll,**

**Theater im Roten Wien**

Vom sozialdemokratischen Agitprop zum dialektischen Theater  
Jura Soyfers

1997. 454 S. Br. ISBN 3-205-98726-8

böhlauWien

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung!

# böhlau Wien neu

**Otto Brusatti/Christoph Lingg**

**Apropos Czernowitz**

1999. 144 S. Geb. zahlreiche SW-Abb. ISBN 3-205-99149-4

Czernowitz, heute Gebietshauptstadt der Ukraine mit ca. 300.000 Einwohnern, historischer Mittelpunkt der Bukowina und altösterreichische Parallelstadt, ist noch fast vollständig, wenn auch restaurierungsbedürftig, erhalten geblieben. Eine Stadt voll aktiven Lebens, die Kunstszene ebenso wie die Universität. Otto Brusatti und Christoph Lingg haben eine Reisenovelle geschaffen, die überraschende und unkonventionelle Wege zu Stadt und Menschen findet: Der Jüdische Friedhof als Filmkulisse, die rechte Burschenschaftsszene, die „Kaiserhymne“ memorierend, als Fenster in die Vergangenheit, die Gedichte Paul Celans als Sprachgerüst für die Stadtdurchwanderungs-Novelle, Namen wie Rose Ausländer, Klara Blum, Leopold von Sacher-Masoch, Karl Emil Franzos werden lebendig.

# böhlauWien

wissenswert · sehenswert

Besuchen Sie die Homepage des Böhlau Verlags Wien

[www.boehlau.at](http://www.boehlau.at)



FWF-BIBLIOTHEK

InventarNr.: D3057

Standort: \_\_\_\_\_

Zhidong Yang, Dr. phil.,  
geboren 1957 in Shenyang, VR China.  
Studium der Germanistik, Literaturwissen-  
schaft und Theaterwissenschaft in China  
und Deutschland. Assistentin an der  
Zentralen Akademie für Theater in Beijing.  
1995 Promotion an der Universität-GH  
Siegen. Die Herausgeberin lebt zur Zeit  
in Klagenfurt.

Veröffentlichung u.a.: Klara Blum – Zhu  
Bailan (1904–1971). Leben und Werk einer  
österreichisch-chinesischen Schriftstellerin.  
1996.

Die repräsentative und kommentierte  
Auswahledition der österreichisch-  
jüdischen Schriftstellerin Klara Blum  
(1904–1971) vereint ihre Lyrik, Publi-  
zistik und Erzählprosa, die das ost-  
jüdische Stetl mit seinen Legenden und  
Mythen, das Rote Wien der zwanziger  
Jahre, Moskau vor und nach dem  
Zweiten Weltkrieg sowie die kommu-  
nistische Herrschaft in China reflektiert.  
Der Schwerpunkt ihres journalistischen  
Schaffens liegt in der Wiener Zeit.  
Die Edition der Werkauswahl umfaßt  
aber auch ihren wichtigsten Roman,  
„Der Hirte und die Weberin“, sowie  
Gedichte, Erzählungen, Novellen,  
Reportagen, Lebenszeugnisse und  
Briefe aus fünf Jahrzehnten.  
Der Band enthält einen umfassenden  
Quellentext und eine Bibliographie.



9 783205 991526

ISBN 3-205-99152-4  
<http://www.boehlau.at>